Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

(April — Mai — Juni 1891.)

Band LXVII.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ernst Gimpel. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchhandlung. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Alexander Degenmann. Sotschek & Co. — Chicago, Kölling & Klappenbach. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Wilde & Co. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Kapstadt, A. Braun. — Konstantinopel, Lorentz & Keil, Hofbuchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn, Hofbuchhandlung. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Scholl & McGee. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli, Hofbuchhandlung. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Heinrich Detken, Hofbuchhandlung. F. Furchheim. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, L. Rudolph's Buchhandlung. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, C. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli's Filiale. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferdinand Wassermann. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel's Buchhandlung. — Rio de Janeiro, Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co., Hofbuchhandlung. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, C. Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm Wwe. — Valparaiso, C. F. Niemeyer — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn, Hof- & Universitäts-Buchhandlung. Wilhelm Frick, Hofbuchhandlung. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Universitäts-Buchhandlung. — Yokohama, H. Ahrens & Co. Nachf. — Zürich, C. M. Ebell. Meyer & Zeller. Orell Füßli & Co. Sortiment (Albert Müller).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd 67

25459
14/12/92

Inhalts-Verzeichniß

zum

Siebenundsechzigsten Bande (April — Juni 1891.)

		Seite
I.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** XIX./XXIV.	1
II.	Willkürliche und unwillkürliche Bewegung. Von **W. Henke.** I. VII. (Schluß.)	33
III.	Hundert Jahre italienischer Bildnißmalerei. Von **Karl Woermann**	52
IV.	Die Bekehrung Constantin's des Großen. Von **Otto Seeck**	73
V.	Casati's Aequatoria. Von **Paul Reichard**	85
VI.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **W. Lang.** Erster Aufenthalt in Hamburg. (1795—1798.) I. VIII.	98
VII.	Der erste Katarakt. Von **Georg Ebers**	126
VIII.	Politische Rundschau	138
IX.	Ilse Frapan. Von **Ernst Wechsler**	144
X.	Alltagsleben einer deutschen Frau. Von **J. Lessing**	148
XI.	Urtheil eines Arztes über J. J. Rousseau. Von **Lady Blennerhassett**	150
XII.	Familiennotiz über **J. M. R. Lenz**	154
XIII.	Literarische Notizen	158
XIV.	Literarische Neuigkeiten	160
XV.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** XXV./XXX.	161
XVI.	Die Wechselbeziehungen der Organismen. Von **Eduard Strasburger**	192
XVII.	Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben. Von **W. Lang.** Erster Aufenthalt in Hamburg. (1795—1798.) IX. X.	208
XVII.	Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift von der Staatsverfassung der Athener. Von **Th. Gomperz**	219
XIX.	Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. Von **Graf Joachim Pfeil**	237

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Maritime Trugschlüsse. Von Vice-Admiral **Batsch**	248
XXI.	Ueber die Lehre vom Gewissen. Akademische Rede von **G. Rümelin.** (Tübingen 1848.)	261
XXII.	Erinnerungen an Heinrich Schliemann. Von **Arthur Milchhöfer**	278
XXIII.	Leben um zu lieben. Erzählung von **Salvatore Farina.** I./III.	290
XXIV.	Politische Rundschau	307
XXV.	Literatur und Kunst	313
XXVI.	Literarische Notizen	316
XXVII.	Literarische Neuigkeiten	320
XXVIII.	Scenischer Epilog zur Festvorstellung des Weimarer Theaters am 7. Mai 1891. Von **Ernst von Wildenbruch**	321
XXIX.	Unwiederbringlich. Roman von **Theodor Fontane.** XXXI. XXXIV. (Schluß.)	325
XXX.	Niels W. Gade. Von **Philipp Spitta**	340
XXXI.	Briefe von Darwin. Mit Erinnerungen und Erläuterungen von Professor **W. Preyer** in Berlin	356
XXXII.	Juvenal, der römische Satiriker. Von **E. Hübner**	391
XXXIII.	Zeitphrasen. Von **Otto Seeck**	407
XXXIV.	Leben um zu lieben. Erzählung von **Salvatore Farina.** IV./VI.	422
XXXV.	Graf Moltke	440
XXXVI.	Wohlfahrtseinrichtungen der Reichspost. Von **Georg Adler**	443
XXXVII.	Die Berliner Theater. Von **Karl Frenzel**	447
XXXVIII.	Politische Rundschau	462
XXXIX.	Grillparzer's Gedichte	468
XL.	Graf Caylus. Von **C. G. Bruno**	469
XLI.	Zur englischen wissenschaftlichen Literatur. Von **Anton E. Schönbach**	471
XLII.	Antike Städtebilder im Süden Kleinasiens. Von **Gusta Hirschfeld**	474
XLIII.	Literarische Notizen	477
XLIV.	Literarische Neuigkeiten	480

Unwiederbringlich.

Roman

von

Theodor Fontane.

Neunzehntes Capitel.

Vier Wochen waren seitdem vergangen, und Mitte November war heran. Holk hatte sich kopenhagensch eingelebt, nahm Theil an dem kleinen und großen Klatsch der Stadt und dachte mitunter nicht ohne Bangen daran, daß in abermals sechs Wochen das eintönige Leben auf Holkenäs wieder in Aussicht stehe. Die Briefe, die von dorther eintrafen, waren nicht geeignet, ihn andren Sinnes zu machen; Christine, seit sie von der Pensionsreise zurück war, schrieb zwar regelmäßiger, und unterließ sogar alle verdrießlichen Betrachtungen; aber eine gewisse Nüchternheit blieb und vor Allem der doctrinäre Ton, der ihr nun einmal eigen war. Und gerade dieser Ton, mit seiner Beigabe von Unfehlbarkeit, war es, wogegen Holk sich innerlich immer wieder auflehnte. Christine war in Allem so sicher; was stand denn aber fest? Nichts, gar nichts, und jedes Gespräch mit der Prinzessin oder gar mit Ebba war nur zu sehr dazu angethan, ihn in dieser Anschauung zu bestärken. Alles war Abkommen auf Zeit, Alles jeweiliger Majoritätsbeschluß; Moral, Dogma, Geschmack, Alles schwankte, und nur für Christine waren alle Fragen gelöst, nur Christine wußte ganz genau, daß die Prädestinationslehre falsch und zu verwerfen und die calvinistische Abendmahlsform ein „Affront" sei; sie wußte mit gleicher Bestimmtheit, welche Bücher gelesen und nicht gelesen, welche Menschen und Grundsätze gesucht und nicht gesucht werden müßten, und vor Allem wußte sie, wie man Erziehungsfragen zu behandeln habe. Gott, wie klug die Frau war! Und wenn sie dann wirklich einmal zugab, eine Sache nicht zu wissen, so begleitete sie dies Zugeständniß mit einer Miene, die nur zu deutlich ausdrückte: solche Dinge braucht man auch nicht zu wissen.

In dieser Richtung gingen Holk's Betrachtungen, wenn er des Morgens von seinem Fenster aus auf die stille Dronningens-Tvergade hernieder sah, die,

so still sie war, doch immer noch einen lebhaften Verkehr hatte, verglichen mit der einsamen Fahrstraße, die von Schloß Holkenäs nach Dorf Holkeby hinunterführte. Und wenn er so sann und dachte, dann klopfte es, und die Wittwe Hansen oder auch wohl die schöne Brigitte trat ein, um den Frühstückstisch abzuräumen, und war es die gesprächige Wittwe, so war er ganz Ohr bei Allem, was sie sagte, und war es die schweigsame Brigitte, so war er ganz Auge und ihrem Bilde hingegeben. Es lag etwas in diesem Verkehr, das, trotzdem beide Frauen, und besonders Brigitte, keineswegs interessant waren, unsren Holk doch immer wieder anregte, wenngleich er in der Hansenfrage längst klar sah und von Geheimnißvollem keine Rede mehr sein konnte. Der Kaiser von Siam war immer unsichrer, der „Sicherheitsbeamte" dagegen immer sichrer geworden; Alles war genau so, wie's Pentz erzählt, indessen die Dehors blieben gewahrt und ebenso die kleinen Aufmerksamkeiten, die Beide dem Holk'schen Geschmack geschickt anzupassen wußten, und so kam es denn, daß dieser den allmorgentlichen Begegnungen mit Mutter und Tochter mit einer Art Behagen entgegensah, besonders seit er fühlte, daß diese Begegnungen aufgehört hatten, irgendwie gefährlich für ihn zu sein. Ob er sich bewußt war, worin dies Aufhören aller Gefahr eigentlich wurzelte? Vielleicht sah er persönlich nicht klar darin, aber Andre sahen nur zu deutlich, daß es Ebba war.

In der Politik ging inzwischen Alles ruhig seinen Gang. Erst für Anfang December war ein neuer Ansturm geplant, hinsichtlich dessen die Meinung der Prinzessin dahin lautete, daß für diesmal, und zwar aus Klugheit, dem Ansturme nachzugeben sei; im selben Augenblicke, wo Hall gehe, werde das Land auch schon einsehen, was es an ihm gehabt habe. Dieser Ansicht schloß sich der prinzliche Hof natürlich an, und Holk war eben im Begriff, in eben diesem Sinne an Christine zu schreiben und ihr die staatsmännische Bedeutung Hall's auseinanderzusetzen, als Pentz eintrat.

„Nun, Pentz, was gibt mir so früh schon die Ehre . . ."

„Große Neuigkeit."

„Louis Napoleon todt?"

„Wichtiger."

„Nun dann muß das Tivoli abgebrannt oder die Nielsen katarrhalisch afficirt sein."

„Es hält sich zwischen beiden: wir gehen morgen nach Fredericksborg."

„Wir? wer sind „wir"?"

„Nun, die Prinzessin und Alles, was ihr zugehört."

„Und morgen schon?"

„Ja. Die Prinzessin ist nicht für Halbheiten, und wenn sie etwas vor hat, so müssen Plan und Ausführung womöglich zusammenfallen. Ich bekenne, daß ich lieber hier geblieben wäre. Sie kennen Fredericksborg noch nicht, weil Sie sich als dänischer Kammerherr der Aufgabe, dänische Schlösser *nicht* kennen zu lernen, mit einer merkwürdigen Nachhaltigkeit unterzogen haben. Und weil Sie Fredericksborg noch nicht kennen, so können Sie's drei Tage lang dort aushalten oder im Studium von allerlei Krimskrams, von Perrückenbildern und Runensteinen auch wohl drei Wochen lang. Denn es gibt manches Derartige

da zu sehen: einen Elfenbeinkamm von Thyra Danebod, einen Haarbüschel à la Chinoise von Gorm dem Alten und einen eigenthümlich geformten Backzahn, in Betreff dessen die Gelehrten sich streiten, ob er von König Harald Blauzahn oder von einem Eber der Alluvial-Periode herstammt. Ich persönlich bin für das Erstere. Denn was heißt Eber? Eber ist eigentlich gar nichts, schon deshalb nicht, weil die historische Notiz im Katalog immer die Hauptsache bleibt und über einen Eber meistens nur sehr wenig, über einen halb sagenhaften Seekönig aber sehr viel zu sagen ist. Ich bin Ihres Interesses für derlei Dinge ziemlich sicher, und als Genealoge werden Sie die Haraldblauzahn'schen Verwandtschaftsgrade zu Ragnar Lodbrok oder vielleicht sogar zu Rolf Krake feststellen können. Also für Sie, Holk, ist am Ende gesorgt. Aber was mich angeht, ich bin nun mal mehr für Lucile Grahn und für Vincent und wenn es nicht anders sein kann, selbst für eine ganz alltägliche Harlequin-Pantomime."

„Glaub's," lachte Holk.

„Ja, Sie lachen Holk. Aber wir sprechen uns wieder. Ich redete da vorhin was von drei Wochen; nun ja, drei Wochen mögen gehen, aber sechs und richtig gerechnet beinah sieben, — denn die Prinzessin schenkt einem keine Stunde und hat kein Fiducit zum neuen Jahr, wenn sie das alte nicht in Fredericksborg zu Grabe geläutet hat, — sieben Wochen, sag' ich, das ist muthmaßlich auch für Sie zu viel, trotzdem Pastor Schleppegrell ein Charakter und sein Schwager Dr. Bie eine komische Figur ist. Mißverstehen Sie mich übrigens nicht, ich weiß recht gut, was ein Charakter und noch mehr, was eine komische Figur unter Umständen werth ist; aber für sieben Wochen ist das Alles zu wenig. Und wenn es nicht schneit, so regnet es, und wenn Regen und Schnee versagen, so stürmt es. Ich habe schon viele Windfahnen quietschen und viele Dachrinnen und Blitzableiter klappern hören, aber solch' Geklapper wie in Fredericksborg gibt es nirgends mehr in der Welt. Und hat man Glück, so spukt es auch noch, und ist es keine todte Prinzessin, so ist es eine lebendige Kammerfrau oder eine Hofdame mit wasserblauen Stechaugen . . ."

„Ach, Pentz, daß Sie nichts sprechen können, ohne dem armen Fräulein einen Tort anzuthun. Denn die Hofdame mit den Stechaugen, das soll doch natürlich die Rosenberg sein. Wären Sie nicht fünfundsechzig und wüßt' ich nicht, daß Sie zu andern Göttern schwören, ich glaubte wahrhaftig, Sie wären in Ebba verliebt."

„Das überlasse ich Andern."

„Erichsen?"

„Versteht sich, Erichsen." Und er lachte herzlich.

* * *

Tags darauf, gerad' um die Mittagsstunde, hielten zwei Wagen vor dem Palais der Prinzessin, deren Dienerschaft mit sammt dem Gepäck schon eine Stunde vorher, und zwar unter Benutzung der nach Helsingör führenden Eisenbahn, aufgebrochen war. Man vertheilte sich in den zwei Wagen wie damals auf der Rückfahrt von der Eremitage her, im ersten Wagen saß die Prinzessin mit der Schimmelmann und Ebba, im zweiten die drei Herren. Es war ein sonnenloser Tag, und graue mächtige Wolkenmassen zogen am Himmel hin. Aber

der Ton, den diese Wolkenmassen der Landschaft gaben, ließen den Reiz derselben nur um so größer erscheinen, und als man den Fure-See, der etwa halber Weg war, an seinem Ufer hin passirte, hob sich Ebba von ihrem Sitz und konnte sich nicht satt sehen an der stahlfarbenen leisgekräuselten Fläche, die die drüberhin fliegenden Möven mit ihren Flügeln fast berührten. Das Ufer stand in dichtem und weit in den See hineinwachsenden Schilf, und nur dann und wann kamen Weiden, deren blätterlose Zweige bis tief herabhingen. An der andern Seite des Sees aber zog sich ein dunkler Waldstrich, drüber ein Kirchthurm aufragte. Dazu tiefe Stille, nur unterbrochen, wenn aus dem Walde ein vereinzelter Schuß fiel oder das Gerassel des auf tausend Schritt Entfernung vorüberfahrenden Eisenbahnzuges hörbar wurde.

Ebba machte diese Fahrt zum ersten Mal. „Ich kenne den Süden nicht," sagte sie, „aber er kann nicht schöner sein, als das hier. Alles wirkt so geheimnißvoll, als berge jeder Fußbreit Erde eine Geschichte oder ein Geheimniß. Alles ist wie Opferstätte, gewesene, oder vielleicht auch noch gegenwärtige, und die Wolken, die so grotesk drüber hinzieh'n, — es ist, als wüßten sie von dem Allen."

Die Prinzessin lachte. „Daß ich ein so romantisches Fräulein um mich habe! Wer hätte das gedacht; meine gute Rosenberg mit ossianischen Anwandlungen! Oder, um ein Wortspiel zu wagen, meine Ebba auf Edda-Wegen."

Ebba lächelte, weil sie sich in ihrer romantischen Rolle selber ein wenig fremd vorkommen mochte; die Prinzessin aber fuhr fort: „Und das Alles schon Angesichts dieses Fure-Sees, der doch eigentlich nur ein See ist wie hundert andre; was steht uns da noch bevor, wenn wir erst in Fredericksborg an unserem Reiseziel sein werden, den Esrom-See zur Rechten und den Arre-See zur Linken, den großen Arre-See, der schon Verbindung hat mit dem Kattegat und dem Meer. Und er friert auch nie zu, die Schmalungen und die Buchten abgerechnet. Aber was spreche ich von den Seen, die Hauptsache bleibt doch immer das Schloß selbst, mein liebes, altes Fredericksborg, mit seinen Giebeln und Thürmen und seinen hundert Wunderlichkeiten an jedem Tragstein und Capitell. Und wo sich andre Schlösser mit einem einfachen Abzugsrohr begnügen, da springt in Fredericksborg die Dachrinne zehn Fuß weit vor, und an ihrem Ausgange sitzt ein Basilisk mit drei Eisenstäben im weitgeöffneten Rachen, und an den Stäben vorbei schießt das Wasser auf den Schloßhof. Und wenn dann das Wetter wechselt und der Vollmond blank und grell darüber steht und Alles so unheimlich still ist und das ganze höllische Gethier aus allen Ecken und Vorsprüngen einen anstarrt, als ob es bloß auf seine Zeit warte, da kann einem schon ein Gruſel kommen. Aber dieser Gruſel ist es gerade, der mir das Schloß so lieb macht."

„Ich dachte, Fredericksborg wäre eins von den „guten Schlössern," ein Schloß ohne Spuk und Gespenster, weil ohne Blut und Mord und vielleicht überhaupt ohne große Schuld und Sünde."

„Nein, da hoffst Du mehr, als Dir mein schönes Fredericksborg erfüllen kann. Ohne Blut und Mord, das möchte sein. Aber ohne Schuld und Sünde! Meine liebe Ebba, was lebt zweihundert Jahr ohne Schuld und Sünde! Mir

schwebt gerade nichts vor, nichts, wo man schaudert und klagt, aber an Schuld und Sünde wird's nicht gefehlt haben."

„Ich möchte doch beinah' widersprechen dürfen, gnädigste Prinzeß," sagte hier die Schimmelmann. „Ebba, denk ich, hat Recht, wenn sie von einem „guten Schlosse" spricht. Unser liebes Fredericksborg ist doch eigentlich nur ein Museum und ein Museum denk' ich ist immer das Allerunschuldigste . . ."

„. . . was es gibt," lachte die Prinzessin. „Ja, das sagt man und ist auch wohl die Regel. Aber es gibt auch Ausnahmen. Altar, Sacristei, Grab und natürlich auch Museum — Alles kann entheiligt werden, Alles hat seine Sacrilegien erlebt. Und dann bleibt auch immer noch die Frage, was ein Museum alles beherbergt und aufweist. Da gibt es oft wunderliche Dinge, von denen ich nicht sagen möchte, sie seien unschuldig. Oder zum Mindesten sind sie trüb und traurig genug. Als ich noch eine junge Prinzessin war, war ich einmal in London und habe da das Beil gesehen, womit Anna Bulen hingerichtet wurde. Das war auch in einem Museum, freilich im Tower, aber das ändert nicht viel; Museum ist Museum. Im Uebrigen, wir wollen unserer lieben Ebba nicht unser schönstes Schloß verleiden, unser schönstes und mein Lieblingsschloß dazu, denn ich habe, durch viele Jahre hin, immer gute Tage darin verlebt. Und wie's auch sein mag, gruselig und gespenstig oder nicht, Du, liebe Ebba, sollst es wenigstens sicher darin haben, denn ich habe mich für Deine Unterbringung im Thurm entschieden."

„Im Thurm?"

„Allerdings im Thurm, aber nicht in einem Thurm mit Schlangen. Denn unter Dir wird Dein schwedisches Mädchen wohnen und über Dir Holk. Ich denke, das wird Dich beruhigen. Und jeden Morgen, wenn Du ans Thurmfenster trittst, hast Du den schönsten Blick auf See und Stadt und auf den Schloßhof und Alles, was ihn umgibt, und wenn sich meine Wünsche erfüllen, so sollst Du glückliche Stunden in Deinem Thurmverließ verleben . . . Ich weiß auch schon, was ich Dir als Julklapp beschere."

* * *

Während sie noch so sprachen, waren sie bereits bis weit über die Nordost-Ecke des Fure-See's hinaus und näherten sich auf der fast gradlinigen Chaussee, deren Ebereschenbäume hier und da noch in rothen Fruchtbüscheln standen, mehr und mehr dem Ziel ihrer Reise: Schloß Fredericksborg. Was zunächst sichtbar wurde, war freilich nicht das Schloß selbst, sondern das dem Schlosse vorgelegene Städtchen Hilleröd und als sie bis dicht heran waren und schon zwischen den Mühlen und Scheunen des Städtchens hinfuhren, begann ein schwaches Schneetreiben. Aber eine Brise, die sich plötzlich aufmachte, vertrieb die Schneeflocken wieder, und als der Wagen der Prinzessin auf den Hilleröder Marktplatz hinauffuhr, klärte sich's mit einem Mal auf, und ein Stück blauer Himmel wurde sichtbar, darunter ein verblassendes Abendroth. Inmitten dieses Abendroths aber stand das hohe, thurmreiche Schloß Fredericksborg und spiegelte sich still und märchenhaft in einem kleinen vorgelegenen See, der den schmalen Raum zwischen dem Städtchen und dem Schloß ausfüllte. Hinter dem Schlosse lag der Park, der mit einigen vorgeschobenen Bäumen von links und rechts her bis

an den See herantrat, herrliche Platanen, deren vom Herbstwind abgeschüttelte Blätter zahlreich auf der stillen Seefläche trieben. Inzwischen war auch der zweite Wagen herangekommen, und Holk, der sich, weil auf Landfahrten Alles erlaubt sei, wohlweislich den Platz neben dem Kutschersitz gewählt hatte, sprang jetzt herab, um an den Wagenschlag der Prinzessin zu treten und ihr auszusprechen, wie ländlich idyllisch dieser Marktplatz und wie schön der Anblick des Schlosses sei, Worte, die der Prinzessin sichtlich wohlthaten und einer gnädigen Antwort gewiß gewesen wären, wenn nicht im selben Augenblicke, von einem dem Platz zunächstgelegenen Hause her, ein andrer Herr ebenfalls an den Wagenschlag der Prinzessin herangetreten wäre. Dieser Andre war Pastor Schleppegrell von Hilleröd, ein stattlicher Funfziger, der seine Stattlichkeit durch seinen langen Predigerrock noch um ein Erhebliches gesteigert sah. Er küßte der Prinzessin die Hand, aber mit mehr Ritterlichkeit als Devotion, und betonte dann seine Freude, seine Gönnerin wiederzusehen.

„Sie wissen, daß es ohne Sie nicht geht," sagte die Prinzessin, „und ich habe hier auf Ihrem immer noch entsetzlich zugigen Marktplatz (denn es weht wieder von allen vier Seiten her) bloß halten lassen, um mich Ihres Besuches, und zwar für heut' Abend noch, zu versichern . . . Aber ich vergesse die Herren mit einander bekannt zu machen, Pastor Schleppegrell, Graf Holk . . ."

Beide verneigten sich.

„Und seien Sie, lieber Pastor, bei Geduld und guter Laune. Graf Holk ist übrigens Genealog, also Bruchstück eines Historikers, und wird Ihnen als solcher, und als ein vorzüglicher Frager, der er ist, Gelegenheit zu gelehrter Unterhaltung bieten. Denn man unterhält sich am Besten, wenn man gefragt wird und antworten kann. Daß ich selber neugierig bin, wissen Sie; für etwas Bess'res mag ich meine Fragelust nicht ausgeben. Und bringen Sie die liebe Frau mit. In Hilleröd und Fredericksborg schmeckt mir der Thee nur, wenn ihn mir meine liebe Freundin aus dem Pastorhause präsentirt. Ja, Ebba, das ist nun 'mal so, darin mußt Du Dich finden und darfst nicht eifersüchtig sein. Aber ich ertappe mich wieder auf einer zweiten Unterlassungssünde: Pastor Schleppegrell, Fräulein Ebba von Rosenberg."

Der Pastor begrüßte das Fräulein und versprach nicht nur zu kommen, sondern auch seine Frau mitzubringen, und gleich danach setzte sich die Fahrt vom Marktplatz aus nach dem Schlosse hin fort, nachdem Holk, der Aufforderung der Prinzessin gehorchend, für die verbleibende kurze Strecke den Rücksitz des Wagens eingenommen hatte. Hier saß er neben Ebba, der Schimmelmann gegenüber, und fühlte sich angeregt genug, um noch den Versuch einer Conversation zu machen.

„Pastor Schleppegrell hat etwas Imponirendes in seiner Erscheinung und dabei doch eine Gemüthlichkeit, die das Imponirende wieder dämpft. Ich habe wenig Menschen so ruhig und so sicher mit einer Prinzessin sprechen sehen. Ist er ein Demokrat? Oder ein Dissenter-General?"

„Nein," lachte die Prinzessin. „Schleppegrell ist kein Dissenter-General, aber er ist freilich der Bruder eines wirklichen Generals, der Bruder von

General Schleppegrell, der bei Idstedt fiel. Vielleicht zu rechter Zeit. Denn de Meza übernahm das Commando."

„Ah," sagte Holk. „Also daher."

„Nein, lieber Holk, auch nicht daher; ich muß leider noch einmal widersprechen. Das, was Sie „seine Sicherheit" nennen, hat einen ganz andern Grund. Er kam mit zwanzig Jahren an den Hof, als Lehrer, sogar als Religionslehrer, verschiedener junger Prinzessinnen und das Andre können Sie sich denken. Er hat zu viel junge Prinzessinnen gesehen, um sich durch alte noch imponiren zu lassen. Uebrigens sind wir ihm und seiner klugen Zurückhaltung zu großem Danke verpflichtet, denn es lag dreimal so, daß er, wenn er gewollt hätte, jetzt mit zur Familie zählen würde. Schleppegrell war aber immer sehr verständig. Nebenher habe ich nicht den Muth, den Prinzessinnen von damals einen besondern Vorwurf zu machen. Er war wirklich ein sehr schöner Mann und dabei christlich und ablehnend zugleich. Da widerstehe, wer mag."

Holk erheiterte sich, Ebba mit ihm, und selbst über die Züge der Schimmelmann ging ein Lächeln. Man sah, die Prinzessin war in bester Stimmung und nahm es als ein gutes Zeichen für die Tage, die bevorstanden. Und während man noch so plauderte, fuhr der Wagen über ein paar schmale Brücken in den Schloßhof ein und hielt gleich danach vor dem Portale von Fredericksborg.

Zwanzigstes Capitel.

Dienerschaften mit Windlichtern warteten schon und schritten voran, als die Prinzessin die breite, vom ersten Podest an doppelarmige Treppe hinaufstieg, um oben ihre nicht allzu zahlreichen Gemächer in dem von zwei Thürmen flankirten Mitteltheile des Schlosses zu beziehen. Diese Thürme standen in zwei scharfen Ecken, die durch die vorspringenden Seitenflügel gebildet wurden, zwischen denen wiederum eine die Verbindung herstellende Colonnade lief.

Auf dem ersten Podest, und zwar auf einem daselbst aufgestellten kleinen Rococo-Kanapé, nahm die Prinzessin, asthmatisch wie sie war, einen Augenblick Platz und entließ dann die Herren und Damen ihres Gefolges mit der Aufforderung, sich's in ihren Thurmzimmern nach Möglichkeit bequem zu machen. Um sieben, so setzte sie zu Holk gewandt hinzu, sei wie gewöhnlich die Theestunde; Pastor Schleppegrell und Frau kämen allerdings etwas früher, um ihr die Hilleröder Neuigkeiten mitzutheilen, worauf sie sich aufrichtig freue; kleinstädtische Vorgänge seien eigentlich immer das Interessanteste, man müsse so herzlich darüber lachen und wenn man alt geworden, sei das Lachen über seine lieben Mitmenschen so ziemlich das Vergnüglichste, was man haben könne. Nach diesen gnädigen Worten trennte man sich, und eine halbe Stunde später konnte Jeder, der über den Schloßhof ging, deutlich erkennen, welche Zimmer von den Neuangekommenen bezogen worden waren. In dem von der Prinzessin selbst bewohnten ersten Stockwerke des Corps de Logis sah man nur zwei hohe gothische Fenster, schwach erleuchtet, während die beiden flankirenden Thürme bis hoch hinauf in hellem Lichterglanze standen. Im Wesentlichen war Alles bei den ersten, von der Prinzessin gegebenen Anordnungen geblieben: unten wohnten

die Dienerinnen, in der ersten Etage die beiden Hofdamen, über der Schimmelmann Pentz und Erichsen, und über Ebba Holk.

Sieben Uhr rückte heran; die Schloßuhr schlug halb, als das Schleppegrell'sche Ehepaar, eine Magd mit einer Laterne vorauf, von Hilleröd her über den Schloßhof kam. Bald danach rüstete sich auch Holk. Unten im Flur des von ihm bewohnten Rechtsthurmes traf er Ebba's Jungfer und beinah Freundin, Karin, eine Stockholmerin, von der er erfuhr, daß das Fräulein schon bei der Prinzessin sei. Der noch zurückzulegende Weg an der halben Front des Hauptgebäudes hin war nur kurz, und als Holk eine Minute später die Treppe hinauf war, trat er in eine hohe Halle, die, so lange sich die Prinzessin in Frederiksborg aufhielt, als Empfangs- und Gesellschaftszimmer diente. Nach dem Schloßhof, wie rückseitig nach dem Park hin, hatte diese Halle nur eine schmale Front, trotzdem war es ein großer Raum, weil er an Tiefe ersetzte, was ihm an Breite abging. In der Mitte der einen Längswand befand sich ein hoher Renaissance-Kamin und über demselben ein überlebensgroßes Bildniß König Christian's IV., der Schloß Frederiksborg seinerzeit sehr geliebt und diese Halle, ganz wie jetzt die Prinzessin, allen anderen Räumen im Schlosse vorgezogen hatte. Links neben dem Kamine standen Körbe, theils mit großen Holzscheiten, theils mit Tannäpfeln und Wachholderzweigen gefüllt, während zur Rechten, außer einem mächtigen Schüreisen, ein paar Kienfackeln lagen, die den Zweck hatten, spät Abends, beim Aufbruch über die dunklen Corridore hin, den Gästen zu leuchten. Alles in der Ausschmückung der Halle war noch halb mittelalterlich wie die Halle selbst, über deren Paneelen, des König Christian's-Porträts über dem Kamine zu geschweigen, große stark nachgedunkelte Bilder sichtbar wurden. Weit zurück stand ein Schenktisch; die sonst üblichen hohen Stühle fehlten, und statt ihrer war eine Anzahl moderner Fauteuils um die Feuerstelle herum gruppirt.

Holk schritt auf die Prinzessin zu, verbeugte sich und sprach ihr aus, wie schön er die Halle fände, darin müsse sich ein wunderbares Julfest feiern lassen, Alles sei da, nicht bloß große Kienfackeln, sondern auch Tannäpfel und Wachholder. Die Prinzessin antwortete, daß sie solche Feier auch vorhabe; Weihnachten in Frederiksborg sei ihr der beste Tag im Jahr, und nachdem sie noch ein paar weitere Worte gesprochen und schon für den nächsten Tag eine Art Julvorfeier angekündigt hatte, forderte sie die Frau Pastorin Schleppegrell auf, an ihrer Seite Platz zu nehmen. Die Pastorin war eine kleine dicke Frau mit aufgesetztem schwarzen Scheitel und rothen Backen, überhaupt von großer Unscheinbarkeit, aber nie darunter leidend, weil sie zu den Glücklichen gehörte, die sich gar nicht mit sich selbst und am wenigsten mit ihrer äußeren Erscheinung beschäftigen. Ebba hatte dies gleich herausgefühlt und eine Vorliebe für sie gefaßt.

„Wird es Ihnen nicht schwer, liebe Frau Pastorin," so wandte sie sich an diese, „sich einen ganzen Abend lang von Ihren Kindern zu trennen?"

„Ich habe keine," sagte diese und lachte dabei so herzlich, daß die Prinzessin fragte, was es eigentlich sei? Da gab es denn eine allgemeine Heiterkeit, in die schließlich auch Schleppegrell mit einstimmen mußte, trotzdem er sich, weil ihn die Komik in erster Reihe mittraf, ein wenig unbehaglich dabei fühlte. Holk, dies wahrnehmend, hielt es für seine Pflicht, dem Gespräch eine andere Wendung

zu geben und fragte leicht und wie von ungefähr nach dem Porträt über dem Kamin. „Ich sehe, daß es König Christian ist (wo begegnete man ihm nicht) und so kann von einem besonderen Interesse kaum die Rede sein. Aber desto mehr interessirt mich die Frage, von wem es herrührt. Ich würde einen Spanier vermuthen, wenn ich nur wüßte, daß wir jemals einen spanischen Maler in Kopenhagen gehabt hätten."

Schleppegrell wollte Rede stehen, aber Ebba schnitt ihm das Wort ab und sagte: „Das geht nicht, daß wir, wenn nun 'mal über Kunst und Bilder gesprochen werden soll, mit einem Bilde König Christian's beginnen, auch wenn es wirklich von einem Spanier herrühren sollte, was ich bezweifeln möchte, genau so wie Graf Holk, mit dem ich mich wenigstens in Kunstsachen öfters zusammenfinde. Lassen wir also den unvermeidlichen König. Ich meinerseits erführe lieber (und dabei zeigte sie nach der Wand gegenüber), wer die Beiden da sind? der Alte mit dem Spitzbart und die vornehme Dame mit der weißen Kapuze?"

„Der mit dem Spitzbart ist Admiral Herluf Trolle, derselbe, von dem unser König Frederick der Zweite dies Schloß hier in Kauf oder Tausch nahm und es dann Fredericksborg taufte, nach seinem eigenen Namen. Von dem alten Schloß blieb kein Stein auf dem andern, und nichts wurde mit herübergenommen, als diese Schildereien hier rechts und links, die den großen Seesieg bei Oeland unter Admiral Herluf Trolle verherrlichen und mit den Schildereien zugleich die dazwischen hängenden Bildnisse von Herluf Trolle selbst und von Brigitte Goje, seiner Eheliebsten, die wegen ihrer protestantischen Frömmigkeit fast noch gefeierter war als ihr Gemahl."

„Was, wenn sie wirklich so fromm war, Niemanden überraschen darf," sagte Pentz mit Emphase. „Denn so gewiß es mir ist, daß Schauspielerinnen und Fürstengeliebte die populärsten Erscheinungen sind, gleich nach ihnen kommen die Frommen, und mitunter sind sie sogar um einen Schritt voraus."

„Ja, mitunter," lachte Ebba. „Mitunter, aber selten. Und nun, Pastor Schleppegrell, was ist es mit dieser Herluf Trolle'schen Seeschlacht? Ich fürchte zwar, daß sie gegen meine lieben Landsleute, die Schweden, geschlagen wurde, jedenfalls aber, den Costümen nach zu schließen, in einer vor-rosenbergschen Zeit, und so seh' ich denn meinen Patriotismus nicht allzu direct herausgefordert. Ueberdies Seeschlachten! Seeschlachten sind immer etwas, wo Freund und Feind gleichmäßig ertrinken und ein wohlthätiger Pulverdampf über Allem derart ausgebreitet liegt, daß ein Plus oder Minus an Todten, was man dann Sieg oder Niederlage nennt, nie festgestellt werden kann. Und nun gar hier, wo wir zu dem Pulverdampf auch noch die dreihundertjährige Nachdunkelung haben."

„Und doch," sagte Holk, „scheint mir noch Alles leidlich erkennbar, und wenn wir nachhelfen . . . Aber freilich, wo das nöthige Licht dazu hernehmen?"

„O, hier," sagte die Prinzessin und wies auf die Stelle, wo die Kienfackeln lagen. „Es wird etwas Blak geben, aber das steigert nur die Illusion, und wenn ich mir dann sage, daß unser Pastor und Cicerone vielleicht seinen guten Tag hat, so werden wir die Seeschlacht noch 'mal wie miterleben. Also, Schleppegrell, ans Werk und thun Sie Ihr Bestes, das sind wir einem Histo-

riker vom Range Holk's schuldig. Und vielleicht bekehren wir ihn auch noch aus dem Schleswig-Holsteinismus in den Danismus hinüber."

Alles stimmte zu, während Pentz mit zwei Fingern einen leisen Beifall klatschte, Schleppegrell aber, der Bildercustode von Passion war, nahm eine der großen Kienfackeln und fuhr damit, nachdem er sie angezündet, über die linke Bildhälfte hin, auf der man nun, in düsterer und doch greller Beleuchtung, die Segel zahlloser Schiffe, Flaggen und Wimpel und vergoldete Gallions, dazu die weißen Wogenkämme, nichts aber von Schlacht und Pulverdampf erkennen konnte.

„Das ist aber doch sicher keine Schlacht," sagte Ebba.

„Nein, aber die Vorbereitung dazu. Die Schlacht kommt erst; die Schlacht ist an der anderen Seite, gleich rechts neben der Brigitte Goje."

„Ah," sagte Ebba. „Ich versteh'; ein Doppel-Schlachtbild, Anfang und Ende. Nun, ich bin Aug' und Ohr. Und immer, wenn Ihr Kienspan an dem Schiffe vorbeifährt, darauf Herluf Trolle commandirt, dann muß ich bitten, ihm (oder auch mir) eine Viertelminute zu gönnen, damit ich ihm Reverenz machen und mir sein Bild, auch inmitten der Schlacht, einprägen kann."

„Das wird Dir nicht glücken, Ebba," sagte die Prinzessin. „Herluf Trolle steckt viel zu sehr im Pulverqualm oder ist in der Nachdunkelung untergegangen, und Du mußt Dir an seinem regelrechten Porträt da genug sein lassen . . . Aber nun beginnen Sie, Schleppegrell, und treffen Sie's im Maß, nicht so kurz, daß es nichts ist und nicht so lang, daß wir uns ängstlich ansehen. Holk ist ein Kenner, Gott sei Dank einer von denen, die den Erzähler nicht befangen machen; — er weiß, Kunst ist schwer."

Unter diesen gnädigen Worten war Schleppegrell wieder an den Kreis der um den Kamin Versammelten herangetreten und sagte: „Gnädigste Prinzessin befehlen und ich gehorche. Was wir da sehen oder vielleicht auch nicht sehen," und er wies auf die zweite, nicht einmal vom Widerschein des Feuers getroffene Hälfte des großen Wandbildes, „was wir da sehen, ist der entscheidende Moment, wo der ‚Makellos' in die Luft fliegt."

„Der Makellos?"

„Ja, der ‚Makellos'. Das war nämlich das Admiralschiff der Schweden, die gerade damals, trotz ihres irrsinnigen Königs (denn es waren die Tage von König Erich XIV.) auf der Höhe ihrer Macht standen. Und gegen die Schweden und ihre Flotte, die sehr stark und überlegen war und neben dem ‚Makellos' auch noch andere große Schiffe hatte, gegen diese schwedische Flotte, sag' ich, gingen die Unsrigen unter Segel, und der, der sie commandirte, war unser großer Herluf Trolle. Und als sie aus der Kjöge Bucht heraus und auf hoher See waren, segelten sie scharf östlich auf Bornholm zu, wo Herluf Trolle die schwedische Flotte vermuthete. Die lag aber nicht mehr bei Bornholm, sondern vor Stralsund unter Admiral Jacob Bagge. Und kaum, daß der vernommen, daß die Dänen ihn suchten, so gab er auch schon seinen Ankergrund vor Stralsund auf und fuhr nordöstlich, um sich dem Feinde zu stellen. Und kurz vor Oeland trafen beide Flotten aufeinander, und eine dreitägige Schlacht, wie sie die Ostsee noch nicht gesehen hatte, nahm ihren Anfang. Und am dritten

Tage war es, als ob der Sieg den Schwedischen zufallen solle. Da rief Herluf Trolle, dessen eigenes Schiff übel zugerichtet war, seinen Unteradmiral Otto Rud heran und gab ihm Befehl, es koste was es wolle, den ‚Makellos' zu entern. Und Otto Rud war's auch zufrieden und fuhr an den Feind. Aber kaum, daß sein Schiff, das nur klein war, die Enterhaken geworfen hatte, so ließ Admiral Jacob Bagge das ganze Segelwerk des ‚Makellos' beisetzen, um so mit fliegenden Segeln das kleine dänische Schiff, das sich an ihn gehängt hatte, mit in die schwedische Flotte hineinzureißen. Das war ein schwerer Augenblick für Otto Rud. Aber er ließ von dem Sturm auf die Enterbrücke nicht ab, und als etliche von den Unseren drüben waren, schoß einer eine Feuerkugel in die Rüstkammer, und als das Feuer, das ausbrach, auch die Pulverkammer ergriff, ging der ‚Makellos' mit Freund und Feind in die Luft, und Claus Flemming übernahm das Commando der Schwedischen und führte den Rest der Flotte nach Stockholm hin zurück."

Eine kurze Pause folgte, dann sagte Holk: „Der eigentliche Held der Geschichte scheint mir aber Otto Rud zu sein. Indessen, ich will darüber nicht streiten, Herluf Trolle wird wohl auch sein Theil gethan haben, und ich möchte nur noch fragen, was wurd' aus ihm, und wie war sein Ende?"

„Wie sich's ziemt. Er starb das Jahr darauf an einer in einer Seeschlacht, hart an der Küste von Pommern, erhaltenen Wunde. Die Wunde war an sich nicht tödtlich. Aber es war der merkwürdige Krieg, wo Jeder, der eine Wunde davontrug, schwer oder leicht, an dieser Wunde sterben mußte. So steht in den Büchern."

Pentz sprach von „vergifteten Kugeln", aber Ebba wies das zurück (Schweden sei kein Giftland) und wollte, nach so viel Heldischem, lieber etwas von Brigitte Goje hören, von der Pastor Schleppegrell ja ohnehin schon gesagt habe, daß sie fast gefeierter gewesen sei, als ihr Seeheld und Gemahl. „Ich sehe nicht ein, warum wir uns immer um die Männer oder gar um ihre Seeschlachten kümmern sollen; die Geschichte der Frauen ist meist viel interessanter. Und vielleicht auch in diesem Falle. Was war es mit dieser Brigitte?"

„Sie war sehr schön . . ."

„Das scheint im Namen zu liegen," sagte Ebba und sah zu Holk hinüber. „Aber Schönheit bedeutet nicht viel, wenn man todt ist . . ."

„Und wurde durch eben ihre Schönheit," fuhr Schleppegrell unerschüttert fort, „die Stütze der neuen Lehre, so daß Einige sagen, ohne Brigitte Goje wäre Dänemark in der papistischen Finsterniß geblieben."

„Schrecklich . . . Und wie kam es anders?"

„Es war die Zeit der Befehdungen um Glaubens willen, und unserem um diese Zeit schon in der neuen Lehre stehenden Volke standen der dänische Adel und die dänische hohe Geistlichkeit gegenüber, vor Allem Joachim Rönnow, Bischof von Roeskilde, der den Brand austreten und die kleineren und ärmeren lutherischen Geistlichen, so viel ihrer waren, aus dem Lande jagen wollte. Da trat Brigitte Goje vor den Bischof hin und bat für die bedrängten Luther'schen und daß sie bleiben dürften, und weil ihre Schönheit den Bischof rührte, so nahm er den Befehl zurück, und sein Herz und seine Seele waren so getroffen, daß er

bei Mogen Goje, dem Vater Brigitten's, um ihre Hand warb und sie zu seinem Weibe machen wollte."

„Nicht möglich," sagte die Prinzessin. „Ein katholischer Bischof!"

Schleppegrell lächelte. „Vielleicht, daß er aus der neuen Lehre dies Eine wenigstens mit herübernehmen wollte. Just so wie drüben in England. Jedenfalls aber haben wir Berichte, die von der Werbungsfeierlichkeit mit einer Ausführlichkeit sprechen, als ob es schon die Hochzeitsfeierlichkeiten gewesen wären."

„Und kam es nicht dazu?"

„Nein. Es zerschlug sich, und sie nahm schließlich den Herluf Trolle."

„Da that sie Recht. Nicht wahr, Ebba?"

„Vielleicht, gnädigste Prinzessin, vielleicht auch nicht. Ich bin eigentlich nicht für Bischöfe, wenn es aber Ausnahmebischöfe sind wie dieser von Roeskilde, so weiß ich nicht, ob sie nicht im Range noch über die Seehelden gehen. Ein Bischof, der heirathen will, hat neben dem Imponirenden, das darin liegt, auch etwas Versöhnliches und scheint mir fast die ganze Beilegung des Kirchenstreites zu bedeuten."

Die kleine Pastorsfrau war entzückt und näherte sich Ebba, um dieser eine kleine Liebeserklärung ins Ohr zu flüstern. Aber eh' sie dazu kommen konnte, veränderte sich die Scene, gedeckte Tische wurden durch eine niedrige, ganz im Hintergrunde befindliche Seitenthür herzugetragen, und als gleich danach auch doppelarmige, mit Lichtern reichbesetzte Leuchter aufgestellt wurden, erhellte sich die bis dahin ganz im Dunkel gelegene zweite Hälfte der Halle, was nicht bloß dem gesammten Raume, sondern vor Allem auch dem großen Wandbilde sammt den dazwischen eingelassenen Porträtbildnissen erheblich zu Statten kam.

Pentz war es, der zuerst diese Wahrnehmung machte. „Sehen Sie, Holk, wie Brigitte Goje lächelt. Alle Brigitten haben so 'was Sonderbares, auch wenn sie fromm sind."

Holk lachte. Die Tage wo solche Bemerkung ihn hätte verlegen machen können, lagen zurück.

Einundzwanzigstes Capitel.

Man war bis nach elf beisammen, trotzdem bestand Holk darauf, das Schleppegrell'sche Paar eine Strecke Wegs begleiten zu dürfen. Natürlich wurde dies dankbarst angenommen, und erst als man die Stelle, wo der Weg um die Seespitze bog, erreicht hatte, verabschiedete sich Holk wieder, der vorher die Begleitung Ebba's, sehr zur Verwunderung dieser, an Erichsen abgetreten hatte.

Von der Seespitze bis zurück auf den Schloßhof war nicht weit, aber doch weit genug, um Holk's Verwunderung gerechtfertigt erscheinen zu lassen, als er beim Hinaufsteigen in seinen Thurm, Erichsen und Ebba, vor dem Zimmer dieser, in noch lebhaftem Gespräche fand. Aber freilich seine Verwunderung konnte nicht lange dauern, denn es war ganz ersichtlich, daß das Fräulein den armen Baron nur festgehalten hatte, um Holk bei seiner Rückkehr bemerkbar zu machen, daß sie nicht daran gewöhnt sei, sich irgend wem zu Liebe vernachlässigt zu sehen, am wenigsten aber um dieser kleinstädtischen Schleppegrell's willen. „Ach, daß ich Sie noch sehe," wandte sie sich an Holk, als dieser unter verbind-

lichem, aber lächelndem Gruß an ihr und Erichsen vorüber wollte. „Ja, diese Schleppegrell's . . . Und nun gar er! In seiner Jugend, wie mir die Prinzessin versicherte, war es sein Apostelkopf, womit er siegte, jetzt, in seinem Alter, ist es Herluf Trolle. Daß sich ein Fortschritt darin ausspräche, kann ich nicht zugeben."

Und damit verneigte sie sich und zog sich in ihr Zimmer zurück, wo Karin ihrer Herrin bereits wartete.

* * *

Nun war Morgen; — er schien so hell ins Fenster, wie ein Novembermorgen nur irgendwie scheinen kann, aber die Nacht, die zurücklag, war stundenlang eine sehr stürmische gewesen. Ein Südoster hatte den am Thurme hinlaufenden und hier und da locker gewordenen Blitzableiter unter wüthendem Gerassel gepackt und hin und her geschüttelt, was aber für Holk am störendsten gewesen war, das war, daß der Mond, alles Sturmes unerachtet, bis in seinen zurückgelegenen und tief in die Wand eingebauten Alkoven geschienen hatte. Holk hätte sich durch Zuziehen der Gardine vor diesem unheimlichen Blicke schützen können, aber das widerstand ihm noch mehr; er wollte den wenigstens sehen, der da draußen stand und ihm den Schlaf raubte. Gegen Morgen erst schlief er ein, auch da noch unruhig und unter allerlei ängstlichen Träumen. Er war mit dem „Makellos," darauf sich Admiral Jacob Bagge befand, in die Luft geflogen, und als er ein Stück Mast gepackt hatte, um sich daran zu retten, war Ebba von der anderen Seite her, ganz wie ein Meerweib, aufgetaucht und hatte ihn von dem Mast fort und in die Fluth zurückgerissen. Darüber war er erwacht. Er überlegte sich jetzt den Traum und sagte: „Sie wär' es im Stande."

Diesem Gedanken nachzuhängen, war er durchaus in der Laune; doch verbot sich ein Verweilen dabei, denn ein alter Gärtner, der jedes Mal, wenn die Prinzessin im Schloß war, die Morgenbedienung in den beiden Thürmen zu machen hatte, kam gerade mit dem Frühstück und entschuldigte sich, während er den Tisch ordnete, daß es so spät geworden sei. Das Fräulein von Rosenberg habe denn auch schon gescholten und mit gutem Recht. Aber es werde schon anders werden; nur vorläufig sei noch nichts in der rechten Ordnung. Dabei übergab er zugleich die Zeitungen, die für Holk eingetroffen waren, und einen Brief.

Holk nahm den Brief und sah, daß der Poststempel fehlte. „Ja, der fehlt," bestätigte der Gärtner. „Es ist kein Postbrief; Pastor Schleppegrell hat ihn abgeben lassen. Und einen anderen für das Fräulein." Und damit ging der Alte wieder.

„Ah, von Pastor Schleppegrell," sagte Holk, als er wieder allein war. „Das freut mich, da bin ich doch neugierig, was er schreibt."

Aber diese Neugierde konnte nicht übergroß sein, denn er legte den Brief eine gute Weile bei Seite, und erst als er sein Frühstück, das ihm sichtlich mundete, beendet hatte, nahm er den Brief wieder zur Hand und setzte sich in einen in der Nähe seines Schreibtisches stehenden Schaukelstuhl, der zu der übrigen Einrichtung des Thurmzimmers nicht recht passen wollte. Hier erst erbrach er den Brief. Und nun las er:

„Hochgeehrter Herr Graf. Ihr Interesse, das Sie gestern so freundlich für meinen Freund Herluf Trolle zeigten, gibt mir den Muth, Ihnen ein sich mit eben diesem Freunde beschäftigendes Balladenbruchstück zu schicken, das ich vor Jahr und Tag gefunden und aus dem Altdänischen übertragen habe. Kaum ist es nöthig, Ihr Wohlwollen dafür anzurufen, denn wo wir mit Liebe lesen, lesen wir auch mit Milde. — Gegen elf haben wir vor, meine Frau und ich, Sie und das Fräulein von Rosenberg, das ich gleichzeitig davon benachrichtige, zu einem gemeinschaftlichen Gange durch den Park abzuholen. Vielleicht auf Fredensborg zu. Wir werden freilich kaum das erste Drittel des Weges bezwingen, aber gerade dies erste Drittel ist von besonderer Schönheit und vielleicht um diese Jahreszeit schöner als zu jeder anderen. Um zwölf sind wir zurück, um pünktlich bei der Prinzessin, unserer gnädigen Herrin, erscheinen und an ihrem festlichen Lunch theilnehmen zu können. Denn ein kleines Fest wird es wohl sein. Ihr ergebenster

Arvid Schleppegrell."

Eingelegt in den Brief war ein rosafarbenes Blatt, darauf von Frauenhand geschriebene Verse standen. „Ach, muthmaßlich die Handschrift meiner kleinen Freundin, der Frau Pastorin. Sie scheint zu den Liebenswürdigen zu gehören, die sich überall durch kleine Dienste nützlich zu machen wissen, denn daß sie persönlich eine Passion für Herluf Trolle haben sollte, will mir nicht recht einleuchten. Aber wie dem auch sein möge, zunächst bin ich neugierig, in Erfahrung zu bringen, wie Pastor Schleppegrell sein Balladenbruchstück getauft hat." Und dabei nahm Holk das rosafarbene Blatt wieder in die Hand und überflog den Titel. Der lautete: „Wie Herr Herluf Trolle begraben wurde." „Das ist gut, da weiß man doch, was kommt." Und nun schob er den Schaukelstuhl bis dicht ans Fenster und las:

Ein Bote mit Meldung ritt ihnen voraus,
Und als in den Schloßhof sie schritten,
Brigitte stand vor dem Trauerhaus
In ihrer Frauen Mitten.

„Ah, das ist Brigitte Goje, sein fromm Gemahl, von der wir gestern schon gehört haben; fromm und schön und eine Klippe für den Roeskilder Bischof. Aber sehen wir, was Schleppegrell und sein Balladenbruchstück weiter von ihr zu berichten haben.

Am Eingange stand sie, grüßte den Zug,
Aufrecht und ungebrochen,
Und der Erste (der das Bahrtuch trug)
Trat vor und hat gesprochen:

„Was geschehen, wir sandten die Meldung Dir,
Eh' den Weg wir selber gingen,
Seine Seel' ist frei, seine Hüll' ist hier,
Du weißt, wen wir Dir bringen.

„An der pommerschen Küste, vor Pudagla-Holm,
Um den schwankenden Sieg uns zu retten,
So fiel er. Nun, Herrin von Herlufsholm,
Sage wohin wir ihn betten.

„Betten wir ihn in den Todten-Saal
Von Thorslund oder Olafskirke?
Betten wir ihn in Gjeddesdal
Unter der Trauerbirke?

„Betten wir ihn in die Kryptcapell'n
In Roeskilde, Leire, Ringstede?
Sage, Herrin, wohin wir ihn stell'n,
Eine Ruhstätt' für ihn hat jede.

„Jeder Kirche gab er, um was sie bat,
Altäre, Thürme, Glocken,
Und jede, wenn sie hört „er naht",
Wird in Leide frohlocken.

„Eine jede ladet ihn zu sich ein
In ihrer Pfeiler Schatten . . ."
Da sprach Brigitte: „Hier soll es sein,
Hier wollen wir ihn bestatten.

„Wohl hat er hier keine Kirche gebaut
— Die stand schon viel hundert Jahre —
Hier aber, als Herluf Trolle's Braut,
Stand ich mit ihm am Altare.

„Vor demselben Altar, auf selbem Stein,
Steh' er wieder in aller Stille,
Nichts soll dabei gesprochen sein,
Als, Herr, es geschehe Dein Wille.

„Morgen aber, eh' noch der Tag erstand,
In seinen Kirchen allen,
Weit über die See, weit über das Land,
Soll'n alle Glocken erschallen.

„Und zittert himmelan die Luft
Als ob Schlachtendonner rolle,
Dann in die Herlufsholmer Gruft
Senken wir Herluf Trolle."

Holk schob das Blatt wieder in den Brief und den Brief wieder in das Couvert und wiederholte dabei leise vor sich hin: „Und in die Herlufsholmer Gruft, Senken wir Herluf Trolle . . . Hm, gefällt mir, gefällt mir gut. Es hat eigentlich keinen rechten Inhalt und ist bloß eine Situation und kein Gedicht, aber das thut nichts. Es hat den Ton, und wie das Colorit das Bild macht, so wenigstens hat mir Schwager Arne mehr als einmal versichert, so macht der Ton das Gedicht. Und Alfred wird wohl Recht haben, wie gewöhnlich. Ich will's heute noch abschreiben und an Christine schicken. Oder noch besser, ich schick' ihr gleich das rothe Blatt. Daß es aus einem Pastorhause kommt, wird ihr das Gedicht noch besonders empfehlen. Aber freilich, ich werde die kleine Frau vorher doch noch bitten müssen, ihren Namen und vor Allem auch ihren Stand mit darunter zu schreiben, sonst mißglückt am Ende das Ganze. Das Rosapapier ist ohnehin suspekt genug, und die steife Waschzettelhandschrift, ja wer will sagen, wo sie herstammt; Hofdamen haben auch merkwürdige Handschriften."

Er unterbrach sich in diesen Betrachtungen, weil er nach der Uhr sah und wahrnahm, daß es bereits auf elf ging. Er hatte sich also zu beeilen, wenn er bis zum Eintreffen des Schleppegrell'schen Ehepaares angekleidet und marschfähig sein wollte. Wie mochten übrigens draußen die Wege sein? Kurz vor Mitternacht war Regen gefallen, und wenn der Südost ein gut Theil davon auch wieder aufgetrocknet hatte, so wußte er doch von Holkenäs her, daß Parkwege nach Regenwetter meist schwer passirbar sind. Er wählte denn auch die Kleidung danach, und kaum, daß er mit seiner Toilette fertig war, so kamen beide Schleppegrell's auch schon über den Schloßhof. Er rief hinunter, daß sie sich nicht hinauf bemühen sollten, er werde das Fräulein abholen und gleich bei ihnen sein. Und so geschah es denn auch, und ehe fünf Minuten um waren, durchschritt man, vom großen Frontportal her, die ganze Tiefe des Schlosses und trat, an dessen Rückseite, durch ein gleich großes Portal in den Park ein. Hier traf man auch Erichsen, der eben von einem anderthalbstündigen Gesundheitsspaziergange zurückkehrte, sofort aber Bereitwilligkeit zeigte, sich an dem neuen Spaziergange zu betheiligen. Das wurde begrüßt und bewundert. Erichsen bot Ebba seinen Arm, und Holk folgte mit der kleinen Pastorsfrau, während Schleppegrell die Führung nahm. Er trug, wie bei der ersten Begrüßung auf dem Hilleröder Marktplatze einen mantelartigen Rock, der, ohne Taille, von den Schultern bis auf die Füße ging, dazu Schlapphut und Eichenstock, mit welch' letztrem er allerhand große Schwingbewegungen machte, wenn er es nicht vorzog, ihn in die Luft zu werfen und wieder aufzufangen.

Holk, so viel lieber er an Ebba's Seite gewesen wäre, war doch sehr verbindlich gegen die Pastorin und bat sie, für den Fall, daß er persönlich nicht dazu kommen sollte, ihrem Manne sagen zu wollen, wie sehr er sich über die Zusendung gefreut habe; kaum minder freilich hab' er ihr selber zu danken, denn daß die Abschrift von ihrer Hand sei, das sei doch wohl sicher.

„Ja," sagte sie. „Man muß sich untereinander helfen, das ist eigentlich das Beste von der Ehe. Sich helfen und unterstützen und vor Allem nachsichtig sein und sich in das Recht des Andern einleben. Denn was ist Recht? Es schwankt eigentlich immer. Aber Nachgiebigkeit einem guten Menschen gegenüber, ist immer recht."

Holk schwieg. Die kleine Frau sprach noch so weiter, ohne jede Ahnung davon, welche Bilder sie heraufbeschwor und welche Betrachtungen sie in ihm angeregt hatte. Die Sonne, die frühmorgens so hell geschienen, war wieder fort, der Wind hatte sich abermals gedreht, und ein feines Grau bedeckte den Himmel; aber gerade diese Beleuchtung ließ die Baumgruppen, die sich über die große Parkwiese hin vertheilten, in um so wundervollerer Klarheit erscheinen. Die Luft war weich und erfrischend zugleich, und am Abhang einer windgeschützten Terrasse gewahrte man allerlei Beete mit Spätastern; überall aber wo die Parkwiese tiefere Stellen hatte, zeigten sich große und kleine Teiche, mit Kiosks und Pavillons am Ufer, von deren phantastischen Dächern allerlei blattloses Gezweige herniederhing. Ueberhaupt Alles kahl. Nur die Platanen hielten ihr Laub noch fest, aber jeder stärkere Windstoß, der kam, löste etliche von den großen gelben Blättern und streute sie weit über Weg und Wiese hin. In nicht allzu großer

Entfernung vom Schloß lief ein breiter Graben, über den verschiedene Birkenbrücken führten; gerade an dem Punkt aber, wo Schleppegrell, an der Spitze der Andern, den Grabenrand erreichte, fehlte jeder Brückensteg, und statt dessen war eine Fähre da, mit einem zwischen hüben und drüben ausgespannten Seil, an dem entlang man das Flachboot mühelos hinüberzog. Als man drüben war, war es nur noch eine kleine Strecke bis an einen aufgeschütteten Hügel, von dem aus man, nach Schleppegrell's Versicherung, einen gleich freien Blick nach Norden hin auf Schloß Fredensborg und nach Süden hin auf Schloß Fredericksborg habe. Und diesen Punkt wollte man erreichen. Aber mit Rücksicht auf die knapp zugemessene Zeit mußte dieses Ziel aufgegeben und sogar ein näherer Rückweg eingeschlagen werden.

Holk war bis dahin keinen Augenblick von der Seite der Frau Pastorin gewichen, als man aber die Fähre zum zweiten Mal passirt und das andre Ufer wiedergewonnen hatte, wechselte man mit den Damen und während Erichsen der Pastorin den Arm bot, folgten Holk und Ebba, die bis dahin kaum noch Gelegenheit zu einem Begrüßungsworte gefunden hatten, in immer größer werdender Entfernung.

„Ich glaubte schon ganz ein Opfer Ihrer neuesten Neigung zu sein," sagte Ebba. „Ein gefährliches Paar, diese Schleppegrell's; gestern er, heute sie."

„Ach, meine Gnädigste, nichts Schmeichelhafteres für mich, als mir eine derartige Don Juan-Rolle zugewiesen zu sehen."

„Und um welcher Zerline willen! Eigentlich Zerlinens Großtante. Wovon hat sie mit Ihnen gesprochen? Es ging ja, so viel ich sehen konnte, wie eine Mühle . . ."

„Nun, von allerlei; von Hilleröd und seinem winterlichen Leben, und daß sich die Stadt in eine Ressourcen- und eine Casino-Hälfte theile. Man konnte beinah' glauben, in Deutschland zu sein. Uebrigens eine charmante kleine Frau, voller bon sens, aber doch auch wieder von einer großen Einfachheit und Enge, so daß ich nicht recht weiß, wie der Pastor mit ihr auskommt und noch weniger, wie die Prinzessin ihre Stunden so mit ihr hinplaudert."

Ebba lachte. „Wie wenig Sie doch Bescheid wissen. Man merkt an Allem, daß Sie nur alle Jubeljahr einmal eine Fühlung mit Prinzessinnen haben. Glauben Sie mir, es ist nichts so nichtig, daß es nicht eine Prinzessin interessiren könnte. Je mehr Klatsch, desto besser. Tom Jensen war in Indien und hat eine Schwarze geheirathet, und die Töchter sind alle schwarz, und die Söhne sind alle weiß; oder Apotheker Brodersen hat seine Frau vergiftet, es heißt mit Nikotin; oder Forstgehülfe Holmsen, als er gestern Abend aus Liebchens Fenster stieg, ist in eine Kalkgrube gefallen, — ich kann Ihnen versichern, dergleichen interessirt unsre Prinzessin mehr, als die ganze schleswig-holstein'sche Frage, trotzdem Einige behaupten, sie sei die Seele davon."

„Ach, Ebba, Sie sagen das so hin, weil Sie moquant sind und sich darin gefallen, alles auf die Spitze zu treiben."

„Ich will das hinnehmen, weil es mir lieber ist, ich bin so, als das Gegentheil davon. Gut also, ich bin moquant und medisant und was Sie sonst noch wollen; aber von dem, was ich da eben über die Prinzessinnen gesagt habe, davon geht kein Tüttelchen ab. Und je klüger und witziger die Hochgestellten sind

und je mehr Sinn und Auge sie für das Lächerliche haben, desto sichrer und rascher kommen sie dazu, die langweiligen Menschen gerade so nett und unterhaltlich zu finden, wie die interessanten."

„Und das sagen Sie! Sind Sie nicht selbst die Widerlegung davon? Was hat Ihnen denn Ihren Platz im Herzen der Prinzessin erobert? Doch nur das, daß Sie klug und gescheidt sind, Einfälle haben und zu sprechen verstehen und mit einem Wort interessanter sind als die Schimmelmann."

„Nein, einfach weil ich anders bin als die Schimmelmann, die der Prinzessin gerade so nöthig ist wie ich oder wie Erichsen oder wie Pentz oder vielleicht auch . . ."

„. . . wie Holk."

„Ich will es nicht gesagt haben. Aber brechen wir ab und rasten wir, trotzdem wir ohnehin schon zurückgeblieben sind, einen kleinen Augenblick an dieser entzückenden Stelle, von der aus wir einen guten Blick auf die Rückseite des Schlosses haben. Sehen Sie nur, Alles hebt sich so wundervoll von einander ab, das Hauptdach und die spitzen Thurmdächer links und rechts, trotzdem Alles dieselbe graue Farbe hat."

„Ja," sagte Holk. „Es hebt sich Alles trefflich von einander ab. Aber das thut die Beleuchtung, und auf solche besondre Beleuchtung hin dürfen Schlösser nicht gebaut werden. Ich meine, die zwei Backsteinthürme, drin wir wohnen, die hätten mit ihrem prächtigen Roth etwas höher hinaufgeführt werden müssen und dann erst die Schiefer- oder Schindelspitze. Jetzt sieht es aus, als solle man aus der untersten Thurmluke gleich auf das große Schrägdach hinaustreten, um draußen, an der Dachrinne hin, eine Promenade zu machen."

Ebba nickte, vielleicht weil ihr das Endergebniß gleichgültig war, und gleich danach eilten Beide rasch weiter, weil sie wahrzunehmen glaubten, daß der Pastor anhielt, um auf sie zu warten. Im Herankommen aber sahen sie, daß es etwas Anderes war, und daß Schleppegrell, so sehr die Zeit drängte, doch noch auf eine besondere Sehenswürdigkeit aufmerksam machen wollte. Diese Sehenswürdigkeit war nicht mehr und nicht weniger, als ein am Wege liegender etwas ausgehöhlter Riesenstein, in dessen flache Mulde die Worte gemeißelt waren: „Christian IV. 1628." Holk sprach im Herantreten die Meinung aus, „daß es muthmaßlich ein bevorzugter Sitz- und Ruheplatz des Königs gewesen sei," wozu Schleppegrell bemerkte: „Ja, so war es; es war ein Ruheplatz. Aber nicht ein regelmäßiger, sondern nur ein einmaliger. Und es knüpft sich auch eine kleine Geschichte daran . . ."

„Erzählen!" riefen Alle dem Pastor zu. Dieser aber zog seine silberne Gehäuse-Uhr, daran, an einer etwas abgetragenen grünen Schnur, ein großer Uhrschlüssel hing, und wies auf das Zifferblatt, das bereits auf zehn Minuten vor zwölf zeigte. „Wir müssen uns eilen, oder wir kommen zu spät. Ich will es beim Lunch erzählen, vorausgesetzt, daß es sich erzählen läßt, worüber ich in Zweifel bin."

„Ein Pastor kann Alles erzählen," sagte Ebba, „zumal in Gegenwart einer Prinzessin. Denn Prinzessinnen sind sich selber Gesetz, und was sie gut heißen, das geht und das gilt. Und nun gar die unsre! Daß sie nicht „nein" sagen wird, dafür will ich mich verbürgen."

Und in gesteigert raschem Tempo schritt man auf das Schloß zu.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Kurz vor zwölf war man im Schlosse zurück, gerade noch früh genug, um rechtzeitig bei der Prinzessin erscheinen zu können. Pentz und die Schimmelmann, die den Dienst hatten, empfingen die Geladenen, und nachdem die bald danach eintretende Prinzessin an jeden Einzelnen ein Wort der Begrüßung gerichtet hatte, verließ man die Wohn- und Empfangszimmer, um sich über einen mit Karyatiden reich geschmückten und augenscheinlich einer späteren Zeit angehörigen Corridor hin in die große Herluf Trolle-Halle zu begeben, dieselbe Halle, darin man, am Abend vorher, bei Kaminfeuer und Kienfackeln erst die großen Bilder so gut es ging, betrachtet und dann dem erklärenden Schleppegrell'schen Vortrage zugehört hatte. Ja, die Halle war dieselbe; trotzdem zeigte sich seit gestern in so weit eine Veränderung, als jetzt helles Tageslicht einfiel (die Mittagsstunde hatte wieder Sonnenschein gebracht) und Allem etwas Heitres lieh, ein Eindruck, der durch eine mit Blumen und altnordischen Trinkgefäßen beinah phantastisch geschmückte Prunktafel noch gesteigert wurde. Schmuck überall, geschmückt auch die Wände. Da wo sich die hohen Paneele mit den breiten Barockrahmen der Wandbilder berührten, hingen Mistel- und Ebereschenbündel an Guirlanden von Eichenlaub, während eine quer durch die Halle gezogene Wand von Cypressen und jungen Tannenbäumen, den dunklen Hinterraum von dem festlich hergerichteten Vorderraum abtrennte. Das Ganze, so viel war augenscheinlich, sollte den Weihnachtscharakter tragen oder wie die Prinzessin sich ausgedrückt hatte, wenigstens ein Vorspiel zum Julfeste sein. Orangen, in fast überreicher Zahl, waren überall in das Tannengezweige gehängt und kleine wächserne Christengel schwenkten ihre Fahne, während über das blitzende weiße Tischtuch hin Stechpalmenzweige lagen mit rothen Beeren daran.

* * *

Und nun forderte die Prinzessin die Geladenen durch eine gnädige Handbewegung auf, ihre Plätze zu nehmen. Minutenlang verblieben alle schweigend oder kamen über ein Flüstern nicht hinaus; als aber das erste Glas Cyper geleert war, war auch die fröhliche Laune wieder da, die diesen kleinen Kreis auszeichnete. Jeder, nach voraufgegangener Aufforderung der Prinzessin, ließ sich's zunächst angelegen sein, über seine Schicksale während der letzten Sturmnacht zu berichten, und Alle waren einig darin, daß das schöne Schloß, darin nur leider alle Fenster klapperten und in dem man in jedem Augenblicke fürchten müsse, von einem Nordwester gepackt und weggeweht zu werden, doch mehr ein Sommer- als ein Winterschloß sei. „Ja," sagte die Prinzessin, „das ist leider so, davon kann ich mein liebes Frederiksborg nicht freisprechen; und was fast noch schlimmer ist, ich kann auch nichts dagegen thun und muß eben Alles lassen, wie's ist." Und nun erzählte sie mit der ihr eigenen Jovialität, wie sie, vor Jahr und Tag schon einen feierlichen Antrag auf „schließende Thüren und Fenster" gestellt habe, was ihr aber von der betreffenden Verwaltungs- oder Baucommission rund abgeschlagen worden sei, weil die Bewohnbarkeit des Schlosses oder doch wenigstens die Brauchbarkeit der Kamine mit dem Fortbestand undichter Fenster im nächsten Zusammenhange stehe; schließende Fenster

würden gleichbedeutend sein mit Kaminen, die nicht brennen. „Und seitdem ich das weiß, hab' ich mich in mein Schicksal ergeben; ja nach Allem, was ich bei der Gelegenheit gehört habe, will ich noch froh sein, wenn wir durch einen fortgesetzten guten Thür- und Fensterzug vor verstopften Feueressen und allen sich daraus ergebenden Fährlichkeiten bewahrt bleiben. Offen gestanden, mitunter steh' ich unter der Furcht, es könne mal so was kommen. In den Schornsteinen hier herum wird es schlimm genug aussehen, und speciell in dem unsrigen vermuth' ich eine Rußkruste womöglich noch aus König Christian's Zeiten her."

Es war nach Nennung des Namens „König Christian" so gut wie selbstverständlich, daß sich das Gespräch den Fredericksborger Tagen dieses dänischen Lieblingskönigs zuwenden mußte, von dem Schleppegrell, fast noch selbstverständlicher, eine Fülle von Lokalanekdoten sofort zur Stelle hatte. Nach einiger Zeit aber unterbrach Holk und sagte: „Da stecken wir nun schon eine Viertelstunde lang in König Christian-Anekdoten und haben immer noch nicht die Geschichte von dem Stein draußen gehört mit seiner Namensinschrift und seiner Jahreszahl 1628. Was ist es damit? Sie haben uns draußen im Park versprochen . . ."

Schleppegrell wiegte den Kopf zweifelnd hin und her. „Allerdings," nahm er das Wort, „hab' ich davon erzählen wollen. Aber es ist nicht viel damit und wird Sie muthmaßlich enttäuschen. Man erzählt sich nämlich, es sei der Stein, wo Christian IV., als er, nach seinem Regierungsantritt, den großen Umbau des Schlosses zu leiten begann, gleich am ersten Samstage die Arbeiter um sich versammelt und ihnen allerpersönlichst den Wochenlohn ausgezahlt habe."

„Das ist Alles?"

„Ja," sagte Schleppegrell.

Ebba aber wollte davon nichts wissen. „Nein, Pastor Schleppegrell, so leichten Kaufs kommen Sie nicht los; was Sie da sagen, das kann einfach nicht sein. Sie vergessen, daß Jeder, der sich herauswinden oder Andere hinters Licht führen will, vor Allem ein gutes Gedächtniß haben muß. Es ist noch keine zwei Stunden, daß wir aus Ihrem Munde gehört, Sie würden von dem Stein erzählen, wenn die Prinzessin ihre Zustimmung dazu gäbe. Nun, Sie werden doch nicht geglaubt haben, die Prinzessin könne vorhaben, Ihren Bericht über eine samstägliche Lohnauszahlung verbieten zu wollen."

Die Prinzessin weidete sich an Schleppegrell's Verlegenheit, und Ebba, nicht Willens, ihren Vortheil aus der Hand zu geben, fuhr fort: „Sie sehen, Sie können aus Ihrer schrecklichen Lage nur heraus, wenn Sie sich rundweg entschließen, Farbe zu bekennen und uns die Geschichte so geben, wie sie wirklich gewesen."

Schleppegrell, der sich altmodischer Weise die Serviette quer über die Brust gebunden hatte, löste mechanisch den Knoten, legte die Serviette neben sich und sagte: „Nun gut, wenn Sie befehlen; es gibt noch eine zweite Lesart, von der es allerdings heißt, daß sie die richtigere sei. Der König ging mit Christine Munk, die seine Gemahlin war und auch wieder nicht war, etwas, das in

unsrer Geschichte leider mehrfach vorkommt, im Schloßgarten spazieren und mit den beiden war Prinz Ullrich und Prinzessin Fritz-Anna, und als sie bis an diesen Stein gekommen waren, setzten sie sich, um eine Plauderei zu haben. Und der König war so gnädig und liebenswürdig wie nie zuvor. Aber Christine Munk, aus Gründen, die bis diesen Augenblick Niemand weiß oder auch nur ahnen kann (oder vielleicht auch hatte sie keine), schwieg in einem fort und sah so sauertöpfisch und griesgrämig drein, daß es eine große Verlegenheit gab. Und was das Schlimmste von der Sache war, diese Verstimmung Christinens hatte Dauer und war noch nicht vorüber, als der Abend herankam und der König in das Schlafgemach wollte. Da fand er die Thür verriegelt und verschlossen und mußte seine Ruh an einer andern Stelle nehmen. Und da solches dem Könige vordem nie widerfahren war, weil Christine nicht nur zu den bestgelaunten, sondern auch zu den allerzärtlichsten Frauen gehörte, so beschloß der König diesen merkwürdigen Ausnahmetag zu verewigen und ließ Namen und Jahreszahl in den Stein einmeißeln, wo der räthselvolle eheliche Zwist seinen Anfang genommen hatte."

„Nun" sagte die Prinzessin, „das ist freilich um einen Grad intrikater, aber doch auch noch lange nicht dazu angethan, mich als Schreckgespenst der Prüderie heraufzubeschwören, wie mein lieber Schleppegrell heute Vormittag gethan zu haben scheint. Uebrigens apropos Prüderie! Da habe ich gestern in einem französischen Buche gefunden, ‚Prüderie, wenn man nicht mehr jung und schön sei, sei nichts als eine bis nach der Ernte noch stehengebliebene Vogelscheuche.' Nicht übel; die Franzosen verstehen sich auf dergleichen. Was aber, um unser Thema nicht zu vergessen, die Geschichte vom König Christian und seinem ‚Ausgeschlossensein' angeht, so wünschte ich wohl all' unsere Königs- und Prinzengeschichten, die jetzt nur das Gegentheil davon kennen, wiesen eine ähnliche Harmlosigkeit auf, ein Wunsch, in dem mir Graf Holk sicherlich zustimmen wird. Sagen Sie, Graf, wie finden Sie die Geschichte?"

„Die Wahrheit zu gestehen, gnädigste Prinzessin, ich finde die Geschichte zu kleinen Stils und überhaupt etwas zu wenig."

„Zu wenig," wiederholte Ebba. „Da möcht' ich doch widersprechen dürfen. Das mit der samstäglichen Lohnauszahlung, das war zu wenig, aber nicht dies. Eine Frau, die griesgrämig und sauertöpfisch drein sieht, ist nie wenig, und wenn ihre schlechte Laune so weit geht, ihren Eheherrn von ihrer Kammer auszuschließen (ich bedaure, diesen Punkt berühren zu müssen, aber die Historie verlangt Wahrheit und nicht Verschleierungen), so ist das vollends nicht wenig. Ich rufe meine gnädigste Prinzessin zum Zeugen auf und flüchte mich unter ihren Schutz. Aber so sind die Herren von heutzutage; König Christian läßt das Ereigniß in Stein eingraben, als eine merkwürdige Sache, die zu den fernsten Zeiten sprechen soll, und Graf Holk findet es wenig und zu ‚kleinen Stils'."

Holk sah sich in die Enge getrieben, und zugleich wahrnehmend, daß die Prinzessin augenscheinlich in der Laune war, auf Ebba's Seite zu treten, fuhr er unsicher hin und her und versicherte, während er abwechselnd einen ernsthaften und dann wieder ironischen Ton anzuschlagen versuchte, daß man in solcher Angelegenheit einen privaten und einen historischen Standpunkt durchaus unter-

scheiden müsse; vom privaten Standpunkt aus sei solch „Ausgeschlossensein" etwas tief Betrübliches und beinah Tragisches, ein ausgeschlossener König aber sei ganz unstatthaft, ja dürfe gar nicht vorkommen, und wenn die Geschichte dennoch dergleichen berichte, so begäbe sie sich eben ihrer Hoheit und Würde und gerathe in das hinein, was er wohl oder übel „kleinen Stil" genannt habe.

„Er zieht sich gut heraus," sagte die Prinzessin. „Nun, Ebba, führe Deine Sache weiter."

„Ja, gnädigste Prinzessin, das will ich auch, und wenn ich es als ein deutsches Fräulein vielleicht nicht könnte, so kann ich es doch als eine reine Skandinavin."

Alles erheiterte sich.

„Als eine reine Skandinavin," wiederholte Ebba, „natürlich mütterlicherseits, was immer das Entscheidende ist; der Vater bedeutet nie viel. Und nun also unsere These. Ja, was Graf Holk da sagt ... nun ja, von seinem schleswig-holstein'schen Standpunkt aus mag er Recht haben mit seiner Vorliebe für das Große. Denn sein Protest gegen den kleinen Stil bedeutet doch natürlich, daß er den großen will. Aber was heißt großer Stil? Großer Stil heißt so viel, wie vorbeigehen an Allem, was die Menschen eigentlich interessirt. Christine Munk interessirt uns, und ihre Verstimmung interessirt uns, und was dieser Verstimmung an jenem denkwürdigen Abend folgte, das interessirt uns noch viel mehr ..."

„Und am meisten interessirt uns Fräulein Ebba in ihrer übermüthigen Laune ..."

„Von der ich in diesem Augenblicke vielleicht weniger habe als sonst. So weit ich ernsthaft sein kann, so weit bin ich es. Jedenfalls aber behaupte ich mit jedem erdenklichen Grade von Ernst und Aufrichtigkeit und will in jeder Mädchenpension darüber abstimmen lassen, daß König Heinrich VIII. mit seinen sechs Frauen alle Concurrenz ‚großen Stils' aus dem Felde schlägt und nicht wegen der paar Enthauptungen, die finden sich auch anderswo, sondern wegen der intrikaten Kleinigkeiten, die diesen Enthauptungen vorausgingen. Und nach Heinrich VIII. kommt Maria Stuart, und nach ihr kommt Frankreich mit seiner Fülle der Geschichte, von Agnes Sorel an bis auf die Pompadour und Dubarry, und dann kommt Deutschland noch lange nicht. Und als Allerletztes kommt Preußen, Preußen mit seinem großen Manco auf diesem Gebiet, mit dem es auch zusammenhängt, daß einige Schriftstellerinnen von Genie dem großen Friedrich ein halbes Dutzend Liebesabenteuer angedichtet haben, Alles nur, weil sie ganz richtig fühlten, daß es ohne dergleichen eigentlich nicht geht."

Pentz nickte zustimmend, während Holk den Kopf hin und her wiegte.

„Sie drücken Zweifel aus, Graf, vor Allem vielleicht einen Zweifel an meiner Ueberzeugung. Aber es ist, wie ich sage. Großer Stil! Bah, ich weiß wohl, die Menschen sollen tugendhaft sein, aber sie sind es nicht, und da, wo man sich d'rin ergibt, sieht es im Ganzen genommen besser aus als da, wo man die Moral bloß zur Schau stellt. Leichtes Leben verdirbt die Sitten, aber die Tugendkomödie verdirbt den ganzen Menschen."

Und als sie so sprach, fiel aus einer der die Tafel umstehenden Tannenbäumchen ein Wachsengel nieder, just da, wo Pentz saß. Der nahm ihn auf

und sagte: „Ein gefallener Engel; es geschehen Zeichen und Wunder. Wer es wohl sein mag?"

„Ich nicht," lachte Ebba.

„Nein," bestätigte Pentz, und der Ton, in dem es geschah, machte, daß sich Ebba verfärbte. Aber ehe sie den Uebelthäter dafür abstrafen konnte, ward es hinter der Tannen- und Cypressenwand wie von trippelnden Füßen lebendig. Zugleich wurden Anordnungen laut, wenn auch nur mit leiser Stimme gegeben, und alsbald intonirten Kinderstimmen ein Lied, und ein paar von Schleppegrell zu dieser Weihnachtsvorfeier gedichtete Strophen klangen durch die Halle.

Noch ist Herbst nicht ganz entflohn,
Aber als Knecht Ruprecht schon
Kommt der Winter hergeschritten
Und alsbald aus Schneees Mitten
Klingt des Schlittenglöckleins Ton.

Und was jüngst noch, fern und nah,
Bunt auf uns herniedersah,
Weiß sind Thürme, Dächer, Zweige
Und das Jahr geht auf die Neige
Und das schönste Fest ist da.

Tag du der Geburt des Herrn,
Heute bist du uns noch fern,
Aber Tannen, Engel, Fahnen
Lassen uns den Tag schon ahnen
Und wir sehen schon den Stern.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die kleine Weihnachtsvorfeier, die mit einem Geplauder am Kamin (Grundtvig war das Hauptthema gewesen) abgeschlossen hatte, hatte sich bis Dunkelwerden hingezogen und die sechste Stunde war schon vorüber, als man aufbrach, nachdem sich die Prinzessin kurz vorher in ihre Gemächer zurückgezogen. Holk begleitete wieder das Schleppegrell'sche Paar, diesmal aber bis in die Stadt selbst hinein und kehrte erst, nachdem er zugesagt hatte, bei nächster freier Zeit einen Besuch im Pfarrhause machen und daselbst Schleppegrell's Sammlungen besichtigen zu wollen, in sein Thurmzimmer zurück, um hier, im Laufe des Abends, verschiedene Briefe zu schreiben, an Asta, an Axel, an die Dobschütz. Von dieser letzteren waren am voraufgegangenen Tage, fast unmittelbar vor Aufbruch des prinzeßlichen Hofes nach Fredericksborg, einige Zeilen eingetroffen, in denen ihm mitgetheilt wurde, daß Christine nicht schreiben könne, weil sie krank sei. Daß diese Mittheilung einen großen Eindruck auf ihn gemacht hätte, konnte nicht behauptet werden. Er kannte seiner Frau Wahrheitsliebe, trotzdem sagte er: „Sie wird verstimmt sein, und das heißt dann Krankheit. Wenn man will, ist man immer krank und erfreut sich des Vorzugs, jede Laune rechtfertigen zu können."

* * *

Der andere Morgen führte wieder einen klaren und wolkenlosen Tag herauf; kein Wind ging, und Holk, der sich in der Mittagsstunde zum Dienst zu melden

hatte, saß in Nähe des Fensters und sah nach dem Hilleröder Kirchthurm hinüber, dessen Wetterhahn in der Sonne blitzte; still lagen die Häuser da, die Dächer blink und blank, und wäre nicht der Rauch gewesen, der aus den hohen Topfschornsteinen aufstieg, so hätte man glauben können, es sei eine verwunschene Stadt. Nirgends Menschen. „In solcher Stille zu leben," sprach er vor sich hin, „welch' Glück!" und als er sich dann vergegenwärtigte, daß Holkenäs dieselbe Stille habe, setzte er hinzu: „Ja, dieselbe Stille, aber nicht denselben Frieden. Wie beneidenswerth dieser Pastor! Er hat seine Gemeinde, seine Steingräber, und seine Moorfunde, den Herluf Trolle ganz ungerechnet, und läßt die Welt draußen ihren Gang gehen. Hilleröd ist seine Welt. Freilich, wer will sagen, was in ihm vorgeht. Er scheint so ruhig und abgeklärt, so ganz in Frieden, aber ist er's? Wenn es wahr ist, daß drei Prinzessinnen hintereinanderweg, oder vielleicht auch a tempo, sich in ihn verliebten, so will mir solch' Idyll, als Ausgang von dem Allem, doch als ein fragliches Glück erscheinen. Eine Prinzessin zu heirathen, ist freilich ein noch viel fraglicheres, aber wenn man's klug unterläßt und als einzigen Lohn seiner Klugheit nichts hat als solche Hilleröder Kleinstädterei, so muß einem doch immer so was wie Sehnsucht bleiben. Eine prächtige Frau, diese kleine dicke Kugel von Pastorin, aber ganz unangethan, einen Mann wie Schleppegrell seine Vergangenheit vergessen zu machen. Zuletzt hat doch Jeder seine Eitelkeit, und Pastoren sollen in diesem Punkte nicht gerade die Letzten sein."

Er phantasirte noch eine Weile so weiter und ging bei der Gelegenheit noch einmal Alles durch, was ihm der gestrige Tag, abgesehen von der kleinen Festlichkeit bei der Prinzessin, an Bildern und Erlebnissen gebracht hatte: den Spaziergang auf Fredensborg zu, das flache Fährboot mit seinem ausgespannten Seil, daran man sich über den Parkgraben ans andere Ufer zog, den wundervollen Blick auf die Rückseite des Schlosses mit seinem Steildach und seinen Thürmen und endlich den Muldenstein und das Gespräch mit Ebba. „Ebba spricht doch nicht liebevoll genug von der Prinzessin und ist mir darin wieder ein rechter Beweis, wie schlecht sich Esprit und Dankbarkeit vertragen. Ist ihr etwas Pikantes auf der Zunge, so muß es heraus, und die Pietät wird zu Grabe geläutet. Die Stockholmer Geschichte, . . . nun von der will ich nicht reden, die mag auf sich beruhen, wiewohl auch da viel Grund zur Dankbarkeit vorliegen mag; — aber auch jetzt noch, Alles, was die Prinzessin sagt oder thut, ist eine Verwöhnung, und Ebba nimmt es hin, nicht bloß als selbstverständlich, sondern als wäre sie der Prinzessin überlegen. Und das ist sie nicht, die Prinzessin ist nur von einer schlichteren Ausdrucksweise. Wie gut war das Alles wieder, was sie gestern, aus der Fülle der Erfahrung, über den alten Grundtvig sagte, wobei mir einfällt, daß ich daraus eine gute Nachschrift für meinen Brief an die Dobschütz machen könnte. Der Brief ist ohnehin etwas mager ausgefallen."

Und während er das sagte, nahm er seinen Platz an dem rechts neben dem Fenster stehenden Schreibtisch und schrieb auf die noch leer gebliebene Seite: „Noch eine kleine Nachschrift, meine liebe Dobschütz. Unter unseren gestrigen Gesprächen bei der Prinzessin war auch eins über Grundtvig. Schleppegrell

hatte nicht übel Lust, einen halben Heiligen aus ihm zu machen, worin ihn, natürlich ironisch, Pentz und die Rosenberg unterstützten. Die Prinzessin aber nahm die Sache ganz ernsthaft, fast so ernsthaft wie Schleppegrell und sagte: „Grundtvig ist ein bedeutender Mann und so recht angethan, ein Dänenstolz zu sein. Aber einen Fehler hat er doch, er muß immer etwas Apartes haben und sich von dem Rest der Menschheit, auch selbst der dänischen, unterscheiden, und wiewohl ihm nachgesagt wird, er stelle Dänemark so hoch, daß er ganz ernsthaft glaube, der liebe Gott spräche Dänisch, so bin ich doch sicher, daß er von dem Tag an wo dies feststände, mit allem Nachdruck behaupten und beweisen würde: der liebe Gott spräche Preußisch. Grundtvig kann nicht ertragen, mit irgend Jemandem in Uebereinstimmung zu sein. Hieraus, liebe Dobschütz, spricht ganz und gar der Ton unserer Tisch- und Abendunterhaltungen, und ich füge diese kleine Geschichte meinem Briefe mit allem Vorbedacht hinzu, weil ich weiß, wie sich Christine für Pastoralanekdoten und theologische Streitigkeiten interessirt. Und die Frage nach der Intimsprache Gottes kann vielleicht dafür gelten. Nochmals die herzlichsten Grüße. An Christine schreibe ich morgen, wenn auch nur einige Zeilen."

Er couvertirte nun diesen Brief an die Dobschütz, zugleich die beiden andern an Asta und Axel und war eben damit fertig, als es klopfte. „Herein." Aber das Klopfen wiederholte sich nur, so daß Holk aufstand, um zu sehen, was es sei. Draußen stand Karin, die verlegen vor sich hin sah, trotzdem Verlegenheit zu den letzten ihrer Eigenschaften zählte. Sie behändigte Holk einige Zeitungen und Briefe, die der Postbote, der sehr eilig gewesen, um Zeitersparnisses willen unten beim gnädigen Fräulein mit abgegeben habe. Das gnädige Fräulein lasse sich dem Herrn Grafen empfehlen und habe vor, mit Baron Pentz einen Spaziergang zu dem „Stein" im Park zu machen, — der Herr Graf wüßten schon bis zu welchem Stein. Holk lächelte, ließ sich entschuldigen und nahm dann seinen Platz wieder ein, um zu sehen, was die neueste Post gebracht habe. Die Zeitungen, die bei der momentan herrschenden politischen Windstille wenig versprachen, schob er bei Seite und musterte dabei schon die Handschriften der eingetroffenen Briefe. Sie ließen sich alle leicht erkennen; das war die des alten Petersen, das die seines Gärtners und diese hier die Handschrift Arne's, seines Schwagers. Der Poststempel „Arnewiek" bestätigte nur.

„Von Alfred? Was will er? Er faßt doch sonst die Machtvollkommenheiten seiner Majordomusschaft weitgehend genug auf, um mich durch Anfragen nicht groß zu stören. Und ein wahres Glück, daß er so verfährt und überhaupt so ist, wie er ist. Ich habe nicht Lust, mich hier um Wollpreise zu kümmern oder um die Frage, wie viel Fetthämmel nach England verladen werden sollen. Das ist seine Sache, bezw. Christinen's, und Beide verstehen es außerdem viel besser als ich; die Arne's waren immer Agriculturgrößen, was ich von den Holks eigentlich nicht sagen kann; ich meinerseits habe immer nur den Anlauf dazu genommen. Also was will er? Aber wozu mir den Kopf mit Vermuthungen zerbrechen." Und dabei nahm er den Brief und schnitt ihn mit einem kleinen Elfenbeinmesser auf, aber langsam, denn er stand unter einem Vorgefühl, daß ihm der Brief nicht viel Erfreuliches bringen werde.

Und nun las er:

„Lieber Holk! Ich unterlasse es, wie Du weißt, grundsätzlich, Dir, in Deinen Kopenhagener Tagen, mit wirthschaftlichen Angelegenheiten aus Holkenäs beschwerlich zu fallen. Es war auch bisher nie nöthig, da Dein liebenswürdiger Charakter es leicht macht, an Deiner Stelle zu regieren; Du hast nicht bloß die glückliche Gabe, mit dem, was Andre thun, einverstanden zu sein, sondern die noch glücklichere, wenn der Ausnahmefall mal eintritt, fünf gerade sein zu lassen. Und um es gleich vorweg zu sagen, ich schreibe Dir auch heute nicht um pressanter wirthschaftlicher Dinge willen und habe noch weniger vor, ganz allgemein auf meine Lieblingspläne zurückzukommen, die, wie Du weißt, dahin gehen: lieber Shorthorns als Oldenburger (die Milchwirthschaft hat sich überlebt) und lieber Southdowns als Rambouillet. Was soll uns noch die Wollproduction? Ein längst überwundener Standpunkt, der für die Lüneburger Haide passen mag, aber nicht für uns. Der Londoner Cattle-Market, der allein ist es, der für Güter, wie die unsrigen, in Betracht kommt. Meat, Meat! Aber nichts mehr davon. Ich schreibe Dir wegen wichtigerer Dinge, wegen Christine. Christine, wie Dir die Dobschütz schon mitgetheilt haben wird, ist leidend, ernst und nicht ernst, wie Du's nehmen willst. Sie braucht weder nach Karlsbad noch nach Nizza geschickt zu werden, aber doch ist sie krank, krank im Gemüth. Und daran, lieber Holk, bist Du Schuld. Was sind das für Briefe, die Du nun schon seit sechs Wochen schreibst, oder fast ließe sich sagen auch nicht schreibst. Ich verstehe Dich nicht, und wenn ich Dir, von Anbeginn unserer Freundschaft an, immer vorgeworfen habe: „Du kennteſt die Frauen nicht", so muß ich jetzt alles Scherzhafte, was sich früher bei dieser Bemerkung mit einmischte, daraus streichen und Dir im bittersten Ernste sagen: Du verstehst die Frauen wirklich nicht, am wenigsten aber Deine eigene, meine theure Christine. Unſere theure Christine, wage ich, bei der Haltung, die Du zeigst, kaum noch zu sagen. Ich sehe nun freilich deutlich, wie Du hier ungeduldig wirst und nicht übel Lust hast, gerade mich als den Anstifter und Begründer all der Behandlungssonderbarkeiten zu verklagen, in denen Du Dich seit Deiner Abreise von Holkenäs mit ebenso viel Virtuosität wie Consequenz ergehst. Und wenn Du Dich mir und meinen früheren Rathschlägen gegenüber durchaus auf Deinen Schein stellen willst, so kann ich Dir ein bestimmtes Recht dazu nicht absprechen. Ja, es ist richtig, ich habe Dir mehr als einmal zu dem Wege gerathen, den Du nun eingeschlagen hast. Aber, mein lieber Schwager, muß ich Dir zurufen: est modus in rebus. Muß ich Dich darauf aufmerksam machen, daß in all unserem Thun das Maß entscheidet, und daß der klügste Rath, pardon, daß ich den meinigen darunter zu verstehen scheine, sicherlich in sein Gegentheil verkehrt wird, wenn der, der ihn befolgt, das richtige Maß nicht hält und den Bogen einfach überspannt. Und das hast Du gethan und thust es noch. Ich habe Dich beschworen, Christinen's Eigenwillen gegenüber auf der Hut zu sein und ihrem Herrschergelüste, das sich hinter ihrer Kirchlichkeit verbirgt und zugleich immer neue Kraft daraus saugt, energisch entgegenzutreten und ich habe Dir, so ganz nebenher, auch wohl den Rath gegeben, es mit Eifersucht zu versuchen und in Deiner Frau, meiner geliebten Schwester, die Vorstellung zu wecken:

auch der sicherste Besitz sei nicht unerschütterlich sicher und auch der beste Mann könne seine schwache Stunde haben. Ja, lieber Holk, in diesem Sinne habe ich zu Dir gesprochen, nicht leichtfertig, sondern, wenn mir der Ausdruck gestattet ist, aus einer gewissen pädagogischen Erwägung, und ich bedaure nichts davon und habe auch nicht nöthig, irgend was davon zurückzunehmen. Aber was hast Du nun in Anwendung dieser, glaub' ich, richtigen Sätze thatsächlich daraus gemacht? Aus Prickeleien, die vielleicht gut gewesen wären, sind Verletzungen, aus Nadelstichen sind giftige Pfeile geworden und, was schlimmer ist als Alles, an die Stelle einer Zurückhaltung, der man den Kampf und die Mühe der Durchführung hätte ansehen müssen, an die Stelle solcher Zurückhaltung ist Nüchternheit getreten und ein nicht immer glückliches, weil forcirtes Bestreben, diese Nüchternheit hinter Stadtklatsch- und Hofklatschgeschichten zu verbergen. Ich habe Deine Briefe gelesen —, es waren ihrer nicht allzuviel, und keinen einzigen traf der Vorwurf, zu lang gewesen zu sein — aber die Hälfte dieser wenigen beschäftigt sich mit der märchenhaften Schönheit der doch mindestens etwas sonderbaren Frau Brigitte Hansen und die zweite Hälfte mit den Geistreichigkeiten des ebenfalls etwas sonderbaren Fräulein Ebba von Rosenberg. Für Deine Frau, Deine Kinder hast Du während dieser langen Zeit keine zwanzig Zeilen gehabt, immer nur Fragen, denen man abfühlte, daß sie nach Antwort nicht sonderlich begierig waren. Ich glaube, lieber Holk, daß es genügt, Dich auf all das einfach aufmerksam gemacht zu haben. Du bist zu gerecht, um Dich gegen das Recht der hier vorgebrachten Klage zu verschließen, und bist zu gütigen und edlen Herzens, um, wenn Du das Recht dieser Klage zugestanden hast, nicht auf der Stelle für Abhülfe zu sorgen. Die Stunde, wo solcher Brief auf Holkenäs eintrifft, wird zugleich die Stunde von Christinen's Genesung sein; laß mich hoffen, daß sie nahe liegt. Wie immer

Dein Dir treu und herzlich ergebener Schwager
Alfred Arne."

Holk war so getroffen von dem Inhalt dieses Briefes, daß er darauf verzichtete, die beiden andern zu lesen. Petersen schrieb vielleicht Aehnliches. Zudem war die Stunde da, wo er bei der Prinzessin erscheinen mußte, vor der er ohnehin fürchtete, seine Erregung nicht recht verbergen zu können. Und er wäre auch wirklich damit gescheitert, wenn bei seinem Erscheinen im Palais Alles wie sonst und die Prinzessin bei freiem Blick gewesen wäre. Dies war aber nicht der Fall, weil ihr selber inzwischen ein Brief zugegangen war, der ihr Gemüth gefangen nahm und ihr die Fähigkeit raubte, sich um Holk's Benommenheit zu kümmern.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der bei der Prinzessin eingetroffene Brief war ein Brief des Kammerherrn Baron Blixen-Finecke und lautete:

„Eurer Königl. Hoheit in aller Eile die gehorsamste Mittheilung, daß Se. Majestät der König, der heute noch von Glücksburg nach Kopenhagen zurückkehrt, mit der Absicht umgeht, die nächsten Wochen in Schloß Fredericksborg zu

verbringen, wahrscheinlich bis Neujahr; jedenfalls gedenkt er das Weihnachtsfest daselbst zu feiern. Es werden ihn nur wenige Personen aus seiner nächsten Umgebung begleiten: Oberst du Plat vielleicht, Capitän Westergaard und Capitän Lundbye gewiß. Ich hielt es für angezeigt, Eure Königl. Hoheit von diesem Entschlusse Sr. Majestät in Kenntniß zu setzen.

Eurer Königl. Hoheit unterthänigster
Blixen Fineke."

Der erste Gedanke nach Lesung dieser Zeilen war gewesen, das Feld zu räumen und noch vor Eintreffen des Königs, also womöglich noch vor Ablauf der nächsten vierundzwanzig Stunden, nach Kopenhagen zurückzukehren. War der König erst da, so war solcher Rückzug, wenn nicht unmöglich, so doch sehr erschwert, weil, bei den persönlich guten Beziehungen zwischen Neffen und Tante, zu klar zu Tage getreten wäre, daß die Prinzessin nur vermeiden wolle, mit der von ihr gehaßten Gräfin Danner unter einem Dache zu sein. Also rasches Entschließen war unerläßlich, und „Abreise oder nicht" die Frage, die den um die Prinzessin versammelten Kreis beschäftigte, vor Allem Ebba, die mehr Hoffnungen als Befürchtungen an die Möglichkeit einer raschen Rückkehr knüpfte. Denn einen so fein ausgebildeten Natursinn sie hatte, und so gut ihr Schleppegrell, trotz gelegentlicher Auflehnung gegen ihn und seine ewige Alterthümlerei, gefiel, so war ihr Alles in Allem die Hauptstadt, wo man die Neuigkeiten sechs Stunden früher und außerdem Abends eine Theaterloge hatte, doch um ein Erhebliches lieber. Die große Fredericksborger Halle war in ihrer Art ein Prachtstück, gewiß, und wenn die Lichter und Schatten an Wand und Decke hinliefen, so hatte das seine Romantik und seine kleinen Schauer; aber man konnte doch nicht sechs Stunden lang, von Dunkelwerden bis Schlafenszeit, mit immer gleichem Interesse nach Herluf Trolle hinüberblicken und noch weniger auf die große Seeschlacht und den in die Luft fliegenden „Makellos".

Ja, die Rückkehr, wenn die Entscheidung bei Ebba gelegen hätte, wäre rasch beschlossen worden; die Prinzessin aber, die schon aus Aberglauben von einem Platze nicht gern fort wollte, den sie sich durch Jahrzehnte hin als ihren Weihnachtsplatz anzusehen gewöhnt hatte, verharrte, ganz gegen ihren sonstigen Charakter, in einer gewissen Unschlüssigkeit und war froh, als Holk bemerkte: „Verzeihung, Königl. Hoheit, aber steht es denn überhaupt fest, daß die Gräfin den König begleiten wird? Se. Majestät, so viel ich weiß, ist voll Rücksicht gegen Eure Königl. Hoheit und kennt nicht nur Dero Gefühle, sonder respectirt sie auch. Er läßt sich dadurch in seiner Neigung nicht beirren und kann auch nicht, wenn das Volk Recht hat, das an eine Art Hexenzauber glaubt, worin ihn die Danner eingesponnen; aber er kann in seiner Neigung durchaus beharren und die Gräfin doch drüben in Skodsborg belassen. Er besucht sie dann jeden Tag, was ihm vielleicht noch besser behagt, als sie von Morgen bis Abend um sich zu haben. Denn jede Stunde sie mit Liebesaugen anzusehen, wenn es solche Zeiten überhaupt für ihn gegeben hat, — das sind doch wohl Tempi passati."

„Wer weiß," lachte die Prinzessin. „Sie sehen, lieber Holk, in dem Beherrschtsein etwas wie etwa das intermittirende Fieber und glauben an freie Tage.

Das leuchtet mir aber nicht ein. Ein richtiger Zauber pausirt nicht und setzt nicht aus. Gieb mir übrigens, liebe Ebba, noch einmal Blixen-Finecke's Brief herüber; ich will genau lesen, was er schreibt. Er ist der Mann des vorsichtigen Ausdrucks."

Ebba brachte den Brief, und die Prinzessin las: „ . . . es werden ihn nur wenige Personen aus seiner nächsten Umgebung begleiten, Oberst du Plat vielleicht, Capitän Westergaard und Capitän Lundbye gewiß . . ." Holk hat Recht; Blixen-Finecke weiß zu gut, wie wir stehen, als daß er nicht wenigstens eine Andeutung gemacht haben sollte. Die Gräfin kommt *nicht*, und mit meinem Neffen weiß ich mich gut zu stellen. Er ist eine Seele, gütig, der beste Mensch von der Welt. Jedenfalls brauchen wir nicht heute schon an Abreise denken. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch Berling noch schreiben, und der wird sich weniger diplomatisch ausdrücken als Finecke."

* * *

Wirklich, am andern Tage kam ein Billet vom Kammerherrn Berling, das zunächst die Bestätigung von dem noch bevorstehenden Eintreffen des Königs, zugleich aber, hinsichtlich der Danner, vollkommene Beruhigung brachte. Die Gräfin werde wieder, nach eigenem Wunsch, in Skodsborg Wohnung nehmen und daselbst die Besuche des Königs empfangen. Damit war der Schwankezustand, in dem man sich einen Tag lang befunden hatte, völlig beseitigt, und es stand fest, man blieb. Aber auch wenn das Entgegengesetzte beschlossen worden wäre, so würde sich doch der Ausführung dieses Beschlusses ein unübersteigliches Hinderniß entgegengestellt haben: die Prinzessin erkrankte. Der Charakter der Krankheit blieb freilich unaufgeklärt, was es aber auch sein mochte (man hatte zuletzt von einem versteckten, aber gutartigen Nervenfieber gesprochen), Dr. Bie von Hilleröd sprach dreimal des Tages vor und nahm regelmäßig an dem für die Personen des Hofstaates servirten Lunch und meist auch an den anderen Tagesmahlzeiten Theil. Dr. Bie war der Bruder der Frau Pastorin Schleppegrell, mit der er die kleine Figur, das Embonpoint und die klugen, freundlichen Augen gemein hatte, zugleich die Wohlgelittenheit bei der Prinzessin. Er trug einen Bambus mit Goldknopf und eine goldene Brille, die er regelmäßig abnahm, wenn er etwas sehen wollte, zählte den Puls laut, wie ein Clavierlehrer die Takte, und plauderte gern von Island und Grönland, wo er vierzehn Jahre lang Schiffsarzt gewesen war. Gegen die Residenzler war er im Allgemeinen sehr eingenommen. „Es ist in Kopenhagen Sitte geworden, über die Isländer zu lachen; aber ich nenne da nur den Are Marson, der Amerika fünfhundert Jahr vor Columbus entdeckte, und Erik den Rothen und Ulf den Schiefer und seine ganze Sippe, lauter Helden und weise Männer — das alles waren Isländer, und ich beklage, daß Königliche Hoheit die Insel nie besucht haben. Es ist ein ganz eigen Gefühl, ein Ei zu essen, das im Geyser gekocht wurde, vielleicht in einem Augenblicke, wo die beiden Feuerspeier dazu leuchteten. Daß die Isländer unsere Zeitungen um zwölf Monate zu spät lesen, immer gerade die Nummer vom Jahre vorher, das ist Alles eine hochmüthige Kopenhagener Einbildung; die Isländer schreiben sich ihre Zeitungen selbst, können auch, denn jeden dritten Tag kommt ein englisches oder amerikanisches Schiff und wenn in

Reikjawik ein Stiftsamtmann oder auch bloß ein Sysselmann gewählt wird, so ist das gerade so interessant, wie wenn sich die Kopenhagner einen neuen Burgemeister wählen. Ach, Königliche Hoheit, ich möchte beinah sagen, es ist überhaupt kein Unterschied zwischen einem Dorf und einer Residenz; überall wohnen Menschen und hassen und lieben sich, und ob eine Sängerin eine Minute lang einen Triller schlägt, oder ob ein Fiedler den „dappren Landsoldaten" spielt, das macht keinen großen Unterschied, wenigstens mir nicht." Bei solchen Betrachtungen war er der heitersten Zustimmung der Prinzessin allemal sicher, und wenn Pentz und Ebba fragten: „ob Königl. Hoheit nicht doch vielleicht Ihren Leibarzt, Dr. Wilkins, beföhlen, der ohnehin nichts zu thun habe und dann und wann daran erinnert werden müsse, daß er sein Gehalt eigentlich doch bloß für eine Sinekure bezöge," so lehnte die Prinzessin dies ab und sagte: „Nein, am Sterben bin ich noch nicht. Und wenn ich am Sterben wäre, so würde mich Dr. Wilkins, der Alles liest, aber nicht viel weiß, auch nicht zurückhalten können. Was irgend ein Mensch für mich thun kann, das thut Bie für mich, und wenn ich ihm eine halbe Stunde zugehört und während seiner Erzählungen im Rennthierschlitten mit ihm gesessen oder wohl gar bei Missionar Dahlström eine rothe Grütze mit ihm gegessen habe, so habe ich bei solcher Gelegenheit allemal das gehabt, was man die heilsame Gegenwart des Arztes nennt; „medico praesente", so heißt es ja wohl, da ruht die Krankheit. Nein, Bie muß bleiben. Und was würde seine Schwester zu solcher Kränkung sagen, die gute, kleine Pastorin, die ihn für so berühmt hält wie Boerhave und ganz aufrichtig denkt, daß man die alte Geschichte wieder beleben und mit voller Sicherheit des Eintreffens vom Nord- oder Südpol aus an ihn schreiben könnte: „An Dr. Bie in Europa".

* * *

Die Krankheit der Prinzessin, so wenig gefährlich sie war, zog sich hin. Der König, inzwischen eingetroffen, hatte mit den Personen seiner nächsten Umgebung den linken Flügel bezogen und beschränkte sich, was die Prinzessin anging, darauf, sich jeden Tag nach dem Befinden derselben erkundigen zu lassen. Sonst wurde man seiner kaum gewahr, was theils mit seiner häufigen Abwesenheit drüben in Skodsborg, theils mit seiner Lebensweise zusammenhing. Er liebte nun mal die Vergnügungen im Freien. War nicht Hetzjagd, so war Pirschjagd, und war nicht Dachsgraben, so war Graben nach Steinbetten und Moorfunden, ja mitunter war er bis Vinderöd und Arreseedal hinüber, um von dort aus, wo seine Boote lagen, auf dem großen Arre-See zu segeln.

Holk, der die Capitäne Westergaard und Lundbye noch von Schleswig und Flensburg her, wo sie vorübergehend in Garnison gestanden hatten, gut kannte, suchte den Verkehr mit ihnen zu erneuern, was auch gelang und ihm dann und wann ein paar vergnügliche Plauderstunden eintrug; aber wenn er dann wieder allein war und nach Holkenäs hinüber dachte, kam ihm ein Gefühl schwerer Verlegenheit und Sorge. Das ging nicht so weiter. Die Correspondenz zwischen ihm und Christine stockte völlig; aber auch die Briefe von Petersen und Arne waren noch unerledigt. Dieser letztere wenigstens mußte beantwortet werden (schon eine Woche war seit seinem Empfange vergangen), wenn er's nicht auch mit dem noch verderben wollte, der allezeit sein bester Freund und Berather

und vielleicht nur zu oft sein Anwalt in seinen früheren kleinen Kämpfen mit Christine gewesen war.

Es war ein dienstfreier Tag, hell und klar, und Dr. Bie, von der Prinzessin kommend, hatte bei ihm vorgesprochen und ihn durch Hilleröder Stadtklatsch und kleine Doctorgeschichten in eine behagliche Stimmung versetzt. Diese Stimmung wollte er nicht ungenutzt vorübergehen lassen; Stimmung war schon der halbe Brief. Und was war es denn auch am Ende? Christine war eine Frau mit weniger Vergnüglichkeit als wünschenswerth und mit mehr Grundsätzen als nöthig; das war eine alte Geschichte, die von Niemandem bestritten wurde, kaum von Christine selbst. In diesem Sinne sprach er noch eine Weile vor sich hin, und als er sich mehr und mehr in die Vorstellung hineingeredet hatte, daß Alles, genau betrachtet, eine bloß aufgebauschte Geschichte sei, weil ja doch eigentlich nichts vorläge, nahm er schließlich seinen Platz am Schreibtisch und schrieb:

„Lieber Arne! Sei herzlich bedankt für Deinen lieben Brief vom 23. v. M., um so herzlicher, als ich, nach so vielen Beweisen Deiner freundschaftlichen Gefühle für mich, sehr wohl weiß, daß Du, bei starker Hervorhebung Deiner Bedenken über mein Thun und Lassen, nur der Vorstellung einer Pflicht gehorchtest. Aber, lieber Arne, laß mich Dich fragen, lag eine solche Pflicht wirklich vor? Hast Du nicht, um diesmal als Christinen's Anwalt (sonst warst du der meine) das Recht Deiner Klientin gegen mich zu wahren, mich in ein Unrecht gesetzt, das gar nicht existirt? Alles Anklagematerial gegen mich ist meinen eigenen Briefen entnommen. Nun, diese Briefe liegen jetzt drüben in Holkenäs und sind mir nicht mehr in jedem Einzelpunkt gegenwärtig, aber wenn ich ihren Inhalt aus dem Gedächtniß recapitulire, so kann ich nichts finden, was eine Beschuldigung rechtfertigte. Da sind die Hansen's, und da ist das Fräulein von Rosenberg, bei deren Schilderung ich, wie ein englisches Sprüchwort sagt „mehr Petersilie an das Hühnchen gelegt haben mag, als unbedingt nöthig war"; aber ein solches Zuviel hätte mir entweder auf Unbefangenheit gedeutet werden müssen oder auf einen Hang, das Ridiküle durch sich selber wirken zu lassen. Ich entsinne mich, in einem meiner Briefe von einer halb märchenhaften Audienz der schönen Capitana beim Kaiser von Siam und in einem andern von dem pikanten und allerdings etwas freisinnigen Fräulein von Rosenberg als von einem „David Strauß'schen Amanuensis" gesprochen zu haben, und nun frag' ich Dich, lieber Arne, ob das Auslassungen sind, die Christinens Empfindlichkeiten und im weitern Verlauf Deine brieflichen Vorwürfe rechtfertigen? Ich sprach eben von meiner Unbefangenheit, die mir zum Guten gedeutet werden müsse, will aber im Gegensatze dazu einräumen — und das ist das einzige Zugeständniß, das ich machen kann — daß mir in meiner Correspondenz mit Christine der richtige Ton schließlich verloren gegangen ist. Von dem Augenblick an, wo man sich beargwohnt sieht, ist es schwer, in Ton und Haltung correct zu bleiben, und um so schwerer, als es *den* Unschuldsgrad nicht gibt, der einen, wenn erst 'mal Zweifel angeregt wurden, gegen Bedenken und kleine Vorwürfe seiner selbst ein für allemal sicher stellte. Was wandelt uns nicht Alles an, was beschleicht uns nicht Alles? Vieles, Alles. Aber schon Martin Luther, dies weiß ich aus der Tractätchen-

literatur, die immer nur zu fleißig ins Haus kam, hat einmal ausgesprochen: „Wir können nicht hindern, daß die bösen Vögel über uns hin fliegen, wir können nur hindern, daß sie Nester auf unserm Haupte bauen.“ Ja, Schwager, es bleibt dabei, Christine, so vieler Tugenden sie sich rühmen darf, eine hat sie nicht, sie hat nicht die der Demuth, und genährt und großgezogen in der Vorstellung einer besonderen Rechtgläubigkeit, von der sie beständig Heilswirkungen und Erleuchtungen erwartet, kommt sie natürlich nicht auf den Gedanken, daß sie, gleich Anderen, auch irren könnte. Sie hat Asta nach Gnadenfrei gebracht und Axel nach Bunzlau, das sind Thaten, die Schwächen und Irrthümer ausschließen, Irrthümer, denen Andere, die statt nach Herrnhut nach Kopenhagen reisen, ein für allemal unterworfen sind. Und nachdem ich so meine Vertheidigung geführt und gegen den Schluß hin, mehr als mir lieb ist, die Rolle des Angeklagten mit der des Anklägers vertauscht habe, verabschiede ich mich und lege meine Sache in Deine Hand, vollkommen sicher darin, daß Deine Klugheit und vor Allem auch die Liebe, die Du gleichmäßig für mich wie für Christine hegst, Alles zum Guten hinausführen wird. Und damit Gott befohlen. Wie immer

Dein Dir herzlich ergebener
Holk.“

Als er die Feder aus der Hand gelegt hatte, nahm er den Bogen und stellte sich ans Fenster, um Alles, Zeile für Zeile, noch einmal durchzusehen. Er fand Manches auszusetzen und murmelte, wenn ihm dies und das nicht zusagte, „fast so doctrinär wie Christine“; der Schluß aber von der „besonderen Rechtgläubigkeit“ gefiel ihm und mehr noch die Stelle von der „eingebüßten Unbefangenheit“, eingebüßt, „weil es, sobald man erst unter Anklage stehe, keinen Unschuldsgrad gäbe, der einen gegen Zweifel und gelegentliche Selbstvorwürfe sicher stelle.“

Sein Auge weilte wie gebannt darauf, bis zuletzt die Befriedigung darüber hinschwand und ihn nichts mehr daraus ansah, als das Bekenntniß seiner Schuld.

(Fortsetzung folgt.)

Willkürliche und unwillkürliche Bewegung.

Von

W. Henke.

(Schluß.)

IV.

Eine andere Art von Combination deutlich willkürlicher Bewegungen mit solchen, von denen wir nun nicht mehr sagen können, daß wir sie gewollt haben, kommt zu Stande, wo bei Regulirung derselben nicht nur Vorstellungen von dem, was geschehen soll, sondern auch neue Eindrücke von dem, was successiv bereits geschieht, mitbestimmend sind. Dahin gehören besonders die Bewegungen, von denen der richtige Gebrauch der Sinnesorgane zur Aufnahme von Eindrücken begleitet ist, vor Allem beim Gebrauche der Augen.

Wenn ich einen Gegenstand ins Auge fassen, wenn ich ihn sehen will, richte ich meine Augen dahin, wo er ist. Das thue ich, weil ich es will. Das weiß Jeder, daß er das kann und thut, wenn und weil er es will, und die einfache Probe darauf ist, daß er es, wenn er will, ebenso gut auch lassen kann, selbst wenn ein Gegenstand erst seine Aufmerksamkeit reizt, daß er ihn sehen möchte, aber er will sich das eben nicht merken lassen; also läßt er es und sieht nicht hin. Wenn ich hinsehe, ist der Zweck sofort erreicht. Ich habe den Gegenstand im Auge; sofort stehen die Augen auch still, so lange ich ihn ansehen will. Dabei wissen und merken wir vor- und nachher nicht, was schon dazu gehört hat, diesen einfachen Zweck zu erreichen; aber es ist Alles geschehen, weil wir ihn haben erreichen wollen.

Da ist das Auge, oder vielmehr sind die beiden Augen mit ihrer Directionslinie gerade auf einen und denselben Punkt hin eingestellt, den wir haben ins Auge fassen wollen; denn nur so kommt es zu dem, was wir wollten, daß wir ihn mit beiden Augen zugleich, aber wie einen einzigen sehen. Wir haben, um dies zu erreichen, durch die Spannung von einem Dutzend Muskeln, deren jeder mehr oder weniger fest hat anziehen oder nachlassen müssen, beide Augen eingestellt, und zwar beide gleich viel nach links, rechts, oben oder unten, je nachdem von

da aus, wo wir stehen, der Gegenstand lag, den wir ansehen wollten. Und wenn er uns näher war, mußten wir zugleich beide Augen mit ihren Directionen gegeneinander hin zusammenlaufen lassen, wenn er weiter ab war, weniger. Zugleich mußte aber auch in jedem Auge, was oben ist, oben bleiben, oder wenigstens in beiden nach derselben Richtung stehen bleiben, sonst könnten wir zwar jedes Auge auf denselben Punkt gerichtet haben und sie doch mit beiden nicht einfach sehen, sondern mit dem, was oben und unten ist, schräg übereinander hinweg. Dies alles geschieht dem Zwecke entsprechend, wenn wir nur den Gegenstand ansehen wollen, und wenn es geschieht, ist auch der Erfolg da; wir sehen ihn vor uns und in der Befriedigung, deswegen sind wir im Stande, den bestimmten Grad von Spannung in jenem Dutzend von Muskeln, der dazu geführt hat, unerschütterlich fest zu halten. Wenn wir dagegen ganz ebenso die Augen in irgend eine bestimmte Lage gebracht, aber doch nicht denselben Erfolg damit erreicht haben, z. B. wenn wir beiden nicht denselben Gegenstand vorhalten, den sie sehen, sondern zwei, die jedes von ihnen sieht und die wir dann mit beiden zusammen, wie durcheinander zugleich sehen, so daß kein ruhiger einfacher Eindruck herauskommt, dann sind wir auf einmal nicht im Stande, sie auch nun in dieser ihrer Lage ruhig eingestellt zu halten; sie irren zitternd hin und her, als wüßten sie, daß sie ihre gewöhnliche Aufgabe nicht recht gelöst haben, die darin besteht, aus beiden zusammen ein einfaches Bild darzubieten. Es ist, sobald dies geschah und unser inneres Auge, unser Sinn das Bild ruhig einfach erfaßte, sah, als wäre da eine Feder eingeschnappt, die nun die äußeren Organe, die Augen, ruhig feststellte.

Aber das ist noch nicht Alles, was geschehen sein muß, wenn man wohin sieht und dann auch sehen soll, was man hat sehen wollen. Außerdem, daß sich beide Augen richtig zu dem Gegenstande, den man sehen will, und zu einander stellen, gehört dazu ferner, daß jedes auch in seinem Innern so eingerichtet wird, daß es von diesem Gegenstande ein richtiges, scharfes Bild liefert, daß es, wie wir es nennen, auf ihn oder auf die Entfernung, in der er sich vom Auge befindet, accommodirt ist. Denn je nach der Entfernung, gehört dazu im Auge, wie in jedem Fernrohr, Mikroskop oder dergleichen eine veränderliche innere Einrichtung. Auch dies ist schon besorgt, sofern es überhaupt die Construction des betreffenden Auges, kurz- oder weitsichtig, mit oder ohne Brille vermag, wenn wir nur die Augen auf den Gegenstand eingestellt haben. Man kann sagen: es ist bei der Einstellung schon mit besorgt. Denn es ist bekannt, daß in der Regel, wenn wir die Augen so gegeneinander mit ihren Directionslinien einstellen, wie es nöthig ist, um ein Object in gewisser Entfernung vor uns mit beiden ins Auge zu fassen, daß dann zugleich jedes Auge sich der gleichen Entfernung gemäß von selbst innerlich einrichtet. Wir wissen freilich auch, daß, wenn wir die Umstände absichtlich verändern, so einrichten, wie es dem Zwecke nicht mehr entspricht, wenn wir uns z. B. dabei eine falsche Brille vorschieben, eine solche, die macht, daß wir dann nun das Object nicht deutlich mehr zu sehen bekommen, daß die Absicht, welche auf das deutliche Sehen mitgerichtet ist, sich wieder zu helfen und auch die innere Einrichtung wieder zu verändern weiß, so daß der Zweck doch erreicht wird, wenn nur der Apparat ausreicht, um es möglich zu machen.

Also das Alles ist erfolgt und hat erfolgen müssen, wenn und damit wir einen Gegenstand ansahen und den Zweck erreichten, auf den es dabei abgesehen war, ihn nun auch wirklich deutlich zu erblicken. Sollte irgend etwas an diesem Erfolge noch gefehlt haben, sofort würden sich unsere Organe, soweit es in ihren Kräften steht, angestrengt haben, den Fehler zu verbessern. Es würde auch dazu kaum noch eines besonderen Willensimpulses bedurft haben. Der Mangel im deutlichen reinen Sehen würde sie schon dazu getrieben haben, und wir hätten ihn wohl zuvor auch gefühlt, aber der Anstoß zur Abhülfe wäre doch nur eine Fortsetzung des früheren Impulses zur Erreichung des Zweckes gewesen. Und in der Regel ist, wie gesagt, Alles zugleich auf den einen Impuls des Willens und mit dem vollen einfachen Resultat geschehen.

Aber es ist noch mehr geschehen. Schon um irgendwohin den Blick zu lenken, haben wir häufig nicht nur die Augen, sondern auch den Kopf mit ihnen so oder so herum gedreht, und zwar bald mehr das Eine oder das Andere, auch den Kopf bald so oder so in seiner Haltung. Auch davon, wie dies zugegangen ist, haben wir vor- und nachher wenig gewußt oder beabsichtigt, und doch ist auch das oft nicht ohne Bezug zu dem Zwecke des Unternehmens gewesen, der darin bestand, den Gegenstand zu sehen, den wir anblickten. Ob wir nun z. B., um ihn zu sehen, mehr nur die Augen im Kopfe herumgedreht und den Kopf in Ruhe gehalten, oder aber den Kopf, vielleicht sogar auch die Brust und noch mehr nach ihm hin gewendet haben, das haben wir uns gerade nicht zuvor mit guten Gründen überlegt und erwogen, aber irgend einen Grund hat es in der Regel doch wohl gehabt. So, wenn wir nur die Augen allein sich haben dahin drehen lassen, wo etwas zu sehen war, uns aber sonst in unserer Positur nicht stören lassen, geschah es wohl, weil wir nur flüchtig hinsehen, und dann gleich an unsere frühere Beschäftigung zurückkehren wollten; vielleicht auch, weil wir uns genirten, ein ernstlicheres Eingehen auf den Gegenstand, der uns zum Anblicken reizte, merken zu lassen. Das haben wir uns dann gewiß nicht gerade deutlich vorgenommen; aber eine Nebenabsicht, die wir beim Hinblicken zugleich hatten, war doch der Grund, warum wir es so und nicht anders anstellten. Klar war uns selbst zunächst nur, daß wir hinblicken wollten. Wie wir es anfingen, das machte sich mehr von selbst, und doch hatten wir auch dabei eine Absicht gehabt.

Wenn wir, um etwas darin nachzulesen, in ein Buch sehen, welches vor uns auf dem Tische liegt, aber nicht ganz gerade vor uns, werden wir es zuvor gerade vor uns hinrücken, weil wir es dann bequemer haben, die Augen über die Zeilen hin- und herlaufen zu lassen. Oder, wenn wir es nicht so zurechtrücken können oder wollen, z. B. weil ein anderer, der es gerade vor sich hat, auch darin liest und wir ihn nicht stören wollen, dann rücken wir umgekehrt uns so dem Buche gegenüber zurecht, daß unser Gesicht gerade davor steht und also die Augen nun doch bequem über die Zeilen hin- und herlaufen. Das thun wir auch ohne wohl die bestimmte Idee zu haben, daß und weshalb wir es wollen, aber doch, weil es uns anders unbequem sein würde und wir das voraus fühlen und also lieber vermeiden. Wenn wir uns dies klar machen wollen, brauchen

wir es nur einmal anders zu machen; dann merken wir gleich, wo es fehlt und helfen dem wieder ab. Und ähnlich wie mit dem Lesen in einem Buche ist es auch mit der Betrachtung anderer Gegenstände, die wie die Schrift in einem Buche gewisse Hauptdurchmesser haben, längs deren wir das Bedürfniß haben, den Blick über sie hin und her zu führen, wenn wir sie recht mit den Augen erfassen wollen. So z. B. die Fassade eines Hauses oder das Gesicht eines Menschen. Wenn wir in dasselbe recht hineinsehen, gleichsam auch in demselben lesen wollen, machen wir ebenso, daß unser eignes Gesicht ihm gerade gegenüber kommt. Wenn wir neben das Bett eines Kranken treten, um zu sehen, wie es ihm geht und nicht nur mechanisch einen Blick hinein und auf ihn werfen, sondern ihn begrüßen und ihm theilnehmend ins Gesicht schauen, so biegen wir unsern Kopf so auf die Seite nach dem Kopfende des Bettes und über dasselbe hin, daß unser Gesicht dem im Bette richtig vis à vis zu stehen kommt. Und wenn eine Mutter ihr Kind auf dem Schoße hat und ihm so recht voll Freude ins Gesicht sehen will, so dreht sie Kopf und Augen nicht nur hin, sondern auch so hin, daß sie das kleine Gesichtchen ihrem Gesicht so gerade gegenüber hat, wie man das Buch vor sich hin hält, worin man lesen will. Classisch fixirt ist diese Combination der Bewegungen des Blickes in dem reizenden Bilde, welches das Berliner Museum von dem größten aller Maler besitzt, Raphael's Madonna aus dem Hause Colonna, wo die Mutter den Kopf von dem Buche, worin sie gelesen, dem Kinde zuwendet, das auf ihrem Schoße erwacht ist und ihn mühsam so zur Seite wendet, daß sie ihm auch gleich gerade in sein Gesichtchen hineinsehen kann[1]).

Auch in diesen Fällen ist sich nun der Mensch, der das thut, sind wir uns, wenn wir an das Bett des Kranken treten, ist sich die Mutter, die ihrem Kinde ins Gesicht sieht, nur deutlich bewußt, dies zu thun in der Absicht zu sehen, was sie sehen; aber daß sie diese Bewegung gerade in der Form ausführen, die am geeignetsten ist, den Zweck in der wirksamsten Art zu erreichen, den vollsten Eindruck von der Art des Hinsehens zu erhalten, dies ist doch unbewußt die Folge der Art von Interesse, der vollen Hingabe an den Gegenstand, der angeblickt wird, also doch im Grunde auch noch eine Wirkung einer unbewußten Absicht, die sich mit dem bewußten Willen verbindet. Und in diesem Zusammenhange von einer geistigen Intention mit der bestimmten Art von Ausführung der Bewegung ist es begründet, daß dieselbe auch im Bilde oder im Leben auf einen Zuschauer einen solchen Eindruck macht, daß er auch die unbewußte Absicht des Blickes darin erkennt; mit einem Worte: es beruht in diesem Zusammenhange von Motiv und sichtbarer Bewegung, wenn es nachher der Zuschauer herausfühlt, das, was man den geistigen Ausdruck des Blickes nennt. In der Stellung des Kopfes und nicht in irgend einer besondern Art von Glanz des Auges liegt der Ausdruck des Blickes im Leben und in einem Bilde, weil jene und nicht diese

[1]) Für die Glücklichen, die in Rom waren, erinnere ich an ein zweites liebliches Werk von derselben Hand, in dem der Ausdruck der Hauptfigur ganz auf derselben Pointe beruht. Es ist die Tochter Pharaonis auf dem Bilde der Findung Mosis in der Loggia des Vaticans, wie sie ihren Kopf dem des Kleinen entgegen zur Seite biegt.

eine geistige Ursache hat. Dafür spricht die Wirkung gerade eines solchen Bildes wie jene Madonna von Raphael, weil hier die Augen selbst wegen der Senkung der Lider garnicht zu sehen sind und doch der Eindruck des innigen Blickes der Mutter auf das Kind zu Stande kommt. Der Zuschauer seinerseits weiß es zwar auch nicht, oder macht es sich auch nur nicht mit Bewußtsein klar, daß es eben so zusammenhängt, aber er versteht es unbewußt aus der Erfahrung, welche ihm diesen Zusammenhang im Leben öfter schon vorgeführt hat, und ganz besonders wird derjenige im Leben selbst diesen Eindruck erhalten, der so angeblickt wird, wenn sein Blick nun wieder dem des Anderen begegnet. Denn nun wird auch er das Gesicht, das ihn anblickt, wieder gerade vor sich sehen.

Und auch die Kunst, indem sie uns solche Bewegungen oder Stellungen vor Augen stellt, mit deren Hülfe der Mensch seinen Blick in einem gewissen Sinne, einer gewissen Absicht braucht und indem der Beschauer davon den lebendigen Eindruck dieses Sinnes, dieser Absicht oder dieser Gesinnung erhält, auch der Künstler hat dies vielleicht, ja wahrscheinlich nicht mit deutlicher Berechnung so angeordnet; aber es hat einmal Einer erst selbst im Leben diesen Eindruck von so einer Gruppe gehabt und ihn dann im Bilde festgehalten, und dann haben ihn Andere in diesem Bilde als gelungenen Ausdruck wiedererkannt und machen es nach. Raphael, der uns die reizendsten derartigen Leistungen bietet, hat es nicht zuerst erfunden. Die Toskaner des Jahrhunderts vor ihm, die sich um den großen Bildhauer Donatello gruppiren und deren zarte Madonnenbilder die Sammlung des Museums in Berlin in Gestalt von kleinen Hausaltären jetzt so zahlreich besitzt, haben es ihm vorgemacht, und er hat es ihnen abgesehen und nur noch lieblich graziöser durchgeführt. Die Späteren aber, schon Tizian und gar Rubens und Andere haben diese Art von Beobachtung solcher Feinheiten des Sinnes, welcher in der Bewegung des Blickes von Mensch zu Mensch, z. B. von Mutter zu Kind liegt, schon wieder nicht mehr gehabt, und so haben sie zwar mit neuen und wirksamern Mitteln farbenreicher und naturwahrer Darstellung noch größere Effecte lebendiger Erscheinung, aber keine so sinnigen Verkörperungen eines geistigen Ausdruckes erreicht. Die bewußte oder unbewußte Auffindung solcher Beziehungen von Absicht und Erscheinung einer Art von Bewegung führt zu den einfachsten und wirksamsten Kunstschöpfungen, welche den Geist sich im Bilde sichtbar darstellen lassen.

V.

Betrachten wir ferner den Verlauf der kräftigsten regelmäßig wiederkehrenden Bewegungen des menschlichen Körpers, durch die sich derselbe aufrechtstehend oder gehend erhält oder von der Stelle weg fortschreitet, unter demselben Gesichtspunkte der Frage, was dabei mit oder ohne bewußte Willenseinwirkung geschieht, so ergibt sich auch hier, daß eigentlich nur das Hauptresultat der ins Spiel gesetzten Arbeit der Bewegungsorgane ein direct beabsichtigtes, aber dennoch auch alles Mögliche sonst, was und wie es dabei mitgeschehen und mitwirken muß, keineswegs ein einfaches Spiel der körperlichen Organe ist, zu dessen Regelung es gar keiner geistigen Beeinflussung bedürfte, sondern daß dazu un-

bewußt Beobachtungen und Berechnungen des Erfolges und seiner Bedingungen gehören, durch die es so geordnet wird.

Wenn wir einfach gerade aufrecht dastehen, so haben wir für den Augenblick eigentlich gar keine Absicht, etwas zu erreichen oder zu thun; wir haben nur nicht die Absicht, uns vom Flecke zu rühren oder es uns bequem zu machen, indem wir uns niedersetzen oder hinlegen. Wir bleiben eben bis auf Weiteres so dastehen, wie wir uns zuvor da hingestellt haben. Und doch sind dabei jedenfalls die körperlichen Organe, mit deren bewegender Thätigkeit wir es zu dieser Lage unseres Körpers im Raume gebracht haben, durchaus nicht ganz unthätig geworden, wie man schon daraus schließen kann, daß das Stehen auf die Dauer eine ermüdende Anstrengung ist. Es wird freilich mit dieser anhaltenden Anstrengung der Organe zur Zeit kein in die Augen fallender Bewegungserfolg erzielt, sondern nur das Verlassen der gegebenen Lage verhindert, und kleine Veränderungen, Schwankungen oder Abwechselungen derselben finden doch auch beständig daneben Statt.

Wäre unser Körper, in der Gestalt, die er momentan beim Aufrechtdastehen hat, eine starre feste Masse, wie eine Statue aus einem Stück Stein, Holz oder Bronce, so würde er auch so aufrecht stehen bleiben, sobald nur einmal und solange nur die Grundvoraussetzung dazu erfüllt wäre, die, wie bei jedem Tische oder Stuhle darin besteht, daß der Schwerpunkt der Masse noch über der Bodenfläche liegt, die von den Füßen eingeschlossen ist, und um dies sicherzustellen, ist zunächst keine Arbeit nöthig. Dasselbe wäre der Fall, wenn er wie eine Mauer oder ein Gewölbe aus Stücken bestände, die breit aufeinanderliegen und ebenso ruhig aufeinander stilliegen, wie das Ganze auf dem Boden, auf dem es ruht. Dies ist aber nicht der Fall. Die Abschnitte und Glieder unseres Körpers stützen sich aufeinander oder hängen an einander in Gelenken, d. h. also in Berührungen oder Verknüpfungen ihrer Enden mit oder aneinander, in welchen sie sich nach zwei oder mehreren Richtungen von jeder Lage aus bewegen können. Also beim Aufrechtstehen handelt es sich nicht nur darum, daß der ganze Mensch nicht um und zu Boden fällt, sondern jeder obere Abschnitt muß auch auf dem unteren, so wie er über ihm steht, stehen bleiben, die Beine mit dem Oberkörper auf den Füßen, der Rumpf auf den Beinen, der Kopf auf dem Hals. Dies könnte entweder dadurch bedingt sein, daß jedesmal der Schwerpunkt des obern Theiles, der auf einem untern ruht, gerade über den Punkten oder Achsen der Gelenke schwebend getragen oder balancirt würde, um die er sich drehen müßte, wenn er herabfallen sollte. Dies wäre aber eine sehr labile Ruhelage, d. h. es könnte bei der leisesten Erschütterung doch zum Falle kommen, und in der That ist es in den meisten Fällen gar nicht so. Die Schwerpunkte der obern Abschnitte des Körpers liegen gar nicht immer gerade über den Gelenken, in denen sie sich auf die unteren aufstützen.

Der Kopf z. B. hat, wenn er aufrecht über dem Halse steht, ein merkliches Uebergewicht nach vorn, von der Stelle, wo er durch das obere Ende des Rückgrates gestützt wird, und müßte herabfallen, wenn er nicht beständig etwas nach hintenüber gehalten würde. Daher das unwillkürliche beifällige Nicken mit dem Kopfe, welches eintritt, wenn ein Mensch noch in aufrechter Haltung des Kopfes

vom Schlafen überwältigt wird, und also die Kraft erlischt, die ihn bis dahin aufrecht gehalten hat. Dasselbe wiederholt sich aber an mehreren Stellen beim aufrechten Stehen. Die Last des Oberkörpers hängt von den Hüften in der Regel hintenüber, die des Oberkörpers und der Beine auf den Fußgelenken nach vornüber und, da wir in der Regel mehr auf dem einen als dem anderen Beine stehen, so hängt auch der Oberkörper von der linken Hüfte, wenn er auf ihr ruht, nach rechts, von der rechten nach links hinüber.

Alles dies muß nun durch Gegenwirkungen ausgeglichen, es muß verhindert werden, daß die übereinander aufgebauten Theile des aufrechtstehenden Körpers so oder so von einander herabsinken und die ganze aufrechte Gestalt dadurch in sich zusammensinkt. Dazu gehören momentane fixirende Einwirkungen auf jeden Abschnitt besonders, welcher von dem, auf den er sich stützt, herabfallen könnte und müßte. Dies geschieht aber nicht etwa in der Art, wie wenn nun irgendwo an jedem derselben ein Stück befestigt und an einem Haken zur Seite aufgehängt wäre, so daß die Last von da nicht herabfallen könnte; sondern dieser Dienst wird durch dieselben Bewegungsorgane, die Muskeln, geleistet, welche auch, wenn sie sich verkürzen, denselben Theil mit Hebung seiner Last aus der Ruhelage entfernen würden. Sie strengen sich aber, wenn dies nicht beabsichtigt wird, gerade nur so viel an, als nöthig ist, um zu verhindern, daß seine Last herabsinkt. Also es gehört nicht nur überhaupt eine Anspannung von mancherlei Muskeln dazu, um in jeder augenblicklichen Lage der aufrechtstehenden Gestalt zu verhindern, daß sie zusammensinkt, sondern in jedem derselben der Grad von Anspannung, welcher in der gegebenen Lage eben genügt, das Zusammensinken zu hindern. Denn sowie dieselben stärker einsetzten, würden sie die Ruhelage nicht erhalten, sondern ein Verlassen derselben in der entgegengesetzten Richtung wie die Belastung herbeiführen. Die complicirten Abstufungen von Anstrengung der verschiedensten Muskeln zur Sicherung der aufrechten Haltung müssen sich aber ferner jeden Augenblick ändern, verlangen eine stets erneute Regulirung, sowie nur irgend in der Lage der einzelnen Glieder sich etwas verändert, z. B. wenn wir im Stehen mit einer Hand ausgreifen oder etwas anfassen und mit der Hand angreifend in die Höhe heben. Denn damit verändert sich sogleich auch die Vertheilung und Wirkung der ganzen Last, mit der der Arm am Oberkörper hängt und dieser wieder in den Hüften auf den Beinen ruht.

Dies Alles wird nun, wenn und so lange wir aufrecht dastehen, beständig richtig den Anforderungen der Lage entsprechend geordnet und eingestellt, und jeden Augenblick, wenn sich die Lage nur irgend verändert, von Neuem den veränderten Bedingungen angepaßt, die sich daraus ergeben. Alles dies, ohne daß wir uns mit bewußter Absicht darum kümmern, ohne daß die meisten Menschen überhaupt selbst wissen, daß es geschieht. Sowie sich nur die Last irgend eines Theiles, z. B. des Oberkörpers, aus irgend einem Grunde, z. B. nur durch einen Luftzug, der ihn trifft, etwas zum Fallen nach der einen oder anderen Seite hin neigt, greift sofort ein Muskel etwas stärker als zuvor an, um ihn, nicht mehr als nöthig, nach der anderen Seite anzuhalten, daß er nicht fällt. Wir wissen nichts davon, es erfolgt so von selbst, wie wenn irgend ein Reiz unwillkürlich oder durch Reflex irgend eine Bewegung zur Folge hat. Und doch sind dabei Dinge

im Spiel, die wir mit Recht gewohnt sind, als geistige Vorgänge zu betrachten. Wir beachten es nicht, aber es läßt sich nachweisen, daß Sinneseindrücke, nicht nur des Gefühles vom Gleichgewichte, das doch auch eine Art von sinnlicher Wahrnehmung ist, sondern auch Eindrücke vom Drucke der Last unseres Körpers auf die Haut der Fußsohle, und auch die Bilder, die uns die Augen von den Dingen um uns her und damit zugleich von unserer Stellung in unserer Umgebung liefern, dazu beitragen, daß jene beständige Regulirung richtig von Statten geht. Denn es ergibt sich aus Versuchen mit aufrechtstehenden Menschen, daß die kleinen Schwankungen ihres Körpers, welche auch bei ruhigster Haltung nicht ganz fehlen, sofort größer werden, wenn man ihnen die Haut der Fußsohlen einölt und sie dadurch weniger fein empfindlich für den auf ihnen ruhenden Druck macht, und ebenso, wenn man die Augen verbindet. Sofort wird die ganze aufrechte Haltung unsicherer.

Dies wäre ja nun wohl ganz begreiflich, wenn wir annähmen, der Mensch bemerke zunächst durch sein Gefühl von einem stärkeren Druck auf die Haut seiner Sohle und aus dem veränderten Bilde, das er von seinen Umgebungen sieht, mache er den Schluß, daß sich seine Lage im Raume verändert hat, sowie wir merken, daß wir auf der Eisenbahn in Bewegung sind, wenn die Bilder der Gegend scheinbar sich an uns vorbeibewegen; er hätte sich dies Alles sodann wohl überlegt und danach berechnet, daß und wie er unter diesen beobachteten Umständen durch absichtliche Anstrengung seiner Bewegungsorgane dafür sorgen muß, nicht zu fallen, und endlich hätte er demgemäß mit Absicht seine Anstalten getroffen. So geht es nun freilich nicht zu, d. h. wir wissen nichts davon; aber es ist doch ein ähnlicher Hergang, d. h. eine Wechselwirkung von Eindrücken auf Haut und Augen und veränderten Anstrengungen in allerlei Muskeln sind wohl nicht anders begreiflich, als unter der Form, daß Ansichten von der Lage der Dinge, die aus ersteren entstehen, verwerthet sind, um letztere dieser Lage der Dinge entsprechend einzurichten. Eine directe Wechselwirkung zwischen sich verschiebenden Bildern im Auge und sich stärker oder schwächer anstrengenden Muskeln an der Hüfte, am Rücken, am Knie wie zwischen frischem Lichteinfall in das Auge und Verkleinerung der Pupille anzunehmen, würde eine Einrichtung voraussetzen, deren Vorstellung jeder Phantasie spottet, da in ihr schon alle möglichen Fälle, die einmal im Leben eintreten können und werden, vorgesehen sein müßten. Es bleibt also nur übrig, daß wir uns Vorgänge wie Wahrnehmung, Beurtheilung der Lage, Berechnung dessen, was gemäß derselben zu geschehen hat, und Wille hier wirksam denken, auch wenn es ohne Bewußtsein geschieht, und wir können sie uns auch zum Bewußtsein bringen, sobald wir auf irgend eine Lageveränderung unserer Haltung die Aufmerksamkeit hinrichten. Wir brauchen uns nur einmal vorsätzlich etwas stark rückwärts auf einem Fuß hinüberzuneigen und darauf zu achten, was nun geschieht, so fühlen und sehen und wissen wir sogleich, daß es so nicht weiter gehen kann, ohne daß wir fallen, und nun halten wir mit Fleiß gleich wieder ein und stellen uns wieder mehr nach der anderen Seite hin und damit wieder aufrecht fest.

Noch einleuchtender wird dies Alles, wenn wir den Uebergang vom Stehen zum Gehen machen. Hier haben wir die sehr bestimmte Absicht von der Stelle zu

kommen. Wenn wir uns dazu anschicken, drehen wir uns zuerst nach der Seite hin, nach welcher wir uns hin vorwärts in Bewegung setzen wollen. Dann lassen wir uns einfach von dem Fuße, auf dem wir uns gedreht haben und noch aufrechtstehen (es ist dies der linke, wenn wir uns nach rechts wenden) vorwärts fallen, setzen aber gleichzeitig den andern in der Richtung, wohin wir wollen, vor und auf den Boden auf, um die vorwärts fallende Last des Körpers rechtzeitig wieder zu unterstützen, ehe sie etwa zu Boden fällt, und dann lassen wir sie von diesem wieder weiter vorwärts fallen und setzen wieder den andern vor u. s. w. Dabei treten immer kurze Zwischenzeiten zwischen Fallenlassen und Wiederauftreten ein, in denen der Körper eigentlich ohne Unterstüung frei in der Luft hängt, und wenn etwa der vorgesetzte Fuß, der ihn, ehe er zu Boden fällt, wieder unterstützen soll, durch ein Hinderniß im Vorsetzen aufgehalten wird und also nicht rechtzeitig am Platze ist, um die Unterstützung wieder zu übernehmen, so stolpern wir, d. h. wir kommen in Gefahr, über ihn weg, weil er zu spät am Platze ist, zu Boden zu fallen. Von alle dem wissen wir nun in der Regel auch nicht mehr, als daß wir vorwärts wollen, und was wir sehen, daß wir immer einen Fuß vor den andern setzen. Insbesondere wissen die meisten Menschen gar nicht, daß sie mit ihrem ganzen Körper zu der Zeit, wenn sie den einen Fuß vorsetzen, eigentlich frei in der Luft schweben. Sowie sie aber einmal stolpern, so merken sie es plötzlich und besinnen sich schnell auf Abhülfe und setzen nun den Fuß mit Absicht um so schneller vor, um nicht hinzufallen.

Das ist indessen längst nicht Alles, was regelmäßig geschehen, und in der Ordnung geschehen muß, wenn wir gehen. Indem wir uns im Beginn des Vorschreitens vorwärts fallen lassen und dann schnell mit dem vorgesetzten Fuße wieder auftreten, die Last des Körpers wieder auffangen und unterstützen, ist dieselbe doch bereits in der That etwas von der Höhe, in der sie zuvor beim Stehen von den Beinen gestützt und getragen war, herabgesunken, und wenn wir dann gleich wieder stehen bleiben und wieder gerade aufrecht dastehen wollen, müssen wir sie wieder heben. Wenn wir weiter gehen, ist dies zwar nicht nöthig. Sie bleibt, so lange wir weiter gehen, im Vorschreiten immer etwas näher über dem Boden als beim Stehen. Aber sie würde auch bei jedem Schritte noch weiter hinabfallen, wenn sie nicht durch Nachstemmen des Beines, das sie zuletzt getragen hat und von dem sie schon wieder vorwärts weiter fällt, in gleicher Höhe gehalten, oder am weiteren Hinabfallen verhindert würde und dies Nachstemmen mit dem Beine, welches noch auf dem Boden steht, während das andere schon vorgesetzt wird und der Körper schon wieder vorrückt, ist factisch die Hauptanstrengung der Muskeln, die beim Gehen nöthig ist, und davon wissen wir wieder nichts. Sie wird nur unnöthig, wenn wir eine Treppe hinabgehen, oder muß gesteigert werden, wenn wir emporsteigen. Denn dann lassen wir uns vorwärts niederfallen oder müssen die Last unseres eignen Körpers wirklich in die Höhe erheben. Ferner aber sind nun beim Gehen wieder ebenso wie beim Stehen, ja noch mehr, alle die haltenden Muskelspannungen nöthig, welche die einzelnen Abschnitte und Glieder des Körpers, die sich dabei immer auf einander stützen, verhindern von einander herabzufallen, und zwar nun erst recht nicht nur vor- oder rückwärts, sondern auch abwechselnd

nach rechts oder links, weil ja nun die Last erst recht abwechselnd von dem rechten und linken Fuße getragen wird. Es sind ja nun auch bei der Bewegung des Gehens die Lagen der Abschnitte des Körpers zu einander, die Vertheilungen ihrer Last und die Stützungen derselben auf einander so viel mehr noch immer wechselnd wie beim Stehen, daß auch die Widerstände der Muskeln gegen ihr Umfallen oder Einknicken von oder über einander beständig wechseln müssen.

Und das geht nun doch auch Alles wieder gerade so zu wie beim Stehen. Wir bekümmern uns gewöhnlich nicht darum, wir wissen und bemessen gar nicht, wie es dabei zugeht. Es geschieht Alles wie von selbst. Aber es richtet sich doch beständig darnach, wie die Bedingungen dazu aus der beständig wechselnden Lage der bewegten Glieder folgen, und es wirkt ebenso auch die Wahrnehmung dieser Lage der Dinge durch Gefühl, Auge u. s. w. beständig bestimmend dabei mit. Wir werden uns auch sofort der Vertheilung unserer sinnlichen Eindrücke, der Uebertragung und Berechnung dessen, was dabei zu thun ist und der Absicht dies zu thun bewußt, sowie etwas ungewöhnlichere Umstände eintreten und eine Gefahr zu fallen herbeiführen. Es geschieht dann wohl nur dasselbe mit Bewußtsein, was sonst auch geschieht, nur daß wir uns gewöhnt haben, es gar nicht zu beachten.

Es hat aber eine Zeit gegeben, in der wir das Alles auch noch bemerkt, beachtet und absichtlich uns darnach benommen haben. Das war, als wir Kinder waren und Stehen, Gehen und Laufen lernten. Da haben wir ohne Zweifel bei den ersten Versuchen des aufrechten Hinstehens und des Vortretens von einem Fuße auf den anderen sehr wohl die Gefahr bemerkt, in die wir oft dabei kamen, auf die eine oder andere Art zu fallen, und haben dann bemerkt, daß wir mit unserem Willen etwas thun oder erreichen konnten, wodurch dies Fallen verhindert wurde, und haben es dann jedesmal gethan. Mit der Zeit ist dies dann uns oder den Organen unseres Körpers so geläufig geworden, daß wir es thun, ohne noch daran zu denken, oder daß die Organe es allein oder unwillkürlich alle Mal den Umständen gemäß verrichten.

VI.

Vollends aber begegnen wir nun den mannigfachsten Zusammenwirkungen von Absichten, Wahrnehmungen und Berechnungen mit viel oder wenig oder ohne alles Bewußtsein, wenn wir am Ende einige solche Bewegungsarten überblicken, welche nicht jeder Mensch mit auf die Welt bringt, oder in der Kindheit lernt, sondern die nur der Einzelne zu verschiedenen Zeiten und zu besonderen Zwecken sich angeeignet hat.

Denken wir zuerst an den Tanz, der ja nur eine andere künstlichere Art als das Gehen und Laufen ist, wodurch wir uns allein oder zu Zweien mit einander in aufrechter Haltung von einem Fuße auf den anderen von der Stelle bewegen. Da tritt an die Stelle des einförmig gleichmäßigen Vorschreitens die eine oder andere Art hüpfender oder schleifender Schritte mit beständigen, oder ebenfalls wieder abwechselnden Drehungen, oder auch sonst begleitenden Gebärden wie Neigungen, Beugungen und Handbewegungen verbunden, und zur Regulirung

der schiebenden sowohl als balancirenden Anstrengungen von Muskeln, durch welche diese Bewegungsweisen, wie die des einfachen Gehens ausgeführt werden müssen, dienen auch ebenso neben den ersten deutlichen Willensacten, mit denen sie eingesetzt werden, Verwerthungen von Gesichts- und Gefühlseindrücken nur alle in noch complicirteren Combinationen. Und dazu kommt nun die Ordnung der Zeitfolge oder des Tactes der Bewegungen durch die Musik, die zunächst auch nur die Bedeutung einer unterstützenden Wahrnehmung hat, nach welcher sich die regelmäßige Aufeinanderfolge der abwechselnden Bewegungen richtet, zumal wenn beim Tanzen in Paaren die Organe von zwei Menschen wie Theile eines Körpers, die gemeinsame Last beider bewegen sollen. Allmälig aber werden diese Eindrücke, weil sie an und für sich so viel zur Harmonie des wohligen Gefühles, das den Tanz begleitet, beitragen, in unserem Bewußtsein zu einem dominirenden Antriebe (einer Art Leitmotiv) der ganzen Thätigkeit von Leib und Seele während des Tanzes. Es ist, als dirigirte die Musik vor Allem die Regulirung der Bewegung, und wenn zuletzt doch auch die Aufnahme des Eindrucks von ihr nicht mehr deutlich von dem Gesammtgefühle des Behagens an und im Tanze getrennt und einzeln mit Bewußtsein aufgefaßt wird, so scheint sie doch, wie der erregende Reiz zu einer Reflexbewegung den richtig geordneten Verlauf der Bewegungen so zu beherrschen, daß sie nun wie unwillkürliche erfolgen. Und darin beruht ja dann eben der Reiz des ganzen Vergnügens, daß man sich einbildet wie von selbst von den Wogen der Töne und anderen begleitenden lieblichen Empfindungen durch das Getümmel des Lebens getragen zu werden, wo im Grunde die strengste Arbeit einer, wenn auch unbewußten, Regulirung durch Organe des Fühlens, des Sehens, der Berechnung und des Willens beständig im Gange ist.

Anders wieder beim Schwimmen. Es ist auch eine regelmäßige Folge von Bewegungen zum Tragen und zur Weiterbeförderung unseres eigenen Körpers wie das Gehen, und die Kinder am flachen Strande von südlichen Meeren lernen es ebenso von klein auf. Es ist aber, auch wenn man es später lernt, an sich eine viel einfachere Sache als Stehen, Gehen, Laufen u. s. w., weil man im Wasser niemals fällt, sondern nur dafür sorgen muß, nicht niederzusinken und, wenn man will, auch vorwärts zu kommen. Aber dabei kommt es auf das eine oder andere gar so genau nicht an, und man kann sich also in der That dabei ziemlich gehen lassen. Wenn man sich nur ziemlich aufbläst und immer etwas nach unten zappelt oder strampelt, sinkt man nicht, und wenn man etwas rudert, kommt man voran. Also es scheint nicht nur, sondern es ist wirklich so, daß es bei dieser körperlichen Uebung zwar keiner fein und streng abgemessenen Bewegung bedarf, daß man sich dabei in der That recht sorglos gehen lassen kann. Denn wenn man etwa einmal anfängt zu sinken, so merkt man es schon und kann wieder abhelfen.

Dagegen beim Fechten besteht die ganze Kunst am offenbarsten in der Geistesgegenwart und der schnellen Abwechselung, mit der die allerdeutlichste Beobachtung, Ueberlegung und Willensthätigkeit angewendet werden muß, um die drohenden Angriffe zu sehen, die Abwehr darnach einzurichten und die Pausen zwischen den dadurch erforderlichen Parierbewegungen zur Einschiebung der Angriffe, auch mit Benutzung der zuvor schnell beobachteten Blöße, die sich der Gegner gibt,

zu benutzen, oder auch Abwehr und Angriff zugleich mit derselben Bewegung auszuführen. Darin steht diese körperliche Uebung, wenn sie fein durchgeführt wird und nicht in ein bloßes unablässiges Zuschlagen ausartet (was heutzutage beim Pauken der Studenten häufig der Fall sein soll), in der That einzig da, daß sie die gesteigertste schnelle Regelung willkürlicher Bewegungen erfordert.

Und ähnlich denke ich mir auch, muß es beim Geigenspielen sein, wo zu gleicher Zeit einmal nach dem Lesen der Noten, nach der Vorstellung von den Tönen, welche dieselben bezeichnen, nach der Berechnung der Länge des Stückes einer Saite, welches, in Schwingung versetzt, diese Töne gibt, und nach dem Gefühle des Ausgreifens der Finger die Griffe der linken Hand auf den Saiten abgemessen werden müssen und zweitens nach dem Gefühle von der Stärke und Dauer des Tones, die der Künstler im Sinne hat in denselben hinein zu legen, der Strich des Bogens über die Saiten mit der rechten Hand ausgeführt werden muß. Es scheint kaum glaublich, dies Alles zu gleicher Zeit und in so kurzen Zeitabschnitten mit der Aufmerksamkeit zu beherrschen, und doch kann ich mir kaum denken, daß etwas davon ganz ohne Bewußtsein geschieht.

Wie anders dann wieder beim Klavierspielen. Hier werden zwar noch viel mehr Noten auf einmal gesehen, in die Vorstellungen von Tönen übersetzt und mit einem halben Dutzend Finger von zwei Händen auf den Tasten gesucht, gefunden und angeschlagen. Aber die Abmessung der Distanzen zwischen den Tasten, die getroffen werden müssen, ist eine ungleich weniger feine und die Bilder der Noten fassen sich zu denen der regelmäßig wiederkehrenden Accordgruppen zusammen, ebenso die Ausgriffe von drei Fingern derselben Hand zu typisch wiederkehrenden Spreizungsgraden dieser ganzen Hand, und so entsteht in der geübten Wiederkehr des Spielens nach Noten eine Geläufigkeit von Anpassung dieser Schwingungen an die Bilder der Accorde, welche die Findung der einen an der Hand des andern fast so unbewußt willkürlich werden läßt, wie eine Reflexbewegung, und so ergibt sich schließlich auch beim Spielen ohne Noten eine eingewöhnte Reihenfolge von solchen Accorden und Griffen, und aus ihnen sofort die im Kopfe vorschwebende Musik nach einer scheinbar ganz unwillkürlichen Nothwendigkeit wie die Schritte beim Tanzen. Wie complicirt aber im Grunde doch immer noch die dazu nöthige Zusammenwirkung von Bildern des Auges, Vorstellungen von Tönen und Handgriffen ist und sich in jeder einzelnen Tonfolge mit ihren Harmonien, Melodien und Rhythmus wiederholen muß, das wird sich der geübte Spieler fast nur noch klar zum Bewußtsein zu bringen vermögen, wenn er sich erinnert, wie er es seiner Zeit von Note zu Note gelernt hat.

Betrachten wir auch noch die Art, wie die Hände zur Arbeit im Dienste der bildenden Kunst geleitet werden, so stehen sich hier am klarsten und deutlichsten bewußt die Bewegungen derselben zum Zwecke der Darstellung einer Form und die Bilder, die der Darstellende zuvor aus der Beobachtung geschöpft, oder in der Phantasie vor sich gehabt hat, als rein geistige Acte, von denen einer den andern bedingt, also als Vorstellung und Wille einander gegenüber. Und doch entwickelt sich bei einem geübten Zeichner nach der Natur eine so schnelle und unmittelbare Uebersetzung des Bildes der Augen in die Bewegung der Hände, daß für ihn selbst das Eine fast wie eine Reflexbewegung zu folgen, er selbst

eigentlich mit geringer bewußter Aneignung und Reproduction dabei betheiligt zu sein scheint.

Nur dann, wenn man aus dem Kopfe, d. h. ohne ein Original vor Augen, Formen zur Darstellung bringt, die man zuvor durch Anschauung kennen gelernt, oder auch durch Abstraction von anderen Anschauungen in der Phantasie erfindend aufgebaut hat, legt sich Beides deutlich als zweierlei Geistesthätigkeit auseinander und kann die Ausführung der bildlichen Darstellung dann als eine der unzweifelhaftesten rein willkürlichen Leistungen der Hände betrachtet werden. Schon deshalb, weil dann meist die Ansicht von den Dingen, die im Bilde anschaulich dargestellt wird, gar nicht ganz die gleiche ist, die der Darsteller zuvor im Leben von denselben oder ähnlichen durch die Erblickung von irgend einem zufälligen Augenpunkte aus sinnlich erhalten und festgehalten hat, sondern eine erst aus innerer körperlicher Anschauung der Dinge abstrahirte von einem rein idealen Standpunkte aus. Nur dann hat es auch die Folge, daß die zu solcher Reproduction gebrachten Bilder der Dinge nach ihrer Gestalt und Lage im Raume sich dem Darsteller selbst fest dabei eingeprägt haben, weil er sie selbst dazu mit voller Klarheit aufgefaßt haben muß, während das reine Zeichnen nach der Natur ziemlich gedankenlos geübt werden und das so gewonnene Bild dem Zeichner selbst hernach wie einem anderen Beschauer als etwas Neues gegenübertreten kann.

Endlich die Kunst des Schreibens stellt in ihrer fertig ausgebildeten Uebung eine ungemein geläufige Maschinenarbeit dar, welche wie ein von selbst laufendes Uhrwerk die Production und Reproduction der Gedanken, der sie als Werkzeug dient, mit möglichst wenig Störung und Ablenkung der Aufmerksamkeit von derselben begleitet; aber immer ist sie mit derselben durch eine Kette so mannigfacher Zwischenglieder verbunden und von ihr aus dirigirt, daß sie doch zuletzt nur als eine sehr complicirte Folge von Wirkungen der Absicht auf die Erreichung des Zweckes und also des Willens betrachtet werden muß, und so stellt sie in dieser Art von Ausbildung eines ungemein geläufigen Spieles der Kräfte im Dienste eines Zweckes schon abgesehen von diesem selbst ein ausgezeichnetes Beispiel der fest eingeübten Zusammenwirkung von Körper und Geist dar, in deren stetiger Steigerung sich die höhere Cultur der Menschheit offenbart. Wie viele Zwischenglieder gehören dazu, den Zusammenhang herzustellen und darzustellen, durch den die Schriftzüge zum richtigen Ausdrucke unserer Gedanken werden: der Ausdruck der Gedanken durch Worte, die Zerlegung der Worte in Laute, die Abbildung derselben durch Buchstaben, die Wiedervereinigung derselben zu Wortabbildungen und die Dirigirung des schreibenden Instrumentes, mit den entsprechend gewundenen Hand- und Fingerzügen zur Aufzeichnung dieser Bilder. Diese ganze Reihe von Wandlungen, Analysen und Wiedervereinigungen der Gedanken in Worte, der Worte in Laute, der Laute in Buchstaben, der Buchstaben zu Wortbildern und beider in Handbewegungen nimmt nun durch Uebung einen solchen Grad von Geläufigkeit an, daß der Uebergang der gefaßten Gedanken in die geschriebene Schrift ein fast unmerklicher wird oder, nach dem praktischen Ergebnisse ausgedrückt, daß uns diese ganze Arbeit des Schreibens in der vorhergehenden und daneben fortschreitenden des Gedanken producirenden Schriftstellers (Briefstellers, Concipienten) gar nicht unterbricht oder stört.

Insbesondere das Zwischenglied der gesprochenen Worte und Laute, deren Bilder die Buchstaben ja von Hause aus sein sollten, ist so zu sagen, ausgeschaltet und eine directe Verbindung des Gedankeninhaltes der Worte mit ihren schriftlichen Abbildern hergestellt. Wir haben da jedenfalls die Idee, daß wir schreiben, ohne uns die Worte auch nur in Gedanken zuvor, wie hörbar vorzusagen, ebenso wie wir lesen ohne zu sprechen. Und doch spielt im Grunde noch immer die ganze Reihe von Uebergängen der Gedanken in Worte und Schriftzüge unmerklich fort, durch deren absichtliche Verknüpfung wir zuerst schreiben gelernt haben, wie man daran sehen kann, wenn kleine Störungen eintreten. Man verschreibt sich z. B. ebenso, wie man sich verspricht, indem irgend ein Wort oder Buchstabe aus der nächsten Gedankenfolge in die, welche eben geschrieben wird, zu früh eintritt. Hier vollzieht sich also ein Theil der Uebergänge zu schnell, ein anderer zuvor langsamer, und so kommen sie durcheinander, ehe sie alle Stufen passirt haben. Wenn man dagegen einmal absichtlich wieder in diesen Zusammenhang eingreifen, z. B. sich irgend eine angewöhnte Unart seiner Handschrift, auf die man aufmerksam geworden ist, abgewöhnen will, so erfordert dies stets eine Unterbrechung des ganzen geläufigen Ganges der Arbeit, weil er für gewöhnlich viel zu schnell und unmerklich verläuft, als daß man Zeit hätte, an eine Einzelheit, wie ein Buchstabe, den man schlecht zu schreiben gewohnt ist, zu denken und die nöthige Verbesserung mit Absicht herbeizuführen. So ist es ja bekanntlich schon eine Art von Anstrengung, zu der man einen Moment anhalten muß, wenn man, wie Bismarck will, seinen Namen deutlicher schreiben soll, als man sich mit der Zeit angewöhnt hat.

VII.

Ich breche hiermit die Reihe der verschiedenen bisher zergliederten Arten von Bewegungen ab, welche sich leicht nicht nur durch weitere Beispiele derselben vermehren, sondern namentlich auch nach der körperlichen und geistigen Seite noch weiter analysiren ließen. Ich habe sie mit Absicht im Ganzen rein descriptiv behandelt, weil ich es auch wesentlich schon als eine sehr dankbare Beschäftigung erachte, zu der es sich verlohnt anzuleiten, wenn man rein an sich selbst im Wege der Beobachtung prüft und sich erklärt, wie viel oder wenig man bei der Herbeiführung der Bewegungen, die man macht und durch die man nach außen wirkt, mit seinem Willen betheiligt ist und sie dirigirt, oder ihr Verlauf sich mehr wie von selbst abspielt. Nur beiläufig drängt sich daneben, besonders bei der Betrachtung der absichtlich erlernten Beschäftigungen außer der Frage nach ihrer Entstehung auch die nach ihrem wesentlichen Grunde, oder ihrer Erklärung entweder aus mehr körperlichen Einrichtungen der Organe, oder aus mehr Eingreifen geistiger Vorgänge, deren Ergebniß sich als Wille darstellt, auf. So will ich denn doch am Ende auch auf diese noch kurz eingehen.

Wenn das Ergebniß aller Selbstbeobachtung unseres geistigen Einflusses und aller Zergliederung der körperlichen Vorgänge nicht nur bei verschiedenen Arten von Action unserer Bewegungsorgane, sondern auch bei jeder etwas zusammengesetzteren Art derselben war, daß sich die Unterscheidung dessen, was wir mit

Willen, mit bewußter oder erst zum Bewußtsein bringbarer Absicht und Berechnung thun, oder nicht, sehr schwer scharf durchführen läßt, sondern die Erscheinungen des beabsichtigten und des von selbst sich abspielenden Verlaufes der Bewegungen sehr unmerklich ineinander übergehen, so drängt sich bei jedem Versuche, sich den Hergang zu erklären, die Neigung auf, von der einen der beiden verschiedensten Möglichkeiten, der rein willkürlichen Einleitung deutlich beabsichtigter Bewegungen oder der rein unwillkürlichen oder Reflexbewegung auszugehen und dann die andere im Anschlusse an jene auf ein verwandtes Spiel gleichartiger Organe zurückzuführen.

Die eine der beiden Erklärungsarten, die sich hieraus ergeben, ist scharfsinnig und consequent von dem großen Anatomen Henle in einem seiner anthropologischen Vorträge „vom Willen" durchgeführt. Er geht von dem Hergange bei den ohne Willen zu Stande kommenden Reflexbewegungen aus, und indem er die vom Willen abhängigen möglichst auf eine gleichartige Reihe von Wirkungen aller betheiligten Organe zurückführt, kommt er, kann man sagen, zu dem Resultate, den Willen zwar nicht gerade zu leugnen, aber doch als eine besondere Art von Bewegungsursache zu eliminiren. Er bezeichnet ihn einmal geradezu nur als eine „Vorstellung von besonderer Accentuirung". Er zerlegt seine Einwirkung auf Bewegung in drei Acte, 1) den Entschluß oder die Absicht zu einer Handlung, 2) die daraus entstandene Vorstellung von der dazu nöthigen Bewegung und 3) den Eintritt dieser Bewegung selbst. Indem er dann diese so entstandene Vorstellung von der beabsichtigten Bewegung möglichst auf eine Stufe mit einer directen sinnlichen Anschauung oder einem Producte peripherer Reizung in einem Sinnesorgane stellt, läßt er jenen geistigen Vorgang auf Nerven und ihre Verknüpfung im Centralorgan ebenso einwirken, wie dieser körperliche Act der Reizung sensitiver Nerven beim Reflex, und läßt also seine Wirkung gleicherweise auf den motorischen Nerven überspringen, der dann die Muskeln zur Contraction oder Hervorbringung einer Bewegung veranlaßt. So kommt er zu dem Resultate, die willkürlichen Bewegungen den reflectorischen so „anzureihen" oder „an die Seite zu stellen", daß sie auch nur eine Art reflectorischer Erregung der Bewegungsorgane darstellen, wobei eine uns vorschwebende Vorstellung von dem, was geschehen kann oder soll, wie ein äußerer Reiz den Anstoß dazu gegeben hat, daß es geschieht, der Wille aber nur als eine entferntere Ursache mitgewirkt oder, wie er es auch einmal ausdrückt, sein Ziel nur auf einem Umwege erreicht hat, indem er die Vorstellung der Bewegung hervorrief.

Der schwache Punkt in dieser ganzen Deduction fällt leicht in die Augen. Man kann ja wohl, wenn man will, die Einwirkung des Willens auf die Bewegung in jene drei Acte, Absicht, Vorstellung und Eintritt der Bewegung eintheilen. Aber sie folgen sich nicht so, daß die Absicht der Vorstellung vorhergeht, sondern sie setzt dieselbe als schon zuvor bestehend voraus. Eine Absicht, daß etwas geschehen solle, wäre gegenstandslos ohne die Vorstellung von dem, was geschehen soll. Also der Entschluß entsteht schon auf Grund der Vorstellung; sie wird nicht erst durch ihn hervorgerufen und ohne ihn würde sie eben keine Bewegung zur Folge haben; sondern der Entschluß ist eben das Neue und Eigen-

thümliche, was so auf die Nerven wirkt, daß es zu einer Bewegung kommt. Vorstellungen liegen freilich stets zu Grunde und wirken stets mit, um die Bewegung im Einzelnen darnach zu regeln. Es kommen auch beständig durch die den Erfolg controllirenden Sinnesorgane noch neue Eindrücke hinzu, welche die Vorstellung und die darnach geregelte Bewegung beeinflussen; aber dies sind doch immer nur Beiträge zur Bildung der Vorstellungen, auf Grund derer gehandelt wird, und die Handlung selbst ist eben die eigenartige Wirkung des Willens. Es würde auch jede Phantasie an der Vorstellung eines in dem Raume unseres Körpers eingeschlossenen Nervensystemes erlahmen, das einen Reflexapparat darstellen sollte, in welchem für jeden neuen Eindruck, der sich im Verlaufe einer Bewegung ergibt und jede Vorstellung von einer solchen, wie sie die Willensabsicht producirt und dem Apparat als Aufgabe stellt, schon ebenso der richtige Reflex in Gestalt einer angemessenen und zweckmäßig abgemessenen Anstrengung ganzer Gruppen von Muskeln vorgesehen wäre, der sofort eintreten muß, wenn diese Eindrücke verwerthet oder diese Vorstellungen realisirt werden sollen. Einfache wiederkehrende Bewegungen auf einfache wiederkehrende Reize, wie Verkleinerung der Pupille auf Lichteinfall kann ein Apparat, wie wir sie als Organe dafür in Ganglien, Gehirn und Rückenmark kennen, vermitteln, und sie können auch der Stärke des Reizes angemessen stärker oder schwächer ausfallen; aber nicht ganze Reihen stets abwechselnder Bewegungen von allerlei Muskeln und Gelenken unter stets wechselnden Bedingungen, die sich aus den augenblicklichen Umständen ergeben und denen sie stets augenblicklich neu angepaßt werden müssen.

Vor Allem aber steht dieser Auffassung die offenbare Erfahrung entgegen, daß wir nicht nur bei den einfachsten Fällen, wie Ausstrecken oder Biegen eines Fingers, sondern auch bei jedem entschiedenen Schritt und Tritt, Blick und Wort uns deutlich bewußt sind, zuerst die Vorstellung zu haben, was da geschehen kann, und es dann mit Absicht thun oder lassen zu können, mag das Motiv, warum wir es thun oder lassen, sein, welches es wolle. Dieser einfache Willensact und die einfache sinnliche Wahrnehmung sind nun einmal die beiden einfachen Hauptstücke jeder Wechselwirkung zwischen geistigen Vorgängen und den Organen unseres Körpers, die im Dienste desselben stehen, von welchen jede Analyse des Ineinandergreifens beider ausgehen muß, das eine für die Wirkung, die wir nach außen ausüben können, welcher als entferntere Ursache geistige Vorgänge, Vorstellungen, Absichten und Berechnungen vorausgehen, und das andere für die Aufnahme äußerer Eindrücke, welche dann durch geistige Vorgänge zu Vorstellungen von der Außenwelt verarbeitet werden (wie dies besonders durch Helmholtz für die Ergebnisse des Sehens durchgeführt worden ist).

Also ist offenbar auch die Auffassung aller hier beschriebenen Vorgänge die natürlichere, welche eben von den einfachsten Fällen ausgeht, in denen dies einfache psychophysische Grundfactum der Wirkung eines bewußten Willens auf die Organe der Bewegung offenbar vorliegt, und dann weiter nachgeht, wie weit sich diese oder eine im Grunde gleichartige Einwirkung auch in den nicht so einfachen und offenbaren Fällen noch erkennen läßt. Das Grundkriterium oder sichere Merkmal eines jeden geistigen Vorganges, also auch des Willens, ist ja sein Auftreten in unserem Selbstbewußtsein. Wo dies fehlt, kann man nicht

mehr mit Sicherheit die geistige Natur eines Vorganges nachweisen, muß ihn möglicher Weise nach seinen sonstigen Aeußerungen als einen rein körperlichen ansprechen. Die ganze Tendenz der vorstehenden Beschreibung von allerlei Arten der Bewegungen an unserem Körper, die in mehr oder weniger Abhängigkeit vom Willen stehen, ging dahin, durch Selbstbeobachtung die Grenze zu finden, bis zu welcher sich dieser Einfluß des Willens auf die Regelung derselben nachweisbar noch erstreckt oder nicht mehr. Das Resultat aber war, daß uns diese Abgrenzung fast unmerklich unter der Hand entschlüpft, weil sich mit dem, was wir zu thun beschließen oder bewußter Weise mit Absicht thun, so vieles verbindet, was uns nicht bewußt ist und was wir uns doch noch mehr oder weniger ins Bewußtsein bringen und dann mit eingreifender Absicht beeinflussen können, oder was doch nachweislich noch von geistigen Vorgängen, wenn auch nicht gerade von bewußten Willensacten beeinflußt ist. Besonders bei den durch Uebung mit Absicht erlernten Fertigkeiten können wir uns noch erinnern, daß auch das, was dabei schließlich so glatt und unbewußt erfolgt, wie ohne Absicht und Willen, ursprünglich einmal mit Fleiß und Mühe so geordnet worden ist. So lange dies nun noch der Fall ist, wird es kein Bedenken haben, das, was geschieht, doch immer noch als eine fortgesetzte geistige Einwirkung wie bei den reinen Willensacten anzusprechen, wobei nur die dazu nöthige Aufmerksamkeit des Bewußtseins zu unmerklicher Schwäche herabsinkt, wie bei der Aufnahme von Sinneseindrücken, die durch anhaltende Dauer oder ofte Wiederholung immer unmerklicher werden.

Hört es nun endlich doch ganz auf, daß wir bei einer Bewegung oder besonders bei Theilen einer Reihe von solchen uns noch mit einigem Grunde einbilden dürfen, einen willkürlichen Einfluß darauf zu haben, so muß man sich entweder vorstellen, daß sich, wenn dies auch zuvor einmal der Fall gewesen ist, doch während der Zeit der Einübung, in der es allmälig aufgehört hat, eine Einrichtung der Nervencentren gebildet hat, die wie bei den einfachen Reflexen eine directe Wechselwirkung zwischen Organen der sinnlichen Wahrnehmung und der Bewegung vermitteln kann, zu der es der Bildung von Vorstellungen und auf diese gegründeten Berechnungen und Absichten ferner gar nicht mehr bedarf; oder aber man kommt zu der Ansicht, daß diese Processe in wesentlich gleicher Wirkung und Eigenschaft wie sonst, auch hier noch fortbestehen und nur das zwar sicherste, vielleicht aber nicht nothwendige Merkmal geistiger Vorgänge, die Erkennbarkeit im Bewußtsein, verloren haben, nicht mehr besitzen. Die erstere Annahme, daß auch für complicirtere Bewegungsgruppen als die einfachsten Reflexe, und auch für solche, die im Großen und Ganzen dem Willen unterworfen sind, körperliche Apparate fertig existiren oder auch sich entwickeln können, welche die Regelung derselben ohne Zuthun von geistigen Vorgängen vermitteln, ist der Anatomie und Physiologie nicht ungeläufig. Man bezeichnet sie als Coordinationscentren, automatische Centren u. dergl., ohne daß damit viel über den Unterschied ihrer Stellung und Wirkungsart zwischen denen der Reflexe und der durch Absicht und Willkür geregelten Bewegung gesagt oder erklärt wäre, und sobald man ihnen auch die Fähigkeit zuschreibt, Eindrücke von den Sinnesorganen zur Regulirung von Bewegungen zu verwerthen, ohne daß ein geistiger Act, eine

Vorstellung und Berechnung zwischen ihnen vermittelt, so wird es gleich ungeheuer schwer denkbar, wie so viele mögliche Fälle, in denen die einen nach den anderen sich zu richten haben, in so einer festen Nervenverknüpfung vorgesehen sein könnten. Dagegen hat die Annahme von Vorgängen, die ihrer Natur nach dasselbe bleiben und leisten, wie geistige und nur nicht von der Erscheinung des Bewußtseins begleitet sind, auch in anderen Fällen etwas sehr Plausibles, so besonders bei der Verwerthung der Sinneseindrücke zu festen Vorstellungen, die auch schwerlich als bloßes Zusammenfließen mehrerer zu betrachten und ebenso wenig auf lauter bewußte Geistesoperationen zurückzuführen sind. Auch Henle führt in seiner obigen Betrachtung einmal den Begriff von „unterseelischen" Functionen ein, d. h. die nicht in dem Spiegel der Seele, im Bewußtsein auftreten. Er beschränkt denselben freilich sehr ausdrücklich nur auf Vorstellungen, aber dazu kann ich nun gar keinen Grund einsehen. Wenn eine Vorstellung latent werden und doch weiter auf andere bestimmend wirken kann, warum nicht auch eine Willensrichtung, oder die Beeinflussung dieser durch jene in Form einer Berechnung, die unbewußt angestellt wird?

Mag man sich aber den Vorgang so oder so zurechtlegen, auf alle Fälle ist es einer der schönsten Triumphe der Herrschaft des Geistes über die Organe des Körpers, wenn wir uns mit bewußter Absicht durch richtige Berechnung und sichere Ausführung der Bewegungen allmälig auf eine spielend leichte Beherrschung aller möglichen Aufgaben unter den schwierigsten Verhältnissen einüben. Die Freude an dieser Leistung ist es, die auch der erwachsene Mensch noch darin findet, solche Einübungen unter immer neuen Bedingungen zu versuchen, und das nennt man Sport. Wer zuerst versucht die Fährlichkeiten schwieriger Bergbesteigungen zu bestehen, der hat gewiß das volle neue Gefühl bewußter Freude an der Bethätigkeit seiner Kräfte, seiner klaren Beobachtung, sicherer und schneller Berechnung und kräftiger Anstrengung, die Schiller im Tell ausspricht:

„Wer frisch umherspäht mit gesundem Sinn,
Auf Gott vertraut und die gelenke Kraft,
Der ringt sich leicht aus jeder Fahr und Noth."

Wem es geläufig geworden ist, der wird es schließlich ebenso mechanisch und gedankenlos weiterüben, wie wir das Gehen auf ebener Straße; aber wer sich, wenn es ihm nur einige Zeit gut dabei gegangen ist, schon auf eine solche eingewöhnte Sicherheit verläßt und die Zügel der doch noch nöthigen beständigen Aufmerksamkeit nachläßt, der bricht den Hals.

Wenn wir nun einmal so weit gegangen sind, eine Reihe von wohlgeordneten Bewegungen auch dann noch auf gleichartige Wirkungen wie Beobachtung, Ueberlegung und Willen zurückzuführen, auch wo wir das Eingreifen dieser geistigen Vorgänge nicht mehr im Bewußtsein constatiren können, so steht nichts im Wege, daß wir, wie Henle den Einfluß des Willens auf Bewegungen schließlich nur als eine andere Art von Reaction der Organe mit Reflex hingestellt hat, so umgekehrt auch bei der einfachsten Reflexaction auch latente geistige Vorgänge, Eindruck, Berechnung, Willen annehmen. Als wir zum ersten Male Athem holten, fühlten wir ohne Zweifel Athemnoth, strebten, sie los zu werden und erreichten

den Zweck mit dem Gefühle der Befriedigung. Längst ist uns das Spiel dieser Wechselwirkung so altbekannt und geläufig geworden, daß wir es nicht mehr bemerken und daß es doch im Wachen wie im Schlafen regelrecht fortarbeitet. Sollten es deswegen nicht doch noch dieselben Processe, wie Gefühl, Absicht und wieder Gefühl des erreichten Zweckes sein, die hier noch immer fortarbeiten, nur daß sie aufgehört haben, sich im Bewußtsein zu erkennen zu geben? Und sie treten jeden Augenblick wieder hervor, wenn wir den Athem länger als gewöhnlich anhalten. Wir können sie wieder hervorrufen und uns mit Befriedigung darin ergehen, wenn wir uns in freier Luft recht dem Vergnügen am freien Athmen hingeben, das ein Prototyp aller Arten voller Befriedigung ist. Wir treiben dann auch eine Art Sport damit, nur umgekehrt wie sonst, wenn wir neue Reihen von wohlberechneten Bewegungen willkürlich üben, so daß sie dadurch allmälig fast zu unwillkürlichen werden. Denn hier rufen wir die bewußte Willkürlichkeit einer solchen zurück, die längst zu einer unwillkürlichen geworden ist.

Mit der Bewegung des Herzens können wir das gleiche Experiment nicht machen, und die Anfänge derselben liegen weit hinter aller Erinnerung von eigenen geistigen Erlebnissen, da es schon regelrecht geschlagen hat vor der Geburt. Ich will nicht weiter gehen und auch über die Entstehung von Reflexapparaten im Zusammenhange mit ersten einfachen geistigen Processen Hypothesen machen. Es würde ein Eingehen auf die Entwickelung des Individuums, seine Abstammung von Vorfahren, ja auf die Theorie der Entstehung des Menschen aus niederen Formen von Lebewesen erfordern und uns damit zu weit von unserem Thema abführen, das durchaus nur auf eine Uebung in der Selbstbeobachtung des fertigen ausgewachsenen Menschen gestellt war. Wenn aber ein geneigter Leser mir auf diesem Uebungsgange durch unsere eigenen Willenserlebnisse gefolgt sein und die Beschreibung derselben an sich selbst bestätigt haben wird, so bilde ich mir ein, daß er vielleicht keine abschließenden Lehrsätze daraus heimgebracht, wohl aber das Gefühl gehabt haben wird, auch eine Art von erfrischendem Gedankensport zu treiben.

Hundert Jahre italienischer Bildnißmalerei.

Von

Karl Woermann.

Das Bildniß ist das Alpha und Omega aller Malerei. Lehrt die biblische Geschichte, daß die Gottheit den Menschen nach ihrem Bilde schuf, so zeigt die Kunstgeschichte, daß der Mensch sich seine Götter nach seinem eigenen Bilde gestaltete. Die künstlerische Schöpfung glaubwürdiger Idealwesen hat die Fähigkeit, wirkliche Gestalten wiederzugeben, zur Voraussetzung. — Zwischen der Nachbildung bestimmter Menschen, um sie zu geschichtlichen oder mythologischen, weltlichen oder heiligen Darstellungen zu verarbeiten und der Abbildung um ihrer selbst willen, ist die Grenze allerdings nicht immer, aber doch in den meisten Fällen, zu ziehen. Schon im Kindesalter der Kunst gehen Versuche, Bildnisse darzustellen, mit den Bemühungen, religiöse Vorstellungen festzuhalten, Hand in Hand. In den Blüthezeiten der Malerei sind die bedeutendsten Maler heiliger und weltlicher Geschichten in der Regel zugleich die tüchtigsten Bildnißmaler. In den Verfallzeiten aber, welche gedankenlos mit einer überlieferten Formensprache schalten, gewährt die Bildnißmalerei eines Künstlers oft sogar den einzigen Maßstab zur Beurtheilung seiner wirklichen Leistungsfähigkeit. Am deutlichsten zeigen dies die nordischen und italienischen Maler der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von den „Historien" eines Frans Floris in Antwerpen oder eines Angelo Bronzino in Florenz wenden wir uns mit Mißbehagen ab; ihren Bildnissen gegenüber aber verstehen wir, weshalb sie von ihren Zeitgenossen als bedeutende Künstler gefeiert wurden. Und nichts ist erklärlicher als dies. Der Zeitgeschmack kann für alle übrigen Vorstellungen jede Fühlung mit der Natur verloren haben; die Aufgabe, ein Bildniß zu malen, aber führt von selbst zur Natur und zum Leben zurück.

Die Geschichte der Bildnißmalerei spiegelt daher die ganze Entwicklungsgeschichte des eigentlichen malerischen Könnens, besonders im technischen Sinne, am unverfälschtesten wider. Den ersten unbeholfenen Versuchen, die äußeren Züge des Vorbildes, wie im Schattenriß von der Seite gesehen, einigermaßen wiederzugeben, folgt zunächst nur die Fähigkeit, diese äußeren Züge zu einem charakteristischen Formenganzen zusammenzufassen. Profilköpfe und Brustbilder,

in denen sich bereits die Hauptzüge des inneren Charakters der Persönlichkeiten ausdrücken, werden sodann schon dargestellt in Zeiten, denen es noch versagt ist, die ganze Gestalt, die Hände oder auch nur Kopf und Brust in freierer Haltung charakteristisch zu erfassen. Immerhin steht die Bildnißkunst auf dieser Stufe schon wesentlich höher als das Handwerk des Photographen, der nur vorübergehende, zufällige Mienen und Gebärden auf die Fläche zu bannen vermag. Noch später gelingt es dem Maler, das Stoffliche des Fleisches, des Haares, der Kleidung in seiner vollen Eigenthümlichkeit nachzubilden, zugleich jeder beliebigen Kopfhaltung und Körperstellung gerecht zu werden und, wie den Charakter, so auch die Gemüthsart und die Seele des Dargestellten sich nicht nur in dem leuchtenden Glanze der Augen und dem feinen Linienspiele der Gesichtsmuskeln, sondern auch in der Bildung, der Färbung, dem Hautgewebe der Hände und in der Bewegung der ganzen Gestalt deutlich widerspiegeln zu lassen. Auf der höchsten Höhe ihrer Entwicklung macht die Bildnißmalerei uns mit ganzen, vollen Persönlichkeiten bekannt, die uns selbst wider ihren Willen ihr von dem durchdringenden Blicke des Künstlers aufgedecktes und hervorgeholtes innerstes Wesen offenbaren. In ihren Gesichtern steht dann auch, wie Giovanni Morelli es ausdrückt, „immer ein Stück Geschichte ihrer Zeit zu lesen, falls man darin zu lesen versteht".

Von unserem Jahrhundert abgesehen, welches, wie in vielen Dingen, so auch in der Bildnißmalerei, beinahe von vorn wieder anfangen zu müssen glaubte, hat diese Kunst erst zweimal, so lange die Erde steht, alle jene Entwicklungsstufen durchlaufen, einmal zur Zeit der alten Griechen, einmal im Renaissance-Zeitalter. Was dazwischen liegt, ist gerade auf dem Felde der Bildnißmalerei wüst und leer.

Von der Bildnißmalerei der alten Griechen haben wir freilich erst seit Kurzem, seit der Wiederauffindung jener hellenistisch-ägyptischen Sarkophagbildnisse der Verfallzeit, die in verschiedenen Städten Europa's ausgestellt worden sind, eine so lebendige Anschauung gewonnen, daß wir uns nun wenigstens durch Rückschlüsse die Bildnisse der Blüthezeit der griechischen Malerei vergegenwärtigen können; aber schon die Schriftquellen reichten aus, uns die ganze Entwicklung ahnen zu lassen. Denn wenn einerseits eine sinnige griechische Werkstattssage die Erfindung der Malerei auf die Tochter des Dibutades zurückführte, welche beim Abschied von ihrem Geliebten dessen vom Lichte an die Wand geworfenes Schattenbild nachgezeichnet habe, so ist damit der Bildnißmalerei ein hohes Alter angewiesen und ihre erste Entwicklungsstufe deutlich, wenn auch sagenhaft umschrieben, gekennzeichnet; und wenn andererseits Alexander der Große in Bezug auf eines seiner Bildnisse von der Hand des Apelles zu sagen pflegte, es gebe zwei Alexander, den unbesiegten Sohn des Philipp und den unnachahmlichen des Apelles, so setzt dieses Urtheil doch voraus, daß das Bildniß des makedonischen Hofmalers, dessen Leistungen bekanntlich die reifste technische Entwicklung der antiken Malerei bezeichneten, auch in geistiger Beziehung der Stufe der höchsten Vollendung angehört habe. Zwischen jenen Anfängen und dieser Höhe müssen natürlich eine Reihe von Zwischenstufen gelegen haben, die wir in der Kunst der alten Welt gerade auf dem Gebiete der Bildnißmalerei nicht verfolgen können.

Um so deutlicher treten sie uns in der Kunst des Zeitalters der Wiedergeburt entgegen. Die Entwicklung hielt im vlämischen Norden und italienischen Süden einigermaßen gleichen Schritt. Doch fehlen für den Norden die Uebergangsglieder aus der Zeit der Versuche des Mittelalters. Das Material ist für den Süden überhaupt klarer abgestuft, vollständiger und vielseitiger erhalten. In Italien können wir die Entwicklung schon von der Zeit des ausgehenden Mittelalters an, besonders deutlich aber vom Beginn des zweiten Drittels des 15. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, die einen Abschluß bildet, verfolgen; und nichts ist anziehender, lehrreicher und logischer, als diese Entwicklungsgeschichte der italienischen Bildnißmalerei von der spröden, äußerlichen, mehr plastischen als malerischen Auffassung ihrer Anfänge bis zu der künstlerischen Reife und Vollendung ihrer Blüthezeit.

Vor dem 15. Jahrhundert gab es in der christlichen Zeitrechnung überhaupt keine bedeutsame Bildnißmalerei. Im Mittelalter bildete die Menschheit, von der Verschiedenheit der Völker abgesehen, eine gleichartige, von denselben Anschauungen und Gefühlen beherrschte Masse. Die scholastische Wissenschaft und die Kirche arbeiteten einander in die Hand, um jede Sonderregung und Sonderbeobachtung zu unterdrücken. Der freiere Geist der Neuzeit flammte zuerst in den großen italienischen Dichtern vom Ende des Mittelalters, in Dante und Petrarca, auf; und es ist bezeichnend, daß sich mit diesen Namen von eigenartigem und gewaltigem Klange auch so ziemlich die ältesten greifbaren Ueberlieferungen der Bildnißmalerei seit der Zeit der alten Griechen und Römer verknüpfen. Dante's Zeitgenosse, der berühmte florentinische Maler Giotto, malte den Dichter der „göttlichen Comödie" inmitten seiner Freunde, zu denen er sich selbst stellte, unter den Seligen des Paradieses auf einer Wand des Bargello zu Florenz. Die erhaltenen Bildnisse verrathen schon ein ehrliches Streben, zu individualisiren; sie nehmen Theil an dem feinen, geistigen Zauber der ganzen Kunst Giotto's; doch sie bezeichnen in ihrer schattenrißartigen Einfachheit nur erst eine Vorstufe der ihrer eigenen Kraft sich bewußten Bildnißkunst. Von Petrarca's Zeitgenossen aber, dem sienesischen Maler Simone Martini, erfahren wir, daß er eigens zu dem Zwecke nach Avignon pilgerte, um den Dichter der Sonette an Laura und diese selbst abzuconterfeien. Schon vorher hatte Robert von Neapel ihm gesessen, und sein erhaltenes Frescobildniß des Guidoriccio Fogliani de' Ricci in der Sala del Consiglio zu Siena flößt uns, obgleich Roß und Reiter in ihrer schlichten, nach links gewandten Profilstellung noch befangen genug dargestellt sind und die Bildnißähnlichkeit offenbar nur recht allgemein gewesen ist, doch eine gewisse Achtung vor der Fähigkeit Simone's ein, bestimmte Menschen darzustellen. Im Allgemeinen beweisen sonst gerade die großen gestaltenreichen Malereien dieser Meister und ihrer zahlreichen Nachfolger im 14. Jahrhundert durch die sich überall wiederholende Gleichartigkeit ihrer Typen, von denen sich selbst die Bildnisse der hier und da schon mit dargestellten Stifter nur wenig unterscheiden, daß auch die Maler des Mittelalters die Menschheit als gleichartige, von denselben, zunächst religiösen Empfindungen beseelte Masse sahen.

Erst zu Anfang des 15. Jahrhunderts änderte sich dies wie durch einen Zauberschlag. Der Einzelmensch besann sich auf sich selbst und entdeckte mit stolzem Staunen, daß er eins von unzähligen, verschiedenartigen Sonderwesen sei. Wie ihm die Eigenart der Landschaft, in welcher er lebte, aufging, wie er die Verschiedenheit der Baustile alter und neuer Zeit, die ihn umgaben, bemerkte, so faßte er auch das besondere Aussehen eines jeden seiner Nebenmenschen ins Auge, und wenn er ihn liebte und ehrte, regte sich in ihm der Wunsch, sein Bildniß zu besitzen. Als Nebenfolge dieser Erkenntniß hielt Mancher auch sich selbst für den besten, klügsten und schönsten von allen und glaubte daher der Nachwelt einen Dienst zu erweisen, wenn er ihr ein Abbild seiner Gestalt oder doch seiner Gesichtszüge hinterließ.

Es ist erstaunlich, welche Fülle scharf umrissener Charakterfiguren uns aus der italienischen Staats-, Sitten- und Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts und der ersten Hälfte des 16. entgegentritt: die Päpste in Rom, die großen und kleinen, legitimen und illegitimen Tyrannen der Einzelländchen, die Häupter der großen Familien der Handelsfreistaaten Venedig und Florenz, Kaufleute hüben, Soldführer drüben, — welche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit von Gestalten, Charakteren und Leidenschaften! Dazu die Herrscher im Reiche des Geistes, die Gottesstreiter, die Staatsmänner, die Geschichtsforscher, die Denker, die Dichter, die Künstler jeder Art: wahrlich, so viele zu eigenartigen Charakteren entwickelte und berühmt gewordene Menschen wie damals in Italien hat es kaum jemals irgendwo bei einander gegeben. Natürlich aber ließen nicht nur die bereits berühmten Männer und Frauen ihre Bildnisse malen, sondern auch Manche, die erst dadurch berühmt geworden sind, daß große Meister sie gemalt haben, und Manche, deren Namen trotzdem vergessen worden sind, so daß sie als „Unbekannte" in ihren Bildnissen weiterleben. Genug, der erwachende Sinn für die Beobachtung persönlicher Eigenthümlichkeiten fand im 15. Jahrhundert in Italien reichliche Nahrung an den frischen, kernigen, aus ganzem Holze geschnitzten, im Guten wie im Bösen eigenartigen, berühmten und unberühmten Persönlichkeiten, die überall zahlreich erstanden; und die natürliche Folge dieser Ausbildung der Persönlichkeiten auf der einen und der damit zusammenhängenden Ausbildung des künstlerischen *Bildnißblickes*, wenn es so ausgedrückt werden darf, auf der anderen Seite, war die Entwickelung einer wirklichen, selbständigen, bedeutsamen Bildnißkunst.

Die Bildhauer gingen auf diesem Gebiete den Malern voran. Die Untersuchungen Bode's, Müntz', Friedländer's, Alfr. Gotthold Meyer's und Anderer lassen uns die Geschichte der italienischen Bildniß*plastik* schon in ziemlich deutlichen Umrissen kennen, während es für die Geschichte der italienischen Bildniß*malerei* zwar nicht an einer Fülle feiner gelegentlicher Bemerkungen der besten Kenner, wohl aber noch an zusammenhängenden Vorarbeiten fehlt. Die Sitte, den Verstorbenen auf seinem Grabmal darzustellen, hatte sich besonders in Toscana, wo sie ein Erbtheil der alten Etrusker war, auch im Mittelalter nicht ganz verloren und erblühte hier bei den ersten Hauchen des neuen Völkerfrühlings zu frischem Leben. Die Verstorbenen wurden anfangs wie im Todesschlummer,

bald aber auch wie lebend und wachend dargestellt. Um ihre „Aehnlichkeit" lebendiger zu machen, erfand man schon im 15. Jahrhundert Todtenmasken. Verrocchio verstand sogar schon Abgüsse von Körpertheilen Lebender zu nehmen. Die glänzendsten plastischen Bildnißdenkmäler sind die Reiterbildnisse. Zu den ältesten von ihnen gehören diejenigen der Scaliger in Verona aus dem 14. Jahrhundert und dasjenige des 1405 gestorbenen Capitano Paolo Savello von einst vergoldetem Holze in der Frarikirche zu Venedig. Die berühmtesten gehören erst der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an: Donatello's Reiterbild des venezianischen Soldführers Gattamelata wurde 1453 vollendet, Verrocchio's Reiterbild des Condottiere Colleoni, nach des Meisters Tode durch Leopardi zu Ende geführt, wurde erst 1496 enthüllt. Büsten von Privatleuten und Schaumünzen mit Profilbildnissen in halb erhabener Arbeit aber haben sich aus beträchtlich früherer Zeit erhalten.

Bezeichnend für die Anknüpfung der italienischen Bildnißmalerei an die italienische Bildnißplastik — es lag von Haus aus wohl näher, einen Einzelkopf oder eine Einzelgestalt plastisch darzustellen als malerisch — ist die Thatsache, daß zu den ältesten, ganz frei auf sich selbst gestellten Bildnißgemälden des 15. Jahrhunderts ein lebensgroßes Reiterbildniß gehört, welches, wie es ursprünglich für die plastische Ausführung bestimmt war, so auch in terra verde, grau in grau auf rothem Grunde, als Reiterstatue gedacht, gemalt wurde, und daß der Urheber dieses Gemäldes der noch im 14. Jahrhundert geborene Paolo Uccello, ursprünglich Bildhauer, Schüler Ghiberti's und Mitschüler Donatello's, des noch ein Jahrzehnt älteren Schöpfers jenes Reiterstandbildes des Gattamelata zu Padua, war. Das Gemälde Uccello's schmückt, von der Mauer auf Leinwand übertragen und leider nicht mehr in seinem ursprünglichen Zustande, immer noch den Dom von Florenz, in dem es gemalt worden. Es ist das Reiterbild des englischen Soldführers John Hawkwood. Scharf im Profil nach rechts gewandt, schreitet das Roß im Paßgang einher. Fest und leicht sitzt der Feldherr auf dessen Rücken. Die alterthümliche Herbheit und Steifheit des Ganzen fällt weniger auf, weil das Gemälde den Schein der Bildhauerei annimmt. Uccello malte es 1436, also noch vor der Vollendung von Donatello's Reiterstandbild in Padua. Nur wenige Jahre jünger als dieses aber ist das zweite gemalte (leider neuerdings arg übermalte) Reiterdenkmal im Dome zu Florenz, welches, als Gegenstück zu Uccello's Hawkwood, 1455 von Andrea del Castagno, dem ältesten der eigentlichen Realisten unter den florentinischen Malern des 15. Jahrhunderts, verfertigt wurde. Es stellt den florentinischen Heerführer Niccolo da Tolentino dar und ist als plastisches Standbild gedacht, wie sein Gegenstück. Die unbeholfene Art, wie der Kopf des Pferdes, die Profilstellung verlassend, nach vorn gewandt ist, wirkt freilich unplastisch genug. Ueberhaupt erscheint auf Uccello's Bilde das Pferd reiner und edler, während auf Castagno's Gemälde die bei aller Derbheit, Herbheit und Eckigkeit doch äußerst lebendige Figur des Reiters anziehender ist. So große Reiterbildnisse, wie diese um die Mitte des 15. Jahrhunderts in Florenz gemalten, sind ihrer selbst wegen und für sich allein wohl in den nächsten hundert Jahren in Italien nicht wieder gemalt worden. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts entstand

wieder ein Gemälde, welches einen Feldherrn hoch zu Roß darstellte: das Reiterbildniß Karl's V. von der Hand Tizian's, jetzt im Madrider Museum. Die Entwicklung, die zwischen jenen beiden Gemälden und diesem liegt, ist gewaltig. Zeigen die florentinischen Reiterbildnisse die Bildnißmalerei noch als unmittelbare Nachahmerin der Bildnißplastik, so offenbart sie sich uns in Tizian's Bilde auf der höchsten Stufe ihrer malerischen Entwicklung, im klarsten Bewußtsein ihrer selbständigen Kraft, im vollsten Besitze ihrer eigensten Mittel.

Wenden wir uns nun zunächst den im Auftrage des Dargestellten oder seiner Angehörigen gemalten Einzelbildnissen zu, so sehen wir uns Anfangs nur schlichten, in der Regel nicht einmal völlig lebensgroßen Brustbildern in scharfer Profilstellung gegenüber. Auch ihnen war die Plastik vorangegangen. Offenbar haben die Schaumünzen mit ihren Profildarstellungen in halb erhabener Arbeit die frühen Darstellungen von Einzelbildnissen beeinflußt. Es ist eine bezeichnende Thatsache, daß der Veronese Vittor Pisano, dessen Geburtszeit bis um 1380 hinaufgerückt werden muß — er war also älter als Uccello, Castagno und Masaccio — nicht nur der Neubegründer der Kunst, Medaillen zu gießen und nachzuciseliren, war, sondern auch als einer der ältesten Bildnißmaler Italiens von zeitgenössischen Dichtern und Geschichtsschreibern gefeiert wird. Das einzige erhaltene Bildniß, welches ihm, wie es scheint mit Recht, zugeschrieben wird — es befand sich in der Sammlung Barker in London —, das Brustbild des Lionello d'Este, scheint in seiner nur halben Lebensgröße, seiner scharfen Seitenansicht, seiner plastisch kalten Behandlung in der That unmittelbar aus den Schaumünzenbildnissen abgeleitet zu sein. Die meisten übrigen Einzelbildnisse, welche der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zugeschrieben werden oder wurden, sind etwas späteren Ursprungs. Insbesondere Masaccio, dem großen bahnbrechenden Florentiner des ersten Viertels des Jahrhunderts, wurden noch vor zwanzig Jahren etwa ein Dutzend Bildnisse in den verschiedensten Sammlungen Europa's zugetheilt. Aber kein einziges derselben wird von der gegenwärtigen Forschung anerkannt. Sie gehören alle jüngeren Meistern an. Erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wetteiferten Bildhauer und Maler in der Darstellung von Bildnißbüsten. Erst jetzt fing in italienischen Privathäusern die Sitte an, Kamine, Gesimse und Thürstürze mit farbigen plastischen Bildnißbüsten, die dazwischenliegenden Wände mit gemalten Bildnißtafeln zu schmücken.

Allmälig verloren die gemalten Einzelbildnisse ihre starre Profilstellung, die selbst die Schaumünzen nicht in allen Fällen einhielten, ihre Beschränkung auf die Büste aber gaben sie im 15. Jahrhundert überhaupt kaum auf. Von vorn und in dreiviertel Ansicht gesehene Brustbildnisse sind aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts keineswegs selten. Aber bei den strengeren Meistern überwiegen noch die Profilbildnisse. Hierher gehören die mit Recht oder Unrecht[1]) Botticelli

[1]) Gerade in Bezug auf die Urheber mancher italienischen Bildnisse gehen die Ansichten der Kenner neuerdings weit auseinander. In diesen, dem vergleichenden Bilderstudium angehörenden Streitfragen, die auch nur Angesichts der Bilder selbst entschieden werden könnten, jedesmal feste Stellung zu nehmen, gehört nicht zu den Aufgaben, welche dieser Aufsatz sich gestellt hat.

zugeschriebenen berühmten weiblichen Bildnisse im Berliner Museum, im Palazzo Pitti, im Städel'schen Institut zu Frankfurt a. M., in denen man abwechselnd die „schöne Simonetta", die Geliebte Giuliano's de' Medici, und Lucrezia Tornabuoni, die Gemahlin Piero's de' Medici erkennen will, weil Vasari berichtet, daß Botticelli diese beiden Damen gemalt habe; hierher das in der Regel Ant. Pollajuolo, von Morelli aber dem Ambr. de Predis zugeschriebene Bildniß eines Mannes mit grüner Mütze und Goldkragen in den Uffizien zu Florenz, hierher das weibliche Brustbild in Chantilly, in welchem neuere Forscher die Hand des Piero di Cosimo erkennen, hierher das Bildniß eines Jünglings in rother Mütze im Palazzo Colonna zu Rom, welches von den meisten Kennern Giovanni Santi gelassen, von Anderen dem Melozzo da Forlì gegeben wird, hierher Piero della Francesca's Bildnisse Federigo's von Urbino und seiner Gemahlin auf der Klapptafel der Uffizien zu Florenz, hierher weitaus die meisten Bildnisse des Ambrogio de Predis, von denen Bode und Morelli etwas von einander abweichende Verzeichnisse aufgestellt haben. Unbestrittene Hauptwerke Ambrogio's sind das Bildniß Kaiser Maximilian's von 1502 in der Ambraser Sammlung zu Wien und das Bildniß der zweiten Gemahlin des Kaisers, Bianca Maria Sforza, im Privatbesitze zu Berlin. — Eine freiere Haltung als diese Profilbildnisse haben dagegen z. B. schon Filippino Lippi's schönes Brustbild eines jungen Mannes und Andrea Mantegna's Prachtbild des Cardinals Scarampi, beide im Berliner Museum, Pintoricchio's feines Knabenbildniß in der Dresdner Galerie, das früher dem Lorenzo di Credi, von Morelli aber dem Perugino zugeschriebene Bild des „Alessandro Braccesi" in den Uffizien zu Florenz, sowie die meisten Bildnisse der frühen Venetianer, Antonello da Messina's, Giovanni Bellini's und ihrer Nachfolger. Man denke nur an Bellini's köstliches Bild des Dogen Loredano in der Londoner Nationalgalerie! Bilder, wie dieses, wie das männliche Bildniß Marco Basaiti's in der Sammlung Morelli zu Mailand und wie Franc. Francia's schöne, lebensgroße Halbfigur des Vangelista Scappi in den Uffizien bilden schon den Uebergang zu der noch größeren Freiheit und innerlicheren Lebendigkeit der Bildnisse des 16. Jahrhunderts. Die meisten Einzelbildnisse des 15. Jahrhunderts, von denen hier nur einige wenige als Beispiele hervorgehoben werden konnten, behalten bei aller anscheinenden oder wirklichen Schärfe der Charakteristik doch etwas Starres und Steifes. Die Charakterisirung bleibt oft am Aeußeren und Einzelnen, an Lippen und Augenlidern, an Warzen und Runzeln haften, manchmal aber versagt sie auch ganz. Besonders werden die Ohren und die Hände, wie Morelli, der es freilich zu allgemein hinstellt, wenigstens in einigen Fällen bewiesen hat, nicht immer in den ihnen selbst, sondern manchmal nur in den der Kunstsprache des Künstlers eigenthümlichen Formen wiedergegeben.

Trotz alledem aber theilen schon die italienischen Bildnisse des 15. Jahrhunderts mit denjenigen mancher späteren Zeiten das Loos, daß ihre Urheber schwerer zu bestimmen und daher heftiger umstritten sind als diejenigen der meisten anderen Bilder. Die Individualität des Dargestellten überwiegt in der Bildnißmalerei eben in der Regel die Individualität des Darstellers; und soweit, daß dieses der Fall

ist, hat, Alles in Allem genommen, auch die italienische Bildnißmalerei des 15. Jahrhunderts es sicher gebracht.

Anziehender noch als in den meisten ihrer Einzeldarstellungen tritt die italienische Bildnißmalerei des 15. Jahrhunderts uns in den zahlreichen Bildnissen entgegen, mit denen die ganze italienische Malerei dieses Zeitraums durchsetzt ist. Erst den Wand- und Altargemälden gegenüber bemerken wir, welche herrschende Rolle das Bildniß in der italienischen Kunst dieser Zeit spielt. Keine andere Zeit und kein anderes Volk hat dem etwas an die Seite zu setzen, und wenigstens im 15. Jahrhundert finden sich auch nirgends so große Bildnißgruppen wieder, wie sie sich einige Male als selbständige, um ihrer selbst willen gemalte, in sich abgeschlossene Kunstwerke aus der italienischen Wandmalerei jener Tage loslösen. Erst Werken dieser Art gegenüber kommt uns die bahnbrechende Bedeutung der italienischen Bildnißmalerei der Frührenaissance für die gesammte Entwicklungsgeschichte dieses Kunstzweigs zum Bewußtsein.

Von dem stolzen Selbstgefühl der italienischen Renaissancekünstler zeugt zunächst die Gewohnheit mancher Maler, sich selbst, allein, mit ihrem Lehrer oder mit anderen Freunden, auf ihren Bildern aus der heiligen Geschichte anzubringen. Gleich in der florentinischen Kunst des 15. Jahrhunderts treten uns Beispiele dieser Art auf Schritt und Tritt entgegen, und auf diesem Gebiete lernen wir auch Masaccio selbst als Bildnißmaler kennen. Auf dem berühmten Zinsgroschenbilde der Brancaccicapelle zu Florenz hat er sich rechts in der Mittelgruppe unter den Aposteln dargestellt; ein rother Mantel umwallt die kräftige, gedrungene Gestalt; kurzlockiges Haar umrahmt die nicht eben schönen, breiten, knochigen, scharfgeschnittenen Züge. Sein Lehrer Masolino steht unter den Zuschauern des Bildes, welches Petrus und Johannes als Almosenspender schildert. Sein Nachfolger, Fra Filippo Lippi, stellte sich in größeren Gruppen sowohl auf einem seiner Wandgemälde in Prato als auch auf einem solchen in Spoleto dar. Am meisten in die Augen aber fällt sein Selbstbildniß auf der 1441 gemalten großen „Krönung Maria's" in der Akademie in Florenz. Rechts unten erscheint der Maler mit der Tonsur und im Mönchsgewande. Bescheiden stellt er sich nur auf eine der Stufen, die zum Himmelspalaste emporführen. Nur mit halber Figur ragt er hervor. Seine Hände sind anbetend gefaltet. Sein im Profil dargestelltes hübsches Gesicht ist lebendig durchgeführt. Damit man ihn ja nicht verkenne, läßt er von einem vor ihm stehenden Engel eine auf ihn weisende Schriftrolle halten, auf der die Worte stehen: Is perfecit opus. „Der hat dies Werk gemacht". — Sein Sohn Filippino Lippi, Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo sorgten ebenfalls dafür, daß die Florentiner sie, so lange die Farben und der Kalk zusammenhalten, an heiliger Stätte bewundern können. Cosimo Roselli war sogar naiv genug, sich selbst auf seinem Abendmahl in der Sixtinischen Capelle in Rom darzustellen. Vorn, rechts und links vor den heiligen Handlungen stehen hier je zwei kräftige Bildnißgestalten in der Zeittracht, in denen man, außer Cosimo selbst, noch Perugino, Botticelli und Ghirlandajo erkennt. Es ist aber auch, wie es scheint, das einzige Mal, daß ein Künstler gewagt hat, der Abendmahlsdarstellung eine so persönliche Zuthat hinzuzufügen.

Selbst Luca Signorelli, der große Cortonese, welcher, ein Vorläufer Michelangelo's, sonst an der Wiederentdeckung der Welt des Nackten einen größeren Antheil hatte als an der Neugestaltung individueller Gesichtszüge, hat sich doch nicht enthalten können, sich in seinen gewaltigen Weltgerichtsfresken im Dom zu Orvieto wenigstens einmal, an der Seite seines Vorgängers Fiesole, darzustellen. Beide stehen links vorn, abseits der Handlung, auf dem Bilde des „Antichrist".

Noch öfter als sich selbst, haben die italienischen Meister des 15. Jahrhunderts die Stifter von Kirchenbildern auf diesen mit dargestellt. Allein oder mit ihren Angehörigen knieen sie zu Füßen der Heiligen. Den Anfang macht auch hier gleich wieder Masaccio mit seinem Fresco der heil. Dreieinigkeit in Sa. Maria novella zu Florenz. Die vorn in strenger Seitenansicht knieenden, etwa fünfzigjährigen Stifter, der betende Gatte in rother Mütze und rothem Mantel zur Linken, die Gattin in schwarzer Haube und blauem Obergewande zur Rechten, sind in der Klarheit und Bestimmtheit ihrer Zeichnung, in der Leichtigkeit und Flüssigkeit ihrer Malweise, selbst in der Frische und Unbefangenheit ihres Ausdrucks weitaus der anziehendste Theil des Bildes. Daß derartige Gestalten während des ganzen 15. Jahrhunderts in Florenz so ziemlich das gleiche Gepräge behielten, zeigen dann die 1485 von Domenico Ghirlandajo gemalten knieenden Bildnisse des Francesco Sassetti und seiner Gemahlin Nera zu beiden Seiten des Altars innerhalb seiner berühmten Freskenfolge der Cappella Sassetti in der Kirche S. Trinita. Auch diese Bildnisse gehören wegen der großen schlichten Ruhe ihrer Haltung und der scharfen Erfassung der Hauptzüge der Gesichter zu den besten derartigen Leistungen der florentinischen Kunst des 15. Jahrhunderts. Aber auch sie zeigen in der Starrheit ihrer Auffassung und der Ausdruckslosigkeit der Mienen die Grenzen, welche den Porträtdarstellungen dieser Zeit noch gezogen waren.

In der umbrischen Schule zeichneten Raphael's Vater Giovanni Santi, Niccolo Alunno und Pintoricchio sich durch ihre Stifterbildnisse aus. Besonders lebendig sind von der Hand des Letzteren die beiden Darstellungen des Rectors des Domes zu Siena, des Alberto Aringhieri, zu beiden Seiten des Einganges der runden Taufcapelle dieser Kirche. Links ist er als Johanniterjüngling vor weiter Landschaft, rechts als bärtiger Mann in bürgerlicher Kleidung, hier wie dort knieend, dargestellt. — Piero della Francesca malte um 1451 in der Kirche S. Francesco zu Rimini den grausamen, aber kunstsinnigen Tyrannen und Soldführer Sigismondo Pandolfo Malatesta knieend mit zwei Hunden zu Füßen seines Schutzheiligen, des heil. Sigismund von Burgund. — Giovanni Bellini schuf 1488 das köstliche Votivbild des Dogen Agostino Barbarigo in der Kirche S. Pietro Martire auf der Insel Murano. Zu Füßen der unter purpurnem Baldachin thronenden Jungfrau kniet der in Gold und Hermelin gekleidete Beherrscher Venedigs. Der heil. Marcus empfiehlt ihn dem ihn segnenden Jesusknaben. Die großartige, lebendige Auffassung des Bildnisses trägt viel zu dem Eindruck hoher Vollendung bei, den dieses Prachtwerk macht. — Andrea Mantegna verfertigte 1496 das im Louvre zu Paris erhaltene Votivbild des

Markgrafen Fr. Gonzaga von Mantua. Dieser wollte der Jungfrau durch das Bild für seine wunderbare Errettung in der Schlacht bei Taro danken. Geharnischt kniet er zu ihren Füßen. Das Christkind streckt segnend seine Rechte über ihn aus. — Ganze Stifterfamilien aber knieen zu Füßen der Heiligen z. B. auf Giovanni Santi's Altarbild des Gaspar Buffi in der Akademie zu Urbino und auf Bernardino Zenale's Hauptbild in der Brera zu Mailand. Auf dem ersteren bilden Vater, Mutter und Sohn eine schöne, geschlossene Gruppe voll milder, aber packender Lebenswahrheit. Auf dem letzteren sehen wir Ludovico Sforza, il Moro, seine Gemahlin Beatrice und ihre beiden Kinder die heilige Gruppe verehren.

Weit umfangreichere und mannigfaltigere Bildnißgruppen treten uns auf vielen großen Wandgemälden der bedeutendsten italienischen Maler des 15. Jahrhunderts entgegen. Manche von ihnen sind ganz aus zeitgenössischen Bildnissen zusammengesetzt, so daß der Vorgang in eine gewaltige Bildnißgruppe aufgelöst zu sein scheint. Erklärlicher Weise wird von dieser Freiheit am öftesten bei Darstellungen Gebrauch gemacht, die ihrer Natur nach die Entfaltung eines größeren Gefolges oder eines Zuschauergepränges erheischen, besonders bei Darstellungen des Zuges und der Anbetung der heil. drei Könige, feierlicher Heiligenbestattungen und anderer kirchlicher oder weltlicher Ceremonien. Die Handlung solcher Bilder scheint dann allerdings an dem Tage und an dem Orte, da sie gemalt worden, vor sich zu gehen. Ob wir die Dargestellten dem Namen nach kennen oder nicht, ob sie gegen Bezahlung von dem Künstler in seine Werkstatt gerufen worden oder, was sicher die Regel war, es als eine große Ehre betrachteten, mit dargestellt zu werden, ob sie die Träger allgemein bekannter und genannter Namen, ob sie die Freunde und Verwandten des Meisters, oder ob sie gar nur beliebige, ihrer Charakterköpfe wegen dargestellte Fremde waren, kommt für die künstlerische Würdigung der durch dieses Verfahren bedingten, der Nachwelt äußerst wahr, anschaulich und kräftig erscheinenden Darstellungsweise kaum in Betracht. Als Bildnisse im engeren Sinne innerhalb dieser Gruppen interessiren uns aber natürlich hauptsächlich die Gestalten, welche berühmte Männer darstellen oder deren Namen doch theils durch Vasari aufbewahrt, theils aus anderen Quellen ermittelt worden sind. Uebrigens fesseln die Bildnisse innerhalb dieser Gemälde uns gerade als solche in noch höherem Grade als die Einzelbildnisse und die Stifterbilder des Jahrhunderts. Weder durch plastische Vorbilder bedingt noch durch hieratische Ueberlieferungen gebunden, entwickelten sie sich freier, malerischer und lebendiger. Durch die Beziehungen, in welche die Zeitgenossen, wenn auch in der Regel nur als Zuschauer, zu der Handlung gesetzt sind, wird ihre Haltung und Stellung, auch in ganzer Gestalt, ungezwungener, gewinnen ihre Mienen an Leben und innerer Beseelung. Es gibt so zahlreiche Beispiele dieser Kunstübung, daß hier nur an ganz wenige besonders hervorragende und bedeutsame Schöpfungen der Art erinnert werden kann.

Die Florentiner gingen gerade auf diesem Gebiete allen Anderen voran. Schon Filippo Lippi stellte in seiner Bestattung des heil. Stephanus im Dom zu Prato ein Muster dieser Gattung hin. Aus den zahlreichen Zeitgenossen, die

zu beiden Seiten der Bahre des Heiligen angeordnet sind, ragt besonders die hohe, kräftige Gestalt des Superintendenten Carlo Medici hervor. — Sandro Botticelli lieh auf seinem berühmten Bilde der heil. drei Könige in den Uffizien den Königen die Züge Cosimo's, Giuliano's und Giovanni's de' Medici. — Benozzo Gozzoli betheiligte sich in seinem „Thurmbau von Babel" und seiner „Anbetung der Könige" im Campo Santo zu Pisa, vor allen Dingen aber in seiner üppigen Darstellung des Zuges des Weisen aus dem Morgenlande in der Capelle des Palastes der Medici (Riccardi) aufs Lebhafteste an dieser Art, seine Zeitgenossen unsterblich zu machen. — Ein Aeußerstes auf diesem Gebiete aber leistete Domenico Ghirlandajo. Schon seine Fresken in der Capelle Vespucci der Allerheiligenkirche und in der Capelle Sassetti der Dreifaltigkeitskirche zu Florenz, sowie die „Bestattung der heil. Fina" in deren Capelle zu S. Gimigniano stattete er aufs Reichste mit zeitgenössischen Bildnissen aus. Besonders lehrreich und anziehend in dieser Beziehung aber sind seine Fresken im Chor von Sa. Maria Novella. Der Raum war früher mit Wandgemälden Orcagna's geschmückt, welche die Familie Ricci gestiftet hatte. Da diese verdorben waren, sollten sie durch neue ersetzt werden. Die Familie Ricci besaß nicht mehr die Mittel, die Arbeit ausführen zu lassen, gab aber nur ungern ihre Einwilligung dazu, daß Giovanni Tornabuoni es übernahm, die Wände auf seine Kosten mit Gemälden Ghirlandajo's zu schmücken, und war äußerst enttäuscht, als sich nach Vollendung der Fresken herausstellte, daß nunmehr nicht nur ihr Wappen von demjenigen der Tornabuoni und ihrer Verwandten Tornaquinci überstrahlt wurde, sondern daß auch unter vielen anderen Bildnissen, unter denen diejenigen der Ricci, fehlten, nicht weniger als einundzwanzig Bildnisse der Tornabuoni und Tornaquinci, vom Meister mit aller ihm zu Gebote stehenden Wahrheit und Lebensfülle ausgestattet, von den Wänden herabblickten. An der Rückwand sah man Giovanni Tornabuoni selbst mit seiner Gattin knieen. Von den eigentlichen biblischen Geschichtsbildern der Seitenwände waren diejenigen der unteren Reihe, welche der Meister eigenhändig vollendet hatte, am reichlichsten mit Bildnissen ausgestattet: am allerreichlichsten die Darstellung der Erscheinung des Engels bei Zacharias. Alle die zahlreichen Anwohner des Gottesdienstes zeigen hier die Züge und die Tracht zeitgenössischer Florentiner. Einige stehen auf der Schwelle des Altars, Andere auf dem Boden des Tempels; noch Andere, zum Theil nur als Halbfiguren sichtbar, steigen noch die Stufen hinan; diese Letzteren sind rechts: Federigo Sassetti, Andrea Medici und Gianfrancesco Ridolfi, Theilhaber der Weltfirma des Bankhauses der Medici, links Gelehrte, wie Cristoforo Landini, Angelo Poliziano und Marsilio Ficino. Was galt allen diesen Männern Zacharias? Was war ihnen Hekuba? Sie selbst waren ihre Welt. Sich selbst wollten sie dargestellt sehen. Ein mächtiges Stück florentinischer Zeit- und Sittengeschichte blickt uns daher aus Bildern dieser Art an.

Will man sich indessen überzeugen, daß diese Sitte nicht auf Florenz beschränkt blieb, so betrachte man daraufhin z. B. Piero della Francesca's Fresken im Chor von S. Francesco zu Arezzo, Giovanni Santi's Darstellung des heil. Sebastian in der Kirche dieses Heiligen zu Urbino, Pintoricchio's Wandgemälde

in S. Maria Araceli zu Rom, Mantegna's „Enthauptung des Jacobus" und „Martyrium des Christophorus" in der Eremitani-Capelle zu Padua, Vittore Pisano's Wandgemälde aus der Legende des heil. Georg in S. Anastasia zu Verona und die Bilder Gentile Bellini's und Vittore Carpaccio's in der Akademie zu Venedig. Zahlreiche zeitgenössische Bildnisse hatte auch Giovanni Bellini auf seinen Gemälden im großen Rathssaal zu Venedig angebracht, welche 1577 ein Raub der Flammen wurden.

Den Uebergang zu den wirklichen, ganz auf sich selbst gestellten Bildnißgruppen, die sich, wie schon bemerkt, einige Male so zu sagen aus dieser Fülle loslösen, bilden weltliche Gemälde, welche ihrem eigentlichen Wesen nach Zusammenstellungen von geschichtlichen Bildnissen oder allegorischen Darstellungen mit zeitgenössischen Bildnißgruppen sind. Hierher gehören aus dem 15. Jahrhundert schon die Helden und Dichter, welche Andrea del Castagno in der Villa Carducci zu Legnaja gemalt hatte — ihre Ueberreste befinden sich im „Vorrath" der Uffizien — hierher die Helden und Denker, welche Ghirlandajo 1481 im Uhrsaal des alten Palastes zu Florenz malte, hierher vor allen Dingen die Heldengestalten Pietro Perugino's im Cambio zu Perugia, hierher aber auch in anderer Art Melozzo's allegorische Darstellungen der Pflege der Wissenschaften am Hofe zu Urbino, in London und Berlin erhaltene Tafelgemälde, deren Bildnißgehalt Schmarsow neuerdings untersucht und nachgewiesen hat.

Noch tiefer ins Herz dieses Gebietes führt uns eine Reihe anderer Wand- und Tafelgemälde, welche eigens zu dem Zweck gemalt worden sind, Vorgänge aus der Zeitgeschichte und mit ihnen die Bildnisse der handelnden Personen festzuhalten. Manchmal überwiegt bei Darstellungen dieser Art noch das Interesse an den geschilderten Vorgängen. Dies wird z. B. auf Masaccio's leider untergegangener Darstellung der Einweihung des Karmeliterklosters in Florenz der Fall gewesen sein, in welcher Vasari eine Fülle betheiligter Berühmtheiten jener Tage erkannte. Es ist ebenso auf Paolo Uccello's „Gefecht bei S. Egidio" in der Londoner Nationalgalerie der Fall, so kräftig auch die Bildnisse des Soldführers Carlo Malatesta von Rimini und seines schönen, in Goldstoff gekleideten Neffen Galeazzo aus ihr hervorragen. Auch die Fresken Franc. Cossa's und anderer alten Ferrareser im Palazzo Schifanoja zu Ferrara, welche in ihrer unteren Reihe die Beschäftigungen des Herzogs Borso von Este darstellen, Lorenzo Costa's mit sinnbildlichen Zuthaten geschmücktes Gemälde des Musenhofs der Mantuanischen Markgräfin Isabella und Gentile Bellini's Darstellung des Empfanges eines venezianischen Gesandten am türkischen Hofe, beide im Louvre zu Paris, gehören in diese Reihe. Selbst Pintoricchio's Fresken aus dem Leben des Aeneas Sylvius in der Dombibliothek zu Siena und, aus späterer Zeit, Brusasorci's gewaltige Darstellung des Einzugs Karl's V. und Clemens' VII. in Bologna, die sog. „Gran Cavalcata" im Palazzo Ridolfi zu Verona, stehen noch auf demselben Boden.

Sehen wir uns dagegen nach den wirklichen, um ihrer selbst willen gemalten großen Bildnißgruppen des fünfzehnten Jahrhunderts um, so finden wir zwei Hauptwerke, welche in ihrer Art die höchste Entwicklung der eigentlichen Bildniß-

malerei des Zeitalters der Frührenaissance bezeichnen. Das eine von ihnen rührt von Melozzo da Forli, das andere, noch etwas ältere, von Andrea Mantegna her. Melozzo's mächtiges, hell und klar gemaltes Fresco schmückt die vaticanische Galerie in Rom. Es stellt Papst Sixtus IV. vor, wie er, umgeben von seinen Angehörigen, den vor ihm knieenden Bart. Platina zum Präfecten der von ihm gegründeten vaticanischen Bibliothek ernennt. Die Gründung der Bibliothek, also ein geschichtlicher Vorgang, bildet freilich auch hier noch den Vorwand der Darstellung. Aber wir sehen nur die großartige Bildnißgruppe, welche Raphael zu seiner ähnlichen Darstellung des Erlasses der Decretalen Gregor's IX. begeistert hat. Melozzo's Bild ist 1477 gemalt. Die Gruppenbildung ist noch hart, die größtentheils noch scharf im Profil gesehenen Gesichter sind noch herb. Aber es sind doch sechs zwingend wahre, durch und durch charaktervolle Gestalten und Köpfe, welche uns hier, durch den gleichen Gedanken zusammengehalten, lebendig entgegentreten.

Mantegna hat gleich eine decorativ zusammengefaßte Reihe solcher Bildnißgruppengemälde geschaffen. Es sind die 1474 vollendeten großen Familienbilder der Gonzaga in der sogenannten „Camera degli Sposi", in Wahrheit wohl einem Speisezimmer, des Schlosses zu Mantua. Leicht ist es, diese Gemälde mit ihren überlebensgroßen ganzen Gestalten hart und aufdringlich zu nennen, wie man gethan hat. Sie müssen doch auf Jeden, der ihnen unbefangen gegenübergestanden, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben. Etwas Handlung ist auch hier noch in die vier großen Wandgemälde hineingebracht, welche hauptsächlich in Betracht kommen. Auf *einem* wird der Empfang von Gästen an einer Treppe dargestellt; auf einem zweiten drängen sich die Knappen mit den Pferden und Hunden des Markgrafen. Von den beiden Hauptbildern aber stellt das eine Ludovico Gonzaga und seine Gattin Barbara von Hohenzollern mit zweien ihrer Töchter und einigen Söhnen dar, wie sie thronend eine Botschaft empfangen; das andere führt uns die Begegnung Ludovico's mit seinen beiden geistlichen Söhnen, vielleicht auch dem Sohne Rudolf, und Enkeln vor. Den dargestellten Personen hat Friedlaender im „Jahrbuch der preußischen Kunstsammlungen" (1883) einen besonderen Aufsatz gewidmet. Unwillkürlich erinnern uns diese Bilder des fünfzehnten Jahrhunderts in ihren Grundlagen an die großen Bildnißstücke, welche Holländer, wie Frans Hals, Rembrandt, van der Helst, im siebzehnten Jahrhundert gemalt haben. Zwischen jenen und diesen sind in der gleichen Art nicht viele nennenswerthe Bildnißgruppen entstanden. Der Abstand in der Freiheit der Auffassung der einzelnen Persönlichkeiten und ihrer malerischen Zusammenordnung ist freilich groß. Die Neuheit des Unternehmens Mantegna's aber verlieh ihm einen Jugendreiz, den wir noch heute nachempfinden; und die Verbindung dieser überlebensgroßen Familiengruppen mit einer reichen, etwas phantastischen Frührenaissance-Architektur, mit Vorhängen, Blumengewinden und landschaftlichen Durchblicken hat überhaupt Niemand dem großen Meister des fünfzehnten Jahrhunderts nachgemacht.

Die gewonnene Uebersicht muß genügen, um darzuthun, daß das fünfzehnte Jahrhundert in Italien einen so umfassenden und zugleich einen so vielseitigen Gebrauch von der Bildnißmalerei gemacht hat, wie er uns in der Vereinigung

dieser beiden Eigenschaften nie wieder entgegentritt; daß die italienische Bildnißmalerei dieser Zeit, als solche betrachtet, aber, trotz ihrer scharfen und lebendigen Widerspiegelung der Charakterzüge der bedeutendsten Männer der Zeit, doch nur auf einer Vorstufe der Vollendung stehen geblieben ist, die höchstens einige Bildnisse der bereits genannten Meister der Uebergangszeit, wie Bellini's und Francia's, überschreiten.

Bekanntlich bilden die Grenzen des Jahrhunderts überhaupt nicht genau die Grenze der Entwicklungsstufen. Die Bahnbrecher des Neuen sind oft noch die Zeitgenossen Derer, die das Alte vollenden. Leonardo da Vinci, der mit Recht von jeher als Begründer der Blüthezeit der Kunst des sechzehnten Jahrhunderts gefeiert worden, hat die meisten seiner maßgebenden Werke noch vor dem zeitlichen Anbruch desselben geschaffen.

Daß die goldene Zeit der italienischen Kunst des sechzehnten Jahrhunderts wirklich einen Fortschritt über das ganze eigentliche fünfzehnte hinaus bedeutet, ist eine Thatsache, an welcher auch die Geschmacksrichtung der noch immer nicht ausgestorbenen Praeraphaeliten nichts zu ändern vermag; und diese Thatsache tritt uns in keinem anderen Kunstfach deutlicher und unwiderleglicher entgegen, als in der Bildnißmalerei. Die Brustbilder werden rasch zu Halbfiguren, die Halbfiguren zu Kniestücken, die Kniestücke zu ganzen Gestalten. Der Geschmack des Künstlers oder des Dargestellten bestimmt hinfort den Umfang und die Haltung des Bildnisses. Die Persönlichkeiten werden immer innerlicher erfaßt und doch auch in ihrer äußeren Erscheinung immer wahrer und freier wiedergegeben. Das für die äußere und innere Erscheinung Wesentliche wird immer klarer in den Vordergrund gerückt, das Unwesentliche bei Seite geschoben. Mehr hat auch wohl Lessing nicht verlangen wollen, als er den angefochtenen Satz niederschrieb, das Porträt sei „das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das eines Menschen überhaupt".

Die Gabe, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden, ist, neben der vollkommenen Beherrschung der Darstellungsmittel, ein Hauptmerkzeichen der italienischen Kunst der goldenen Zeit des sechzehnten Jahrhunderts. Aus den heiligen und weltlichen, christlichen und heidnischen Geschichtsbildern verschwinden daher auch allmälig die Bildnisse der Zeitgenossen, am frühesten diejenigen in der Zeittracht. Aber der Umschwung vollzieht sich in der That nur allmälig; die verschiedenen Meister folgen auch hierin ihrer verschiedenen Individualität. Raphael und Tizian stehen, wie sie überhaupt der Bildnißmalerei einen größeren Theil ihrer Kräfte gewidmet haben, auch in dieser Beziehung den Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts noch näher als Michelangelo, Corregio und selbst Leonardo da Vinci.

Welche Rolle die Bildnisse noch in Raphael's Geschichtsbildern spielen, ist allgemein bekannt. Sein Eigenbild anzubringen, verschmähte er selbst in den vaticanischen Zimmern nicht. Wir erkennen ihn in einer Gestalt des „Parnaß", vor allen Dingen aber rechts vorn an der Seite seines Vorgängers Soddoma (nicht Perugino's) auf der „Schule von Athen". Und wer würde sich, wenn von Stifterbildnissen auf Altargemälden die Rede ist, nicht sofort des berühmten Bildes

der vaticanischen Galerie erinnern, welches unter dem Namen der „Madonna di Foligno" bekannt ist? Raphael malte es 1516 für den päpstlichen Geheimschreiber Sigismondo Conti, den er rechts im Vordergrunde knieend dargestellt hat. Hinter ihm steht der heilige Hieronymus, der ihn der Gnadenmutter empfiehlt. Im Hintergrunde, über Foligno, der Vaterstadt des Stifters, in welcher dieser wahrscheinlich bei einer Belagerung einer Lebensgefahr entgangen, fliegt eine feurige Bombe und wölbt sich ein Regenbogen. Ein schöneres Bildniß als dieses ist nie gemalt worden. Packendste, eindringlichste Lebenswahrheit verbindet sich in ihm mit weihevollster und innigster Beseelung. Eine solche Verbindung wäre dem ganzen fünfzehnten Jahrhundert unmöglich gewesen. — Zeitgenössische Bildnisse finden sich unter den Theilnehmern der Handlung zwar nur selten auf Raphael's eigentlichen kirchlichen Darstellungen, oft aber auf seinen großen Fresken im Vatican. Erkennt man auf der „Disputà" doch die Bildnisse Bramante's, Fiesole's, Savonarola's und Dante's, in seiner „Schule von Athen", außer den beiden schon genannten, diejenigen des Herzogs Francesco Maria von Urbino und eines jungen Prinzen von Mantua! Machte er aus der Darstellung der Austheilung der Decretalen durch Gregor IX. doch ein vollständiges zeitgenössisches Bildnißstück nach dem Muster der erwähnten Gruppe des Melozzo da Forlì! Ließ er auf seiner „Vertreibung Heliodors" doch den Papst Julius II. durch zeitgenössische Künstler als Träger seines Sessels hereinbringen! Lieh er nach Leo's X. Regierungsantritt doch den Päpsten seiner späteren Stanzenbilder die Züge dieses Mediceerpapstes!

Tizian malte sein Selbstbildniß in dem „Matthäus" der Kirche della Salute und noch in seinem neunzigsten Lebensjahre auf der „Pietà" in der Akademie zu Venedig. Als knieenden Stifter stellte er sich selbst mit seinem Schutzheiligen auf einem Altarblatt seiner Vaterstadt dar. Andere Stifter hat er auf zahlreichen Votivbildern abgebildet: so schon um 1500 Jacopo Pesaro mit dem Banner der Borgia neben Papst Alexander VI., vor Petrus knieend, auf dem Antwerpener Bilde, so 1522 den päpstlichen Gesandten Averoldo in köstlicher Gruppe in der Kirche der Heiligen Nazarus und Celsus zu Brescia, so 1554 den knieenden Dogen Ant. Grimani auf seinem Hauptbilde im Dogenpalast, so, als großartigste, zugleich freieste und strengste Bildnißgruppe, schon 1526 die ganze Familie des Jacopo Pesaro zu Füßen der Madonna und der für sie bittenden Heiligen auf dem berühmten Bilde der Frarikirche zu Venedig. Wahrhaftigere und tief innerlich lebendigere Bildnisse sind nie gemalt worden als diese. Daß Tizian aber auch größere Darstellungen aus der heiligen Geschichte gelegentlich mit zeitgenössischen Bildnissen ausstattete, zeigt die großartige Zuschauergruppe auf seinem mächtigen Gemälde des Tempelganges Mariae in der Akademie zu Venedig. — Als eigentliches Geschichtsbild mit zeitgenössischen Bildnissen reiht sich ihm des Meisters sogenannte „Allocution" im Museum zu Madrid an. Das leider nicht wohl erhaltene Bild stellt den kaiserlichen Feldmarschall Davalos, Marchese del Vasto dar, im Begriff, eine Ansprache an seine Soldaten zu halten. Sein junger Sohn steht neben ihm. Unter den Hellebardieren soll sich das Bildniß Pietro Aretino's befinden. Mehr sinnbildlich ist Tizian's Gemälde in derselben Sammlung gehalten, welches Philipp II. darstellt, wie er seinen Sohn einem sich herab-

lassenden Genius weiht. Als Sittenbild endlich tritt uns die unter dem Namen „Das Concert" bekannte Bildnißgruppe des Palazzo Pitti entgegen, welche in der Regel Giorgione zugeschrieben, von neueren Kennern aber eher für ein (übermaltes) Jugendwerk Tizian's gehalten wird.

Raphael und Tizian sind natürlich nicht die einzigen Meister der goldenen Zeit, welche Bildnisse in Gemälden anderer Art angebracht haben. Ihre Selbstbildnisse haben noch zahlreiche Künstler dieses Zeitraums religiösen Werken einverleibt. Als ein Beispiel besonders umfangreicher Stifterdarstellung aber sei Pordenone's großes Bild der Akademie zu Venedig genannt, in dessen eine besondere Galerie bildendem Vordergrunde sieben Angehörige der Familie Ottoboni, theils stehend, theils knieend, die gnadenreiche Jungfrau verehren. Daß auch die Sitte, größere Reihen verschiedener Zeitgenossen in Wandgemälden der Nachwelt zu erhalten, nur allmälig erlosch, beweist z. B. Andrea del Sarto, welcher auf dem Schlußbilde seiner Folge aus dem Leben des heiligen Philipp im Servitenhofe zu Florenz und auf seinem Zuge der heiligen drei Könige ebendaselbst noch eine Reihe köstlicher Bildnisse von großer Lebendigkeit, freier Haltung und flüssiger Behandlung anbrachte.

Aber im sechzehnten Jahrhundert, welches gerade in Italien bestrebt war, die Gattungen rein zu erhalten, aus einem Gusse zu schaffen und ungehörige Zuthaten zu vermeiden, liegt der Schwerpunkt der Bildnißmalerei nicht mehr, wie im vorhergehenden Zeitraum, in den aus anderem Anlaß mitdargestellten, sondern in den selbständigen, nur um ihrer selbst willen gemalten Bildnissen.

Natürlich müßte die Entwicklung der Bildnißmalerei von der treuen, schlichten, festen, unabsichtlichen Art, mit der sie im fünfzehnten Jahrhundert die unzähligen Charakterköpfe einer charaktervollen Zeit wiedergibt, zu der bewußteren, freieren, malerischen Auffassung, mit der sie in der reifsten Zeit ihren reicheren, üppigeren, mannigfaltigeren Aufgaben gerecht wird, sich am deutlichsten in den Bildnissen desjenigen Meisters widerspiegeln, in dem und durch den sich der Uebergang überhaupt am schöpferischsten vollzieht. Leider haben sich nicht viele Bildnisse Leonardo da Vinci's erhalten. Freilich, wenn wir noch heute das ihm von den Einen mit ebenso großer Bestimmtheit zugeschriebene, wie von den Anderen abgesprochene feine weibliche Profilbildniß der Ambrosiana in Mailand, in dem man mit Unrecht Bianca Maria Sforza, die Gemahlin Kaiser Maximilian's, zu erkennen meinte, unbedingt für ein Werk seiner Hand hielten, hätten wir ein überaus sprechendes Beispiel dafür vor Augen, daß Leonardo's frühere Bildnisse noch ganz im Charakter der „guten alten Zeit" gehalten gewesen seien. Da es jedoch nicht die Absicht dieses Aufsatzes ist, an Streitfragen dieser Art zu rühren, so müssen wir uns die Thatsache genügen lassen, daß einige erhaltene Bildnißzeichnungen des Meisters unzweifelhaft an der strengen Profilstellung und Auffassung des eigentlichen fünfzehnten Jahrhunderts festhalten. Wie er im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts Bildnisse auffaßte und malte, aber zeigt am leuchtendsten Leonardo's unter dem Namen „La Joconde" berühmtes Bildniß im Louvre zu Paris, welches die Mona Lisa, die Gattin des Franc. del Giocondo, darstellt. Welche Freiheit und Eigenart der Auffassung bei aller Bildnißhaftig-

keit! Schon fast als Kniestück, in Dreiviertelansicht, ist die schöne Frau gemalt. Sie sitzt vor einer Mauer, über die man in eine leuchtende, großartige Berglandschaft hinausblickt. Ihre feine rechte Hand ruht über der linken auf der Lehne. Ihr weiches Haar fällt lang herab. Ein Schleier bedeckt ihr Haupt. Ihre Augen haben den feuchten Glanz, den die Alten den Augen der Liebesgöttin zuschrieben. Ihre Lippen lächeln süß und verführerisch. Wie ein geheimnißvolles Märchen voll unendlichen Reizes spricht dieses Bild uns an; und es ist doch nur das Bildniß einer reichen florentinischen Bürgerin des sechzehnten Jahrhunderts.

Wer in Italien zuerst gewagt hat, Brustbilder mit ihren ganzen Umrissen sich von einem weiten landschaftlichen Hintergrunde abheben zu lassen, ist schwer zu sagen. Eines der ältesten Beispiele bietet das erwähnte Doppelbildniß Piero della Francesca's. Doch verträgt sich die strenge Profilstellung hier nur schlecht mit diesem Versuch. In der Uebergangszeit vom fünfzehnten ins sechzehnte Jahrhundert waren die rein landschaftlichen Hintergründe eine Zeitlang außerordentlich beliebt. Von den bekanntesten Bildnissen dieser Art seien zunächst Pintoricchio's Knabenbildniß der Dresdener Galerie und Francia's Darstellung des Vangelista Scappi in den Uffizien noch einmal hervorgehoben. Francia folgte auch in anderen Bildnissen dieser Richtung. Franciabigio's und eines Zeitgenossen schöne Jünglingsbildnisse im Berliner Museum schließen sich ihr an. Bei Raphael sehen wir sie in seinen berühmten Jugendbildnissen des Angelo und der Maddalena Doni im Palazzo Pitti ausgebildet. In der Schule Leonardo da Vinci's kommen kaum Bildnisse ohne solchen landschaftlichen Hintergrund vor. Statt aller Schulbilder unbestimmter Hand, die hierfür angeführt werden könnten, seien nur Andr. Solario's herrliche Bildnisse in der Nationalgalerie zu London und im Louvre zu Paris erwähnt. Von der Hand Giovanni Bellini's, der ebenfalls noch die Uebergangszeit erlebte, gehört die 1515 gemalte poesievolle Darstellung einer ihr Haar ordnenden halbnackten sitzenden Frau in der kaiserlichen Galerie zu Wien hierher.

In den Bildern dieser Art dient die Landschaft jedoch mehr zur Folie, als daß sie in demselben Lichte mit der vor ihr sitzenden Gestalt gesehen wäre. Die Bildnisse selbst sind noch von einer gewissen alterthümlichen Strenge, zugleich aber von wundersam poetischem Zauber umflossen. Sie bezeichnen ganze bestimmte Uebergangsstufen in der Geschichte der Bildnißmalerei; und auf der höchsten dieser Stufen steht eben Leonardo's „Gioconda".

Darstellungen aber, wie Bellini's Frauengestalt in Wien, die man auch als „Venus" bezeichnet hat, leiten zu einer besonderen Gattung von Halbbildnissen hinüber, die man auch als Idealbildnisse bezeichnen könnte. Sie entsprangen durchaus einem idealen Bedürfniß des jungen sechzehnten Jahrhunderts und fanden besonders auf venezianischem Boden weite Verbreitung. In Bezug auf sie könnte man jenen Ausspruch Lessing's wörtlich nehmen. Es sind wirklich „Ideale bestimmter Menschen". Offenbar hat der Künstler sie aber noch weniger für die Dargestellten, als für sich selbst und fremde Käufer gemalt. Giorgione malte kräftige, edle Kriegergestalten, Palma vecchio unzählige schöne Frauenköpfe dieser Art. Tizian war Meister der Gattung. Man denke an seine berühmte, in vielen veränderten Auflagen wiederholte und copirte „Venus mit dem Orgel-

spieler" im Madrider Museum, an seine Darstellungen eines Kriegers mit seiner Gattin und eines schönen Weibes, das von seinem Geliebten mit Spiegeln bedient wird, im Louvre zu Paris. Von Gruppenbildnissen dieser Art sind noch Palma's „Drei Schwestern" oder „Drei Grazien" in der Dresdener Galerie berühmt. Auch das schöne Bild der „Drei Lebensalter" im Palazzo Pitti, welches in der Regel Lor. Lotto, von Morelli aber neuerdings wieder Giorgione zugeschrieben wird, gehört in diese Reihe.

Kehren wir zur Geschichte der eigentlichen Bildnißmalerei zurück, so sehen wir die Entwicklung bis zum Beginn der zwanziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts sich besonders deutlich in Raphael's Bildnissen abspiegeln. Die neuerdings lebhafter als je gewordenen Meinungsverschiedenheiten in Bezug darauf, welche Bildnisse wirklich von seiner Hand herrühren, beweisen zunächst wieder die Wahrheit der Beobachtung, daß gerade in der besten Porträtmalerei die Individualität des Dargestellten oft stärker hervortritt als diejenige des Darstellers. Wie die sogenannte „Fornarina" der Uffizien wird auch der „Violinspieler" des Palazzo Sciarra für ein Werk Sebastiano del Piombo's erklärt. Das schöne Uffizien-Bildniß der vornehmen Dame im grünen Kleide mit goldener Kette um den Schwanenhals wird dem Urbinaten abgesprochen. Das sogenannte Selbstbildniß des Louvre wird dem Bacchiaca, die „Fornarina" des Palazzo Barberini wird Giulio Romano zugeschrieben. Selbst die Echtheit des Bindo Altoviti in der Münchener Pinakothek wird bestritten. Dagegen werden die „Donna Gravida" und die „Donna Velata" wieder zu Ehren gebracht, und für die Echtheit des Doppelbildnisses „Bartolus und Baldus" in der Doria-Galerie wird ritterlich eine Lanze gebrochen. Mit vielen dieser Bestimmungen wird Morelli wohl Recht behalten. Es würde hier zu weit führen, darauf einzugehen. Die von Allen anerkannten Bildnisse Raphael's genügen, uns seine Stilwandlungen auf diesem Gebiete zu vergegenwärtigen. Auf der Stufe der strengen Auffassung mit freiem landschaftlichen Hintergrunde sind nur seine bereits erwähnten Bildnisse des Ehepaars Doni (um 1505) stehen geblieben. Doch schließen sich, allmälig freier werdend, die übrigen Bildnisse seiner Florentiner Zeit, wie dasjenige der „Donna Gravida" im Palazzo Pitti und sein Selbstbildniß in den Uffizien, ihnen in der Gesammtauffassung noch an. Wie viel freier, geistvoller und lebendiger blicken schon die Bildnisse seiner ersten römischen Zeit drein: vor Allen das köstliche, charaktervolle und zugleich malerisch empfundene Bildniß des sinnend im Sessel sitzenden Papstes Julius II. in den Uffizien! Und dann die Bilder aus der letzten römischen Zeit des Meisters: das großartige Gruppenbildniß Papst Leo's X. mit den Cardinälen Medici und Rossi im Palazzo Pitti, ein Bild, das bei aller Kraft und Wahrheit der Zeichnung und Färbung immer noch leicht von alterthümlicher Strenge umhaucht ist; das an tizianische Freiheit reichende Bildniß des Cardinals Bibbiena im Madrider Museum, die lebendige, wenn auch verdorbene Darstellung des schielenden Gelehrten Fedra Inghirami im Palazzo dieser Familie zu Volterra, das ernste, anziehende Bild des bärtigen Baldassare Castiglione und vor allen Dingen das noch köstlichere Bild der Johanna von Aragonien, beide im Louvre zu Paris! Das letztere ist noch reicher und prächtiger

als dasjenige der Mona Lisa von Leonardo; aber es kommt ihm an süßem, seelischem Zauber nur nahe. Immerhin brauchten wir uns kaum nach weiteren Beispielen dafür umzusehen, daß, während die Bildnisse des fünfzehnten Jahrhunderts die Charaktere verkörpern, diejenigen der Blüthezeit des sechzehnten Jahrhunderts zugleich die Seelen malen.

Die Bildnißmalerei, der so die Wege zur höchsten malerischen Freiheit und zur tiefsten geistigen Bedeutsamkeit gewiesen waren, nahm jetzt einen immer größeren Umfang an. Die meisten berühmten Historienmaler der goldenen Zeit waren auch als Bildnißmaler geschätzt. Nur die subjectivsten der subjectiven Meister, wie Michelangelo und Correggio, schlossen sich aus. Von den großen Geschichtsmalern dieser Zeit werden, außer Leonardo, Andrea Solario und Raphael, auf deren Einzelbildnisse bereits hingewiesen worden, und außer Tizian, dessen Bedeutung als Bildnißmaler zum Schlusse noch hervorgehoben wird, besonders die folgenden auch als Bildnißmaler gefeiert: Andrea del Sarto, von dem sich etwa achtzehn durch den Adel ihrer Umrisse, die Weichheit ihrer Pinselführung und die seelische Anmuth ihres Ausdrucks ausgezeichnete Bildnisse erhalten haben; sein Freund Francia Bigio, von dem man ihrer zwar kaum die Hälfte kennt, unter ihnen aber Werke, die eine noch schärfere Auffassung der Persönlichkeit mit einer noch festeren und doch nicht minder malerischen Vortragsweise verbinden; Parmeggianino, dem etwa zehn Bildnisse von vornehmer Haltung und geistvoller Behandlung zugeschrieben werden können; Sebastiano del Piombo, dessen Bedeutung als Bildnißmaler, wie sie uns z. B. aus dem herrlichen, neuerworbenen Frauenbilde des Berliner Museums entgegenleuchtet, am besten durch die Thatsache gekennzeichnet wird, daß einige seiner Bildnisse bis vor Kurzem für Arbeiten Raphael's gehalten wurden; und Sodoma, dessen überlieferte Bedeutung als Bildnißmaler freilich erst ganz neuerdings durch erhaltene Bildnisse, die ihm zugewiesen werden, bestätigt werden zu sollen scheint. Endlich eine Reihe der großen Venezianer: man denke nur an Giorgione's Malteserritter in den Uffizien, an Palma vecchio's ideal angehauchte, manchmal, wie gesagt, ganz zu Idealen werdende Frauenbildnisse, an seines Schülers Cariani Bildnißdarstellungen, zu denen Morelli auch das sogenannte Fuggerbildniß der Münchener Pinakothek zählt, an Lorenzo Lotto's sinnig gesehene, malerisch erfaßte, von wunderbarem Lichtglanz umspielte Halbfiguren, an Paris Bordone's frische, rothwangige Frauen-, an Moretto's geist- und würdevolle Männergestalten!

Einige Meister widmeten sich übrigens schon in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, wenn sie auch nicht verschmähten, gelegentlich Geschichtsbilder zu malen, mit solcher Vorliebe dem Porträtfache, daß sie der Nachwelt in erster Linie als Bildnißmaler erscheinen. Hierher gehört Andrea del Sarto's schon 1517 gestorbener Schüler Dom. Puligo, den man „einen der frühsten Bildnißmaler von Beruf" genannt hat, wenngleich seine Bildnisse meist unter fremdem Namen erhalten zu sein scheinen. Hierher gehört Jacopo Carucci, genannt Pontormo (1494—1557), dessen klar und bestimmt gezeichneten, lebendig angeordneten Bildnissen, die oft mit denjenigen seines Schülers Bronzino verwechselt wurden, man in den meisten großen Sammlungen Europas begegnet. Hierher gehört in der florentinischen Schule vor allen Dingen Angelo Bronzino selbst, der freilich erst

1572 starb. Seine Bildnisse, die allbekannt sind, zeichnen sich durch eine große, manchmal fast monumentale Auffassung bedeutender Charaktere, durch eine ansprechende Vornehmheit ihrer auf freierer Anordnung ruhenden Bildwirkung und gerade bis zur Mitte des Jahrhunderts auch noch durch eine warme Leuchtkraft des Gesammttones aus. Erst später wurden sie, dem Zuge der Zeit in Florenz folgend, härter, kälter und glatter.

Am längsten bewahrte die venezianische Bildnißmalerei ihre Höhe. Meister wie Fr. Torbido, der um die Mitte des Jahrhunderts gestorben zu sein scheint, wie Bern. Licinio da Pordenone, der sich, ebenfalls in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, durch Familiengruppenbilder auszeichnete und der allerdings erst 1578 gestorbene ausgezeichnete Giov. Battista Moroni, dessen zuweilen sittenbildlich belebte lebensgroße Kniestücke ein Höchstes an schlichter Wahrheitsliebe der Auffassung, an freier Leichtigkeit der breiten, flüssigen Pinselführung leisten (Morelli sagt: „Kein Porträtmaler der Welt hat es je verstanden, die Epidermis des menschlichen Gesichts getreuer und mit größerer Wahrheit auf die Leinwand festzubannen als Moroni"), Meister, wie diese, sind hier nur die Vorläufer von Bildnißmalern, wie Paolo Veronese, Tintoretto und Leandro Bassano, welche ihrer Lebenszeit nach nicht mehr in den Kreis unserer Betrachtung gehören.

Freilich leuchten alle diese venezianischen Bildnißmaler nur im Widerschein des Lichtes von Tizian, auf dessen Schultern sie mittelbar oder unmittelbar stehen. Bei den Bildnissen Tizian's, der gerade auch auf diesem Gebiete Bahnbrecher und Vollender war, müssen wir daher noch einen Augenblick verweilen.

Tizian ist ein so vielseitiger, man möchte fast sagen, ein so allseitiger Künstler, daß man ihn nicht vorzugsweise als Bildnißmaler hinstellen kann. Wohl aber würde man ihn, wenn sich auch nur seine Bildnisse erhalten hätten, immer noch für einen der fruchtbarsten, geistesmächtigsten und größten Künstler der Welt halten. Die große Wahrheit und Freiheit in der Auffassung und Wiedergabe der Dinge, wie sie, von gesunden Augen gesehen, ohne scharfe Umrisse, weich von Licht und Luft umflossen, im Raume stehen, kam gerade seinen Bildnissen am meisten zu Gute. In anderen Darstellungen konnten andere Künstler, religiösen, monumentalen oder sonstigen äußeren oder inneren Stilgesetzen folgend, andere, von den seinen abweichende Wege gehen. Für die Bildnißmalerei aber war seine Art die Dinge zu sehen und wiederzugeben, der gegenüber selbst die freieste Art Leonardo's und Raphael's noch in leiser Härte und Gebundenheit befangen erscheint, so sehr die natürliche, wahre und richtige, daß alle Bildnißmaler, die nach ihm von seinen Wegen abgewichen sind, uns alterthümelnd und trocken erscheinen. Daß die Bildnißmalerei auf ihrer höchsten Stufe uns nicht nur den äußeren Schein und das innere Sein einer bestimmten Persönlichkeit, sondern mit ihr zugleich auch die ganze geistige Umgebung, die ganze Luft, welche sie athmet, vergegenwärtigen kann, zeigen keine Bildnisse deutlicher als diejenigen Tizian's, und noch deutlicher fast, als in den großen Gruppenbildnissen des Meisters, von denen „Paul III. mit zwei Cardinälen" im Museum von Neapel und „die Familie Cornaro, das Abendmahl nehmend" in englischem Privatbesitze hervorgehoben seien, spricht diese Ueberlegenheit sich in einer Reihe seiner Einzelbildnisse aus. Sie aufzuzählen, würde hier viel zu weit führen. Gemalt hat er mehrere hundert.

Erhalten mögen gegen hundert sein. Sie sind in allen Sammlungen der Welt zerstreut.

In der Freiheit der Anordnung und Auffassung seiner Bildnisse hat Tizian in sich selbst keine große Entwicklung mehr durchgemacht. In der Freiheit, Flüssigkeit, Breite und Leichtigkeit der malerischen Behandlung aber sind seine späteren Bildnisse den noch fester und verschmolzener behandelten früheren überlegen. Gerade die Bildnisse seines Alters stehen in dieser Beziehung bereits auf einem Standpunkt, den kein zweiter Maler des sechzehnten Jahrhunderts erreicht hat und zu dem nur die großen spanischen und niederländischen Bildnißmaler des siebzehnten Jahrhunderts sich wieder emporgearbeitet haben. Man denke nur an seine Tochter Lavinia im weißen Kleide in der Dresdener Galerie, an seinen Karl V. im Armstuhl in der Münchener Pinakothek, an seinen Philipp II. im Madrider Museum. Die geniale Freiheit der geistigen Auffassung wird hier nur durch die geniale Freiheit der technischen Behandlung ermöglicht.

Zur Schlußbetrachtung aber empfiehlt sich uns vor allen Tizian's Reiterbildniß Karl's V. im Museum zu Madrid. Der Meister hat es 1548 in Deutschland, in Augsburg, gemalt, wo er damals am kaiserlichen Hofe weilte. Er stellte den Kaiser hoch zu Roß in schwerer Rüstung dar, wie er als Sieger aus der verhängnißvollen Schlacht bei Mühlberg hervorgegangen war. Wohl erhalten ist es leider nicht. Aber als einziges erhaltenes großes Reiterbildniß von Tizian's Hand zeigt es uns doch deutlicher als viele andere Darstellungen die Großartigkeit und Freiheit seiner Auffassung. Roß, Reiter und baumreiche Landschaft sind aus einem Gusse gestaltet. Des Kaisers graue Haut, sein bereits bereifter Bart, sein tiefes, durchdringendes Auge verleihen dem überzeugend charaktervollen Kopf ein wunderbares Eigenleben. Wir fühlen auch die Echtheit der Gestalt, der Haltung, der Bewegung, die durch die schwere Lanze in seiner Rechten bedingt wird. Das ist nicht nur ein Bildniß, das ist ein Geschichtswerk ersten Ranges. Und welch malerischer Reiz liegt in dem Spiel des Sonnenlichts um das ernste Antlitz des Kaisers, in seinem Widerschein an der blanken Stahlrüstung, in der ruhig einheitlichen Farbenwirkung des Ganzen! Das ist nicht nur ein Geschichtsbild, das ist eins der reinsten und höchsten Meisterwerke der ganzen Malerei.

Welcher Abstand zwischen jenen frühen, herben, plastisch gedachten Reiterbildnissen Uccello's und Castagno's im Dom zu Florenz und dieser durch und durch malerisch und zugleich durch und durch geschichtlich empfundenen und behandelten Schöpfung einer reifen, freien Kunst! Ein Jahrhundert der Bildnißmalerei lag zwischen jenen Werken und diesem. Höher konnte sie jetzt nicht steigen. Der Bildnißmalerei aller Zukunft waren die Wege gewiesen. Velazquez und van Dyck mußten in Tizian's Fußtapfen treten. Uebertreffen konnten sie ihn nicht.

Die Bekehrung Constantin's des Großen.

Von

Otto Seeck.

Wenn die Geschichte von Alters her und heute mehr als je gewohnt ist, nicht nur, wie ihr Name besagt, nach dem Geschehenen, sondern mehr noch nach den Gründen des Geschehenen zu fragen, so ist es begreiflich, daß bei einem der wichtigsten Ereignisse, von denen sie zu berichten weiß, dem Uebergange des Christenthums aus Verfolgung oder bloßer Duldung zur anerkannten Staatsreligion, sie diese Frage wieder und immer wieder erneuert hat. Aus dem Willen Eines Mannes ist diese welterschütternde Umgestaltung hervorgegangen: das Problem ist also ein psychologisches, und eben darauf beruht seine Schwierigkeit. Denn wie der Charakter Constantin's beschaffen war, darüber geben die Quellen direkt so gut wie gar keine Auskunft; nur aus seinen Handlungen kann man ihn erschließen, und von diesen läßt jede einzelne natürlich die verschiedensten Deutungen zu. Wir müßten daher an einer befriedigenden Antwort verzweifeln, wenn nicht der Charakter selbst des größten Mannes immer nur eine veredelte Wiederholung des Zeitcharakters, seine Ziele, nur klarer und bewußter, die Bestrebungen vieler Millionen wären. Die Denkmäler, aus welchen wir die Motive und Anschauungen der Massen erkennen, geben uns auch über das Christenthum Constantin's Aufklärung; aus seiner Zeit will er beurtheilt werden, nicht nach der subjectiven Auffassung moderner Köpfe.

Auch heute haben Glauben und Aberglauben, Empfindung und Leidenschaft ihren Einfluß auf die Weltereignisse nicht verloren; aber im Allgemeinen ist man der wohlbegründeten Ueberzeugung, daß die Politik in erster Linie durch staatliche Rücksichten bestimmt werden müsse. Ebenso, meint man, müßten auch die großen Männer des Alterthums gedacht haben; die Mehrzahl der modernen Forscher sieht daher in Constantin's Bekehrung, soweit sie diesen Namen überhaupt gelten lassen, nur eine That politischer Klugheit. Die Kirche sei zum Staat im Staate geworden; ihre ungeheuere Ausdehnung habe dem Reiche gefährlich werden müssen, und der Kaiser habe diese Gefahr nicht besser beschwören zu können gemeint, als indem er selbst sich an die Spitze der feindlichen Macht

stellte und sie seinem Willen unterwarf. Sehen wir also, worin jene Gefahren bestanden und wie weit die angebliche Meinung Constantin's berechtigt war.

Mit dem Ausspruche seines Meisters, daß sein Reich nicht von dieser Welt sei, hatte das Christenthum bis dahin noch Ernst gemacht. Die Augen seiner Bekenner waren auf das Jenseits geheftet; das jüngste Gericht dachte man sich nahe bevorstehend, und vor den erwarteten Schauern desselben verschwand die Rücksicht auf die irdischen Dinge. Mit der weiteren und weiteren Ausdehnung der Christenzahl hatte sich diese großartige Strenge der Auffassung gemildert, war aber keineswegs verschwunden. Wohl bildeten sie einen Staat im Staat, aber nicht um diesen sich zu unterwerfen, sondern um unabhängig von seiner Einwirkung zu leben. Sie gehorchten der Obrigkeit, wie ihre Religion befahl, bezahlten ihre Steuern und freuten sich, wenn man sie im Uebrigen ungeschoren ließ. Daß es ihnen an Muth zur Vertheidigung ihres Glaubens nicht fehlte, haben Scharen von Märtyrern bewiesen; trotzdem haben die Christen niemals eine Verschwörung gegen einen ihrer Verfolger angezettelt, niemals den Versuch gemacht, mit bewaffneter Hand sich ihnen zu widersetzen oder durch Kaisermord einen genehmen Herrscher auf den Thron zu bringen. Eine Bedrohung der Staatsgewalt war deshalb nicht von ihnen zu fürchten, weil sie derselben gleichgültig gegenüber standen; nur in dieser Gleichgültigkeit selbst, im Abwenden so vieler Bürger von jedem Interesse für den Staat konnte man eine Gefahr erblicken. Diese aber wurde dadurch wahrlich nicht beseitigt, wenn der Kaiser durch Beispiel und Unterstützung zur Verbreitung dieser weltabgewandten Religion beitrug.

Für die Heiden bedienten sich ihre Gegner hauptsächlich zweier Namen, pagani und gentiles, d. h. Bauern und Barbaren. Damit sind die Kreise gegeben, in denen das Heidenthum noch am ungemischtesten herrschte, am ungeschwächtesten seine Kraft bewahrte. In den städtischen Bevölkerungen hatte die höhere Civilisation die Lust am Neuen und Fremden wachgerufen, die griechische Philosophie, deren halbverstandene Schlagworte auch in die Massen gedrungen waren, Zweifel an den alten Göttern erregt; hier fand das Christenthum daher die Stätte bereitet, um sich der Seelen zu bemächtigen. In die Dörfer dagegen und über die Reichsgrenzen hinaus, war der Hauch der neuen Zeit noch nicht gedrungen. Einzelne Glaubensboten erschienen zwar auch hier, aber die Macht des Ueberlieferten war zu groß, als daß sie viel hätten ausrichten können. Bauern und Barbaren aber bildeten das Heer, auf dessen guter Laune damals die Existenz jedes Kaisers beruhte. Wie viele Herrscher, darunter Constantin selbst, waren nicht durch die Zuneigung der Truppen erhoben worden; wie viele hatten ihre Abneigung mit Reich und Leben gebüßt! Und wie heute neben dem Bauern der Adel den Kern der conservativen Partei bildet, so auch im Alterthum. Die alten Familien des Senats, welche damals nicht nur in Rom und Italien wohnten, sondern schon über alle Provinzen verbreitet waren und überallhin ihren Einfluß trugen, waren durch ihre Traditionen zu fest an die alte Religion geknüpft, um sie so schnell aufgeben zu können. Die Bekleidung der Priesterthümer galt ihnen noch immer als eine der höchsten Ehren, die Ausrichtung von Spielen und Opferfesten als eine der glänzendsten Pflichten ihres Standes.

Und zu ihnen gesellte sich die ganze Aristokratie der Bildung und Literatur, welche mit den Göttern des Homer und Vergil auch das Verständniß ihrer Werke untergehen sah und durch den Haß der Christen gegen die Künste der Rhetorik sich den Boden unter den Füßen entzogen fühlte. Also diejenigen, welche durch hohe Geburt und alten Grundbesitz in den meisten Städten des Reiches den beherrschenden Einfluß besaßen, ferner diejenigen, welche durch Schriften und Deklamationen die öffentliche Meinung machten, endlich und hauptsächlich diejenigen, welche Kaiser erheben und stürzen und jeden Augenblick das Unheil des Bürgerkrieges über das Land heraufbeschwören konnten, waren, obgleich einzelne christliche Elemente sich auch in diese Kreise gemischt hatten, doch ihrer großen und compacten Masse nach Heiden. Diesen stand auf Seite der Christen nur ein Theil des städtischen Pöbels und des Mittelstandes gegenüber, welche heute freilich eine große Macht repräsentiren, damals aber politisch fast gar nichts bedeuteten. Unter diesen Umständen könnte man den Uebertritt Constantin's sogar für ein höchst gefährliches Unternehmen halten, doch wäre diese Auffassung allerdings trügerisch.

Adel und Literatur hatten im Christenthum freilich längst ihren Feind erkannt; sie werden es mit Groll und Verachtung gesehen haben, daß der Kaiser die Religion des ungebildeten Pöbels zu der seinigen machte. Doch über ihre Mißstimmung konnte der despotische Herrscher lachen, so lange ihm seine Soldaten treu waren. Der naive Barbar aber betrachtete Christus und seinen hohen Vater gewiß einfach als zwei neue Götter. In dem ungeheuren Pantheon des Heidenthums, das aus allen Nationen Bestandtheile in sich aufgenommen hatte und sich immer durch neue Göttermassen vermehren konnte und vermehrte, fanden sie neben dem germanischen Wodan und dem römischen Jupiter, dem persischen Mithras und der ägyptischen Isis ganz gut ihren Platz. War ihr opferloser Kultus etwas fremdartig, so that das nichts zur Sache; mußten doch Mithras und Isis dem Germanen nicht minder fremdartig erscheinen. Daß jene beiden neuen Götter allen älteren den Krieg erklärt hatten und sie mit Stumpf und Stiel ausrotten wollten, das wußte oder verstand er nicht. Die unendliche Toleranz des Heidenthums, die freilich nicht auf einem tieferen Gottesbewußtsein, sondern nur auf der höchst mangelhaften Abgrenzung der antiken Religionen gegeneinander beruhte, schützte den andersgläubigen Kaiser vor seinen Soldaten, so lange er auch ihnen Toleranz bewies. Wenn aber sein Uebertritt ihn in Folge dessen mit keiner ernsten Gefahr bedrohte, irgend einen politischen Gewinn konnte er ihm noch weniger bringen.

Aber dieses gilt nur für die damalige Zeit. Vielleicht ahnte der große Herrscher, welche Bedeutung zukünftig die kirchliche Hierarchie auch für den Staat gewinnen sollte, und suchte sie sich dienstbar zu machen, um diese Macht zum Werkzeug, wenn nicht für sich selbst, so doch für seine Nachfolger zu benutzen. Dies ist jetzt die herrschende Ansicht; aber so hoch ich Constantin's Fähigkeiten auch schätze, scheint sie mir doch ihm etwas gar zu viel vorschauendes Ahnungsvermögen zuzuschreiben. Denn in der verfolgten Kirche von damals die herrschende der Zukunft zu erkennen, war wahrlich nicht leicht. Wenn freilich Constantin solche Pläne hegte, so war der Zeitpunkt für ihre Verwirklichung sehr gut

gewählt. Denn durch die lange Verfolgung war die Geistlichkeit mürbe genug gemacht, um für den Preis der Anerkennung oder auch nur der Duldung sich jedes Eingreifen der Staatsgewalt gefallen zu lassen. Was aber hat der Kaiser gethan, um diese Stimmung zu benutzen? Gleich nachdem er sich zuerst zum Christenthum bekannt hatte, rief eine kirchliche Partei in Afrika, die später den Namen der Donatisten erhielt, seine Macht an, um einen ihr mißliebigen Bischof vom Stuhle zu Karthago zu verdrängen und statt seiner den ihr genehmen Candidaten einzusetzen. Die Einmischung des Kaisers in innere kirchliche Angelegenheiten wurde also von den Christen selbst herausgefordert, und obgleich sie der religiösen Anschauung damals aufs Aeußerste widersprach, wagten doch auch die Gegner der Donatisten nicht, dem Spruche des Herrschers, dessen freundliche Gesinnung sich eben erst kundgegeben hatte und durch jeden Widerstand verscherzt werden konnte, ihre Unterwerfung zu versagen oder gar seine Competenz anzufechten. Constantin aber hielt sich strenger an die Lehren des Christenthums, als dessen berufene Vertreter. Er lehnte die Entscheidung ab und wies sie einer Synode zu. Von deren Spruch appellirten die Donatisten wieder an den Kaiser, und wieder berief dieser eine größere Synode, um das Verfahren der ersten zu prüfen. Erst als er zum dritten Male angerufen wurde, beendete er persönlich den Streit, doch sein Urtheil bestand lediglich darin, daß er die Entscheidungen der beiden Synoden aufrecht erhielt. War dies der Weg, sich die Kirche zu unterwerfen? Bei dem damaligen Gegensatze zwischen Christenheit und Staatsgewalt hatte sich die Lehre ausgebildet, daß es unchristlich sei, vor den weltlichen Beamten mit den eigenen Religionsgenossen Processe zu führen. Dieser Anschauung Rechnung tragend, verlieh Constantin den Bischöfen richterliche Gewalt, stellte ihnen die Staatsbeamten zur Execution ihrer Sprüche zur Verfügung und verbot noch dazu jede Appellation von ihrer Entscheidung an den Kaiser oder an seine Vertreter. Er emancipirte also die Kirche vom Staat, statt sie diesem dienstbar zu machen, d. h. er handelte wie die Religion, nicht wie die Politik es vorschrieb. Die Ansicht, er habe die Kirche zu seinem Werkzeug machen wollen, beruht eigentlich nur darauf, daß er den großen Synoden von Arles, Nicäa und Tyrus theils selbst präsidirte, theils durch einen Vertreter präsidiren ließ. Aber durch Versammlungen, die alle zehn Jahr einmal und mitunter noch seltener vorkamen, ließ sich die kirchliche Gewalt doch nicht consequent und wirksam handhaben. Dazu hätte es dauernder oder in ganz kurzen Zwischenräumen fungirender Organe bedurft, z. B. staatlich ernannter Aufsichtsbeamten über die Bisthümer, denen die Kirche, durch die Verfolgung eingeschüchtert, damals den Gehorsam gewiß nicht versagt hätte. Aber an so etwas hat Constantin niemals gedacht.

Ferner hat man zu Gunsten jener Ansicht angeführt, daß der Kaiser in seinen letzten Jahren in die kirchlichen Streitigkeiten thätig eingriff und mehrere dissentirende Geistliche in die Verbannung schickte. Aber damit brachte er einestheils nur die Beschlüsse der Synoden zur Vollziehung, anderentheils erfüllte er staatliche, nicht kirchliche Pflichten. Es ist dafür charakteristisch, daß die Verbannung des Athanasius vorzugsweise durch die Anklage bewirkt wurde, er habe den Alexandrinischen Pöbel veranlaßt, die Kornzufuhren, welche für die Ernährung

Constantinopels unentbehrlich waren, zurückzuhalten. Wo zwei Bischöfe verschiedener Confessionen vorhanden waren, da kam es unfehlbar zwischen ihren Anhängern zu Tumulten und Straßenkämpfen, nach denen mitunter Hunderte von Leichen das Pflaster bedeckten. Es war also Pflicht des Kaisers, hier Ruhe zu schaffen, und er that es in der mildesten, ja eigentlich in viel zu milder Form, indem er den Führer der einen streitenden Partei aus der Stadt, in welcher er seine Knittelarmee besaß, einfach wegschaffte.

Also weltliche Rücksichten im heutigen Sinne haben Constantin sicher nicht bestimmt. Trotzdem möchte ich seine Bekehrung auch nicht auf eine tiefinnerliche Wirkung des Christenthums in seinem Gemüthsleben zurückführen. Aber es gibt weltliche Rücksichten, welche nicht auf die Wirklichkeit, sondern auf Mächte der Einbildung genommen werden; heute erkennen wir sie nicht mehr an, aber stark waren sie zu allen Zeiten und haben in den tiefer stehenden Schichten der Gesellschaft auch jetzt ihre Macht nicht eingebüßt. Constantin hatte seine Jugend im Feldlager verbracht und ist sein Lebenlang Soldat geblieben. Seine geistige Bildung war höchst gering; wenn er trotzdem die glänzendsten Lichter der Kunst und Philosophie, wie den Neuplatoniker Sopatros, an seinen Hof zog, so geschah dies eben nur, weil er Unterstützung der Künste und Wissenschaften für Herrscherpflicht hielt. Aber von dem aufgeklärten Monotheismus der philosophischen Schule, welchen die Modernen ihm zuschreiben, ist seine Seele ganz gewiß unberührt geblieben. Viel eher dürfen wir bei ihm den rohen Aberglauben des Landsknechts erwarten, der sich durch Amulette kugelfest macht und bald mit Gebeten, bald mit Teufelsbeschwörungen das Glück an seine Fahnen bindet.

Die Heidengötter waren für die Christen jener Zeit keine wesenlosen Phantasiegebilde. Daß Apollo die Zukunft weissagen könne und Aesculap ebensogut Krankenheilungen vollbringe, wie die Gebeine der Märtyrer, hätte damals kein Bischof geleugnet. Man erblickte in ihnen Dämonen und Teufel, deren Macht zwar der des höchsten Gottes weit nachstand, aber an sich keineswegs verächtlich war. Der Streit der beiden religiösen Parteien drehte sich also nicht darum, ob die heidnischen Götter oder der christliche Gott mit seinem Sohne wirklich existirten, sondern darum, in wessen Hand die Weltregierung ruhe. Die Philosophen und einige wenige christliche Lehrer dachten freilich anders und höher, aber im Gehirn der Massen gestaltete sich der Gegensatz der Religionen wesentlich zu einer Machtfrage ihrer Götter. Die Heiden Eunapius und Zosimus führten aus der Geschichte den Beweis, daß, seit man sich von Jupiter abgewendet habe, alles Unheil über das Reich hereingebrochen sei, weil die alten Götter zürnten und die neuen nicht im Stande seien, die Folgen dieses Zornes abzuwehren. Orosius trat den Gegenbeweis an, daß schon unter der Herrschaft des Heidenthums Blut und Thränen im Uebermaße geflossen seien und folglich auch Jupiter und seine Genossen ihre Ohnmacht gezeigt hätten. Und diese Beispiele stehen nicht vereinzelt da, sondern in tausend Variationen wird immer bald von der einen, bald von der andern Seite das Argument der Macht ins Feld geführt. Daß es auf einen Soldaten und Herrscher eine ganz besondere Wirkung ausüben mußte, ist begreiflich. Es ist daher nicht Zufall, daß sich der Uebertritt

Constantin's in demselben Augenblick entschied, wo es ihm unwiderleglich bewiesen schien, daß der Christengott *stärker* sei als die heidnischen Dämonen.

Der eifrigste Anhänger dieser letzteren war der römische Tyrann Maxentius. Durch die kostbarsten Opfer und Spiele suchte er sich die Götter geneigt zu erhalten; nie unternahm er etwas, ehe er sich durch Propheten und Opferschauer ihrer Zustimmung vergewissert hatte. Und wirklich hatten sie ihm bisher in wunderbarer Weise ihre Gunst erwiesen. Vom römischen Pöbel und einer Handvoll Stadtsoldaten, die bis dahin nur in Straßenkrawallen und Circusprügeleien ihre kriegerische Tüchtigkeit bewährt hatten, war er, wahrscheinlich wider seinen Willen, auf den Thron erhoben. Gegen ihn zog Severus mit einem starken, kriegsgewohnten Heere heran in der festen Ueberzeugung, fast ohne Kampf der neugebackenen Herrlichkeit des Kaisers ohne Soldaten ein schreckliches Ende zu bereiten. Maxentius selbst mußte fast mit Sicherheit sein Verderben erwarten; die Mauern der Hauptstadt, aus denen er sich nicht hervorwagte, schienen seinen einzigen Schutz zu bilden, aber schlecht vertheidigt, wie sie waren, konnten auch sie nicht lange Widerstand leisten. Aber er war der Sohn Maximian's, der zwanzig Jahre lang das Scepter geführt und durch zahlreiche Siege sich die Begeisterung der Truppen gewonnen hatte, und Severus war ein unbekannter Officier, den die Willkür Diocletian's auf den Thron erhoben hatte und der nach anderthalbjähriger Regierung den Soldaten noch kaum bekannt geworden war. In ihren Herzen regte sich daher das dynastische Gefühl für den Sohn ihres geliebten Kaisers; sie betrachteten seinen Ausschluß vom Throne als ein Unrecht und wollten nicht die Hand dazu bieten, dasselbe aufrecht zu erhalten. Ueberdies war ihr höchster Officier persönlich an das Interesse des Maxentius geknüpft. Er ließ sich gern bereit finden, unter den Truppen in dessen Namen große Geldsummen zu vertheilen und sie dadurch völlig für ihn zu gewinnen. So fiel fast das ganze Heer des Severus ab und schloß sich seinem Feinde an; er selbst wurde gefangen und hingerichtet. Dies war durchaus mit rechten Dingen zugegangen, kam aber so erstaunlich und unerwartet, daß es doch den Eindruck einer wunderbaren göttlichen Fügung hervorbringen mußte.

Mit noch weit größerer Macht war dann Galerius herangezogen, um das Schicksal seines Mitregenten zu rächen. Auf seine Soldaten glaubte er sich verlassen zu können, da sie nur kurze Zeit unter Maximian gedient hatten und von ihm selbst seit dreizehn Jahren von einem Siege zum andern geführt waren. Durch den Abfall von Severus' Truppen besaß jetzt Maxentius ein Heer; doch war es viel zu schwach, um dem Galerius im offenen Felde entgegenzutreten. Wieder deckte er sich hinter den Mauern Rom's, die diesmal freilich genügenden Schutz gewährten. Denn so zahlreich das Heer des Feindes auch war, zur Umschließung des gewaltigen Festungsgürtels, der jetzt durch eine hinlängliche Truppenmasse vertheidigt wurde, reichte es nicht aus. Rathlos stand Galerius, der Rom bis dahin noch nie gesehen hatte, vor der unerfüllbaren Aufgabe einer Belagerung, und kaum bemerkten seine Soldaten, daß die Sachen nicht standen, wie sie sollten, so regte sich auch in ihnen das dynastische Gefühl für den Sohn Maximian's. Ein Theil ging über, den größeren vermochte Galerius kaum in völliger Auflösung heimzubringen.

Zum dritten Male hatte Maxentius eine schwere Gefahr zu überwinden. Sein Vater selbst, auf dessen Ansehen seine eigene Macht ausschließlich beruht hatte, versuchte den aufsässigen Sohn des Purpurs zu entkleiden und die Soldaten gegen ihn aufzuwiegeln. Aber unterdessen hatte sie dieser durch unsinnige Verschwendung in Geschenken und Festlichkeiten aller Art schon so weit gewonnen, daß sie der Versuchung Widerstand leisteten. Maximian mußte aus Rom fliehen, und sein Sohn blieb unbestrittener Herrscher. So hatte sich die Macht seiner Götter wunderbar an ihm bewährt. Obgleich ihn von den andern Kaisern nicht ein einziger anerkannte, wagte sich doch auch keiner mehr an ihn heran. Er galt als unangreifbar und spottete seiner ohnmächtigen Gegner.

Da suchte er selbst Händel mit Constantin, um dessen Reichstheil an sich zu reißen. Vergeblich waren alle Verhandlungen und Anerbietungen; der Krieg ließ sich nicht vermeiden. Zu keiner andern Zeit hätte er dem Beherrscher Galliens ungelegener kommen können. Denn eben rührten sich wieder die Germanen, und Constantin war zu pflichttreu, als daß er die Grenzen des Reiches entblößt hätte, um seinen persönlichen Gegner mit ganzer Macht bekämpfen zu können. Kaum ein Viertel seines Heeres, im Ganzen etwa 25 000 Mann, durfte er ohne Gefahr für die Rheingrenze gegen Maxentius verwenden, der ihm mehr als die fünffache Uebermacht entgegenstellen konnte. Constantin's Officiere waren voll Furcht; alle riethen sie zur Vermeidung des Krieges, und gern wäre der Kaiser ihnen gefolgt, wenn nur sein Gegner es erlaubt hätte. Auch die Opferschauer erklärten, daß die alten Götter ihm Unheil bereiteten; da faßte er den ersten Entschluß, sein Heil bei den neuen zu versuchen, und rief Bischöfe an seinen Hof, um sich über die christliche Religion, die ihm übrigens schon vorher nicht ganz fremd gewesen war, belehren zu lassen. In stürmischer Offensive überrannte er dann die vereinzelten Heerestheile, welche ihm Maxentius nach Oberitalien entgegengeschickt hatte. Aber auch diese waren schon so stark, daß sie ihm sehr viel zu schaffen machten, und hinter ihnen stand in Rom noch immer eine Macht von etwa 100 000 Mann. Wenn bei der schweren und langwierigen Belagerung von Verona nur ein Drittel davon zum Entsatz herangerückt wäre, so hätte Constantin verloren sein müssen. Tag für Tag erwartete der Kaiser sein Verderben, aber obgleich der Erfolg, auch ohne daß seine Gegner aus Rom Hülfe erhielten, mehrmals an einem Faden hing, blieb er doch immer Sieger. Die Weissagungen der Opferschauer wurden zu Schanden, und die Gebete seiner Bischöfe erwiesen sich als wirksam.

Wenn Maxentius seine Hauptmacht nicht feige hinter den Befestigungen Roms geborgen hätte, so wäre Constantin die Eroberung Oberitaliens niemals gelungen. Was aber im ersten Theil des Feldzuges die unerläßliche Bedingung des Erfolges gewesen war, ließ den zweiten Theil, der jetzt bevorstand, so gut wie hoffnungslos erscheinen. Mit 25 000 Mann 100 000 zu besiegen, ist in offener Feldschlacht sehr schwer, aber unter besonders günstigen Bedingungen nicht unmöglich. Liegt dagegen eine solche Ueberzahl hinter den Mauern einer festen Stadt, so muß selbst der Versuch eines Angriffs als Wahnwitz erscheinen. Daß Maxentius, nachdem er sein Land schutzlos dem vordringenden Feinde preisgegeben hatte, durch eine Schlacht die Mauern Roms schützen werde, welche sich schon selbst genügend

schützten, lag außer jeder Berechnung. Rührte er sich aber auch ferner nicht, wie er bisher gethan hatte, so war Constantin's Unternehmen unter allen Umständen gescheitert. Wenn er den unsinnigen Versuch wagte, mit seinem kleinen Heere einen Festungsring von zwei und einer halben Meile zu umschließen, so mußten seine Truppen durch die Ausfälle weit überlegener Massen in kurzem vernichtet werden. Ging er thatlos zurück, so hätte ein so schmählicher Mißerfolg die Stimmung der Soldaten tief herabgedrückt; eine Verfolgung, und vollends eine solche, welche mit 100000 Mann siegesfreudiger Truppen ausgeführt wurde, hätte ihren Rückzug bald in wilde Flucht verwandelt. Und gesetzt, Maxentius stellte sich wirklich zur Schlacht, was sehr unwahrscheinlich war; gesetzt, er wurde besiegt und ließ die ganze Hälfte seiner Soldaten auf dem Felde liegen, was noch viel weniger Wahrscheinlichkeit hatte: sobald er nur die zweite Hälfte nach Rom zurückzuführen vermochte, lag die Sache genau wie vorher. Noch immer wäre er in der Uebermacht geblieben; sein geschlagenes Heer hätte in der Deckung sicherer Mauern bald seinen Muth wiedergewonnen, und eine Belagerung wäre nach wie vor unmöglich gewesen.

Aber ein Marsch auf Rom war nicht nur hoffnungslos, sondern auch überflüssig. Wenn Constantin ruhig in Oberitalien stehen blieb, so mußte ihm Maxentius über kurz oder lang selbst entgegenrücken, und wurde er hier, fern von seinen uneinnehmbaren Befestigungen geschlagen, so konnte sein Heer durch die Verfolgung ganz aufgerieben werden, ehe es nach Rom zurückgelangte. Italien war schon seit Jahrhunderten nicht mehr im Stande, sich selbst und die Millionenstadt in seiner Mitte durch die eigene Kornproduction zu ernähren; seinen Unterhalt erhielt es aus Afrika. Wenn Constantin die Getreideschiffe abfing oder auch die Kornprovinz selbst besetzte, was er mit der großen Flotte, über welche er verfügte, leicht hätte thun können, so konnte er das Heer des Maxentius ohne Belagerung aushungern und dadurch zu einem offensiven Vorstoß zwingen. Freilich mußte dies Monate dauern, da in Rom vor dem Kriege ungeheure Kornvorräthe aufgehäuft waren. Aber warum hätte er nicht warten können? Zur Abwehr der Germanen genügte ja das Heer, welches er in Gallien zurückgelassen hatte, und mit dem Beherrscher Illyricums, Licinius, stand er damals im Bündniß, so daß ihm auch von dorther keine augenblickliche Gefahr drohte. Der einzige Kriegsplan, welchen die gesunde Vernunft billigen konnte, hieß also Abwarten; wenn Constantin, der sonst seine Mittel sehr klug zu wählen wußte, trotzdem in tollkühner Ungeduld auf ein Ziel losstürmte, das nach menschlichem Ermessen unerreichbar war, so ließ er sich eben nicht von gesunder Vernunft leiten, sondern — von visionärer Eingebung.

Jedes Kind kennt die Geschichte, wie Constantin im Traume geoffenbart wurde, daß er unter dem Zeichen Christi siegen werde. Für Träume lassen sich nicht die gesetzlichen zwei Zeugen beibringen, durch deren Mund allerwegs die Wahrheit kund wird; die historische Kritik steht ihnen gegenüber machtlos. Doch daß sie in einem Zeitalter hoher religiöser Erregung auch geschichtlich ihre Rolle gespielt haben, kann keinem Zweifel unterliegen. Träume und Weissagungen jagten später den Maxentius in sein Verderben: warum sollen sie nicht auch seinen Gegner zum Siege geführt haben? Constantin hatte am Hofe Diocletian's

die Christenverfolgung gesehen und den Muth der Märtyrer bewundert. Er hatte erlebt, daß von dem Augenblick ihres Beginnes das Glück, welches früher die Regierung Diocletian's begleitet hatte, von ihm gewichen war. Schwere Krankheit des Herrschers, innere Zerrüttungen und Bürgerkriege waren sich Schlag auf Schlag gefolgt. Von den Urhebern der Verfolgung schleppte nur noch Diocletian ein sieches Dasein hin, um alle Früchte seiner Lebensarbeit um sich her untergehen zu sehen; Maximian hatte durch schmählichen Selbstmord geendet, Galerius durch eine Krankheit von unsäglich schmerzvoller und ekelhafter Art, die ihm noch kurz vor seinem Tode den Glauben aufdrängte, daß der angefeindete Christengott an ihm seine Macht bewiesen habe. Gallien, welches nie von der Verfolgung ernstlich berührt worden war, hatte allein von allen Reichstheilen bis jetzt einer vielbeneideten Ruhe genossen. Sollte dies nicht in Constantin die Ueberzeugung erwecken, daß der Gott der Christen über alle Heidengötter, welche seine Verfolger so eifrig verehrt hatten, Gewalt besitze? Bei seinem Auszuge aus Gallien hatten ihm die Opferschauer Unheil geweissagt, aber die Bischöfe waren ihm vertrauensvoll gefolgt, und unerhörtes Glück hatte ihn bisher begleitet. Da konnte er wohl auf den Gedanken kommen, auch bei dem letzten schwersten Kampfe gegen den Liebling der Dämonen die Macht des neuen Gottes aufzubieten und sich zu diesem Zwecke ganz in seine Dienste zu stellen. Ueber Severus, Galerius und Maximian, die selbst Dämonendiener waren, hatten die Opfer und Spenden des Maxentius Gewalt gehabt; es lohnte wohl den Versuch, ob sie auch einem Christen gegenüber ihre Macht bewährten. Was aber den wachenden Geist erfüllt, das geht auch in die Träume über, und in der körperlichen Erscheinung, mit welcher sie den Gedanken umkleiden, gewinnt er den Charakter göttlicher Offenbarung. So zog der Kaiser blindlings seinem Sterne nach; er wußte, daß er siegen werde, nicht weil dies nach menschlicher Berechnung wahrscheinlich oder selbst nur möglich gewesen wäre, sondern weil seine Soldaten das Monogramm Christi auf ihren Schilden trugen und, wie die Stimme eines Höheren verkündet hatte, an dieses Zeichen der Sieg geheftet war. Und seine heidnischen Landsknechte sahen vertrauensvoll auf den neuen Schmuck ihrer Waffen, dessen Bedeutung sie kaum begriffen. Er erschien ihnen als ein magisches Mittel, an dessen Wunderkraft sie nicht zweifelten, da ihr großer Führer auch unter den schwersten Verhältnissen immer siegreich gewesen war. Und auch diesmal ließ sein Vertrauen das Glückskind nicht zu Schanden werden, und das ganz Unerwartete, ja fast Unglaubliche geschah.

Bis zum letzten Augenblick hatte Maxentius an dem Plane festgehalten, den Angriff seines Feindes an der Aurelianusmauer zerschellen zu lassen. Plötzlich schlug sein Entschluß um. Am 26. October 312 verließ er mit seiner Familie das Palatium und siedelte in eine Privatwohnung über; ein Traum hatte ihm verkündet, daß er am bisherigen Orte seiner Freuden und Erfolge nicht mehr verweilen dürfe. Er ließ die sibyllinischen Bücher befragen und erhielt die Antwort, am Feste seines Regierungsantritts, das in zwei Tagen bevorstand, werde der Feind Roms ein schreckliches Ende finden. Da ein so schneller Erfolg bei einer Belagerung unmöglich eintreten konnte, so combinirte der Abergläubische diese Prophezeiung mit der Weisung des Traumes, daß er seinen Wohnsitz verlassen

solle, und beschloß vor die Thore der Stadt hinauszuziehen und am Glückstage des 28. October eine Schlacht zu liefern. So thaten beide Gegner das denkbar Unzweckmäßigste, weil beide sich nicht durch klugen Rathschlag und strategische Erwägung, sondern durch Träume und Zeichen leiten ließen. Wer jetzt den Sieg gewann, der gewann ihn nicht nur für sich, sondern vor Allem für seine Götter.

Um die großen Massen, welche ihm zu Gebote standen, schneller an den Feind zu bringen, ließ Maxentius neben dem steinernen Pons Milvius (jetzt Ponte Molle) eiligst eine Schiffbrücke schlagen; dann führte er sein Heer über den Tiber und ließ es etwa eine Meile stromaufwärts vorgehen, bis die Spitze Saxa Rubra, das heutige Prima Porta, erreichte. Hier, wo die Flaminische Straße aus der Enge hervortritt, welche rechts durch den Fluß, links durch eine Kette steil abfallender Berge gebildet wird, fand er seinen Vormarsch wahrscheinlich schon durch den Feind gehindert, als die Nachhut seiner langen Colonne, bei welcher der Kaiser selbst sich befand, kaum die Brücken überschritten hatte. Die Heere standen sich jetzt in einer Stellung gegenüber, welche die Möglichkeit eines erfolgreichen Kampfes auf beiden Seiten ausschloß. Versuchte Maxentius unter den Augen der feindlichen Armee aus dem engen Passe zu debouchiren, so war seine Niederlage gewiß; aber auch Constantin konnte auf der Flaminischen Straße, welche durch hunderttausend Soldaten gesperrt war, nicht weiter vordringen. Es ist ein Verdienst, das ihn seines Glückes würdig zeigt, wenn er nicht wie sein Gegner zaudernd stehen blieb, sondern schnell entschlossen einen Ausweg suchte und fand. Eine kleine Schar zurücklassend, welche zur Schließung des Passes eben genügte, führte er sein Heer ohne Weg und Steg über den Rücken der Hügel weg, unter deren schroffem Absturz seine Feinde standen. Diesen unerreichbar, zog er an ihrer Flanke hin, bis er auf die Cassische Straße gelangte, welche, von Nordwesten kommend, bei der Brücke in die Flaminische einmündet. Zu beiden Seiten derselben dehnt sich ein sanftes Hügelgelände aus, gerade breit genug, um Constantin die Entwicklung seiner Schlachtordnung zu gestatten, gerade schmal genug, um seinem kleinen Heere rechts und links durch steile Abhänge die nöthige Flankendeckung zu bieten. Hier nahm er Aufstellung den beiden Brücken gegenüber, deren Besitz das Ziel des Kampfes sein mußte; denn gelang es ihm, sie in seine Gewalt zu bringen, so sah sich Maxentius, dem der Vormarsch in den Pässen von Saxa Rubra schon gesperrt war, auch im Rücken abgeschnitten und mußte sich mit seinem ganzen Heere ergeben. Als dieser den Feind plötzlich in der Flanke seiner Nachhut aufmarschiren sah, konnte er ihm die Schlacht nicht mehr verweigern, da angesichts des kühnen Gegners ein Rückzug über die schmalen Brücken unausführbar war. So wußte er keinen anderen Rath, als stehen zu bleiben, wo er war, und die linke Seite seiner Marschcolonne einfach in die Front der Schlachtordnung zu verwandeln, wodurch die Vorhut bei Prima Porta zum rechten Flügel, die Nachhut, welche noch immer vor den Brücken stand, zum linken wurde. Auf diese Weise blieb aber ein großer Theil seines Heeres zwischen Berg und Fluß eingeklemmt und sah sich jeder Möglichkeit beraubt, an den Feind heranzukommen. Zwar blieb, auch wenn nur sein linker Flügel zum Schlagen gelangte, seine Uebermacht immer noch erdrückend, aber selbst diese sollte ihm zum Verderben gereichen. Denn auf dem engen Raume

konnte er sie nicht anders verwerthen, als indem er die Rotten so tief stellte, daß die hinterste Reihe bis unmittelbar an den Fluß heranreichte. So mußten die Soldaten bei jedem auch nur zeitweiligen Zurückweichen, wie es in einer großen Schlacht ja kaum zu vermeiden ist, in den Tiber gedrängt werden, dessen braune Fluthen, von den Herbstregen geschwellt, in wilden Strudeln dahinschossen. Hoch zu Rosse und mit den Abzeichen der Kaiserwürde geschmückt, so daß er weithin kenntlich war, stürzte sich Constantin selbst, seinen Reitern voransprengend, auf die dichten feindlichen Massen. Gleich der erste Anprall brachte die vordersten Reihen ins Wanken; um nicht ins Wasser zu stürzen, drängten die hintersten vor, und es entstand im Heere des Maxentius die furchtbarste Verwirrung. Noch kämpften die Prätorianer für den Kaiser, welchen sie gemacht hatten, mit wilder Verzweiflung; wo sie standen, da fielen sie. Aber diese heldenmüthige Aufopferung konnte das Verhängniß nicht abwenden. Die große Masse drängte angstvoll nach den beiden Brücken hin, deren Enge ihre ungeheure Zahl nicht zu fassen vermochte. Da noch dazu die eine, welche erst ganz kurz vorher eilig und schlecht hergestellt war, unter dem Gewicht der Rettung Suchenden zusammenbrach, wurde der ganze linke Flügel in den Fluß gesprengt. Der rechte stand unterdessen unberührt, aber völlig machtlos in seinen Engen, deren Auswege ihm jetzt nach beiden Seiten versperrt waren; ihm blieb nichts übrig als bedingungslose Uebergabe, um so mehr als jeder weitere Kampf gegenstandslos geworden war. Denn unter dem Gewühl von Männern und Rossen, das sich mit dem Tode ringend in den lehmigen Fluthen wälzte, war auch der Usurpator selbst verschwunden. Am anderen Tage wurde seine Leiche aufgefischt und überzeugte alle seine Anhänger, daß ihnen in der Gnade des Siegers die einzige Hoffnung geblieben war.

Der Sieg war ebenso schnell wie vollständig gewesen; ein einziger, Alles vor sich niederwerfender Ansturm auf die Brücken hatte die Schlacht begonnen und beschlossen. In ein paar Stunden hatte sich ein Ereigniß vollzogen, das der Weltgeschichte auf Jahrtausende ihre Bahnen vorzeichnen sollte. Denn was der 28. October des Jahres 312 entschied, war nicht die Herrschaft Constantin's über Italien — diese bedurfte noch eines neuen schweren Kampfes —, wohl aber der Sieg des Christenthums im römischen Reiche. Seine unmittelbaren Erfolge, so groß sie auch waren, wurden an historischer Bedeutung weit übertroffen durch die psychologische Wirkung, welche er auf den Sieger ausübte. Daß die Dämonen, zu welchen Maxentius gebetet hatte, so stark sie auch waren, vor der Macht des höchsten Gottes nichts vermöchten, das hatte die Schlacht an der Milvischen Brücke für Constantin unzweideutig erwiesen. Durch ein Wunder war sein Feind aus den sicheren Mauern Roms herausgescheucht worden, und das Zeichen Christi auf den Schilden seiner Soldaten hatte die übermächtigen Scharen der Gegner niedergeblitzt. Wer konnte da zweifeln, wem die Ehre des Sieges gebühre? Es heißt, daß Constantin sich auf das Kreuz gestützt, auf einem öffentlichen Platze der Hauptstadt habe darstellen und durch die Inschrift des Standbildes der Welt verkünden lassen, dies heilbringende Zeichen habe Rom befreit. Jedenfalls war nach dem Siege eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er die christliche Priesterschaft von allen municipalen Lasten befreite, ihren

Unterhalt auf seine Kasse übernahm und damit das Christenthum unter die anerkannten Staatsculte erreichte.

Den Dienst der Götzen auszutilgen, wie sein neuer Glaube ihm gebot, konnte der Kaiser freilich noch nicht wagen. Wenn er die Münzen, mit welchen er seine heidnischen Söldner bezahlen mußte, auch ferner mit Götterbildern schmücken ließ; wenn er Opfer und Eingeweideschau duldete, ja vielleicht gar selbst mitmachte, so empfand er das gewiß als schwere Sünde. Aber nach der Moral des damaligen Christenthums, welche selbst die Hinrichtung eines Verbrechers als Vergehen gegen das fünfte Gebot verdammte, ließ sich ein Staat nun einmal nicht regieren, und die Pflichten gegen das Reich hat der Kaiser immer noch über seine religiösen Pflichten gestellt, so ernst er diese auch auffaßte. Da die Taufe alle Sünden, welche vorher begangen waren, abwusch und nur die späteren nach der Ansicht strenger Christen unverzeihlich waren, hat er ihre Vollziehung an sich in naiver Schlauheit bis zu seiner Todesstunde verschoben. Aber sein persönliches Bekenntniß war darum nicht minder klar und unzweideutig. Die Schlacht an der Milvischen Brücke hatte den Kaiser bekehrt; der Kaiser ließ es sich angelegen sein, auch sein Reich zu bekehren, und daß dies vollständig gelang, war jetzt nur noch eine Frage der Zeit.

Casati's Aequatoria.

Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha. Von Major Gaëtano Casati. Nach dem italienischen Originalmanuscript ins Deutsche übersetzt von Professor Dr. Karl von Reinhardstöttner. Zwei Bände. Bamberg, C. C. Buchner'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Endlich ist das schon Mitte October angekündigte Werk des Leidensgefährten von Emin Pascha erschienen. Wir haben es mit großer Spannung erwartet, in der Meinung, endgültige Aufklärung zu erhalten über manche Vorgänge in jenen Theilen Afrikas, welche der Verfasser des vorliegenden Buches während eines Zeitraums von zehn Jahren ununterbrochen durchwandert hat. Ich muß gestehen, daß nach dieser Richtung meine Hoffnungen nicht ganz in Erfüllung gegangen sind. Casati hat sein Werk dem größten Theil nach aus dem Gedächtniß geschrieben, da ihn ein unglückliches Schicksal seiner Aufzeichnungen beraubte.

Capitän Manfredo Camperio, welcher die Vorrede des Buches geschrieben hat, erachtet es als nothwendig, zu versichern: „es ist vor Allem die Wahrheit, die hier durchleuchtet, nur die Wahrheit." Seitdem jene alten lügenhaften Reiseberichte in der Literatur abgethan sind, und man gewohnt ist, nur ernsthafte Werke von ernsthaften Männern erscheinen zu sehen, bedarf es derartiger Versicherungen nicht mehr. Es würde dies auch kaum hier der Fall gewesen sein, wenn es nicht im Hinweis auf Stanley's gleichlautende Versicherungen geschehen wäre. Casati hätte ruhig den eben citirten Satz in der Vorrede streichen können, seine Schilderungen tragen durchaus den Stempel einer über allem Zweifel erhabenen Wahrheitsliebe. Die sonst einfach-schlichten Schilderungen entbehren jedoch hier und da der Klarheit und bewegen sich zuweilen in Sprüngen.

Casati ist im Jahre 1838 in Lesmo in Italien geboren als der Sohn eines Arztes. Er trat im Jahre 1859 bei den Versaglieri ein, als der dritte Unabhängigkeitskrieg gegen Oesterreich ausbrach. Nach Beendigung desselben kämpfte er in den südlichen Provinzen seines Vaterlandes elf Jahre gegen Briganten, wurde dann militärischer Lehrer und machte hierauf den Feldzug 1866 in Italien mit. Dann wirkte er als topographischer Mitarbeiter an der großen Militärkarte Italiens mit und wurde zuletzt zum Major befördert.

Die militärische Laufbahn schien ihn jedoch keineswegs zu befriedigen; er nahm seinen Abschied, gab sich dem Studium geographischer Wissenschaften hin und trat in die Redaction des „Esploratore" ein.

Zu jener Zeit langten bei der Redaction dieses Blattes Gessi's Berichte sowie ein Brief desselben an, in welchem dieser tapfere und begeisterte Vorkämpfer der Civilisation um einen geeigneten jungen Mann, womöglich Officier, bat, welcher das Uëllethal erforschen solle. Obgleich Casati damals schon einundvierzig Jahre alt war, entschloß er sich dennoch, die Stelle anzunehmen und schiffte sich am 24. December 1879 in Genua ein, um über Suakin nach Chartum zu gehen.

Ende Januar 1880 verließ Casati Suakin mit nur vier Lastkameelen und zwei Kameeltreibern, da Gessi zugesagt hatte, für die gesammte Ausrüstung in Chartum zu sorgen. Der Weg führte über Berber, von wo aus Casati vorzog, den bequemeren Wasserweg zu wählen, statt sich dem unangenehmen Kameeltransport weiterhin den Nil entlang bis Chartum auszusetzen. Die Stadt liegt bekanntlich an dem Zusammenfluß des blauen und weißen Nil. Es ist sonderbar, daß Casati auf den Gedanken kam, der Bahr-el-Azrak, der blaue (oder dunkle) Fluß, könne seinen Namen von dem an seinen Ufern angebauten Indigo erhalten haben. Die einzig richtige Erklärung für diese Benennung hätte der Reisende wohl an Ort und Stelle selbst finden können. Der Bahr-el-Azrak führt, als ein aus dem abessinischen Hochgebirgeherabkommender Strom, dunkles, ziemlich klares Wasser im Gegensatz zu dem Schlamm führenden Bahr-el-Abiad, dem weißen Nil. Ich erwähne diese Thatsache nur, weil sie mir, in Verbindung mit anderen Stellen des Buches, zeigt, daß Casati kein exacter Beobachter ist.

In Reisebeschreibungen geht es mit Chartum ebenso wie mit Sansibar: Jeder glaubt die Pflicht zu haben, diesen interessanten Ort zu schildern, trotzdem dies schon unzählige Male geschehen ist. Wir können es daher unterlassen, auf diesen Theil des Werkes einzugehen. In Chartum angelangt, sah sich Casati sogleich jenem bekannten, passiven Widerstande gegenüber, der Jedem im Orient hindernd entgegentritt. Nur mit Mühe erlangte er von dem damaligen Gouverneur Rauf Pascha den Erlaß, dem zufolge zwei Dampfer nach den Provinzen des Bahr-el-Gazal beordert wurden. Anfang Juli 1880 setzte Casati seine Reise von dort aus weiter fort und machte, während der Dampfer der Insel Aba nahe kam, eine sehr bemerkenswerthe Beobachtung, welche ein helles Streiflicht auf die Vorgänge im Süden wirft. Die gesammte Schiffsmannschaft vom Capitän bis zum letzten Schiffsjungen erhob sich, nach der Insel gewandt, zum Gebet. Auf Casati's verwunderte Frage ward ihm berichtet, daß man einen berühmten Heiligen, welcher auf der Insel hause, begrüße. Dies war, wohl gemerkt, im Juli 1880, also genau ein Jahr, ehe der Mahdi, denn dieser war der verehrte Heilige, seine ersten bekannten Briefe in die mohammedanische Welt entsandte. Selbst der Gouverneur Rauf Pascha erwies ihm, was bisher noch nicht bekannt war, Hochachtung. Danach erklärt sich auch die Halbheit des Vorgehens dieses Gouverneurs gegen den Mahdi und des Letzteren schnell steigenden Einfluß.

In der Mesrah-el-Rek, jenem berüchtigten Sumpfgebiet, betrat Casati das Land der Dinka. Die Schilderung dieses Negerstammes ist sehr interessant. Obwohl uns Schweinfurth und Emin schon über denselben berichteten, erfahren wir

hier doch noch manches Neue. Die Reinlichkeit dieser Neger ist in Allem, besonders der Zubereitung der Speisen, eine musterhafte. Auch über den eigenthümlichen Schlangencultus der Dinka spricht der Verfasser; doch möchte ich bezweifeln, daß die Schlangen, wie Casati behauptet, Milch dargereicht bekommen, eine Flüssigkeit, welche nach zuverlässigen, sorgfältigen Beobachtern, Schlangen gar nicht zu sich nehmen. Sie verhungern sogar bei Milch. Emin dagegen erzählt uns, daß die Dinkaweiber den Schlangen Fett in den Rachen gießen.

Für die erstaunliche Gleichmäßigkeit vieler afrikanischer Sitten spricht der Umstand, daß auch die Dinka auf Reisen einen Hahn mitführen, ebenso wie ich dies bei den Wanjamensi beobachtet habe. Sehr angenehme Abwechslung bringen die im ganzen Buch zerstreuten Erzählungen der eigenthümlichen Thierfabeln und Märchen der Schwarzen.

In der Mesrah-el-Rek wurde Casati's Geduld wieder auf harte Proben gestellt, und erst nach langweiligem Aufenthalte konnte er die Reise, diesmal zu Land, fortsetzen. Er erreichte nun das oft genannte Djur (Casati schreibt Dschur) Gatthas, wo ihn, am andern Ufer des krokodilreichen Flusses Djur, Gessi erwartete. Casati befreundete sich sehr bald mit dem tapfern Manne, dessen Heldenthaten anderweitig ausführlich geschildert worden sind, so daß hier davon Abstand genommen werden kann. Auch Casati ist, wie alle Anderen, seines Lobes voll. Im höchsten Grade bedauernswerth ist, daß der unglückselige Mahdiaufstand alle Spuren der ersprießlichen Thätigkeit Gessi's hinweggefegt hat und daß er selbst den Folgen seiner Leiden erliegen mußte. Nach Gessi's Abreise brach sofort Unruhe in seiner ehemaligen Provinz aus. Wieder ein Beweis dafür, daß Erfolge in uncivilisirten Ländern leider immer nur an die Person und nicht an das System gebunden sind, und wir deswegen nur wenig Hoffnung auf schnelles Vordringen unserer Cultur in solchen Ländern hegen dürfen. Gessi und Casati haben eine sehr gute Meinung von dem Schwarzen als Soldat, vielleicht eine etwas zu hohe; allein Casati verkennt auf der andern Seite keineswegs die schlechten Eigenschaften der Neger.

Casati machte noch während Gessi's Anwesenheit einen schweren Unterleibstyphus durch. Letzterer verschob daher seine Abreise bis zu Casati's Wiedergenesung. Nach Gessi's Abreise schleppte man Casati's sämmtliche Vorräthe weg. Wie Casati selbst erzählt, sagte er kein Wort deswegen. An diesem Princip, „kein Wort zu sagen," hat er häufig festgehalten und sich als eine sehr passive Natur erwiesen. Wahrscheinlich mehr als einmal zu seinem Nachtheil, und ebenso später zu Emin's Schaden.

Das nächste Ziel der Reise war Rumbek. Casati erzählt uns von sonderbaren Hochzeitsbräuchen dort. Der Bräutigam beweist seine Liebe und Verehrung für die Braut, indem er dieselbe — blutig kratzt. Von Rumbek brach Casati auf, um nach dem durch Schweinfurth's ausgezeichnete Schilderungen berühmt gewordenen Lande der Mombuttu zu ziehen, welche Casati immer Mambettu nennt. Der Ort Tangasi bildete die Hauptbasis für Casati's Unternehmungen. Eine Menge merkwürdiger ethnographischer Notizen sind in seinem Gedächtniß haften geblieben. Wenn er aber von fliegenden Fischen des Flusses Maque spricht, so dürfte ein Irrthum vorliegen. Eine solch' auffallende Er-

scheinung könnte Forschern wie Schweinfurth und Emin nicht entgangen sein Bei dem großen Häuptling Mambango kam Casati mit Junker zusammen.

Casati klärt uns übrigens nicht darüber auf, in welcher Eigenschaft er das Land bereist hat. Er scheint bis zu seiner Zusammenkunft mit Emin ein etwas abenteuerliches Leben, ohne rechten Zweck und ohne bestimmtes Ziel geführt zu haben. Daher fehlt seinem Handeln auch der richtige Nachdruck.

Der durch Schweinfurth berühmt gewordene König Munza findet auch bei Casati Erwähnung. Wie eine große Klage geht das tragische und unverdiente Schicksal jenes Herrschers durch die Völker. Immer wieder tönt das Lied von seinem Untergang. Arabische Niedertracht, der Sklavenhandel und die Sklavenjagden in ihrer abscheulichsten Form werden uns dabei so recht vor Augen geführt. In bewegten Worten schildert uns Casati die Grausamkeiten der Aegypter in jenen Ländern und tritt warm für die Neger ein.

Casati besuchte auch den Mambukukönig Jangara, der nach ihm die Schwester Munza's, Namens Nenzima, zur Frau hat. Emin dagegen berichtet uns, daß Jangara die jüngste und Lieblingsfrau Munza's, Kattiroto, geheirathet habe. Bei Jangara hielt sich Casati eine Zeit lang auf und hatte demgemäß Gelegenheit, die seltsamen Sitten an seinem Hofe zu beobachten. Dort fand er ein neues, kleines Säugethier, das unter dem Namen Dendrohyrax Emini beschrieben wurde. Für die Akka schien sich Casati ganz besonders interessirt zu haben, wie die vielen aus seinem Gedächtniß wiedergegebenen Nachrichten beweisen. Dieses einzig dastehende Volk ist über ganz Afrika verbreitet. Nur das Skelett einer Zwergin, welches Casati Emin schenkte, ist aus dem Schiffbruch unseres Forschers in das Londoner britische Museum gerettet worden. Als bemerkenswerth möchte ich hervorheben, daß diese Akka röthlich bis braunes Haar haben. Sie verstehen nach Casati nicht einmal Feuer anzumachen und stehen auf einer sehr niederen Stufe der Cultur. Man hält sie, ohne es aber beweisen zu können, für die Urbevölkerung Afrikas. Sie selbst nennen sich Efè. Von Jangara begab sich Casati zum Häuptling Azanga. Dort wurde er feierlich und mit großem Prunk empfangen. Auch im Reiche Azanga's herrschen, neben Aberglauben und Menschenfresserei, sonderbare Sitten. Unter Anderen erzählt uns Casati, daß ein Ziegenbock zum Tode verurtheilt wurde, weil er den schönen Hund eines einflußreichen Mannes durch einen Stoß seiner Hörner getödtet hatte.

Azanga ist, wie alle mächtigen Häuptlinge, äußerst dünkelhaft und fragte den Reisenden, ob in Chartum dieselbe Sonne wie bei ihm leuchte. Die Thatsache wollte er nicht glauben, da ja bei ihm die Sonne seines abu pete am Himmel glänzte. Azanga, welcher im Anfang sehr zuvorkommend gegen Casati war, änderte sein Benehmen von dem Momente ab, wo er hörte, daß die ägyptische Regierung Soldaten zum Belegen in der Nähe befindlicher Stationen sandte. Sein Verhalten wurde zuletzt derart, daß Casati zu dessen Bruder entfloh, wo ihm jedoch der nachfolgende Häuptling persönlich einige Geschenke überbrachte und gute Reise wünschte. Gegen Ende December 1881 langte Casati wieder in Tangasi an.

Ein Capitel in Casati's Buch ist der Erforschungsgeschichte Afrikas gewidmet. Er macht darin auf eine wenig bekannte Thatsache aufmerksam: „Im Jahre 1816 unternahm der Engländer Tuckey eine Forschungsreise nach dem untern Kongo, die einen sehr unglücklichen Ausgang nahm; er fuhr den Fluß etwa zweihundertundachtzig Meilen hinab (soll wohl heißen hinauf), allein der Tod überraschte fast alle Theilnehmer der Expedition. Die englische Marine setzte hierauf ihre Erforschungen fort, welche bis zu den Katarakten von Yalalla reichten. Die von Tuckey gemachten Angaben waren genau, da sie den großen Bogen, den der Kongo nördlich vom Aequator beschreibt, verzeichneten. Und doch unterließen stets die Karten, welche in der Folge entworfen wurden, diese Angabe, welche man erst nach ihrer Bestätigung durch Stanley's Forschungsreise einzeichnete."

Weiter bespricht Casati die verschiedenen Hypothesen bezüglich des geheimnißvollen Uëlle oder Maqua und warnt vor der Aufstellung solcher geographischer Probleme: die meisten haben sich bisher als unrichtig erwiesen. Jetzt weiß man durch Baker und Greenfeld, daß der sich in den Congo ergießende Obandschi der Uëlle ist.

Stanley hatte noch ganz falsche Vorstellungen von jenem Flusse, indem er den Aruwimi für den Uëlle hielt. Er wollte auch den Ruhm der Erforschung dieses bedeutenden Flusses einheimsen, und dies war ein Hauptgrund, weshalb er den Weg über den Congo zu Emin wählte und so eigensinnig an der Route auf diesem für seine Leute und Emin so unheilvollen Wege, den Fluß entlang, festhielt.

Im Jahre 1881 sandte Emin Bey, den während des abessinischen Feldzuges 1876 schändlicher Thaten angeklagten Hawasch Montasser nach dem Mambettu oder Mombuttu, um die Wege dort zu sichern. Hawasch verübte Greuel über Greuel gegen Azanga und den anscheinend mit dem Häuptling Mambanga verbündeten Jangara. Nach erfochtenem Siege kehrte Hawasch seine Waffen gegen Mambanga, fand aber hartnäckigen Widerstand. Junker und Casati befürworteten nun bei Emin energische Maßregeln, und der daraufhin von Emin geschickte Bakitbey errang rasch und entschlossen einen entscheidenden Sieg über Mambanga. Dieser, ein zweiter Alboin, benutzte auf der Flucht den zum Trinkgefäß umgestalteten Schädel eines von ihm ermordeten Arabers. Nach einem Zusammentreffen mit Casati wollte er Letzteren ermorden. Azanga aber, der für sicheres Geleite Casati's sein Wort verpfändet hatte, versagte die erbetene Erlaubniß dazu.

Hawasch, der während der damaligen Anwesenheit Emin's in Chartum alle Zügel schießen ließ, beging niederträchtigen Verrath an Azanga und dessen Bruder, indem er ihn nach einem Mahle festnehmen ließ und als Sklaven in eine Halsgabel legte, so daß sogar anwesende schwarze Häuptlinge darüber empört waren. Emin beorderte hierauf sofort Hawasch's Abberufung.

Im November 1882 machte sich unser Reisender zum zweiten Male nach den Ländern der Medsche auf, welche zu durchwandern ihm das erste Mal durch Azanga gewehrt worden war. Nachdem sich Casati bei verschiedenen Häuptlingen aufgehalten hatte, folgte er im März 1883 einer Einladung Emin's,

welcher ihm die bevorstehende Ankunft eines von Chartum kommenden Dampfers anzeigte. Eilig brach er, in directer Richtung auf Lado zu marschirend, dorthin auf.

Casati läßt sich über Emin sehr günstig aus: „Seine verständnißvolle Thätigkeit bei der Neuordnung des Landes wurde von günstigem Erfolge gekrönt. Er regelte die Verwaltung, er unterdrückte eingewurzelte Mißbräuche und wachte über die Entwicklung der Lebenskräfte der Provinz. Umgeben von ungeschickten Leuten von erprobter Unehrlichkeit, wußte er durch unermüdliche Wachsamkeit und seinen Scharfblick die Befugnisse eines jeden abzugrenzen und, soweit es thunlich war, ihren schädigenden Einfluß zu beschränken. Beamte von schlechter Führung fortzuschicken und sie durch andere von besseren Fähigkeiten und besserer Haltung zu ersetzen, war ihm nicht möglich, da die ägyptische Regierung gerade Lado als eine Strafcolonie Aegyptens und des Sudan ansah." Mit diesen letzten Worten widerlegt Casati ganz gründlich Stanley's Verleumdungen Emin's. Stanley behauptete bekanntlich, daß Emin nach dem Fall von Chartum alles Ansehen verloren hatte, weil er seine Sträflinge nicht mehr dorthin habe senden können. Nach nur kurzem Aufenthalte in Lado verließen Casati und Emin die Station, um nach den westlichen Ländern zu gehen. Auf dieser Reise erhielt Emin, bei Jangara weilend und sich mit der Absicht tragend, noch weiter westwärts vorzudringen, die ersten Nachrichten von einem Aufstand im Rohlgebiet. Er kehrte eiligst nach Lado zurück.

Ende August 1883 schrieb Casati von Tangasi aus einen Brief an den „Esploratore", worin er seine Ansichten über Sklaverei und Alles, was damit zusammenhängt, äußert. Er verspricht sich den meisten Erfolg von dem Radicalmittel, die Araber ganz hinauszuwerfen. Eine unausführbare und sicher unersprießliche Idee. Ganz richtig aber urtheilt Casati, wenn die Lösung, abgesehen von dem arabischen Element, weder mit gewaltsamen Mitteln noch auch rasch zu Ende geführt werden kann, daß „dieselbe die stufenweise Entwicklung eines historischen Verlaufes nehmen muß." Mit Casati's Meinung, daß es nothwendig sei, die Macht der einheimischen Häuptlinge zu erhalten, zu unterstützen und womöglich gar neu aufzurichten, bin ich durchaus nicht einverstanden. Casati hat nicht erkannt, auf welchen durchaus verwerflichen, unsittlichen Grundlagen diese Macht beruht; sonst hätte sich ihm zweifellos die gegentheilige Meinung aufgedrängt, nämlich, daß man die Häuptlinge nach und nach ganz machtlos machen muß, wie es in richtiger Erkenntniß die Engländer mit den eingebornen indischen Fürsten gethan haben. Auch Casati bestätigt, daß die Sklaverei, welche die Eingeborenen unter sich ausüben, dort wie überall in Afrika, eine sehr milde ist.

Im weiteren Verlaufe seines Buches macht Casati Emin und Lupton den Vorwurf, daß die beiden nicht gemeinsam Hand in Hand vorgingen zur Bekämpfung des Mahdiaufstandes. Dies zeigt, wie man dies aus allen Darstellungen Casati's entnehmen kann, daß er im Grunde genommen wenig Verständniß für die politische Lage gehabt hat und mehr mit seinen Empfindungen als mit praktischen Erwägungen rechnet. Emin klagt gerade über diesen Punkt selbst, daß die Lage ein derartiges Zusammenwirken unmöglich gemacht habe.

Emin schrieb nun an Casati, daß das überraschende Fortschreiten der Mahdibewegung ihn veranlasse, sich dem falschen Propheten zu unterwerfen, einen Entschluß, den er bekanntlich nicht ausführte. Dr. Junker forderte Casati auf, mit ihm südwärts zu ziehen; doch dieser selbst beschloß, nach Makraka zu gehen. Die Schwierigkeiten der Reise dorthin sind überwältigende. Die Schilderung derselben sowie diejenige der Zustände der Gebiete während des Aufstandes ist lebhaft und spannend. In diesen Schilderungen offenbart sich recht eigentlich der Gegensatz zwischen Emin und Casati. Emin, der Gewissenhafte, geht Allem auf den Grund, gibt genaue Daten, während Casati mehr seiner Phantasie freien Lauf läßt, ohne aber jemals wissentlich Falsches zu schreiben.

Emin hatte in seiner Verlegenheit und in der sich immer verwickelter gestaltenden Lage die große Unvorsichtigkeit, das Wort auszusprechen: „Wir Weißen werden uns retten; das ist meine Aufgabe. Wir werden die schwarzen Soldaten Kabrega übergeben, meinem guten Freunde; er wird uns den Durchzug durch sein Land gestatten." Damit hatte er das Mißtrauen seiner Schwarzen und der Aegypter wachgerufen und sich und allen Weißen enormen Schaden zugefügt.

Casati stellte nun Emin seine Dienste zur Verfügung und gab ihm verschiedene Rathschläge, welche anscheinend der Situation entsprachen. Emin nahm sie mit einem Lächeln auf, ohne sie weiter zu besprechen. Casati ließ sich darüber in bitteren Worten aus. Er schildert Emin's Lage in sehr düstern Farben. Im Januar 1885 sehen wir Casati auf beschwerlichem Marsche nach Lado. Bewegte Zeiten folgen nun. Im April verließ Emin Lado, nach einer Generalversammlung war der Rückzug nach Süden beschlossen worden. „An jenem Tage wurde die Politik der Zweideutigkeit eingeweiht," sagt Casati. Ein gewiß schwerer Vorwurf. Emin setzte seinen eiligen Marsch, welchen die öffentliche Meinung hartnäckig mit dem Namen Flucht belegte, fort. „Er schuf sich damit selbst den Untergang seines Ansehens, seines Zaubers und eine Reihe von Betrübnissen." Die Vorgänge zu jener Zeit in der Aequatorialprovinz sind ziemlich bekannt, und auch Casati bringt wesentlich Neues nicht vor. Als er bemerkte, daß er nicht im Stande sei, nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Ereignisse auszuüben, reiste er im Mai 1885 von Lado ab, nahm seinen Aufenthalt auf der Station Mugi und zog sich „in ein wirklich privates und einsames Leben zurück", sich aller Einmischungen in die Angelegenheiten der Provinz enthaltend. Mitte Juli kam Emin und Casati in Wadelai an, dort Alles im tiefsten Frieden findend; gleichförmig und eintönig verstrichen die Tage. Lado war inzwischen von vereinigten Eingebornen-Häuptlingen angegriffen worden. Eine heftige Bestürmung hätte beinahe Erfolg gehabt, wenn nicht der große „Medicinmann" der Angreifer gefallen wäre.

Nun versuchten Emin und Casati Verbindung mit Uganda über Unjoro zu gewinnen. Dr. Junker trat gleichzeitig seinen Marsch nach Süden an. Schließlich erklärte sich Casati bereit, selbst nach Unjoro zu gehen, um Emin dort zu vertreten.

Anfang Juni 1886 wurde Casati vom König oder besser gesagt Häuptling von Unjoro in öffentlicher Audienz empfangen. Derselbe ist allgemein unter dem Namen Kabrega bekannt. Casati nennt ihn aber immer mit seinem eigent-

lichen Namen Tschua. Mit dieser Audienz begann eine lange Reihe von Widerwärtigkeiten für Casati, welche, wie wir noch sehen werden, zu einer Katastrophe führten, aus der Casati nur das nackte Leben rettete. Die Schilderung dieser Zeit ist vortrefflich geschrieben und bildet einen der interessantesten Theile des Buches.

Casati's Auftrag ging dahin, freien Weg für Beförderung von Briefschaften und Friedensschluß mit Uganda herbeizuführen, mit dem Kabrega damals in Krieg lag. Ferner wurde gewünscht, Waaren von Uganda her zu beziehen, freier Durchmarsch nach dem Süden für die ägyptischen Beamten und Soldaten, ein Bündniß mit Ntali, um den Weg durch das Gebiet Nkole nehmen zu können, für den Fall eines Mißerfolges bei den Unterhandlungen mit Uganda, und zuletzt Entsendung eines Vertreters Kabrega's nach Wadelai. Dies Alles, sowie die von Casati weiterhin gegebenen Einzelheiten, waren bisher noch nicht bekannt.

Der alte Minister Katagora bemühte sich, den friedlichen Absichten Casati's zum Siege zu verhelfen. Die von einem sansibarer Händler, Namens Rehan, aufgewiegelte Militärpartei vereitelte jedoch Alles. Tschua ertheilte damals einem tripolitanischen Händler, Mohammed Biri, den auch ich seiner Zeit im Innern kennen gelernt hatte, die Erlaubniß, mit Waaren nach Wadelai zu ziehen.

Emin schrieb nun einen dankerfüllten Brief an Tschua und auch leider einen solchen an Casati's Widersacher Rehan. Dadurch versetzte er, wahrscheinlich doch nur aus Unkenntniß der Sachlage, Casati in eine schiefe Stellung, indem der Schein geweckt wurde, als entzöge er Casati sein Vertrauen. Bei Tschua hatte der Reisende Gelegenheit, den greulichen Brauch des Mpango zu beobachten. Es sind dies Menschenopfer, um eine erzürnte Gottheit zu versöhnen. Tschua glaubte, daß Emin nach Unjoro kommen werde, beschloß plötzlich, seine Hauptstadt Dschuaia zu verlassen und errichtete in Muimba seine neue Residenz, nachdem er die alte den Flammen übergeben hatte.

Im März 1887 erhielt Casati zum ersten Male Nachricht von den Schneebergen am Albert-Eduardsee, welcher dort Ruitan genannt wird. Diese Schneeberge werden von den Wanjoro Warikampanga, von den Makondscho Wirika und von Stanley Ruwenzori genannt. In dem ganzen Buche Casati's findet sich übrigens nicht eine einzige Stelle, in welcher angedeutet ist, daß dieser den berühmten Berg vor Stanley gesehen hat, wie vielfach in Zeitungen berichtet worden ist. Es scheint demnach Stanley doch nicht der Ruhm bestritten werden zu können, der Entdecker des mächtigen Alpenstockes zu sein.

Casati erzählt eine Anekdote von einem Araber, welcher bei Mtesa's Vater Suuna als erster Händler erschienen war. Der Häuptling belästigte den Araber fortwährend mit Bitten um Glasperlen. Dieser sagte ihm eines Tages, man könne Perlen anbauen. Suuna säete nun Perlen, und da dieselben nicht aufgehen wollten, rieth der Araber sie zu begießen. Als der Araber jetzt bat, mit seinem Elfenbein zur Küste ziehen zu dürfen, antwortete Suuna, daß er erst gehen dürfe, wenn die Perlen keimten. Er mußte bis zu Suuna's Tod bleiben. Dieser schlechte Witz machte die Runde in ganz Afrika. Ich hörte ihn

in derselben Fassung in Unjamuesi und sogar in der Nähe der Congoquellen erzählen.

Casati gerieth immer mehr bei Tschua in Mißcredit und mußte sich zuletzt sagen, daß seine Vereinsamung vollständig war. Er wurde bewacht: nächtlicher Weile verübte man Attentate auf ihn, und zuletzt ward er sogar der Verschwörung gegen des Königs Leben angeklagt.

Tschua war mit Casati unzufrieden, verklagte ihn bei Emin und bat um dessen Rückberufung, sann aber selbst Verrath und wollte sich des Dampfers in Kibiri bemächtigen, nachdem er zuvor die Erlaubniß zur Anlage zweier Stationen am Albertsee gegeben hatte. Casati fürchtete zuletzt selbst, weigerte sich aber, der Aufforderung Tschua's, sein Reich zu verlassen, Folge zu leisten, gewann vielmehr, nach Ueberreichung von Geschenken, dessen Gunst wieder.

Casati bat nun Emin schriftlich, er möge für eine regelmäßige Verbindung mit Unjoro Sorge tragen; anders hätte seine Anwesenheit in Unjoro keinen Zweck, und er wolle sich nicht länger unnütz opfern. Emin war dadurch beleidigt, antwortete nur, daß er kein Elfenbein mehr zu Geschenken und auch keine Munition mehr senden werde, ehe Casati nicht Blutsbrüderschaft mit Tschua geschlossen habe. Tschua war mittlerweile wieder nach Dschuaia übergesiedelt, welches man neu aufgebaut hatte. Biri saß unterdessen in Kibiri unter Hangen und Bangen. Er hatte auch alle Ursache dazu, denn er war ohne Tschua's Erlaubniß von Wadelei aus nach Kibiri in Unjoro gekommen, für dortige Anschauung ein todeswürdiges Verbrechen.

Bei Emin weilten mehrere Wanjorojünglinge, welche schreiben lernen sollten, diese schickte Emin unklugerweise auf Verlangen Tschua's zurück; sie hätten gute Geiseln geben können bei den nun folgenden Ereignissen. Es waren inzwischen Briefe von Sansibar gekommen, darunter Emin's Ernennung zum Pascha, welche Casati am 2. December 1887 an Emin sandte; mithin hatte Stanley nur eine Bestätigung der Rangerhöhung Emin's zu überbringen.

Tschua warf zuletzt immer mehr seine Maske ab, denn er wollte sich Casati's unter allen Umständen entledigen und schreckte zuletzt nicht vor Gewaltthaten zurück. In diese traurige Zeit fiel wie ein Lichtstrahl die Nachricht vom Erscheinen Weißer bei den Walegga am Westufer des Albertsees.

Am 9. Januar 1888 wurden Casati und Biri aufgefordert, zu angeblich aus Mruli erschienenen Abgesandten zu kommen. Biri war beordert worden, zu diesem Zweck in der Residenz zu erscheinen. Dies war jedoch eine Falle. Casati wollte zwar anfangs sein Haus nicht verlassen, folgte schließlich aber dem Rathe Biri's. „Von schrecklichen Rufen erdröhnte die Luft, die zügellose Schar stürzte sich über uns. Man faßte uns, knebelte uns mit Stricken und band uns auf barbarische Weise an die mächtigen Bäume in der Nähe des Großmagiers."

Unsägliche körperliche Leiden müssen die Armen unter den thierischen Mißhandlungen der schwarzen Bestien ausgestanden haben. Wer aber vermag die geistigen Qualen Casati's zu schildern, dem man mittheilte, daß sein ganzes Haus durchsucht werde und der damit die Gewißheit erlangte, daß er seine sämmtliche Habe, besonders alle seine Aufzeichnungen verloren habe. Man sagte nun Casati, daß er nach Kibiro gebracht werden solle und band ihn und Biri los.

Casati versuchte für Biri zu bitten, aber mit Stockschlägen und Prügeln rissen sie ihn von der Stelle. Was aus Biri geworden ist, erzählt uns Casati nicht. Doch wissen wir durch Emin, daß er von Tschua ermordet wurde. Casati selbst gelang es, nebst einem Diener und einigen Soldaten zu entkommen; doch ist die Art der Flucht, wie er sich den Händen seiner Peiniger entziehen konnte, nicht recht verständlich geschildert. Fast aber wären die Flüchtigen wieder ergriffen worden, diesmal jedoch, im letzten Augenblick, wie durch ein Wunder, wurden sie durch einen Häuptling gerettet. Der Diener Casati's fand ein jämmerliches Boot und gelangte damit nach Tunguru, worauf ihn Emin mit dem Dampfer Khedive am Ufer des Albertsees abholte. „Die Freude über die unverhoffte Rettung ließ Alle verstummen." Emin war jedoch keineswegs zufrieden mit Casati; er machte ihm den Vorwurf, die Interessen der Regierung nicht gehörig vertreten, durch leichtsinniges, starrköpfiges Benehmen den Zorn Tschua's erregt zu haben. Casati hatte Emin vorgeschlagen, einen Dampfer mit Briefen an Tschua zu senden, um die Herausgabe seiner Papiere zu erlangen und Biri's Rettung zu bewerkstelligen. Im Falle dies nicht innerhalb einer bestimmten Frist geschehe, solle Emin die erlittene Schmach rächen. Dieser Vorschlag wurde durch einmüthige Aeußerungen hervorragender Officiere unterstützt, Emin aber lehnte ab und sagte, Casati möge froh sein, daß er noch am Leben geblieben, dringlicher sei die Aufrechterhaltung des Friedens und die Erlangung des Durchzugsrechtes nach Uganda. Wir stehen hier wieder vor einem der zahlreichen Räthsel jenes Dramas, das nur durch Emin selbst aufgeklärt werden könnte.

Am 30. Januar 1888 fuhr Emin nach Msua am See, um in Folge der von Casati überbrachten Nachrichten nach Stanley zu suchen. Er konnte nichts darüber erfahren, da die Häuptlinge die Anwesenheit von Fremden leugneten und die Bevölkerung schwieg. Nur an einer Stelle hörte er, daß allerdings Weiße dagewesen, aber längst wieder abgezogen seien.

Ueber die innere Lage der Provinz schreibt Casati: „Dieselbe hatte sich nicht gebessert, die Duldung hatte zur Lösung der Disciplin geführt und zur Unordnung hingerissen; das Ansehen des Gouverneurs, der beständigen Angriffen ausgesetzt blieb, galt nahezu nichts mehr; es war nur noch eine lächerliche äußere Ehrenbezeugung, was ihn umgab." Man vergesse aber nicht, wie schwer es ist, unter solchen Menschen, wie sie Emin zur Verfügung standen, die rechte Auswahl zu treffen. Man kann sich auf solches Gesindel nie verlassen, und es ist überhaupt zu verwundern, daß Emin so lange dort aushalten konnte.

Die Ereignisse gestalteten sich zuletzt derart, daß man beschloß, Emin gefangen zu nehmen, um ihn nach Gondokoro zu bringen, wo er unter Bewachung gehalten werden sollte. Nachts, ohne seine Kleider aus dem Bette gejagt, floh er, um sich in Mugi einzuschließen. Wenn Casati über diesen Vorfall richtig informirt ist, so ist es sehr zu verwundern, daß Emin danach sich überhaupt auch noch einen Tag halten konnte. In Mugi erhielt Emin seine Ernennung zum Pascha durch Casati übermittelt. Emin ergriff dort strenge Maßregeln, trotz seiner Flucht, und nahm Huldigungen seiner Getreuen entgegen. Unter den obwaltenden Umständen sehr merkwürdig. Emin gab sich nun große Mühe, etwas

über Stanley zu erfahren, und am 23. April erhielt er endlich durch Jephson die Nachricht von dessen Erscheinen und einen langen Brief desselben.

Von hier an wird das Buch wieder äußerst spannend. Der Brief Stanley's setzte Alle in das größte Erstaunen. „Die Lage, in welche sich Herr Stanley gebracht hat, bietet keine große Hoffnungen zu günstiger Auffassung, weder für ihn noch für uns." Statt Aussicht auf Hülfe, gab er in seinem Brief eine Odyssee von erduldeten Schicksalen. „Ich glaube, wir sollten die Pflicht erfüllen, Stanley aufzusuchen, ihm zu danken und ihn mit den geringen Mitteln der Provinz unterstützen," bemerkte Casati, welcher Englands Bereitwilligkeit, zu helfen, dem Verlangen nach Ausbreitung seiner Herrschaft und nach Emin's Elfenbein zuschreibt. Casati ist ebenso wie Junker und Felkin meiner Ansicht, daß Stanley hätte von Osten kommen müssen.

„Emin unterstützte, so gut er konnte, mit Schuhen, Leinwand, Tabak, Salz, Honig, Korn und Sesam die Expedition, welche sich in Europa ausgerüstet und auf den Weg begeben hatte, um ihm zu Hülfe zu eilen. Man tauschte die Rollen. Die Leute Emin's hatten bereits mit aufgesperrten Augen und mißtrauischen Herzen ihre Blicke nach diesem Rest einer Expedition gerichtet, deren Lob der Gouverneur so laut angestimmt hatte und in der man die Quelle allen Heils zu sehen sich gewöhnt hatte. Welchen Werth besaßen dreißig Kisten Remingtonpatronen? Sie änderten die Lage der Aequatorialprovinz um gar nichts." Dies waren die Gedanken, denen Casati in seinem Buche Ausdruck gibt.

Emin bat Stanley wiederholt und auf das Dringendste, sich dem Volke in den ihm zugänglichen Stationen zu zeigen. Stanley bestand jedoch fest auf seiner Weigerung, indem er Mangel an Zeit vorschützte, trotzdem er etwa einen Monat in Nsabe verblieb. Man sieht, Casati beurtheilt Stanley herb genug, manchmal vernichtend.

„Emin senkte sein Haupt und ergab sich," fährt Casati fort, „statt den Ereignissen Trotz zu bieten; er klärte Stanley nicht über die wirkliche Lage auf . . . Das Erscheinen Stanley's hatte, statt die Klagen zu beschwichtigen, die Aussicht auf ein Ende der Erduldungen nahe zu rücken, nichts gethan, als die verheimlichten Leidenschaften zu entflammen." Die Weigerung Stanley's, in den Stationen zu erscheinen, gab Anlaß zu den seltsamsten Schlüssen. „Die Annahme, daß man über die Abtrennung der Provinz an Fremde verhandle, wurde bald zur bestimmten Thatsache, an deren Glaubwürdigkeit man nicht rüttelte." Also sieht man meine und vieler Anderer Annahme, daß der Zustand, in welchem Stanley bei Emin anlangte, hauptsächlich zum Hereinbrechen der Katastrophe beigetragen hat, auch durch Casati bestätigt.

Es wird nun weiterhin der Aufstand und Emin's Gefangennahme geschildert, dabei jedoch betont, daß der bei Emin zurückgebliebene Jephson nicht mitgefangen, sondern immer als Gast behandelt wurde.

Casati ist es zu verdanken, daß diejenige Partei, welche immer zu Emin gehalten hatte, die Oberhand gewann und dem Gouverneur wieder als solchem zu seiner Macht verhalf. Nichtsdestoweniger vermag er Emin's Verhalten während der ganzen traurigen Geschichte nicht zu loben, fügt dann aber im Wider-

spruch oder vielleicht als Milderung hinzu: „wenngleich ohne eignes Dazuthun jeglicher Macht, jeden Ansehens entkleidet."

Sehr belastend für Stanley ist, was Casati weiter über denselben schreibt, nachdem er von Arutwimi wieder am See erscheint: „Der Anführer der Expedition, voreingenommen von der traurigen Lage, in welche sein Zug gerathen war, sowohl hinsichtlich der Leute als der Vorräthe, vergaß des ersten Satzes, der urbi et orbi feierlich proklamirt worden war, der Befreiung Emin's, und erklärte es für unmöglich, dieselbe auszuführen; er sandte ein, an eine beschränkte Zeit gebundenes, in der Form wenig höfliches Ultimatum ab und spielte mit Emin's trauriger Lage, versichert, daß dieser zu ihm kommen werde, sowie zwischen so viel Schicksalsschlägen hindurch ein Strahl des Glückes lächeln würde. Er rief Jephson und überließ Emin sich selbst, da er nichts für seine Rettung wagen wollte oder konnte." Späterhin klagt er ihn gradezu an, durch seinen überhasteten Zug zur Küste die Aegypter, welche der Expedition Boten nachsandten, um ihr Eintreffen abzuwarten, dem Verderben preisgegeben zu haben; die Frist, welche er stellte, um die Vorbereitungen zum Abmarsche zu treffen, ist nach Casati's Aussage viel zu kurz gewesen.

Den Verlauf des Rückmarsches schildert Casati übereinstimmend mit Stanley; hinsichtlich der eingeschlagenen Route vom Albertsee zum Victoriasee äußert er: „Stanley, der einst die zweimalhunderttausend Kämpfer zwischen den Schluchten von Nkole fürchtete, wählte, ohne die geringsten Erörterungen, diesmal grade jenen Weg." Ein Umstand, auf den ich schon früher hingewiesen habe.

Ich möchte mit ganz besonderem Nachdrucke noch auf eine von Casati erwähnte Thatsache hinweisen und muß eine Stelle aus Stanley's letztem Werke: „Im dunkelsten Afrika" II. 376 citiren. Dort erzählt er, wie er zur Sühne für begangene Gewaltthaten einen Sudanesen Fathel Mulla den Eingebornen überließ. Fathel Mulla hatte einen Eingebornen erschossen und mehrere andere verwundet, nachdem er selbst den Streit provocirt und allerdings im Unrechte war. „Gut, nehmt ihn denn hin; er gehört nicht mehr zu mir und hat kein Recht mehr, in meinem Lager zu sein. Sie marschirten mit ihm fort, und wir haben nie erfahren, was aus ihm geworden ist." So sagt Stanley. Casati, der ebenfalls Zeuge des Vorfalles war, weiß aber sehr wohl, was mit dem Unglücklichen geschah: „Noch war das Volk (mit dem armen Opfer) nicht weit vom Lager entfernt, als bereits drei Pfeile dem Verurtheilten in den Rücken flogen. Am selben Abend noch ging das Gerücht im Lager, daß Fathel Mulla auf den Wunsch der gegen ihn erbitterten Weiber mit einem Male die sämmtlichen Zähne herausgeschlagen wurden. Die Eingebornen hatten ihn zum Tode verurtheilt, dieser aber sollte unter langen und schrecklichen Qualen erfolgen. Die Strafe der Wiedervergeltung, wie sie in der Ueberlieferung der Wilden gilt, war durch die Autorität der Weißen bestätigt und geheiligt worden. Man murrte im Lager über das strenge Urtheil ganz gewaltig . . ."

Es unterliegt sonach gar keinem Zweifel, daß Stanley genau über das Schicksal des Armen unterrichtet war. Im Angesichte dieser empörenden, von ihm begangenen Rohheit, wagt es Stanley seine Anklagen gegen Jameson zu

schleudern, weil dieser ein Mädchen den Kanibalen zum Tödten überwiesen hatte. Ich vermag einen Unterschied zwischen Stanley's und Jameson's Vergehen nicht zu finden. Casati führt mit der Schilderung der Rückreise zur Küste sein Buch schnell zu Ende, indem er die Erlebnisse nur flüchtig skizzirt, sogar mehrmals längere Stellen aus dem Buche des Pater Schynse anführt.

Die dem Werke beigegebenen Illustrationen sind leider mit wenigen Ausnahmen sehr schlecht und von einer Flüchtigkeit in der Ausführung, welche oft abschreckend wirkt, als hätte man ein Beispiel geben wollen, wie solche Zeichnungen nicht sein sollen. Auch begegnen wir einigen alten Bekannten aus andern Werken. Die Karten können nur zur Orientirung dienen. Der Werth der als Anhang gegebenen meteorologischen Beobachtungen ist ein ganz illusorischer, da keine Erläuterungen, welche auch den Karten fehlen, hinzugefügt sind. Einiges Interesse hat die kleine vergleichende Sprachtabelle.

Noch ein Punkt verdient Erwähnung, der, wenn er zwar mit dem Wesen des Buches nichts zu thun hat, doch nicht unberührt bleiben darf. Es ist die Sprache des Uebersetzers. Derselbe bringt Satzconstructionen zur Anwendung, welche uns in der Schule schlechte Noten eintragen würden. Ich greife eine hervorragende Leistung in dieser Beziehung heraus, den Passus, wo (II, 278) am Ende der Seite von den Tembe der Wanjamuesi gesprochen wird. Danach werden, grammatikalisch, Thieren und Menschen Wohnsitze in Brunnen angewiesen! Derartiges hätte, wenn die Zeit noch so knapp bemessen ist, vermieden werden müssen.

Das Buch, anspruchslos und ohne Berechnung auf Effect geschrieben, ist fast durchweg fesselnd und höchst lesenswerth. Es liefert uns schätzbares Material zur Geschichte des großen Dramas in der Aequatorialprovinz, obwohl das eigentliche Räthsel desselben auch von Casati nicht gelöst wird; ihm fehlt der politische Blick, er ist zu sehr Gemüthsmensch. Als solcher übt er auch eine zu strenge Kritik an Emin's Handlungen; er steht ihm nicht ganz unbefangen gegenüber, trotzdem er sich dessen Freund nennt, und wenn in dem Prospect zu Casati's Buch gesagt wird, daß darin eine Ehrenrettung Emin's enthalten sei, so ist dies keineswegs zutreffend. Durch Casati's Werk weht der angenehm berührende Hauch großer Mäßigung und edler Menschenliebe, welche sich besonders den Schwarzen gegenüber bemerkbar macht. Ein abschließendes Urtheil über die Geschichte der Aequatorialprovinz können wir uns jedoch trotz Casati's Buch nicht bilden, weil der Hauptzeuge der dortigen Umwälzungen, Emin, noch nicht gesprochen hat.

Paul Reichard.

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

W. Lang.

Erster Aufenthalt in Hamburg.
(1795—1798.)

I.

Am 29. Juni 1795 erhielt Karl Friedrich Reinhard seine Ernennung zum Gesandten der französischen Republik bei den drei Hansestädten. Es war die erste selbständige Stellung, die er im diplomatischen Dienst seines Adoptivvaterlandes bekleidete. Ein wunderbarer Lebenslauf hatte den schwäbischen Magister zum französischen Diplomaten gemacht. Durch seine girondistischen Freunde, mit denen er aus Bordeaux nach Paris gekommen war, an Sieyès empfohlen, wurde er zuerst, im Jahre 1792, der Gesandtschaft in London, dann der in Neapel zugetheilt. Beiden Sendungen bereitete der Ausbruch des Krieges ein jähes Ende. Von Neapel zurückgekehrt, wurde er im November 1793 als Vorstand einer Abtheilung in das auswärtige Ministerium berufen. In dieser Stellung machte er die Schreckenszeit durch, die so wenig als spätere Erfahrungen seine der neuen Heimath gelobte Treue wanken machte. Der Dienst für Frankreich blieb ihm gleichbedeutend mit dem Dienst für die Freiheit, für die Menschheit.

Nach dem Ende der Schreckenszeit nahm auch die französische Diplomatie ihr unterbrochenes Werk wieder auf. Auf Grund der kriegerischen Erfolge wurden Unterhandlungen mit anderen Mächten angeknüpft, Friedensschlüsse vorbereitet, welche die Coalition durchbrachen. Dem Frieden mit Toscana folgte am 5. April 1795 der Frieden mit Preußen, am 17. Mai der Vertrag über die Norddeutsche Neutralität. Es war die unmittelbare Folge dieser Friedensschlüsse, daß Vertreter der Republik im Ausland ernannt wurden, und der Wohlfahrtsausschuß nahm sie unter den fähigsten Beamten des Ministeriums. Als Gesandtschaftssecretär nahm Reinhard seinen Unterchef im Bureau der auswärtigen Angelegenheiten, Jean Benedict Lemaistre aus Genf, mit sich. Sein jüngerer Freund und Landsmann Georg Kerner folgte ihm als Privatsecretär.

Der neue Posten Reinhard's war von Wichtigkeit, zumal in dem Zeitpunkte, in dem er ihn antrat. Eben jetzt begann der Krieg der Coalition aufs Neue. Norddeutschland lag außerhalb des Kriegsschauplatzes; doch wie die verabredete Demarcationslinie sich im Kriegsfalle bewährte, das mußte sich erst zeigen. Zunächst beruhte sie auf einem vorläufigen Abkommen, das von den Kriegführenden wenig geachtet wurde. Gleich in der ersten Zeit kamen Verletzungen von Seiten der Oesterreicher, wie von Seiten der Franzosen vor. Es bedurfte noch genauerer Festsetzungen, und diese stießen auf Schwierigkeiten. Zwar Preußen hatte den eifrigen Wunsch, das Friedenssystem, zu dem es für sich entschlossen war, baldmöglichst auch für die anderen norddeutschen Staaten sicherzustellen. Auf sein Andringen wurden alle kriegerischen Anstalten, die England auf hannoverschem Boden betrieb, eingestellt. Allein der Stein des Anstoßes war eben der, daß Hannover, dessen Kurfürst der König von England war, innerhalb der Neutralitätslinie lag. Auch Frankreich hatte ein starkes Interesse daran, daß Preußen dem Kriege fern blieb. Es warb um die Freundschaft des Berliner Cabinets, es kam seinerseits den preußischen Wünschen entgegen, aber doch nur so weit, als es seinen Zwecken nicht hinderlich war. Wenn es zur Neutralisirung Norddeutschlands sich verstand, so wollte es doch freie Bewegung für seine kriegerischen Pläne behalten. Es war nicht gemeint, durch den eingegangenen Vertrag sich im Kampf gegen England die Hände zu binden. Das Directorium weigerte sich deshalb, die Neutralität Hannovers anzuerkennen. Es sprach geradezu sein Erstaunen aus, daß Preußen ihm eine solche Zumuthung mache. Sein unausgesetzt verfolgtes Ziel war, England vom Festland zu isoliren, es womöglich auch in Hannover zu bekämpfen, ihm die deutschen Strommündungen zu verschließen. Und hier war nun eben Hamburg für die französische Diplomatie ein wichtiger Beobachtungsposten.

Hamburgs Handel hatte durch die französische Umwälzung einen ungeheueren Aufschwung genommen. Seit dem Falle Amsterdams war es der erste Handelshafen auf dem Festlande. Je länger der Krieg dauerte, um so mehr drängten sich nach diesem Zwischenmarkte die Waaren der englischen Industrie, wie die Erzeugnisse der englischen Colonien. Ein ungeheurer Reichthum strömte den Handelshäusern und durch diese der ganzen Bürgerschaft zu; der Unternehmungsgeist ging in hohen Wellen und die ängstliche Sorge des Gemeinwesens war, durch den Krieg diese steigende Wohlfahrt nicht unterbrochen zu sehen. Mit aller Welt im Frieden zu leben, war der höchste Wunsch. Die Volks- und Gesellschaftslieder, wie sie zu Ende des Jahrhunderts in Hamburg gesungen wurden, fließen über von begeisterten Lobpreisungen des Friedens; der Krieg aber wird herzlich verabscheut:

Er störet die Geschäfte,
Bringt Schaden statt Gewinn,
Schafft Mißmuth, raubt des Lebens beste Kräfte,
Führt zur Verzweiflung hin ꝛc.[1]).

Wie aber dann, wenn das deutsche Reich im Kriege sich befand? Durften die Hansestädte, die Glieder des Reiches waren, freien Handel auch mit dem

[1]) H. R. Ferber in Koppmann: Aus Hamburgs Vergangenheit, S. 33.

Feinde treiben? Ihre Pflicht wies sie zum Reiche, ihr Interesse forderte Neutralität. Wie dieser Widerstreit zu lösen sei, das hat die Staatsmänner und die Publizisten in und außerhalb der Städte in diesen Jahren auf das Lebhafteste beschäftigt. Im Reiche sah man mißgünstig auf das Bestreben der Städte, sich von ihrer patriotischen Pflicht loszusagen. Schlözer in Göttingen schrieb in seiner derben Sprache entrüstet: „Ist Hamburg deutsch? — so muß es an Deutschlands Schicksalen Theil nehmen. Indeß nun der Feind den Nassauer, den Franken fast aufs Blut quält, ihm seine Kirchen beraubt, seinen Töchtern Gewalt anthut, commersirt der Hamburger mit diesem unmenschlichen Feinde, verschafft ihm dadurch Mittel, seine Unmenschlichkeiten fortzusetzen, fordert quasi de jure Neutralität. Ist das, ich will nicht sagen, Recht, sondern nur honnêteté, Lebensart? ... Pfui, der kaufmännische Schmu! Kein Funke von Moralität!" Andrerseits suchten die Wortführer der Städte zu beweisen, daß es mit der Reichspflicht wohl vereinbar, diesen Handelsplätzen eine Ausnahmestellung zu gewähren, die für das ganze Reich vortheilhaft sei. Wie würde es um die Geldgeschäfte Deutschlands stehen, konnte der Professor Büsch mit Grund einwerfen, wenn Hamburg in Kriegsgefahr geriethe und der Glaube an die Sicherheit seiner Bank erschüttert würde? In der That war man bis zu einem gewissen Grade geneigt, die besondere Lage der Hansestädte anzuerkennen und deren höchstes Gut, die freie Handlung, unangetastet zu lassen. Die Hamburger konnten sich auf frühere Fälle berufen. Im dreißigjährigen und noch im siebenjährigen Kriege hatte man es ihnen nicht schwer gemacht, ihre Handelsinteressen mit ihren Reichspflichten in Einklang zu bringen und auch während eines Reichskriegs die Beziehungen zu allen handeltreibenden Staaten fortzusetzen. Allein ganz anders stand es doch seit dem Ausbruch der Coalitionskriege. Jetzt befand sich das Reich in einem Kampfe, in dem für seine Glieder ein Compromiß zwischen Reichspflicht und Welthandelsinteresse unmöglich schien. Nicht mehr um Auskunftsmittel für den Tag handelte es sich, sondern um eine grundsätzliche Entscheidung. Die ganze Zukunft der Städte stand auf dem Spiel. Sie selbst glaubten sich diese Zukunft zu sichern, wenn es ihnen gelang, durch völkerrechtliche Vereinbarungen ihre Neutralität oder doch die ihres Handels in künftigen Reichskriegen für immer sicherzustellen. Seitdem Preußen die Waffen niedergelegt hatte, schien auch der Reichsfriede in naher Aussicht, und man hoffte, daß bei diesem Friedensschluß Frankreich, seiner überlieferten Politik getreu, die Interessen der Hansestädte zur Geltung bringen werde. Schon vor Reinhard's Ankunft waren Verhandlungen zu diesem Zwecke mit Frankreich angeknüpft, die aber keinen rechten Fortgang nehmen wollten. Nun konnte ihnen die Ankunft eines Gesandten der Republik nur förderlich sein, der persönlich die günstigste Meinung vom idealen Berufe des einstigen Hansebundes mitbrachte und in der Republik die natürliche Beschützerin aller freien Staaten sah. Die Städte hatten auch noch andere Wünsche. Sie waren in beständigen Streitigkeiten mit den Bischöfen emporgekommen, und nun übten die benachbarten weltlichen Dynasten, in deren Hände die Bisthümer gelangt waren, noch immer gewisse Rechte auf dem Boden der Städte aus, die diesen lästig waren; Ueberreste des Feudalismus, für deren Beseitigung man gleichfalls auf den Beistand der

Republik zählte. Reinhard hat als echter Sohn der Revolution diese Fragen mit Lebhaftigkeit aufgegriffen. Er sah darin einen Streit zwischen der bürgerlichen Freiheit und der Barbarei des Mittelalters und war bereit, auch hier der Sache der Freiheit zum Siege zu verhelfen. Seine amtliche Sendung, die so ganz den Wünschen der Städte selbst zu entsprechen schien, verhieß den besten Erfolg. Dennoch sollte die Thätigkeit des Gesandten in Kurzem auf ein unerwartetes Hinderniß stoßen.

II.

Am 28. September 1795 traf Reinhard, über Amsterdam, in Hamburg ein. Da noch Krieg mit dem Reiche war, unterließ er es, mit Rücksicht auf die Reichspflicht der Städte, sein Beglaubigungsschreiben zu übergeben und verlangte keine amtliche Anerkennung; gleichwohl trat er sofort in Verkehr mit dem Hamburger Senat[1]). Das Erste war, daß er eine Beschwerde wegen Begünstigung der Emigrirten einreichte. Dann legte er sein Gewicht für die Anerkennung des Gesandten der batavischen Republik, Abbéma, ein. Am 6. October konnte er seiner Regierung die Neutralitätserklärung überschicken, zu der sich König Georg III. als Kurfürst von Hannover verstanden hatte. Um Beziehungen zu Bremen anzuknüpfen, sandte er zunächst seinen Secretär Kerner dahin. Bald ist er auch mit den besonderen Anliegen der Hamburger vertraut.

In einer Depesche vom 1. December lenkte er die Aufmerksamkeit seines Ministers auf die neueste Schrift des Professors J. G. Büsch, des Directors der Handelsakademie in Hamburg, worin eine Verständigung zwischen der französischen Republik und dem deutschen Reiche angeregt wurde, die nicht bloß dem nächsten Zwecke, der Neutralisirung des hanseatischen Seehandels galt, sondern die, in die Zukunft greifend, die allgemeine Herrschaft liberaler Grundsätze auf dem Gebiete des Seerechts — im Gegensatz zu dem englischen Verfahren — herbeiführen sollte.

Persönlich fand Reinhard in Hamburg die entgegenkommendste Aufnahme. Schon wenige Tage nach seiner Ankunft, am 2. October, schrieb Kerner seinem Busenfreund aus der Stuttgarter Zeit, Johann Gotthard Reinhold, nach Amsterdam: „Wir waren die ganze Woche, die wir hier sind, täglich eingeladen; ich habe bei diesen Einladungen schon viele sehr interessante Personen kennen lernen, z. B. den großen Klopstock, der mir äußerst gefällt, — Sieveking, einen der ersten hiesigen Handelsleute und bekanntesten Patrioten, Poel von Altona, den bekannten Reichardt[2]), — den portugiesischen Consul, den schwedischen Gesandten u. s. w. — alle Leute von entschiedenem Verdienst."

Seit der Karlsschule hatten sich die Jugendfreunde Kerner und Reinhold nicht wieder gesehen. Der Letztere war damals in holländischen Kriegsdiensten.

---

[1]) Vergl. A. Wohlwill, Reinhard als französischer Gesandter in Hamburg, Hansische Geschichtsblätter 1875. Wohlwill's archivalische Forschungen, in zahlreichen Aufsätzen, besonders in der Zeitschrift und in den Mittheilungen für Hamburgische Geschichte niedergelegt, sind im Folgenden vielfach benützt.

[2]) Der Capellmeister J. F. Reichardt, der mit seiner Familie zwei Jahre lang in Neumühlen bei Altona gelebt hatte, kehrte eben in diesen Tagen wieder nach Giebichenstein zurück.

Kerner aber schlug ihm jetzt vor, gleichfalls sein Glück im diplomatischen Dienste zu versuchen. Er gewann die Unterstützung Reinhard's für seinen Plan, und schon im Anfang des Jahres 1796 traf Reinhold wirklich in Hamburg ein; er war zum Legationssecretär des batavischen Gesandten Abbéma ernannt worden. Reinhold schrieb zweiundvierzig Jahre später, nach Reinhard's Tode, an den Baron J. H. von Wessenberg: „Im Januar 1796 kam ich als holländischer Legationssecretär nach Hamburg, wo Reinhard seit einigen Monaten Gesandter der französischen Republik war. Er hatte zufällig zu meiner Hieherberufung beigetragen, und mein bester Freund war in seinem Hause Privatsecretär, von ihm geschätzt und geliebt. Auch mich behandelte er von Anfang an mit Güte, obwohl der Unterschied des Alters und der Verhältnisse und seine schweigsame Innerlichkeit eine Annäherung nicht begünstigte." Erst in späteren Jahren ist theils durch wiederholte Begegnung, theils durch Briefwechsel eine engere Freundschaft zwischen Reinhard und dem in der holländischen Diplomatie verbliebenen Reinhold geknüpft worden.

Die hannoverschen Dinge zu überwachen, war Reinhard in seinen geheimen Weisungen besonders aufgefordert. Seinem Wunsche hätte es entsprochen, auch bei der Regentschaft in Hannover beglaubigt zu werden; doch waren die Pariser Machthaber anderer Ansicht: sie wollten die Frage der Neutralität Hannovers offen lassen. Hier auf dem Festlande schien das zur See unangreifbare England allein verwundbar, hier hoffte man ein Unterpfand für die in Westindien verlorenen Inseln zu erlangen.

Reinhard erhielt am 20. Januar 1796 die förmliche Weisung, der Annahme, als ob zwischen der Republik und dem Kurfürstenthum Hannover Friede bestehe, laut zu widersprechen. Anfangs Februar reichte er auf Verlangen des Directoriums eine ausführliche Denkschrift über die politischen, militärischen und wirthschaftlichen Verhältnisse Hannovers ein, worin die Vertheidigungsmittel des Landes als unerheblich, die Gesinnungen der Bevölkerung als freiheitliebend, den Ideen der französischen Revolution geneigt, geschildert wurden. Der hannoverschen Regierung wurde ausdrücklich bezeugt, daß sie seit vier Monaten Neutralität beobachtet habe. Dennoch verbreiteten sich schon jetzt Gerüchte, daß die Franzosen durch das hannoversche vordringen wollten, um den Kampf gegen England in die Elbe- und Wesermündungen zu verlegen. Reinhard selbst gab in einer Depesche vom 4. März zu bedenken, ob nicht eine Besetzung Hannovers zu empfehlen sei, die, wenn sie auch nicht von Dauer, dem englischen Handel empfindlichen Schaden beibringen könne, indem sie ihn von Elbe und Weser absperre. So dauerte der Streit zwischen Frankreich und Preußen über die Demarcationslinie fort, und dies war nun auch von Einfluß auf die Stellung Reinhard's, dessen Anerkennung als Gesandter in Hamburg noch schwebte.

Das Beglaubigungsschreiben, das Reinhard nach Hamburg brachte, war noch vom Wohlfahrtsausschuß ausgestellt. Inzwischen war die neue Verfassung fertig geworden und Ende des Jahres 1795 in Kraft getreten. Aus den Parteikämpfen des ausgehenden Convents waren zuletzt die Anhänger einer revolutionären Eroberungspolitik siegreich hervorgegangen. Ihr gehörten die Männer an, aus denen jetzt die Directorialregierung bestellt wurde. Für die auswärtige Politik

war Reubel, der unternehmende geldgierige Elsässer, der einflußreichste der Directoren: unter ihm stand der Minister Delacroix, der vor Begierde brannte, Europa zu republicanisiren, übrigens ein unwissender und durchaus unfähiger Mensch. Nun erhielt Reinhard am 26. December 1795 vom Directorium ein neues Beglaubigungsschreiben, und zu seiner Ueberraschung war die Weisung beigefügt, dasselbe dem Senat zu überreichen und, wenn es nicht angenommen würde, die Stadt zu verlassen. Der Senat gerieth dadurch in große Bedrängniß. Wenn er den Gesandten annahm, war dies eine Verletzung der Reichspflicht, und in Hamburg dachte man in dieser Hinsicht streng, strenger als in Bremen; auch ließ der kaiserliche Geschäftsträger Drohungen fallen, und die preußische Vermittlung scheute man sich anzurufen, aus Furcht vor den üblen Folgen, welche die Annahme dieses Schutzherrn für die Freiheit haben könnte. Die preußische Regierung war zudem wenig geneigt, für Reinhard's Anerkennung thätig zu sein, so lange wegen der Demarcationslinie noch kein Einvernehmen erzielt war. Zunächst wollte der Senat Zeit gewinnen, und dies wurde durch Reinhard's Benehmen erleichtert, der aus persönlichen Gründen die Weisung seiner Regierung bedauerte und sie auch nicht im Interesse Frankreichs gelegen hielt. Seine Vorstellung an das Directorium fand aber keine Berücksichtigung, und da er bereits Schwierigkeiten in seiner Stellung als Deutscher fand — ein Franzose in Hamburg verdächtigte ihn öffentlich sowohl als beim Directorium — so überschickte er endlich am 21. Januar 1796 sein Beglaubigungsschreiben dem Senat. Er that es in Formen, die immer noch einen Aufschub ermöglichen sollten. Der Senat aber beschloß am 25. Januar, die öffentliche Anerkennung des Gesandten zu verweigern und begründete dies ausführlich in einer Denkschrift, die sich auf die Reichsverfassung stützte, zugleich aber einen Bruch abzuwenden suchte, der schlimme Folgen für Handel und Schiffahrt haben mußte, und mit großer Sympathie über Reinhard's Persönlichkeit sich aussprach. Das Directorium ließ sich durch diese Denkschrift nicht umstimmen. Reinhard erhielt am 27. Februar die Weisung, die Stadt jetzt zu verlassen. Er ging mit Zurücklassung seines Gesandtschaftssecretärs Lemaistre nach Bremen, wo er am 20. März eintraf.

III.

Für Reinhard war dieser Gang der Sache um so unerwünschter, weil er gerne in Hamburg sich befand: er hatte hier die freundlichste Aufnahme gefunden und in Kurzem lebhafte, ja vertraute Beziehungen in der Gesellschaft angeknüpft. Möglich, daß dem einstigen Mitarbeiter des Schwäbischen Musenalmanachs, dem Jugendgenossen Schiller's Hamburg auch darum ein erwünschter Posten war, weil auf dieser Stadt der Glanz einer großen Literaturepoche ruhte. „Geht nach der Schweiz und dann nach Hamburg," hatte Schubart den jungen Genies unter seinen Landsleuten zugerufen. Noch lebte Klopstock, unter dessen Zeichen der schwäbische Lyriker seine Laufbahn begonnen hatte und durch dessen Vorbild er frühzeitig zur elegischen Versart hingezogen worden war — „es ist unglaublich, welchen Eindruck besonders auch die mir im deutschen noch ganz ungewohnte Versart auf mich machte." Dem Sänger des „Messias" bereitete jetzt seine zweite Frau einen behaglichen Lebensabend; schon bei Jahren,

kränklich und nicht frei von Wunderlichkeiten, lebte er von der großen Gesellschaft zurückgezogen, doch war dem allgemein Verehrten der Umgang mit näheren Freunden noch immer Bedürfniß. Und dicht bei Hamburg wohnte Mathias Claudius, der Wandsbecker Bote, an dessen Arm der junge Reinhard — einem seiner Gedichte zufolge — gern so unter Gottes Sternen geschlendert war, und dessen Hausbrod ihm besser schmeckte als zuckersüße Confituren. In Eutin lebte Fritz Stolberg, dem Reinhard vor zwölf Jahren seine Uebersetzung des Tibullus gewidmet hatte und der jetzt gleichfalls Diplomat geworden war. Und der Zufall wollte, daß er nun auch mit dem Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi zusammentreffen sollte, in dessen Haus ihn das launige Schicksal vor einem Jahrzehnt hatte rufen wollen. Denn als Jacobi im Jahre 1784 für seinen zweiten Sohn Georg einen Hofmeister suchte, wurde ihm durch den schwäbischen Theosophen Thomas Wizenmann unser Reinhard, der damals bei seinem Vater in Balingen Vicar war, zu dieser Stelle empfohlen[1]). Jacobi lebte, durch die französischen Siege aus Düsseldorf vertrieben, seit 1794 mit seiner Familie in Wandsbeck und siedelte dann 1797 nach Eutin über, wo außer Stolberg damals Voß, F. G. Schlosser und Nicolovius lebten. In Ploen schrieb der dänische Amtmann und Kammerherr August v. Hennings seinen „Genius der Zeit." Dieser von mannigfachen literarischen Interessen bewegte Kreis, der mit den Genannten nicht erschöpft ist, war unter sich mehr oder weniger verbunden, wenngleich die französische Revolution eine tiefe Spaltung in denselben gebracht hatte.

Oft erzählt ist, wie Klopstock im Anfang dithyrambische Hymnen auf die Revolution anstimmte, um nachher mit Entrüstung und Ekel sich von ihr abzuwenden. Nirgends aber war die Revolution als der Anbruch eines neuen Zeitalters mit hellerer und nachhaltigerer Freude begrüßt worden, als im Reimarus'schen Hause, wo das Andenken an Lessing, den Freund des Fragmentisten und seiner Tochter Elise, noch frisch war, wo eine freisinnige Denkart in Religion und Politik zu den Ueberlieferungen der Familie gehörte. Man kennt aus zahlreichen Schilderungen Solcher, die hier ein- und ausgehen durften, die Persönlichkeiten dieses Kreises, der für Reinhard so bedeutungsvoll werden sollte, die Vielseitigkeit der Interessen, die hier gepflegt wurden, den weitherzigen Weltbürgersinn, der sich hier mit feinster Herzensbildung verband, die Großartigkeit und zugleich anmuthige Freiheit des geselligen Lebens, die Alle, die sich mit diesen seltenen Menschen berührten, nicht genug preisen konnten. Der Herr des Hauses, Johann Albert Heinrich Reimarus, der Sohn des Fragmentisten, war jetzt ein ehrwürdiger Greis, hochgeschätzt als Arzt, als Professor am Gymnasium und

[1]) Jacobi's Freund, Wizenmann, im Jahre 1759 geboren, war zwei Jahre älter als Reinhard. Er hatte sich an den Professor an der Karlsschule, Ph. W. Gottl. Hausleutner, seinen Promotionsgenossen, gewandt, und dieser nannte ihm Reinhard. Bemerkenswerth ist die Aeußerung, die Wizenmann bei diesem Anlaß über Reinhard machte, den er selbst vom Stift her kannte: „Er ist ein Bursch nach meinem Sinne, den die Verhältnisse geschmeidig genug machen werden." Jacobi war dann von dem Entschluß, einen Hauslehrer zu berufen, wieder abgekommen. A. von der Goltz, Th. Wizenmann, Bd. II, S. 27.

als gemeinnütziger Schriftsteller, glücklich in seinen naturgeschichtlichen Sammlungen, heiter und gesprächig unter den Freunden, die sein Theetisch um ihn, die Schwester und die Gattin versammelte. Die letztere, Frau Sofie, „die Doctorin", wie sie genannt wurde, war eine Schwester jenes Kammerherrn Hennings in Ploen. Sie wird als eine lebhafte Frau von scharfem Verstand und sehr bestimmten Ansichten geschildert. Die letzteren wurzelten ganz in den Anschauungen der Aufklärungszeit; über Menschen und Dinge sprach sie sich freimüthig und ohne Rückhalt aus. Mit begeisterter Theilnahme verschlang sie die neuesten Erscheinungen der Literatur; sie liebte die Dichtkunst und versuchte sich selbst gerne in Versen. Dabei war sie herzensgut, eine verständige Hausfrau, eine treffliche Wirthin, und mit solchen Eigenschaften „übte sie in der Familie eine anerkannte Herrschaft aus". Von den Töchtern des Hauses, die in einem Leben voll Anregung und Wechsel, inmitten eines beständigen Zustroms merkwürdiger Persönlichkeiten aus der politischen, der literarischen und der Geschäftswelt heranwuchsen, war die jüngere, Christine, noch unvermählt; die ältere, Johanna Margarethe, an den Handelsherrn Georg Heinrich Sieveking verheirathet, der damals vierundvierzig Jahr alt, als einer der reichsten und klügsten Männer Hamburgs, ja „ohne Widerrede für den bedeutendsten Mann seiner Vaterstadt galt". Weitgereist, ein glücklicher Handelsherr, dabei hochgebildet, ein entschiedener Anhänger der französischen Grundsätze, freigebig, der belebendste Wirth, dabei wohl andere seine Ueberlegenheit fühlend lassend, hat er seiner Vaterstadt als Diplomat wichtige Dienste leisten dürfen. Von seiner Gattin aber reden die Zeitgenossen in den Ausdrücken der höchsten Verehrung. Steffens schildert mit begeisterten Worten die unbeschreibliche Güte dieser herrlichen Frau und die unwiderstehliche Gewalt, die sie auf ihn ausübte, und J. G. Rist nennt sie einen Engel von Sanftmuth, Selbstverleugnung, hülfreicher Thätigkeit, Bescheidenheit und unschuldiger, durch keine krausen Verhältnisse zu störender Einfalt. Sieveking war im Besitz eines reizend an der Elbe gelegenen Landgutes in Neumühlen, unmittelbar unterhalb Altona, und dieses Neumühlen war eben der Sitz jener weithin gepriesenen Geselligkeit. Goethe, der Süddeutsche, hat gelegentlich über das Reimarus-Sieveking'sche Theewesen sich spöttisch vernehmen lassen. Allen Theilnehmern ist aber, wie vielfach bezeugt ist, diese gastliche Stätte, wo die Sonntagnachmittage bald eine erlesene, bald eine bunte, aus allen Völkern gemischte Gesellschaft zusammenführten, unvergeßlich geblieben. Hier traf man Klopstock und Jacobi, hier den ehrwürdigen, halberblindeten Vorstand der Handelsakademie J. G. Büsch, dessen Schwiegersohn Piter Poel, der den „Altonaer Merkur" herausgab, Voght, den Geschäftsgenossen Sieveking's, den Politiker Jonas Ludwig von Heß, der damals gleichfalls noch begeisterter Anhänger der Revolution war, den geistreichen Arzt und Dichter Dr. J. A. Unger. Diese gehörten zu den Nächststehenden. Doch der größte Reiz der Gesellschaft zu Neumühlen bestand in dem unaufhörlichen Wechsel und in der beständigen Mischung mit fremden Gästen. Die glückliche Sicherheit, deren sich das neutrale Hamburg erfreute, zog damals in die Stadt und ihre Umgebung zahllose Fremde, die durch die Stürme der Zeit aus ihrer Heimath vertrieben waren: Flüchtige aus den Rheinlanden, aus Holland, Schweden, Polen, Irland; doch am zahlreichsten waren die

Franzosen. Jede politische Veränderung in Paris brachte ihrer neue Scharen: Angehörige aller Parteien, Männer und Frauen, Diplomaten und Officiere, Adlige, Bürgerliche und Priester, Würdige und Unwürdige, Reiche und Verarmte. Die bedeutendsten von ihnen waren an das Sieveking'sche Haus empfohlen, wo sie gastliche Aufnahme fanden. Zuweilen wurde es der Doctorin doch zu viel. Es kam vor, daß an den Sonntagen in Neumühlen für siebzig bis achtzig Personen gedeckt war und die Tafel doch nicht ausreichte für die schrankenlos ausgeübte Gastfreundschaft. Und die wackere Frau kann den Seufzer nicht unterdrücken, daß Elemente unter den Ausgewanderten sind, an denen sie keine Freude hat. „Hier wimmelt Alles," schrieb sie an den Freiherrn von Knigge, „von Ausgewanderten aller Nationen, dadurch wird der Preis der Lebensmittel theuer und die Moralität gewinnt nicht durch den Luxus der reichen Polen und Holländer." Und ein anderesmal: „Was war Frankreich für ein Nest, wo alle diese Menschen drinnen waren! Welche Verderbung unter den Ausgewanderten! Nur Atheismus oder dumme Bigotterie" [1]).

Die Begeisterung für die französische Revolution war auch in diesem Kreise durch die seitherigen Ereignisse gedämpft worden. Mit jener unschuldigen Freude war es längst vorbei, mit der man auf Anregung Sieveking's den ersten Jahrestag des Sturms auf die Bastille durch ein ländliches Fest in Harvestehude gefeiert hatte, mit Gesang und Tanz, mit Böllerschüssen, Gläserklingen und Wonnethränen. Noch früher als Klopstock gab der alte Reimarus bitterem Unmuth Ausdruck. „O weh," schrieb er am 27. December 1791 an Knigge, „daß die Franzosen alle gute Hoffnung, die man von ihnen hatte, so zurichten, allen guten Willen anderer Völker von sich abwenden!" Ein Jahr später schrieb die Doctorin an ihren Bruder: „Nein, die Franzosen sind keine Nation, mit der man sich brüderlich verbinden kann. Ich mag ihr Bürgerrecht nicht. Gute Freiheit, warum bist du nicht in andere Hände gefallen!" Den Glauben an die Freiheit, an einen guten Ausgang der fürchterlichen Bewegung ließ sich dieses im Optimismus des achtzehnten Jahrhunderts herangewachsene Geschlecht gleichwohl nicht rauben. Wenn die Doctorin das eine Mal über „die Scheusale" in Frankreich schilt, so ist sie ein anderes Mal geneigt zu denken, daß die Grausamkeiten zwar schrecklich sind, aber vielleicht sein müssen. Sie erhebt sich zu einer Art geschichtsphilosophischer Betrachtung. Mitten in der Schreckenszeit tröstet sie sich mit einem Blick in die Zukunft: „Um ruhig und mit Zutrauen über das alles zu urtheilen, muß man mit der Geschichte sich dreißig Jahre weiter hinaus setzen, beim Zurückblicken wird das Auge dann alle Grausamkeiten, die dazwischen liegen, übersehen und nur Sklaverei am Anfange und Glück und Freiheit am Ende erblicken. Wüßten doch die Könige, daß Alles, was sie dagegen thun, den Geist der Sache stärker treibt!" Reimarus selbst, indem er beklagte, daß die ausschweifenden Leidenschaften in Frankreich so viel verdorben haben, fügte hinzu: „Im Ganzen ist doch gewiß viel Gutes daraus entsprungen, welches der Despotismus nicht wieder auslöschen kann." War das nicht derselbe Glaube, zu

[1]) Vergl. Poel, Bilder aus vergangener Zeit, Bd. I, S. 50, 56. Die Briefe an Knigge (in G. Klenke) Aus einer alten Kiste.

dem sich auch Reinhard bekannte, mit dem er sich durch die Schreckenszeit hindurch aufrechthielt, mit dem er jetzt fortfuhr, der Republik seine Dienste zu widmen? Er hatte hier einen Kreis von Gleichgesinnten gefunden, und bald sollte er mehr finden.

IV.

In den Briefen der Doctorin an ihren Bruder Hennings und an ihren Freund, den Freiherrn von Knigge, wird Reinhard von Anfang October an erwähnt: häufig und mit zunehmender Geneigtheit. Am 13. October schreibt sie an Knigge: „Dieser Reinhard ist ein Deutscher, worüber wir uns alle freuen, er scheint sehr vernünftig, kalt und ruhig, völlig seinem Amte gewachsen." Und am 1. December an denselben: „Der Herr Minister Reinhard scheint ein braver Mann zu sein, etwas kalt und rückhaltend, aber gewiß vom besten Wollen." Reinhard selbst schrieb am 1. December an den hamburgischen Bevollmächtigten in Paris, Dr. Fr. J. Schlüter: „Als Minister in Hamburg bin ich so anhänglich an diese Stadt, als ein Minister der Republik es sein kann und darf. Als Privatmann habe ich noch mehr Gründe, diese Stadt zu lieben, die so viele durch ihren Patriotismus, ihre Einsicht und ihre Tugenden achtungswerthe Personen einschließt. Sie errathen, daß ich damit vornehmlich den reizenden Kreis der Familie Sieveking meine."

Im Reimarus'schen Hause hat die Abhandlung „Vom ewigen Frieden", die Kant, durch den Basler Frieden veranlaßt, zu Ende des Jahres 1795 veröffentlichte, die wärmste Zustimmung finden müssen. In den Kreisen der Doctorin ist öfters von dieser Schrift die Rede, die Abschaffung der stehenden Heere empfahl und in der Idee eines Weltbürgerrechts und eines Föderalismus freier Staaten gipfelte. Schien damit nicht das erlösende Wort in diesen bedrängenden Kriegszeiten ausgesprochen? Wie, wenn dieser Gedanke zu den Franken gebracht würde, dort die Köpfe ergriffe, dort heilsame Frucht schüfe? Kant selbst hatte den Wunsch, daß die Schrift, die nach einem übrigens falschen Gerücht in Berlin verboten wurde, zu Nutz und Frommen der Franken in deren Sprache übersetzt würde, und die Doctorin schrieb an den Philosophen Reinhold in Kiel: „Schön wäre es, bei einer Nation den ersten Funken von einem Lichte hingetragen zu haben, das sie noch nicht kannte, und das bei ihrem Feuersprühen ihr vielleicht allein die Leitung geben kann, die sie bedarf, um zur Pflicht, Gesetz und Ordnung zurückzukehren." Jetzt zeigte sich der französische Gesandte selbst bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. Er beeilte sich fürs Erste, ein deutsches Exemplar nach Paris zu schicken, und machte sich auch gleich an eine Uebertragung, die er nebst einer Vorrede an Sieyès sandte. Die Doctorin, unter deren Augen die Uebersetzung entstand, schrieb von ihr, sie sei verständlicher und lesbarer als das Deutsche, und Manches sei weggelassen, was zu weitläufig war oder für Frankreich nicht paßte. „So ist sie wie ein Landeskind in Sieyès' Hände gekommen, der sie drucken lassen oder so behalten kann. Reinhard ist das ganz gleich, er wollte nur in die hellsten Köpfe dort einen Begriff bringen, wie unsere Philosophen die Sache ansähen und wie sie glaubten, daß nur in Republiken der Stoff zu dauerndem Glücke läge. Aus Sieyès' Antwort sieht man,

daß er von Kant's früheren Schriften und Lehrmeinungen wenig weiß, aber hineinkommen wird er bald, das zeigt sein richtiges Urtheil über das Büchlein." [1])

Wie dann der Conflict wegen der Anerkennung des Gesandten sich zuspitzt, ist die Doctorin sehr ungehalten über die Bedenklichkeiten des Senats. Ihr eifriger Wunsch ist, daß Reinhard's Stellung eine dauernde und gesicherte werde, wie denn überhaupt zu bemerken ist, daß seit dessen Anwesenheit ihre Neigungen wieder mehr der französischen Sache sich zukehren. „Daß Reinhard," schreibt sie am 13. Februar an Knigge, „hier erst recht festsäße, nicht mehr vom heiligen römischen Reiche chikanirt würde, wünschen wir herzlich. Er ist ein sehr wackerer Mann und zählt sich als Deutscher zu uns. Er hat, weil das Gouvernement es wünschte, sein Creditiv übergeben müssen; der Rath wollte ihn gerne annehmen, sieht aber aus wie ein Schulknabe, der die Ruthe fürchtet, und hat Vorstellungen nach Paris abgeschickt. Werden die nicht angehört und besteht man auf Anerkennung des Ministers, so weiß ich noch nicht, wie ein Ausweg gefunden werden kann. Die Kaufmannschaft hält sich für verloren, wenn die Handlung mit Frankreich unterbrochen wird."

Die Doctorin verschwieg ihrem Freunde in Bremen, warum ihr und der ganzen Familie das Bleiben Reinhard's so sehr am Herzen lag. Der Gesandte der Republik, der zugleich ein gefühlvoller deutscher Dichter war, damals vierunddreißig Jahre alt, hatte sich in Kurzem zu der Tochter des Hauses, Christine, hingezogen gefühlt, warb um ihre Hand und schon bald nach Neujahr scheint er das Jawort der Eltern erhalten zu haben. Auch das Jawort Stinchen's, aber dieses mit einigem Widerstreben. Ihr Herz hatte sie nämlich halb einem Andern geschenkt, und es kostete sie noch Mühe, sich von dieser älteren Verbindung gänzlich zu lösen. Die Art, wie sie den kleinen Herzensroman durchgeführt hat, macht ihr übrigens alle Ehre und verdient mit ein paar Worten erzählt zu werden. Es war zu Ende des Jahres 1793, als der junge deutsche Arzt Justus Erich Bollmann in Hamburg erschien. Er hatte nach dem 10. August 1792 den Kriegsminister Narbonne im Hause seiner Freundin Staël gerettet, dann plante er mit Hülfe einflußreicher Personen in England die Befreiung des in Olmütz von den Oesterreichern gefangen gehaltenen Lafayette; auf der Reise zu diesem Zwecke hielt er sich einige Wochen in Hamburg auf und wurde durch den Capellmeister Reichardt, den er von Straßburg her kannte, in den Reimarus-Sieveking'schen Kreis eingeführt. Der vierundzwanzigjährige Jüngling, unternehmend, von lebhaftem Temperament, liebenswürdig, leidenschaftlich, gewohnt, daß ihm die Herzen der Frauen zuflogen, dazu vom Ruhm einer glänzenden That umstrahlt, hatte Eindruck auf Christine gemacht. Die Eltern Reimarus hatten freilich kein rechtes Vertrauen zu dem unruhigen Abenteurer, der er ihnen schien.

[1]) Sofie Reimarus an den Philosophen K. L. Reinhold 3. December 1795, am 26. Januar 1795 und an den Freiherrn von Knigge am 13. Februar. Nach dem von J. F. Reichardt herausgegebenen Journal „Deutschland", Bd. I, S. 263 und 282 wurde Kant's Schrift „gleich nach ihrer Erscheinung ins Französische übersetzt und in Frankreich mit Bewunderung aufgenommen." Der „Moniteur" hatte schon am 6. Januar einen Auszug gebracht. Aus Reinhard's Feder?

Dieser aber hoffte gerade durch die Befreiung Lafayette's eine Stellung in der Welt zu erringen, und dann wollte er förmlich um die Hand Christinens werben. „Ich hatte mich ihr gebunden — sie war frei." Inzwischen besaß er an Christinens Schwester, der Frau Sieveking's, eine Vertraute und hülfreiche Freundin, die mit ihm im Briefwechsel blieb, als er im Januar 1794 von Hamburg zunächst wieder nach England zurückkehrte, um dann im Sommer dieses Jahres von Neuem nach Deutschland zu reisen und das Wagestück zu Lafayette's Befreiung auszuführen. Das Unternehmen, am 8. November wirklich versucht, ist bekanntlich mißlungen. Bollmann wurde ergriffen und bis Ende Juli 1795 selbst in Olmütz gefangen gehalten. Es war ausgemacht worden, daß er und Christine sich nicht schreiben sollten. Allein sein Unglück bewirkte, daß Christine sich über das Abkommen hinwegsetzte. Mit Wissen der Schwester und des Schwagers schrieb sie zweimal dem Gefangenen herzliche Trostesworte, und dieser war überglücklich. „Ich hatte in Gedanken Abschied von meiner Freundin genommen, wie man mich nach Olmütz brachte! Sie so wiederzufinden! Ich glaubte, ich sollte sterben vor Freude!" Sobald er frei war, eilte er nach Hamburg, doch hier hatte sich jetzt die Lage zu seinen Ungunsten verändert. Während seiner Gefangenschaft hatte Christine schwer gelitten: sie zürnte den Eltern wegen des Widerstandes, den sie dieser Verbindung entgegensetzten. Als sie aber Bollmann's Befreiung erfuhr und damit der Sorge um ihn ledig war, faßte sie sich; sie konnte es nicht ertragen, die Eltern leiden zu sehen, und sie gab ihnen das Versprechen, nie eine Verbindung gegen deren Willen einzugehen. Dabei blieb sie auch, als Bollmann nun im October wieder kam, zu einer Zeit, da Reinhard bereits im Hause aus- und einging. „Eine unglückliche Verbindung von Umständen," schrieb Bollmann später aus London, „hat mich in Hamburg von dem Gegenstand gerissen, dessen Andenken, dessen Briefe im Gefängniß mir Trost waren. Ob auf immer, auf wie lange, das weiß ich nicht! Sie glaubte sich ihrer Pflicht opfern zu müssen, und das kann ich nicht tadeln!" Und in einem gleichfalls von Bollmann selbst niedergeschriebenen Bericht wird erzählt: „Bollmann fand Christine liebevoll, aber kühl und ruhig, und fest entschlossen, durch unbedingte Unterwerfung unter den Willen ihrer Eltern die jüngste Verirrung ihres kindlichen Gefühls zu sühnen. Die Eltern erwiesen sich unerbittlich. Bollmann hatte eine letzte Unterredung mit Christine, ging auf kurze Zeit nach London und entschloß sich, nach Amerika zu gehen. Er segelte am 25. October von London ab und landete am 1. Januar 1796 in New-York. Einige Zeit nach seiner Ankunft zeigte ihm ein Brief von Christine Reimarus an, daß sie im Begriff stehe, ihre Hand dem Herrn Reinhard zu reichen, Gesandten der französischen Republik in Hamburg; diese Verbindung, fügte sie der Meldung hinzu, „werde ihre Eltern glücklich machen" [1]).

Wegen der schwebenden Anerkennungsfrage blieb die Verbindung noch hinausgeschoben. Als Reinhard nach Bremen ging, gab ihm die Doctorin einen Brief an den Freiherrn von Knigge mit — es war kurz vor dessen Tod —, worin sie ihm schrieb: „Diesen Brief schicke ich mit einem Freunde, mit dem ich

[1]) Fr. Kapp, J. E. Bollmann, S. 256.

ihn lieber nicht schickte, da ich ihn sehr ungern nach Bremen reisen sehe. Reinhard wird Ihnen sagen, warum er zu Ihnen kommt und daß unsere hochweisen Herren den Weg der Thorheit gehen. An den Gedanken, daß er gar nicht wieder nach Hamburg kommt, kann ich mich nicht gewöhnen, und wenn auch Bomben und Kanonen dazwischen kommen, so wollen wir keinen anderen Minister als Reinhard. Kommt nicht Frieden und macht Gott nicht gut, was der Rath verdorben hat, so wird es uns ziemlich übel ergehen." Der Brief war am 4. März geschrieben. Am 16. erhielt er noch eine Nachschrift: „Ich habe diesen Brief wieder aufgebrochen, weil Reinhard noch einige Tage bei uns bleiben konnte. Nun muß er fort. Sieveking reiset nach Frankreich, soll alles vermitteln und gut machen — wird er es können?"

V.

Diese Sendung Sieveking's nach Paris war eben durch die Frage der Anerkennung des Gesandten der Republik veranlaßt. In Hamburg hatte die Abweisung Reinhard's durch den Senat eine große Aufregung hervorgebracht. Man fürchtete für den Schiffahrtsverkehr, fürchtete bereits den Anmarsch eines feindlichen Heeres. Flugschriften erschienen für und wider. In der Bürgerschaft wurde die Handlungsweise des Senats keineswegs gebilligt. Um die staatsrechtlichen Bedenken kümmerte man sich wenig. „Behält Hamburg nur freie Handlung, so ist alles Narrenspoſſe," schrieb Frau Sophie Reimarus, und das drückte wohl die allgemeine Stimmung unter der Bürgerschaft aus. Das Interesse der Stadt gebot um jeden Preis den Bruch mit der Republik zu verhüten. Preußens Vermittlung aber wollte man nicht anrufen, da man seinen Absichten mißtraute. So zog man es vor, die unmittelbare Verständigung mit Frankreich zu suchen. Schon Anfang März wurde von der Commerzdeputation, der Vertretung der Hamburger Kaufmannschaft, die Absendung eines Gesandten nach Paris beschlossen, um das Verfahren der Stadt zu entschuldigen und den üblen Folgen für Handel und Schiffahrt vorzubeugen. Die Wahl fiel auf G. H. Sieveking, als den Mann des allgemeinen Vertrauens. Auch der Senat versah Sieveking mit Vollmachten, und ein Gleiches that der Senat von Lübeck, während Bremen sich darauf beschränkte, die Vollmachten für den Gesandten der Hansestädte, Schlüter, zu erneuern. Gleichzeitig reiste Reinhard nach Bremen, Sieveking nach Paris ab.

Reinhard traf am 20. März in Bremen ein. Schon durch die Sendung Kerner's im November 1795 war er davon unterrichtet, daß in Bremen eine für die französische Sache günstige Stimmung vorherrsche. Dies konnte nicht ohne Einfluß auf die Gesinnung sein, die er seinerseits der Stadt entgegenbrachte. Schon in einer Depesche vom December hatte er sich der besonderen bremischen Wünsche warm angenommen und diese Stadt, sogar auf Kosten Hamburgs, in ein günstiges Licht bei den Directoren gestellt. Unter diesen Umständen durfte der Gesandte, den Hamburg ablehnte, in der Schwesterstadt der besten Aufnahme versichert sein. Er lebte hier als Privatmann, ohne seine Anerkennung zu betreiben, im Verkehr mit einem Kreise hochgebildeter, freisinniger Männer und im besten Einvernehmen mit den Behörden.

Auch die Herren vom Rath waren weniger zurückhaltend als in Hamburg, und Reinhard suchte sie in ihrer Frankreich geneigten Stimmung zu bestärken.

Anfangs Mai riefen ihn indeß Geschäfte nach Altona zurück. Er hatte hier eine Unterredung mit Hardenberg über die von Preußen beabsichtigten Maßregeln zum Schutz der Demarcationslinie und über die geheimen Pläne, die damals Hannover zum Gegenstand hatten. Das Directorium spielte den Versucher und hat in den nächsten Jahren seine Lockungen immer wiederholt. Seine Vorschläge gingen dahin, Hannover an Preußen zu geben oder auch mit diesem zu theilen. Hardenberg lehnte aber solche Pläne ab. Der König, sagte er, werde niemals seine Zustimmung dazu ertheilen. Die preußische Politik verharrte unbeirrt in ihrem Bestreben, die norddeutsche Neutralität, einschließlich Hannovers, möglichst sicherzustellen. Zum Schutz dieser Neutralität war Preußen schon seit Februar bemüht, eine engere Verbindung der betheiligten Staaten zu Stande zu bringen. Bei den meisten fand es wenig Geneigtheit, doch setzte es endlich durch, daß der niedersächsische Kreistag zu Hildesheim zusammentrat, um die Mittel für die Aufstellung einer gemeinsamen Beobachtungsarmee aufzubringen, welche die Grenzen gegen jede Verletzung sicherstellen sollte. Reinhard erhielt zwar im Juni eine Weisung des Inhalts, daß die Republik ein Beobachtungsheer in solcher Nähe ihrer Eroberungen und ihrer Verbündeten nicht billigen könne. Doch enthielt er sich einer amtlichen Einwirkung auf den Hildesheimer Convent, der seit dem 22. Juni versammelt war, wie er auch die Bestellung eines amtlichen französischen Vertreters daselbst widerrieth. Er begnügte sich damit, seinen Secretär Kerner im Juli nach Hildesheim zu schicken und durch ihn Erkundigungen über die dortigen Beschlüsse, über die Stärke, die Stellung und den Zweck der aufzustellenden Truppen einzuziehen. Kerner erstattete über seine Sendung, die sich bis nach Minden, dem Hauptquartier der Beobachtungsarmee, erstreckte, seinem Gesandten Bericht in einer ausführlichen Denkschrift und kam darin zu Rathschlägen, die auf ein entschiedeneres Eingreifen Frankreichs in die norddeutschen Dinge zielten und nicht geeignet waren, das friedliche Einvernehmen mit Preußen zu fördern. Reinhard legte sie bei Seite. Bei allem Mißtrauen, mit dem Preußen und Frankreich ihre Schritte verfolgten, hatten doch beide Staaten ein starkes Interesse an der Aufrechterhaltung des seit dem Basler Frieden bestehenden Einvernehmens, und auch von Seite Frankreichs ließ man für jetzt Pläne fallen, die es aufs Spiel gesetzt hätten.

Reinhard war bis in den Juni hinein in Altona geblieben. Offenbar hatte er keine Eile, die Nähe Hamburgs zu verlassen. Das Gebiet der Stadt hatte er allerdings in dieser Zeit nicht betreten dürfen. „Nach Hamburg kommt er nie," klagte die Doctorin ihrem Bruder, „weil wir in republikanischer Fehde leben." Ende Juni kehrte er nach Bremen zurück. Hier hat er in dieser Zeit Talleyrand wieder gesehen, der sein erster Lehrmeister in der Diplomatie gewesen war. Denn als der Bischof von Autun im Jahre 1792 nach London geschickt wurde mit dem geheimen Auftrag, England von der Coalition abzuhalten und zum Bündniß mit Frankreich zu bewegen, wurde Reinhard dem Marquis von Chauvelin, der amtlich die Geschäfte der Gesandtschaft führte, als Secretär beigegeben; seine erste diplomatische Dienstleistung, die aber hinreichte, Talleyrand

von der Begabung und Brauchbarkeit des jungen Schwaben zu überzeugen. Nach dem 10. August war Talleyrand nach England geflüchtet und von da, als Pitt ihn ausweisen ließ, nach Amerika. Nach zweijährigem Aufenthalt daselbst kam er jetzt zurück: am 13. Juni 1796 schiffte er sich in New-York nach Hamburg ein. Mit Reinhard mag der Zurückgekehrte zuerst seine politischen Zukunftspläne besprochen haben, mit Kerner zechte er im Bremer Rathskeller, und die Gläser, mit deutschem Rheinwein aus den ehrwürdigen Fässern gefüllt, erklangen auf die Vereinigung der deutschen Rheinlande mit Frankreich![1])

Mittlerweile kamen die Verhandlungen zum Abschluß, die Sieveking in Paris zu führen hatte. Doch nur nach Ueberwindung großer Schwierigkeiten konnte er seinen Zweck erreichen. Er hatte bei den Directoren heftige Erbitterung gegen Hamburg gefunden. Ja, die Nichtanerkennung des Gesandten war, wie man richtig befürchtet hatte, bereits der willkommene Anlaß zu feindseligen Maßregeln gegen Handel und Schiffahrt dieser Stadt gewesen; es war Befehl gegeben worden, auf die hamburgischen Schiffe in allen französischen Häfen Embargo zu legen. Gerüchtweise war sogar von einem Angriff auf hamburgisches Gebiet, von Brandschatzung der Stadt die Rede. Nur durch finanzielle Opfer, wie immer in solchen Fällen, gelang es dem geschickten und tactvollen Unterhändler, jenen Befehl rückgängig zu machen und einen Vergleich abzuschließen, dem zu Folge die Anerkennung des Gesandten bis zum allgemeinen Reichsfrieden verschoben bleiben sollte. Anfangs Juli brachte Sieveking diesen Vergleich nach Hamburg. Der Senat genehmigte ihn im August, und damit waren die guten Beziehungen zwischen Hamburg und der französischen Republik wieder hergestellt. Auch zwischen Preußen und Frankreich kam endlich im August ein Vertrag über die Anerkennung der norddeutschen Neutralität und über die Demarcationslinie zu Stande. Er war erkauft durch die lange verweigerte Einwilligung in die Abtretung des linken Rheinufers.

Reinhard hatte von Ende Juni seinen Wohnsitz wieder in Bremen genommen. Sein Verkehr mit den dortigen Staatsmännern blieb andauernd der freundlichste, und die Anliegen der Stadt fanden eine warme Fürsprache von Seiten des französischen Gesandten. Diese Anliegen betrafen theils besondere Wünsche Bremens, auf dessen Gebiet Hannover einige drückende Rechte ausübte und dessen Handel durch den vom Herzog Peter von Oldenburg als Fürstbischof von Lübeck erhobenen Elsflether Zoll belästigt wurde, theils die gemeinsamen Interessen der Hansestädte, unter welchen die Säcularisirung der benachbarten Domcapitel, vor Allem aber die Zusicherung einer beständigen Neutralität obenanstanden. Man wünschte, da der Reichsfriede sich immer wieder hinauszog, schon jetzt eine vorläufige Versicherung dafür zu haben, daß Frankreich beim Abschluß des allgemeinen Friedens sich für die dauernde Neutralität der Hansestädte in künftigen Reichskriegen verwende. Bereitwillig lieh Reinhard diesen Bestrebungen seinen Beistand. Seine Ueberzeugung war, daß das Interesse der französischen Republik

[1]) F. Masson, Le département des affaires étrang. p. 404. A. Wohlwill, G. Kerner, S. 38.

hier ganz mit dem Interesse der Hansestädte übereinstimmte. Eindringlich begründete er dies in einer Depesche vom 14. Messidor (2. Juli):

„Es ist eine natürliche Folge der Grundsätze des Handels," schrieb er an den Minister Delacroix, „daß Alles, was dessen Freiheit und Unabhängigkeit sichern kann, für alle handeltreibenden Völker vortheilhaft ist. Ich kenne nur eine einzige Ausnahme von dieser Regel, nämlich England, das sein besonderes System der Herrschaft und des Monopols hat, entgegen dem aller Völker und besonders dem unserigen. Man kann also sagen, daß die französische Republik und das Deutsche Reich beinahe dasselbe Interesse wie die hanseatischen Städte daran haben, daß ihnen die Freiheit des Handels und eine völlige Neutralität in den künftigen Kriegen gesichert werden. Nur die große Unkenntniß aller Handelsgrundsätze am Wiener Hof und in Regensburg hat die gehässigen Einschränkungen veranlassen können, die den Handel der hanseatischen Städte mit der Republik während des gegenwärtigen Krieges gehemmt haben. Wenn die Staaten des Reiches ihre wahren Interessen kennten, würden sie selbst darauf bestehen, für die Hansestädte, welche die hauptsächlichsten Depots für den Handel Deutschlands mit Frankreich sind, eine unbeschränkte Freiheit zu erlangen. Das künftige Handelssystem der Republik kann kein anderes sein als: sich zur allgemeinen Beschützerin der Handelsfreiheit zu machen, diese den Schrecken des Krieges, den finanziellen Hindernissen und dem Despotismus der Machthaber zu entziehen, die Freiheit der Meere und der Ströme zu proclamiren: mit diesen Grundsätzen wird sie, nach dem Siege über England, dieses verhindern, sich wieder zu erheben." Und noch ein Moment, das für die völlige Unabhängigkeit der Hansestädte von Wichtigkeit ist, fügt er hinzu: „Je wünschenswerther mir für die Republik eine Aenderung der deutschen Verfassung scheint, um so wichtiger ist es, den gegenwärtigen Zeitpunkt zu benützen, um diese geistlichen Herrschaften zu beseitigen, die den Fortschritten der Vernunft und der Freiheit entgegen sind, und um so mehr ist sie durch ihre Grundsätze, ihre Gerechtigkeit, ihre Würde berufen, die Unabhängigkeit der kleinen Freistaaten aufrecht zu erhalten, die, nachdem sie sich in Jahrhunderten der Unwissenheit gegen die Herrschaft der Priester und Adligen gewehrt, sich in der neuen Epoche unter unseren Auspicien und nach unserem Beispiel zu einem edleren Gefühl ihres Glückes, ihrer Würde und selbst ihrer Kräfte erheben werden."

Es ist eine Art Programm, das Reinhard in dieser Depesche entwickelte: Befreiung von den Ueberresten des Feudalismus, von denen die Entwicklung der Städte gehemmt ist, und Sicherung ihres freien Handels zur See, zunächst als Gegenzug gegen die selbstsüchtige Handelspolitik Englands, aber zugleich im Hinblick auf das Ideal eines allgemeinen Freihandelssystems. Talleyrand hat in der Gedächtnißrede, die er nach Reinhard's Tode dem Schüler und Freunde in der Akademie hielt, dessen tiefes Eindringen in alle Fragen des Völkerrechts und des Seerechts ganz besonders hervorgehoben.

„Dieses Studium hatte ihn zu dem Glauben geführt, daß eine Zeit kommen werde, da mittelst geschickt vorbereiteter Combinationen ein allgemeines Handels- und Schiffahrtssystem einzuführen sei, in welchem die Interessen aller Nationen geachtet, und dessen Grundlagen so befestigt wären, daß der Krieg es nicht umstoßen, sondern bloß einen Theil der Wirkungen zeitweilig aufheben könnte."

VI.

Im September, nachdem die guten Beziehungen zwischen Hamburg und der französischen Republik wieder hergestellt waren, siedelte Reinhard von Bremen nach Altona über. Dort sollte er bis zu seiner förmlichen Anerkennung bleiben. Er war aber nicht gehindert, wöchentlich einmal zur Besorgung seiner Geschäfte mit dem Senat nach Hamburg zu kommen. Und nun stand auch seiner Verbindung mit Christine Reimarus nichts mehr im Wege. Die Vermählung fand am 12. October in Neumühlen auf dem Sieveking'schen Gute statt. An festlichen Tagen stellte sich bei ihm immer noch gerne die deutsche Muse ein. Er dichtete auf diesen Tag

eine Elegie, in welcher er einen bewegten Rückblick auf sein Schicksal wirft, Hoffnungen an die Erinnerungen knüpft und sich glücklich preist, ein dreifaches Vaterland gewonnen zu haben: die Heimath, das Adoptivvaterland und die Familie seiner Frau. Das Gedicht, das wegen der Selbstbekenntnisse und wegen der Rückschau auf das Erlebte von biographischem Werth ist, und das auch den Höhepunkt von Reinhard's dichterischem Vermögen bezeichnet, lautet:

Am Tage meiner Trauung.
Den 12. October 1796.

Angefächelt vom Wahn elegischer schöner Gefühle,
Sing ich dies Lied — mir selbst oder der sinnenden Braut
Oder den liebenden Eltern, der Vorzeit voll und der Zukunft,
Oder den Freunden, die froh denken des bräutlichen Fests?
Wie Neumühlens geselliger Saal sie zur Freude vereinet,
So vereinet zum Ernst sie der geweihte Gesang.
Auch die Fernen ruf' ich herbei. Dich glücklicher Vater,
Kinderreicher! und den keine der Hoffnungen trog;
Mutter, Dich auch, die über den Sternen des Sohnes sich freuend
Zum geheimen Sinn heute durch Ahndungen spricht.
Wie zu einem Kranze verflochten, die Nahen, die Fernen,
Eines melodischen Lieds liebliche Töne ihr seid,
Gegenwärtig dem hehren Gefühl, wo in dieser Berührung
Sich die sichtbare Welt an die unsichtbare schließt.
Schöner grünet die Myrthe der Braut, von der Thräne bethauet,
Welche Wehmuth entlockt, Wehmuth, der Freude verwandt;
Und der Mann, an Erfahrungen reich, an Täuschungen ärmer,
Deutet küssend die Thrän', und ist der Deutung gewiß.
Dieser Tag, der die Gattin mir gibt, ist die schicksalvolle
Brücke, die künftiges Glück an die Vergangenheit knüpft.
Magisch verschlingt sich in ihm, allein auflösbar der Tugend
Und der Liebe, das Band meines geheimen Geschicks.
Freunde! nicht im Gesetz, das über die Sonnen gebietet
Und den unendlichen Raum für die Erscheinungen theilt,
In der Bahn, die ich selber durchmaß, in des Herzens Gefühle,
In des Bewußtseins Sinn fand ich: es waltet ein Gott!
Jene Bahn, ich zeichne sie Euch, dädalisch, verschlungen,
Stets sich entwickelnd und stets näher mich führend zum Ziel
Sinnend wandelt' ich oft am bescheidenen Flusse des Städtchens,
Dessen ruhiges Glück lange mein Wunsch überflog;
Lüstern strebte mein Geist entgegen der dämmernden Zukunft,
Und in unstätem Bild malte sie sich, wie sie ward.
Zürnend fühlt' er in eigener Fessel die Fessel der Völker,
Schon der Schule Despot hat ihn zur Freiheit geweiht.
Damals sah ich die Insel der selbst sich gebietenden Briten
Im prophetischen Traum und das italische Land.
Als ich die Heimath verließ, wie neu war Alles! ich trat in
Heloisens Gefild an den Lemanischen See,
Wo er malerisch an Rousseauischen Felsen sich anschmiegt
Und der freundlichen Saat wirthliche Hügel benetzt.
Dies ist der Julien Land; doch die Julien sind nicht im Lande,
Eine Täuschung verschwand; ewig nicht kommt sie zurück!
Damals weint' ich den süßen, verlassenen Fluren die letzte
Thräne. Dem Sohn des Grams blieb die unendliche Welt.

Wo die Garonne zum Ocean eilt, da umarmt' ich ein neues
Volk, und mit fremdem Gefühl, leichtem gefälligem Schein.
Schon begannen des furchtbaren Kampfs Elemente zu glühen,
Freiheit lallte das Volk, Priester und Adel! Ich sang
Wie Cassandra, von Keinem geglaubt, mir selber nicht glaubend,
Ein weissagendes Lied, eh' die Bastille noch fiel.
O, der glücklichen Zeit, da der werdenden Schöpfung sich freute,
Wem für die Menschheit ein Herz schlug und für eigenes Recht.
Arimanes trat in die Schöpfung! Ich fühlt' ihn, ich sah ihn!
Gräßlich grinste sein Mund, als er die Blüthen zertrat.
Damals harrt' ich des Todes mit kaltem starrendem Gleichsinn,
Wie der gewohnten Nacht nach dem verschwundenen Tag.
Damals ward sie gelöst, die zwote Täuschung! Und dennoch
Wie die Gottheit, wie mich selber, so halt' ich sie fest!
Edle fielen! Es blieben mir Edle; wo Keiner vertraute,
Traut' ich Menschen mich an, schwach wie ich selber und gut;
Aus dem ungeheuren Verlust den Glauben an Menschheit
Hab' ich gerettet, und schon hat er mir herrlich gelohnt.
Fragt, o Freunde, den Schweigenden nicht, wenn Ihr unter dem Eise,
Unter der Asche nicht stets glimmend den Funken erblickt.
Saht Ihr nicht oft ihn schon glühn in Eurem vertraulichen Kreise?
Ach! und lodern nicht hell heute die Flammen empor?
Glücklich bin ich vor Andern! Ein dreifach Vaterland ward mir,
Jedes gab sein Geschenk, um zu vollenden den Mann;
Jenes, welches den inneren Sinn des Knaben, des Jünglings
Nährt' und auf den Instinct impfte des Guten Gefühl,
Daß ich mich nimmer mir selbst, mich nimmer den Andern verleugne,
Daß ich der Wahrheit horch' und der gebietenden Pflicht;
Jenes, welches das hohe Gefühl zu Thaten erweckte
Und die Rechte mir gab, die ich mit Jubel ergriff,
Daß ich, frei von den Fesseln des Wahns und der schändenden Willkür
Keinem Herrscher gehorch' als den Gesetzen und mir;
Und das dritte — wo nun vom Himmel weiblicher Treue
Auf dies flüchtende Herz Ruhe nach Stürmen sich senkt;
Wo ich, wiedergegeben mir selbst, mich in der Geliebten
Find' und auf ewig versenkt sich die Geliebte in mir!
Komm', Christine, wir sind zur Tugend geboren, zur Tugend
Und zur Liebe! Wo ist diese, wo jene nicht sei?
Komm', vom Segen der Eltern geleitet, vom Jubel der Freunde,
Thränen im lachenden Blick, drücke Dein Herz an mein Herz!

Reinhard selbst empfand in der Zeit, von der wir reden, ganz das Glück dieser freundlichen Wendung seines Lebens, das nach stürmevollem Wechsel hier gleichsam einen festen Ankergrund fand. Vielleicht war dieser erste hamburger Aufenthalt überhaupt die glücklichste Zeit in Reinhard's Leben. Er befand sich in einer angesehenen amtlichen Stellung, als ein Theil der Macht, die anfing Europa Gesetze zu geben; ungebrochen war noch sein Glaube, daß er in der Hingabe an die französische Republik der großen Sache diene, der Sache der Freiheit und Menschlichkeit, die, nachdem sie aus den Greueln der Schreckenszeit gerettet und gereinigt emporgestiegen, jetzt durch die Erfolge der fränkischen Heere ihren Siegeszug durch Europa anzutreten schien. Er lebte im besten Einver-

nehmen mit den Städten, bei denen er beglaubigt war, er vertrat zugleich deren Anliegen, indem er den Interessen seiner Regierung diente. Und nun fand er, der schweigsame, zurückhaltende Schwabe, sich in einem Familienkreise aufgenommen, der einzig in seiner Art, weithin geschätzt, ja berühmt war, und dem anzugehören als eine Ehre und ein Glück erschien. Neidlos theilte sein Glück der Freund Kerner, der, selbst an einer Herzenswunde krank, unstät umhergejagt, in der Nähe des stillbeglückten Freundes eine Besänftigung der eigenen Leidenschaften fand. „Es ist jetzt ein Jahr," schrieb er in einem Briefe aus dieser Zeit, „daß wir in Hamburg sind. Reinhard hat sich verheirathet — seine Gattin, eine Tochter des berühmten Professor Reimarus, vereinigt mit einem trefflichen Herzen einen hohen Grad von Verstand und Kenntnissen. Wir leben auf einem herrlichen Landhaus hart an Altona an dem Ufer der Elbe — in einer Gesellschaft von Menschen, die auserlesener nicht sein könnte, umringt von Allem, was zur Freude einladen und Lebensgenuß darbieten kann. Ich lebe im Genuß und in der Freude der Anderen — ihr Glück ist das meinige, und so laufe ich doch nicht Gefahr, der Gesellschaft durch meine finstere Stimmung beschwerlich zu fallen, die, wenn sie sich aufhellt, nur der ungestümen, nicht der ruhigeren und allein beglückenden Freude weicht. . . . Das Band der Freundschaft, das mich und Reinhard aneinander fesselt, ist seit seiner Ehe noch stärker geworden — wenn's je noch stärker werden konnte." Der Ausbruch des Krieges hatte in Kerner den heftigen Wunsch erregt, die Feder mit den Waffen zu vertauschen. Reinhard ließ ihn aber nicht ziehen, und es half Kerner auch nichts, daß er Sieyès, „unsern gemeinschaftlichen Freund", zum Schiedsrichter dieses freundschaftlichen Zwistes machte.

Eine Schilderung des Reimarus'schen Kreises aus jener Zeit haben wir auch von dem empfindsamen reformirten Prediger Johann Ludwig Ewald, ehemals zu Offenbach, später in Detmold und in Bremen, der im Frühling 1797 vierzehn Tage sich in Hamburg aufhielt, wo er die besten Gesellschaftskreise kennen lernte. Man gewinnt aus seinen redseligen Schilderungen[1]) zugleich einen Eindruck von dem behaglichen und sorglosen Leben, dem man sich damals im Norden, gedeckt durch den Baseler Frieden, überließ, und das ihm um so mehr auffiel, als er aus den vom Kriege wiederholt mitgenommenen oberen Rheingegenden kam. „Jeder genoß ruhig, was er besaß, und suchte sich zu erwerben, was er bedurfte, und erwarb sich's leicht. Man dachte nicht an Mittel, um sein Eigenthum zu retten, sein Leben oder die Sitten der Seinigen zu sichern, bevorstehenden Gefahren auszuweichen. Man dachte daran, das Leben zu genießen, sich mehr Eigenthum zu erwerben, die Sitten der Seinigen zu veredeln und sich selbst. Es war nicht die Rede von Verheerungen und Zerstörungen, von Todten und Blessirten und Gefangenen, sondern von abgegangenen und angekommenen Schiffen, vom Ertrage der Ernte, von neuen Maschinen, Menschenhände zu ersetzen, von Kunstwerken für Genuß, für Verfeinerung des Gefühls." Ewald brachte einen Abend im Reimarus'schen Hause zu, und er weiß nicht genug den behaglichen Ton zu rühmen, der hier herrschte, der Jeden seiner eigenthümlichen Laune überließ,

[1]) J. L. Ewald, Fantasien auf einer Reise durch Gegenden des Friedens. 1799.

jedem Fremden das Gefühl gab, als sei er hier zu Hause. „Reinhard, der sonst etwas ernst und zurückhaltend ist, thaut hier auf und redet gerade und offen über Alles, worüber er reden darf. Madame Reimarus salzt Alles durch ihren Witz, ihre feine, gutmüthige Persiflage und ihren scharfen Beobachtungsgeist; Reimarus gibt seine Ideen sorglos und unbefangen; seine verständige, ausgebildete Schwester bringt ihre nahrhafte Schüssel zu dem geistigen Pickenick, und Madame Reinhard gibt dem Ganzen einen lieblichen Hautgout durch ihre Naivetät und ihre feine Weiblichkeit. Im üblen Sinne des Wortes sagt Goethe von manchen Menschen, daß sie durch den Verstand empfinden; von ihr möchte ich sagen, daß sie durch ihr Herz denkt." Reinhard erzählte an diesem Abend Selbsterlebtes aus der Schreckenszeit, und der Gast fuhr, glücklich durch mannigfaltigen Genuß, nach Hause, indem er sich Alles in seiner Einbildungskraft zu bleibendem Genusse wiederholte.

An einem Sonntag Nachmittag war Ewald zu Sieveking's nach Neumühlen geladen. Er traf hier eine Gesellschaft von fünfzig Personen, darunter Klopstock, Büsch, dessen Schwiegersohn Piter Poel, Reinhard, den Domherrn Meyer mit ihren Gattinnen und den Doctor Unger aus Altona. Nach Tisch zerstreute sich die Gesellschaft in den Anlagen, die sich zur Elbe hinunterzogen mit schattigen Gängen, Lauben, Rasenplätzen, Aussichtspunkten. Ein kleinerer Theil der Gäste fand sich mit Christine Reinhard in einer der Lauben ein. „Schon vorher," erzählt Ewald, „hatte sie mir ein kleines Stück von Goethe mit einer so eigenen Art hergesagt, daß ich sie bat, noch einige Gedichte ebenso zu declamiren." (Jenes war das damals noch ungedruckte: Künstlers Fug und Recht. „Ein frommer Maler mit vielem Fleiß u. s. w.", das Christine durch Fritz Jacobi erhalten hatte). „Doch, ich mag ihr natürliches, mit dem einzigen Tone der Wahrheit aus ihr herausfließendes und durch den Ton der Wahrheit unser Innerstes so unmittelbar und doch so leise berührendes Recitiren kaum Declamation nennen. Sie sagte uns einige Lieder von Unger, so: Das Lob der Thränen, An die Lerche, An die Nachtigall. Das erste besonders konnte nur ein Tiefleidender dichten, und es ist zu bewundern, daß eine nicht Leidende es mit der Wahrheit, mit der stillen einfachen Innigkeit so hersagen konnte." Ewald, der, als er noch in Offenbach war, in der Lilli-Zeit zum Goethe'schen Kreise gehört hatte, fand sich durch die Art ihres Vortrages an Goethe's Declamation erinnert, „der mit wenigen Tönen ehemals Alles ausdrückte, was er wollte."

Nicht so günstig, wie wir sie bisher vernommen, sind andere Urtheile über Christine, Urtheile, die von Nahestehenden ausgehen. Sie kommen darauf hinaus, daß bei Christine unter einer künstlichen und absichtvollen Bildung Natur und ursprüngliches Wesen verkümmert worden sei. Piter Poel, der sonst für Frau Reimarus nur Worte höchsten Lobes hat, tadelt einzig an ihr die Art, wie sie ihre Tochter erzogen habe. „Die Natur hatte dieses junge Mädchen nicht dazu bestimmt, eine Rolle in der Welt zu spielen; es fehlte ihrer Jugend an Frische, ihren Gesichtszügen an gefälligem Ebenmaß, ihrem Körper an Gesundheit, Grazie und Gewandheit, ihrem Geiste endlich an Kraft, Muth und Heiterkeit. Sie war ein sanftes unbehülfliches Geschöpf mit nicht gemeinem Verstande und einem außerordentlichen Gedächtnisse begabt, und würde, mit diesen Vor-

zügen in stiller Häuslichkeit erzogen, eine würdige Stelle in dem Kreise ihrer Bekannten eingenommen und dann wohl in einer so guten Schule, wie der ihrer Mutter, die Fähigkeiten erlangt haben, welche zur Führung einer bürgerlichen Wirthschaft unentbehrlich sind. Allein der Natur zum Trotz sollte eine Weltdame aus ihr werden; in einem noch kindlichen Alter, aber schon mit ältlichen Zügen, zog man sie in alle Gesellschaften, verschwendete Künste der Mode an ihrem Anzuge, und da sie in geselligen Talenten mit Anderen nicht wetteifern konnte, so wurde ihr Gedächtniß in Anspruch genommen und sie häufig aufgefordert, Verse oder merkwürdige Stellen aus prosaischen Schriftstellern herzusagen, oder den Inhalt eines interessanten Romans im Zusammenhang vorzutragen; mußte man dann auch ihr Auffassungsvermögen bewundern — es fehlten in dem Vortrage immer Seele und Wärme. Die Mutter hob sie dann zu sehr hervor und suchte sie in jede Unterhaltung hineinzuziehen. Ihr Wesen nahm damit etwas Altkluges an, das, keinen Ersatz bietend für die ihr fehlenden geselligen Vorzüge der Gefährtinnen, einer falschen Schätzung eigenen Verdienstes und einer gewissen Verbitterung Raum gab — Momente, die einer glücklichen und harmonischen Lebensentwicklung störend in den Weg treten mußten." Und nicht günstiger urtheilte über sie der eigene Neffe Karl Sieveking. Sie kam ihm immer vor „wie der abgestreifte Verstand ihres Hauses, aus dem Alles gewichen ist, was ihn dort trägt und hält." Ja, er nennt sie einmal die hohle Caricatur des Familiengeistes, dem er selber angehörte[1]). Wie dem auch sei — klug und gebildet, freundlich und theilnehmend, so erschien sie J. G. Rist, dem dänischen Diplomaten, der später gleichfalls ein Angehöriger dieses Kreises war, eine sehr ausgezeichnete Frau nennt sie Sulpiz Boisserée, der der Hausgenosse von Reinhard's am Rhein wurde, und Fritz Jacobi schrieb einmal an Christine: „Wie ich Sie hochachte, liebe, bewundere, sagen keine Worte." Ihre seltene Bildung rühmen alle Zeitgenossen, auch Goethe, der im Jahre 1807 Reinhards in Karlsbad kennen lernte, und dem Christine damals dieselben Lieder von Unger vortragen durfte, die Ewald von ihr in Neumühlen hörte. Man würde die Eigenschaften ihres Verstandes und ihres Herzens besser würdigen können, wenn die in der Familie hochgepriesenen Briefe, die sie aus Florenz und anderen Orten ihres späteren Aufenthalts an ihre Mutter schrieb, veröffentlicht wären. Nach ihrem Tode (März 1815) hat ihr Reinhard's Jugendfreund, der schwäbische Dichter K. Ph. Conz, ein poetisches Denkmal gestiftet, aus dem — um die Reihe der Zeugnisse mit einem günstigen zu schließen — wenigstens eine Strophe mitgetheilt sein möge:

Ich darf das Wort, ich darf es kecklich wagen:
Nie war ein Weib solch' eines Manns so werth!
Wohl mir, daß ich in jenen süßen Tagen,
Als Wiedersehen des Freunds mir ward beschеert,
Als ich mein Herz an seinem fühlte schlagen,
— O süßes Glück, zu lange schon entbehrt! —
Wohl mir, daß ich der Sitten hohe Milde
Bewundern durft' in diesem Frauenbilde!

[1]) G. Baur, Aus vergangener Zeit, Bd. II, 1, S. 15 und 165.

Es ist damals in Neumühlen zwar kein lustig flatterndes Rosenband geknüpft worden, wie die Doctorin in der ersten Freude der Brauttage sich ausgedacht hatte[1]), aber Christine ist ihrem Gatten in seinem wechselvollen, an Aufregungen reichen Leben eine treue und starke Gefährtin gewesen. Ihre zarte Gesundheit ist durch die stürmischen Erlebnisse in Florenz und später in Jassy noch mehr erschüttert worden, und die Art ihres Wesens war freilich wenig dazu gemacht, dem zu Schwermuth, Mißtrauen und Vereinsamung neigenden Reinhard das Leben leichter zu machen. An Geduld und tiefbegründeter Neigung hat es dem Gatten bis zu Christinens Tode nicht gefehlt. Und in einem Stück hat sie den besten Einfluß auf ihn gehabt. Sie war an seiner Seite wie ein mahnendes Gewissen: die Frau des französischen Gesandten war von unerschütterlich deutscher Gesinnung, und man wird es dieser Verbindung mit zuschreiben dürfen, daß Reinhard zeitlebens dem deutschen Geistesleben verbunden blieb und selber sich immer als Deutscher gefühlt hat.

VII.

Nach dem Präliminarfrieden von Leoben, April 1797, stand der Anerkennung des Gesandten nichts mehr im Wege. Reinhard wurde amtlich als bevollmächtigter Minister der Republik von allen drei Städten anerkannt und siedelte jetzt nach Hamburg über.

Im Sommer machte er mit seiner jungen Frau einen Besuch in Ploen bei dem Oheim Christinens, dem dänischen Kammerherrn Hennings. Der würdige Bruder der Doctorin war Oberkommerz- und Handelsintendant in den Herzogthümern und Amtmann in Ploen, eine Stellung, die er als eine Zurücksetzung empfand; denn er hatte sich früher in der Diplomatie versucht, wo er es aber aus Mangel an Verbindungen nicht weiter bringen konnte. Er war von einer reizbaren Bitterkeit, und nur im Sieveking'schen Garten zu Neumühlen „wurde er wieder gelenkig durch Freundschaft und Heiterkeit". Indessen benützte der in seinen freisinnigen Ueberzeugungen unerschütterliche Mann seine Muße eifrig zur Schriftstellerei. In den Zeitschriften, die er herausgab: „Schleswig'sches Journal" und „Genius der Zeit" — dieser erschien von 1794 bis 1800 — machte er sich zum Anwalt der Aufklärung, des Fortschrittes, der sittlichen Veredlung. Seine Zustimmung zu Kant's „Ewigem Frieden" sprach er in einer längeren Abhandlung aus. Ein Anhänger Rousseau's, verstritt er sich für die Ideen der Revolution auch dann noch, als er ihre Verirrungen schmerzlich bedauern mußte. Seine freimüthige Parteinahme verwickelte ihn in häufige Fehden; in seinen Tugendmantel gehüllt, war er gewohnt gerade heraus zu reden, und wenn er die Xeniendichter zu Weimar als eine „Horde hinterlistiger Räuber" behandelte, so schenkte er auch dem „gutmeinenden, aber mitunter träumenden und faselnden Asmus" nichts, wenn dieser ihm die liebe Aufklärung schlecht machte. Reinhard hatte dem Herausgeber des „Genius der Zeit" schon im Jahre zuvor

---

[1]) So, Kinder, wandelt fort, und euer Gang sei Liebe,
Sei Blumengang durchs Leben hin u. s. w.
begann ein Gedicht, das Frau Reimarus an das Brautpaar richtete.

einmal einen Beitrag gegeben. Es war die deutsche Uebersetzung einer Hymne an die Freiheit von Theodor Desorgues, der ein enthusiastischer Republikaner und ein mittelmäßiger Dichter war und frühzeitig im Irrenhause zu Charenton starb. Ein schwülstiges Machwerk, das den Gallier als Erben der Spartaner- und Römertugenden pries[1]). Reinhard scheint damals mehrfach um Beiträge für deutsche Zeitschriften angegangen worden zu sein. So für das Berliner „Archiv der Zeit" und für das Journal „Deutschland", das der Capellmeister Reichardt im Jahre 1796 herausgab. In diesem veröffentlichte Reinhard „Briefe über die Kantische Philosophie an einen Freund in Paris", für solche Leser bestimmt, „welche sich einen kurzen, deutlichen und bestimmten Begriff von den Resultaten dieser Philosophie machen wollen, ohne Kant's Werk selbst gelesen oder verstanden zu haben". Es war eine deutsche Bearbeitung des Aufsatzes, den er vor vier Jahren für Sieyès geschrieben hatte, als ihn dieser um eine kurze Unterweisung über das berühmte Hauptwerk des Königsberger Philosophen ersuchte.

Bei dem Besuch in Ploen zeigte sich eine wesentliche Uebereinstimmung der Grundsätze und Gesinnungen; Reinhard und der um fünfzehn Jahre ältere Oheim verstanden sich aufs Beste, und da beide einen starken Hang zu theoretischen Erörterungen besaßen, so gab man sich bei der Trennung das Wort, in einem Briefwechsel das angesponnene Zwiegespräch fortzusetzen[2]).

Gleich im ersten Briefe, mit dem Reinhard beginnt, vom 11. Juli 1797, spricht er von einer Familienähnlichkeit in Gesinnungen und Grundsätzen, die noch dadurch verstärkt sei, daß beide zu einer gewissen Schwarzsichtigkeit neigen, die bei beiden ihre Begründung in den bisherigen Lebenserfahrungen hat. Reinhard fühlt sich, wie er dem Oheim gesteht, leicht von einer Gleichgültigkeit eingewiegt, die, wenn sie auch nicht die Thätigkeit lähmt, wenigstens durch Zweifel über den Erfolg sie freudlos macht, während der Oheim durch Kabalen und Leidenschaften kleiner Geister in seiner Laufbahn aufgehalten ist und mit unwilliger Kraft gegen verächtliche und doch mächtige Hindernisse ankrebt.

„Ich im ungewöhnlichsten Treiben der Begebenheiten meine persönliche Unmacht fühlend, aber in meinem Gange unterstützt durch die Ueberzeugung, daß die Sache der Grundsätze und die Sache der Regierung, der ich diene, eins und unzertrennlich sei; Beide, weil bei den Besten doch auch Temperament mitwirkt, gewohnt die Dinge vielleicht schwärzer zu sehen als sie vielleicht sind, wir schienen zu besitzen, was Mittheilungsfähigkeit, Interesse und Einverständniß hervorbringt. Ich wenigstens fühlte dies in Ihren Reden und in Ihrem Schweigen, und die herzliche Achtung für Sie, die ich nach Ploen mitbrachte, ist durch Sympathie und Anschauung zu ihrer vollen Reife gediehen."

Hennings antwortet am 15. Juli:

„Ihren gütigen Brief, edler Mann, habe ich erhalten, und freue mich, den Bund der Verschwägerung, den eine liebe und reine Weiberseele zuerst zwischen uns schloß, durch Männergedanken und Männerwünsche immer näher und einiger mit Ihnen binden zu können . . . Die Fülle ist immer noch in meiner Seele, die Leere ist oft um mich. Sie, lieber Reinhard, umarme ich als Bruder und denkenden Freund, und dann wird jene diese, da wo sie noch ist, ausfüllen. Meine

[1]) Genius der Zeit, 1796. Erstes Stück, S. 116.

[2]) Den Briefwechsel zwischen Reinhard und Hennings bewahrt die Hamburger Stadtbibliothek.

und Eleonorens beste Wünsche für Sie und für die Ihrige, die Weib ward, um zu zeigen, welche Blüthenknospe edler Tugenden eine schöne Mädchenseele ist."

Der lebhaft geführte Briefwechsel, der sich an diese Einleitung anschloß, ist ein merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß der Stimmungen und Urtheile, wie sie durch den Gang der französischen Umwälzung bei Denkenden hervorgerufen wurden. Der eine ein Däne, der andere ein Franzose, und doch beide gute Deutsche. Im Mittelpunkt der Erörterung steht die Frage: wie kommt es, daß die edlen Grundsätze der Revolution bei dem Versuch ihrer Verwirklichung eine so häßliche Verzerrung erfahren konnten, und welche Hoffnungen bleiben dem Menschenfreund übrig, nachdem das hochherzig begonnene Werk so traurig gewendet, zu Schandthat und Greuel verkehrt ist? Ganze Abhandlungen schreiben sich die Freunde; je eindringender sie aber das Problem zu fassen suchen, je tiefer sie zur Erklärung der Erscheinungen auf die Natur des Menschen und auf die Gesetze der Geschichte zurückgehen, um so mehr stellt sich eine grundsätzliche Verschiedenheit heraus, und aus der anfänglichen Uebereinstimmung wird ein hartnäckig geführter Streit.

Dabei kann es nicht überraschen, Hennings in der Rolle des Anklägers zu sehen, während Reinhard, der Vertreter der Republik, in die Rolle des Vertheidigers gedrängt wird. Reinhard, der, allen Enttäuschungen zum Trotz, seinen guten Glauben an den Fortschritt festhält, beruft sich auf die vernünftige Grundnatur des Menschen, die es nicht erlaube, daß er sich in einem ewigen Kreise bewege, die vielmehr die Fähigkeit zu fortschreitender Verbesserung und Vervollkommnung in sich schließe. Die Erfahrungen der Geschichte können nicht vergeblich sein. Die Vernunft ist von Zeitalter zu Zeitalter des Fortschreitens fähig. Es muß möglich sein, die Leidenschaften der Vernunft unterzuordnen. Die Mittel zur fortschreitenden Vervollkommnung aber sind Aufklärung und Freiheit. Reinhard gesteht, daß der Fortgang der Revolution, in die er mit dem vollen Glauben an die Perfectibilität der Menschheit trat, auch seinen Glauben wankend gemacht habe. Doch die philosophische Erhebung über die Zufälligkeiten der Geschehnisse schlägt die Zweifel zurück. Der Gang der Menschheit ist unaufhaltsam, wenn er auch nicht regelmäßig sein kann. „Ist nicht erst seit wenigen Jahren, und wie unvollkommen noch, der Anfang gemacht! Und erscheint nicht die französische Revolution auch in ihrem erneuerten Kampfe mit alten Vorurtheilen gerade in dieser Hinsicht so interessant und so folgenvoll?" Der Oheim zeigt sich in seinen Einwürfen als ein entschiedener Anhänger Rousseau's. Jeder Mensch muß wieder von vorne anfangen. Es fehlt jedes Mittel, die moralische Bildung von einer Generation zur anderen zu übertragen. Aus der Summirung der Veredlung der Einzelnen kann nie eine höhere Vervollkommnung des ganzen Geschlechtes entstehen. Aufklärung, Vielwisserei bringt keine Vollkommenheit. Möge nur Jeder in sich streben und suchen, wie er ein besserer, richtiger denkender und so ein vollkommnerer Mensch werden könnte. Aber der Gedanke, die ganze Menschheit durch Aufklärung besser zu machen, ist aufzugeben. Wo Künste und Wissenschaften blühen, zerfallen die Staaten. „Was ist im Grund all unser Wissen, was unsere Gelehrsamkeit? Den Stolz und die Aufgeblasenheit des Menschen haben sie vermehrt, die Güte des Herzens ist dadurch nicht gebessert,

die Richtigkeit der Urtheilskraft nicht geschärft. Die Leidenschaften oder die wildesten Begierden toben lauter als je." Und bei diesen Sätzen bleibt er auch, als Reinhard zu beweisen sucht, daß durch die Ausbildung des Verstandes der moralischen in die Hände gearbeitet werde, und daß das gegenwärtige Zeitalter in dieser Beziehung allen anderen voraus sei, weil keines eine solche Menge richtiger Begriffe von politischer und religiöser Freiheit in Umlauf gesetzt habe. „Ein solcher Umfang, ein so rascher Umlauf von richtigen, auf die Aufklärung der meisten Nationen anwendbaren Begriffen hat zu keiner Zeit existirt wie jetzt. In der moralischen Welt noch mehr als in der physischen ist der Widerstand der Impulsion proportionirt; bei solchen Stößen mußte das Falsche am Wahren, das Schlimme am Guten, und oft auch umgekehrt das Gute und Wahre am Falschen und Schlimmen zu Trümmern gehen. Auf dem Boden, wo Wahrheit angebaut werden soll, stehen Leidenschaften und Vorurtheile. Dies erklärt Alles." Hennings schickt Reinhard eine von ihm geschriebene Schrift über Rousseau; er preist den Genfer Philosophen als den, der uns vom Irrweg zurückführt. Nein, entgegnet Reinhard, „statt uns vorwärts zu führen, führt er uns zurück, uneingedenk, daß wir dann die nämlichen Irrwege wieder gehen würden. Wissenschaften und Künste sind oft schädlich gewesen, aber sind doch dennoch Werkzeuge, und die einzigen, zur Veredlung der Menschheit. Ohne sie konnte Rousseau den Weg weder finden noch betreten, den er seinen Emil und seine Julie führt. Durch sie sind wir dahin gekommen, ihren Mißbrauch und ihre Schädlichkeit einzusehen und ihren Gebrauch aufs Nützliche einzuschränken. Mögen Sie, mein Freund, immerhin sagen, jeder Mensch müsse sich selbst ausbilden; jeder Mensch bildet sich nur nach dem herrschenden Geiste seines Zeitalters, der Menschen, der Verhältnisse, der Gesetze, die ihn umgeben. Die Ausbildung der Einzelnen hängt folglich immer von der Ausbildung der Menschheit ab."

Man sieht leicht, wohin diese theoretischen Erörterungen zuletzt zielen. Die Revolution hat nicht gehalten, was sie versprach. Ihr Gang hat den Einen zum bekümmerten Zweifler gemacht, droht ihm seine Ideale zu entreißen. Der Andere, obwohl betreten und verdüstert durch den Lauf der Dinge, klammert sich dennoch an die Ideale fest und hofft von der Zukunft, was die Gegenwart versagt. Hennings ist im Begriff, beim Blick auf das gegenwärtige Frankreich allen Glauben an Menschheit, Freiheit und Aufklärung zu verlieren. „Im Jahre 1792 fürchtete ich einen neuen dreißigjährigen Krieg. Der Professor Büsch meinte damals, ein dreißigjähriger Krieg sei nicht mehr möglich, unsere Art Krieg zu führen lasse es nicht zu. Er ahndete nicht einen völligen Umsturz dieser Art, und wer konnte voraussehen, daß die Franzosen Krieg führen würden wie Attila oder die alten Cimbern und Teutonen! Aber wird man jetzt meine Furcht noch unbegründet finden, oder wer kann das Ende der Unruhen absehen!" Reinhard ist schon durch seine Stellung genöthigt, dieser pessimistischen Ansicht zu widersprechen. Und in gutem Glauben vertheidigt er die Sache der Republik. Doch gerade in diesem Augenblick ist die Vertheidigung schwerer denn je. Das Directorium hat sich in und außer dem Lande verhaßt gemacht, der Zweifel am Bestande der Republik greift um sich, die Royalisten erheben keck ihr Haupt. „Die Nation," schreibt Reinhard selbst am 14. August, „wird mit Macht in

alte Gewohnheiten und Vorurtheile zurückgeworfen. Paris schwimmt in Vergnügungen. Es ist eine Republik ohne Republikaner, ein Königthum ohne König!" Da kommt plötzlich die Nachricht vom Staatsstreich des 18. Fructidor (4. September). Durch dieses Ereigniß ist Alles mit einem Schlage verändert. Wiederum eine der großen Schicksalswenden im Verlauf des blutigen Dramas. Noch einmal haben die Jakobiner sich der Gewalt bemächtigt, durch Aechtung und Deportation ihre Gegner beseitigt. Wird das nicht auch Reinhard, dem langmüthigen Vertheidiger, zu viel sein? Dieser Bruch der Verfassung, dieser Rückfall in die Methoden der Schreckenszeit? Der Eindruck ist auf ihn der entgegengesetzte: eben dieses Ereigniß, sagt er sich, ist die Rettung der Republik aus den Gefahren, die sie bedrohten. So schwere Wolken hatte er über den Horizont der Freiheit hereinbrechen sehen, daß seine Seele ganz davon umdüstert war — jetzt ist das Gewölk plötzlich verjagt. Befreit athmet er auf und macht die Sache der siegreichen Jakobiner ohne Rückhalt zu der seinigen. Er hat um diese Zeit Kerner wieder nach Paris gesandt und die Aufschlüsse, die ihm „dieser junge Wirtenberger voll Vorzüge des Geistes und des Herzens" zusendet, sind für seine Auffassung entscheidend. Ja, ein politisches Meisterstück nennt er diesen Schlag gegen die royalistische Partei, und dem Oheim schreibt er: „Dieses Mittel, wenn das Directorium die Mehrheit in beiden Räthen nicht gütlich erhalten konnte, war das einzige, um die Republik zu retten, ohne die Constitution über den Haufen zu werfen. Freuen Sie sich mit mir! Es galt die Sache der Menschheit! Ich bin zu bewegt, um viel zu schreiben. Nicht ein Tropfen Blut scheint geflossen zu sein!" Doch der ehrliche Hennings ist weit entfernt, dieser Aufforderung zur Mitfreude zu entsprechen. Sein moralisches Gefühl bleibt von dem jakobinischen Staatsstreich tief verletzt. „Ist das der Sieg der Freiheit," schreibt er an seine Schwester, „wenn der entschiedenste Sultanismus das Mittel wird? Ist das Menschlichkeit? Ist das Abschaffen der Blutgerüste, wenn man auf die grausamsten Todesarten, auf Verbannung nach einer vergifteten Luft, wo der Tod unfehlbar ist, raffinirt! Nein! Frankreich ist nicht frei, die Regierung ist nicht gesichert, so lange solche Mittel nöthig sind. Ich gestehe es, weniger als je traue ich der französischen Verfassung und der Freiheit." Und an Reinhard selbst schreibt er zurück: „Ist das der Gang der Aufklärung, das vollkommene Menschheit! Mein Glaube an Menschheit, Freiheit, Aufklärung, Vervollkommnung in Masse wankt mehr und mehr, nur an Tugenden der Verborgenheit ist gottlob bisher mein Glaube nicht gescheitert, und das ist hinreichend, zu trösten." Reinhard selbst muß doch in seinem nächsten Briefe zugeben, daß es ein gefahrvolles, verzweifeltes Mittel ist, die Verfassung durch einen Bruch der Verfassung aufrecht zu erhalten; allein er bleibt dabei, daß nur durch dieses Mittel die Republik gerettet werden konnte und daß um der Menschheit willen die Republik erhalten werden müsse.

„Auch zugegeben, daß unter den vierzig deportirten Repräsentanten die Hälfte die Republik, nur durch andere Mittel, habe erhalten wollen, was konnte sie hoffen, wenn sie mit solchen Alliirten wie Pichegru den Sieg erfochten hätte! Freilich ist der Regierung dadurch, daß sie die Constitution, ihre Garantie verletzte, aus einer nahen Gefahr in eine andere gerathen, die zwar entfernter, aber ebenso fürchterlich ist; künftige Verschwörer werden die Constitution durch die Constitution selbst zu stürzen, für einen zu langsamen Weg halten und mit rascher blutiger Gewalt-

thätigkeit ihren Zweck zu erreichen suchen. Der Nation selbst kann jenes heilige Grundgesetz ihrer Verfassung nicht mehr die gleiche Verehrung abfordern, weil es nicht unverletzt geblieben ist. Allein da unter solchen Uebeln zu wählen war, so mußte die Wahl dahin fallen, wo das große Rettungsmittel, die Zeit, gewonnen wurde."

Reinhard hofft noch, daß die Republik, wenn sie nur am Leben bleibe, auch im Stande sein werde, zur Tugend zurückzukehren. Aber wie wenig zuversichtlich ist diese Hoffnung geworden!

VIII.

Dieser Brief Reinhard's ist am 12. October geschrieben. Es war der Jahrestag seiner Vermählung. Alle, die vor einem Jahr in Neumühlen den Tag feierten, waren heute zur Doctorin geladen, und Reinhard schrieb dem Oheim: „Ich fühle mich doppelt glücklich in der Erinnerung und in der Zukunft; die Probe eines Jahres spricht für unsere gegenseitigen Gesinnungen gut. Selbst wenn das Schicksal uns aus dem liebenswürdigen Kreise herausrisse, in dem bis jetzt meine Gattin ihre bessere Welt fand, so würde die Angewöhnung an mich, unterstützt von Pflicht und Liebe, ihr die Trennung erleichtern." Der Gesandte mochte bereits Grund zu der Vermuthung haben, daß der Zeitpunkt der Trennung näher sei, als die Familie seiner Frau glauben wollte.

In diesen Tagen war ganz Hamburg noch voll von dem frohen Ereigniß der Ankunft Lafayette's. Nach dem Präliminarfrieden von Leoben war endlich der berühmte Gefangene mit seinen beiden Haftgenossen, Bureau de Puzy und Latour-Maubourg, aus Olmütz freigelassen worden. Zwei Damen aus der Familie des Generals hatten sich bereits bei Ploen niedergelassen, und nun sah man mit freudiger Spannung der Ankunft des „Helden zweier Welten" entgegen. A. Hennings, dem es Bedürfniß war, aller Bedrückten und Nothleidenden sich anzunehmen, hatte in seinem „Genius der Zeit" immer wieder den Anwalt und Lobredner des Gefangenen gemacht, seine Kerkerleiden geschildert, das Mitleid für ihn angefacht, seine Freilassung gefordert. Als nun der General am 4. October in Hamburg an Land stieg, empfingen ihn mit Jubel Freunde und Verehrer aus allen Nationalitäten. Varnhagen erinnerte sich aus seiner Knabenzeit, daß die französischen Republikaner unter dem Vorsitze Reinhard's ein Fest in Harvestehude feierten, bei welchem ein Sänger vom französischen Theater in Hamburg patriotische Lieder vortrug, und er meinte, dieses Fest sei in Verbindung mit Lafayette's Freilassung gewesen. Doch war Lafayette selbst nicht anwesend[1]). Sieveking hatte dem General Neumühlen zur Wohnung angeboten, dieser war aber gleich mit seiner Familie nach Ploen gezogen. Hier machte Hennings bald die persönliche Bekanntschaft des Generals, und in den Briefen zwischen Hennings und Reinhard ist öfters von dem Helden des Tages die Rede. Am 12. October schrieb Reinhard:

„Sie haben nun Lafayette um sich. Ich habe diesen interessanten Mann einige Male gesehen, als Mensch den Menschen; denn als Minister war meine Lage gegen ihn, nach mehreren Rück-

[1]) Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Bd. I, S. 226. Es liegt bei Varnhagen wohl eine Verwechslung mit der Feier des 1. Vendémiaire (22. September) vor, der als Geburtstag der Republik von den Franzosen officiell gefeiert wurde.

sichten, delicat. Ich war durchaus ohne Instructionen; und wenn die französische Regierung es ihrer würdig fand, durch ihre Dazwischenkunft einem Verbrechen des ungeheuersten Despotismus ein Ende zu machen, so folgte daraus nicht, daß sie Denen, die ihr ihre Befreiung danken, durch diese Handlung zugleich ihre Bürgerrechte wiedergebe. Die neuesten Begebenheiten selber hatten Veranlassung gegeben, den Vertheidiger einer beschworenen Constitution mit Verräthern des Vaterlandes zusammenzustellen, die sich mit ihm in Rücksicht auf die Absichten verglichen, und nur in Rücksicht auf den Erfolg nicht mit ihm verglichen sein wollten. Ich weiß nicht, ob man mein Betragen billigen werde oder nicht; aber ich habe nach meinem Gefühl gehandelt. Lafayette hat besonders den Damen weniger interessant geschienen als sein Unglücksgefährte Puzy, dessen melancholische Züge das Gepräge langer Leiden tragen. Die Einbildungskraft hatte sich diese Opfer des Despotismus natürlicherweise unter der Gestalt des Kummers und des Unglücks gedacht. Lafayettens Selbstzufriedenheit, die aus Mienen und Reden hervorleuchtete, contrastirte mit der Erwartung. Daß Eitelkeit im Charakter dieses gewiß sehr edlen Mannes lag, ist bekannt; und es ist eine bekannte Erfahrung, daß Menschen, in langer Gefangenschaft auf sich selbst eingeschränkt, auf ihre Person und auf ihre Schicksale eine um so größere Wichtigkeit legen, je mehr sie sich von allen äußeren Gegenständen verlassen fanden."

Weit enthusiastischer äußerte sich der warmherzige Hennings. Er hatte sich schnell mit Lafayette befreundet, dessen Liebenswürdigkeit ihn ganz bezauberte. „Sein reizbares Herz hat mich ihm gleich näher gebracht .... Er ist der liebendste, aufrichtigste, biederste Charakter, der sich denken läßt. Er spricht mit vieler Klarheit, Bestimmtheit und Anmuth, ist nie verlegen oder zurückhaltend und antwortet ohne Umschweif auf jede Frage. Ein sicherer Beweis, daß er nie zu Intriguen herabstieg oder Verschwörungen machte." Ein Urtheil, das Reinhard nicht ganz unterschreiben konnte. Am 15. Frimaire (5. December) schrieb er wieder dem Oheim:

„Lafayette hat mehr als die Meisten seiner Nation richtiges und feines moralisches Gefühl, mehr Muth als Charakter, mehr geraden Sinn als Genie, und mit all' diesem bezahlt er seinem Mutterlande den Nationaltribut der Eitelkeit. So in der ungeheuren Epoche der Revolution, unter dem intriguenvollsten Volk, auf den ersten Posten gestellt, mußten die Erscheinungen entstehen, die ihn bald zu groß für seinen Charakter, bald zu klein für seinen Posten gezeigt haben. Mehr als Andere fähig und entschlossen, unabhängig zu handeln, hat er diese Unabhängigkeit nicht immer behaupten können; selbst den Intriguen hat er nicht immer widerstanden und dadurch den Vorwurf von Inconsistenz auf sich geladen. Sein System, eine Constitution zu erhalten, die er nicht liebte, und einen König zu vertheidigen, den er nicht achtete, war der französischen Immoralität zu fremd, um zum Zwecke zu führen. Nun sind jene Zeiten, wo er aufgetreten war, zu alt, die Köpfe zu sehr von der Gegenwart eingenommen, die Herzen zu erschöpft, um das Interesse wieder zu beleben. Selbst seine Leiden lassen gleichgültig in einem Lande, wo Jeder so viel Leiden gesehen und selbst erfahren hat. Zum Ersatz bleibt ihm der Beifall der Besseren und Vernünftigeren und die Ueberzeugung, daß erst dann eine schöne Epoche fürs Vaterland beginnen könne, wenn Lafayette und die ihm gleichen aufhören, verleumdet und verkannt zu sein."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der erste Katarakt.

Von

Georg Ebers.

Noch vor Kurzem fragte in Europa so Mancher mit lebhafter Spannung, was es Neues an den Katarakten gebe, und es war die Politik und das wechselnde Glück der Schlachten, was den Blick nicht nur der Engländer dahin wandte. Die Zeit, in der hier wohl disciplinirte britische Regimenter gegen die zusammengelaufenen Scharen des Mahdi Siege erfochten, die leicht gewesen wären, wenn nicht die Natur zwischen Wendekreis und Aequator der raschen Fortbewegung und Ernährung einer europäischen Streitmacht so schwer überwindliche Hindernisse in den Weg legte, ist fürs Erste vorbei, wenn auch der Gährungsstoff unter den Muslimen in jenen Breiten noch keineswegs zur Ruhe kam. Aber, was die Zukunft auch bringe: die überlegene Energie und Schulung, die nüchtern erwägende Klugheit und bessere Bewaffnung des Europäers wird hier stets die Oberhand behalten.

Im letzten Kriege hätten die englisch-ägyptischen Regimenter, die in feurigem Fanatismus glühenden, beweglichen und bisweilen sogar recht gut geführten Haufen der afrikanischen Derwische noch schneller zu Paaren getrieben, wenn der Transport der Mannschaften, des Kriegsgeräthes und Proviantes nicht durch die natürlichen Hindernisse, welche die Schiffahrt aufhielten, in höchst unwillkommener Weise erschwert worden wäre.

Wer mit zugesehen hat, welche Mühe, welchen Aufwand von Zeit und Menschenkraft es erfordert, ein größeres Nilboot über die Stromschnelle zu befördern, die immer noch den stolzen Namen „Katarakten" führen, muß sich billig wundern, daß die ägyptische Regierung, unter deren Auspicien das Nilthal mit einem vielmaschigen Netz von Schienen und Telegraphenleitungen überspannt ward, nicht längst Sorge trug, die Wasserstraße, welche Chartum mit Kairo verbindet, und die auch für die englischen Oberherren des Landes so große Wichtigkeit besitzt, von jedem Hinderniß zu befreien. Die Lösung dieser Aufgabe wäre für britische Ingenieure ein Kleines, und der Erfolg, wie wir sehen werden, von vornherein gesichert.

Das Neue, das wir jetzt noch von den Katarakten zu berichten wissen, bezieht sich nämlich auf die jüngst entdeckte inschriftliche Bestätigung des Umstandes, daß wenigstens der erste Katarakt schon im frühen Alterthum für Schiffe passirbar

gemacht wurde, und diese Nachricht scheint uns wohl geeignet, die ägyptische Regierung anzuspornen, mit der Herstellung zunächst eines Canals durch die Stromschnelle zwischen Aswān und der Insel Philae ungesäumt zu beginnen. Man weiß ja ohnehin nirgends besser als zu Kairo, wie große Schwierigkeiten die Stromschnellen dem Verkehr mit dem Sudan in den Weg legen.

Schon vor etlichen Jahren hat man durch die Anlage einer Eisenbahn, welche Menschen und Waaren um den ersten, nördlichsten Katarakt herumführt, ein Werk geschaffen, das den Reisenden und Händlern manchen Vortheil bietet; die Letzteren aber sind gezwungen, die Güter, welche sie dem Süden zuführen oder von dort her nach Kairo bringen, auf dem Wasserwege zu befördern. Wünschen sie für dieselben den neuen Schienenweg zu benutzen, so gilt es die Waaren umzuladen und das erleichterte Schiff über den Katarakt ziehen zu lassen oder jenseits desselben sich eines neuen zu bedienen. Das Alles ist so kostspielig wie zeitraubend, und selbst unter den günstigsten Umständen, das heißt, wenn es bei hohem Wasserstand angeht, ein beladenes Nilboot über die Stromschnellen zu ziehen, erleidet die Fahrt eine Verzögerung von wenigstens zwei, bisweilen aber auch von drei und vier Tagen, und die Beförderung einer gewöhnlichen Dhahabije, die 200 Ardeb (der Ardeb zu 180 Liter) faßt, über den Katarakt kostete während unseres letzten Aufenthaltes am Nil nach unserem Gelde 120 Mark. Dazu kommt noch das Bachschich oder Trinkgeld, worin sich bei der Ueberführung eines großen Nilbootes an hundert Kataraktenleute und ihr Re'is oder Vorsteher theilen, und das sich auf 40—50 Mark zu belaufen pflegt. Die Arbeit dieser Leute ist auch keine leichte, und es bietet ein höchst eigenartiges Schauspiel, ihre herrlich gebauten nackten Gestalten, deren Haut, wenn die Anstrengung ihr die Poren öffnet, im schönsten Kupferbraun spiegelglatt glänzt, das Schiff umwimmeln, es mit katzenartiger Geschwindigkeit erklettern, es mit Seilen und Stangen ziehen und zurückhalten, stützen und heben zu sehen. Dabei kommt diese fleißige Schar nie zum Schweigen, sondern singt, schreit und ruft Heilige an, bis das Werk vollbracht ist. Auch beim höchsten Wasserstand kann kein größeres Nilschiff ohne den Beistand so vieler Menschenkräfte den Katarakt passiren, während man allerdings in kleinen Ruderbooten von der Insel Philae oder dem Dorfe Schellāl, dem südlichen Endpunkt der Eisenbahn aus, nach Aswān zu gelangen vermag.

Schon dieser Umstand beweist, wie falsch es wäre, sich die Nilkatarakten wie den Rheinfall von Schaffhausen oder gar den Niagara vorzustellen. Die Berichte alter Reisenden, die von den die Katarakten oder Katadupen umwohnenden Menschen erzählen, daß sie in Folge des wilden Getöses der von den Felsen stürzenden Wassermassen allesammt taub seien, wurden noch am Hofe Ludwig's XIV. geglaubt, doch schon seit der Expedition des Generals Bonaparte nach Aegypten und dem Erscheinen des großen Werkes derselben, der „Description de l'Égypte", ist sichere Kunde an Stelle dieser Wundermähren getreten, und wenn wir selbst bei Gebildeten immer noch der Meinung begegneten, die Nilkatarakten seien großartige Wasserfälle, so ward dies durch mancherlei Nachklänge jener alten sagenhaften Berichte verschuldet.

Immerhin ist die Fahrt über den Katarakt im Ruderboot stromauf unmöglich, stromabwärts nicht gefahrlos und bei dem jetzigen Zustande der Stromschnellen für die Beförderung von Reisenden und Waaren gleich unanwendbar. So viel

mir bekannt ist, haben außer Heinrich Brugsch und mir wenige Europäer eine solche unternommen, und die Beschreibung derselben, die ich gleich nach der glücklichen Ankunft zu Aswân niederschrieb, mag darum hier mitgetheilt werden. „Ich hatte," so heißt es in meinem Tagebuche, „zwei von unseren eigenen Matrosen, sowie zwei Nubier, einen tüchtigen Mann und einen kaum dem Knabenalter entwachsenen Ruderer an Bord. Der alte Katarakten-Re'is (Schiffsführer) saß am Steuer. Hinter dem Dorfe Schellâl, seiner Heimath, läßt sich das Brausen des Kataraktes vernehmen und wird lauter mit jeder Minute der weiteren Fahrt. Die Felsen und Blöcke im Bette des Stromes sind rothbraun, aber da, wo sie vom Wasser erreicht und dann von der glühenden Sonne dieser Breiten ausgetrocknet werden, glänzend wie die schwarze Oberfläche einer verdunstenden Lache. Hinter und vor mir, zu meiner Rechten und Linken, unter und über mir sah ich nichts als Felsen, Wasserflächen und den blauen wolkenlosen Himmel; mein Gehör aber war wie gebunden von dem Gebrause der Wellen, das, sobald der Kiel der Feluka sich der eigentlichen Stromschnelle näherte, seine Stimme so laut erhob wie die vom Sturm gegen ein felsiges Ufer gepeitschte Brandung. Jetzt folgten Minuten der höchsten Anstrengung für die Mannschaft, welche sich durch fortwährendes Anrufen von hülfreichen Heiligen, besonders des heiligen Sa'id, des Retters aus schnell hereinbrechenden Gefahren, zu ermuntern und zu ermuthigen suchten. Bei jedem Ruderschlage ertönte ein lautes „Ja Sa'id" (O, Sa'id) oder „Ja Muhammed" oder „Gott ist gnädig", und die Arme an den Rimen durften nicht erlahmen; denn es galt die Mitte der Stromschnelle zu behaupten, um nicht an die Felsen geschleudert zu werden. Der Re'is, der das Boot lenkte, war ein sehniger Sechziger, der den langen Hals, bis die Gefahr überwunden war, weit vorstreckte und mit den in schärfster Spannung glänzenden Augen und dem hageren Vogelgesichte wie ein Adler aussah, der nach Beute späht. Alles ging zuerst vortrefflich; auf der linken Seite ruderten aber nur ein Mann und ein Knabe, auf der rechten zwei Männer. Als wir von der zweiten Schnelle aus in eine neue Wasserader einzubiegen und die Matrosen links mit dem Aufgebot aller Kräfte zu rudern hatten, reichten diese nicht aus, und der Strom kehrte den Nachen so um, daß das Steuer nach vorn zu stehen kam. Dieser Moment bildete den Glanzpunkt der Fahrt; denn der Re'is verlor keinen Augenblick die Besinnung, hielt und lenkte mit dem Fuße das Steuer, half mit den Armen den Ruderern zur Linken, drehte den Nachen wieder um, brachte uns in das rechte Fahrwasser und dann in den langsamer fließenden Nil und nach Aswân. Die ganze Fahrt hatte 42 Minuten gedauert."

Ein Abenteuer dieser Art bietet ja dem Mann in jüngeren Jahren großen Reiz, in älteren erinnert er sich gern seines Verlaufes, doch ist er sicherlich im Rechte, wenn er Andere warnt, sich der gleichen Gefahr auszusetzen. Man kann die Hauptstromschnelle, welche Biban el-Schellâl oder die Thore des Katarakts genannt wird, ohnehin vom Ufer aus sehen, und es fehlt dort nie an nubischen Männern und Kindern, die sich um ein Bachschîsch zu verdienen, vor den Augen der Reisenden auf Balken oder Rohrbündeln von den jäh dahin tosenden Wassern fortreißen lassen. Die ganz besonders hübschen braunen Kinder dieser Gegend werfen sich auch ohne jede Stütze in den Strudel, und sie lachen und bitten, indem sie die Händchen aus dem Wasser erheben, um ein Bachschîsch, während sie

wie Bälle oder muntere Fischlein von den rauschenden Wellen in die Höhe und in die gischtende Fluth zurückgeworfen werden. Dennoch möchten wir es keinem Europäer rathen, es ihnen nachzuthun. Ein hoffnungsvoller junger Engländer, der es wagte, hatte es, obgleich er ein guter Schwimmer war, mit dem Leben zu büßen. Seine Leiche wurde acht Tage lang von dem mörderischen Strudel festgehalten, bevor er sie ans Land warf. Jetzt findet man auf dem koptischen Friedhof bei Aswān einen Grabstein mit seinem Namen D. Cave, der warnend an seine tollkühne That erinnert.

In der Nähe von Aswān schieben sich die granitenen Bildungen der Kataraktengegend wie ein Riegel in den nubischen Sandstein, der so häufig Berge in der Form von abgestumpften Kegeln und Sargdeckeln bildet und der im Norden und Süden des ihn durchbrechenden Urgesteinstreifens sich ziemlich weit hinzieht.

Aswān ist das altägyptische Sun, d. h. der den Eingang gewährende Ort. Daraus entstand sein griechischer Name Syene, und diesem verdankt eine gewisse Granitart, der Syenit, den ihren. Wunderlicher Weise ist aber das von dem Mineralogen Syenit genannte ein anderes als das in der Nähe von Syene anstehende Gestein. Granitproben, die ich aus den Brüchen von Aswān und von den Katarakteninseln Sehēl und Bige mitbrachte, bestätigten diesen auffallenden Umstand, und mein berühmter Leipziger College, Geh. Bergrath Zirkel, erklärte mir diesen auffallenden wissenschaftlichen Irrthum. Der Freiberger Mineralog Werner (gest. 1817), dessen Mineralbeschreibungen damals nicht ihresgleichen hatten, glaubte nämlich in dem Gestein des Plauen'schen Grundes bei Dresden alle charakteristischen Merkmale des Granites von Aswān wieder zu finden und nannte ihn darum „Syenit". Fortan galten die Felsen in dem an Kirschbäumen reichsten Thale in der Nähe der sächsischen Hauptstadt als Typus des Syenit, bis Wad nachwies, daß das bei Aswān anstehende Gestein gar kein Syenit in diesem Sinne sei, d. h. daß es eine ganz andere Beschaffenheit zeige wie die Felsen im Plauenschen Grunde. Als Rozière dann am Berge Sinai ein diesem entsprechendes Mineral fand, schlug er vor, den Namen Syenit in den ähnlich klingenden „Sinaït" abzuändern, doch ist diese Bezeichnung niemals zur Aufnahme gekommen, und man fährt fort, den Granit in dem sächsischen Gebirgsthale recht unzutreffend „Syenit" zu nennen.

Derjenige, welcher bei Aswān und in der ganzen Gegend des ersten Katarakts ansteht, hat sehr viel weniger Hornblende als der Syenit des Plauen'schen Grundes. Der erstere, den die alten Aegypter vornehmlich zu architektonischen und plastischen Zwecken benutzten, der auch nach Rom ging und dort mit dem Sammelnamen „lapis Thebaicus" bezeichnet wurde, weil man ihn unter den Monumenten der Amonsstadt am häufigsten antraf, ist in jüngster Zeit, und zwar bei Gelegenheit des Transportes des ersten Alexandrinischen Obelisken nach New-York, von Prof. Stelzner in Freiburg neu und, wie Fachmänner versichern, mustergültig analysirt worden. Bunte Darstellungen des Gesteins in Natura und in mikroskopischen Dünnschliffen veranschaulichen das Gesagte, das durch Dr. O. Schneider in Dresden, der Granitstücke bei den Brüchen von Aswān und Säulen und Statuenfragmente unter den Trümmern des alten Alexandrien sammelte, ergänzt ward. Der ägyptische Granit erweist sich darnach in der Hauptsache als ein

Hornblendengranit, zusammengesetzt aus Quarz, einen oder zwei Feldspathen, dunklem Glimmer mit starker Thonerde und Eisengehalt, sowie mehr oder minder viel Hornblende. Unter den beiden Feldspathen wiegt der hellrothe, der früher für Orthoklas gehalten wurde, von Stelzner aber als Mikroklin erkannt worden ist, in der schönsten Abart des Gesteins, dem sogenannten Rosengranit, vor[1]).

Der auffallende spiegelnde dunkle Ueberzug, der viele Granitblöcke in der Nähe des Wassers bedeckt, und dessen Aussehen wir bei der Beschreibung der Fahrt, in der Feluka, mit der schwarzen Oberfläche einer verdunstenden Lache verglichen, auf der bisweilen die Farben des Prisma schimmern, finden sich auch bei den anderen Katarakten wieder und ist von A. von Humboldt an den Wasserfällen des Orinoko bemerkt worden. Hartmann vergleicht seinen Glanz mit dem eines viel gebrauchten Bügeleisens und sucht seine Entstehung zu erklären. Andere legten derselben andere Ursachen zu Grunde, doch ist es uns hier auf dieselben einzugehen versagt. Jedenfalls gehört dieser dunkle, spiegelnde Ueberzug zu den charakteristischen Wahrzeichen der Kataraktenufer. Seine Bildung dauerte noch in historischer Zeit fort; denn er breitet sich auch über einzelne Inschriften, die dadurch, besonders im Sonnenschein, schwer lesbar werden.

In gerader Linie mißt die Gegend des ersten Kataraktes etwa sieben Kilometer. Bei Aswan-Syene beginnt sie im Norden. Dieser, von schönen Palmenhainen beschatteten Stadt gegenüber liegt (im Westen derselben) die berühmte Insel Elephantine. Sie hat die Gestalt eines Lavendelblattes, und ihr Name ist nur die Uebersetzung des altägyptischen Ab, was Elephantenstätte oder -Insel bedeutet. Das weitaus interessanteste der auf ihrem Boden erhaltenen Denkmäler ist der Mitjas oder Nilmesser, den schon Strabo beschrieb und den der ägyptische Hofastronom Mahmud Bé 1870 wieder nutzbar machte. Das berühmteste Monument von Syene ist noch nicht wieder aufgefunden worden. Es war der zu Mittag schattenlose Brunnen, der durch diesen Umstand bewies, daß er unter dem Wendekreise liege. Gegenwärtig trifft dies nicht mehr zu; denn der Wendekreis des Krebses ist weiter nach Süden gerückt; im vierten Jahrhundert v. Chr. aber — der Leipziger Astronom Bruhns hat uns dies durch Nachrechnung bestätigt — erhob sich Syene genau unter demselben, und spätestens um diese Zeit muß man also die Schattenlosigkeit des Brunnens bemerkt haben, die im dritten Jahrhundert v. Chr. durch Eratosthenes eine besondere Wichtigkeit erlangte, da sie ihn auf diejenige Methode der Erdmessung führte, welche heute noch gültig ist, auf die wir aber nicht weiter eingehen können, zumal wir ihrer an einer anderen Stelle eingehender gedachten. In dieser Zeit, welche so viel verloren Geglaubtes wieder dem Erdboden entsteigen sieht — wir erinnern nur an die Mumien des größten Pharaonen und die der Oberpriester des Amon zu Der el-Bahri in Theben — ist es wohl möglich, daß auch der berühmte Brunnen wieder aufgefunden wird. 1886 wurden die Grüfte der vornehmsten Herren des Gaues von Elephantine entdeckt und eröffnet, und zwar in Folge von Grabungen, welche von dem Consularagenten Mustapha Schakir begonnen, auf Anlaß des

[1]) Feldspath und Quarz treten zuweilen in Adern oder Gängen auf. An accessorischem Gestein bemerkte schon Delesse Titanit, Eisenkies, Magneteisen und sehr selten Granit in Rhombendodekaädern. Schneider fand dazu Titanit, Anatas, Pistazit, Orthit, Chlorit und Eisenkies. Stelzner wies Apatit, Haematit und Zirkon nach.

englischen Generals Grenfell durch den Major des britischen Geniekorps Plunkett in größerem Maßstabe fortgeführt wurden und zur Eröffnung von einigen zwanzig Gräbern führten. Diese sind in den dem Nil zugewandten Abhang eines die Stadt Aswân (nordwestlich) überragenden Berges gehöhlt, und es führt zu ihnen eine, wie es scheint, in späterer Zeit angelegte Treppe. Sie selbst haben den Nomarchen des Gaues oder doch großen Herren angehört, die zum Theil mit dem Pharao verwandt, hier als hohe Beamte den König vertraten. Die frühesten stammen schon aus der Zeit der sechsten Dynastie und beweisen, daß die zu Memphis residierenden Pyramidenerbauer ihre Herrschaft bis zum ersten Katarakt, Syene und Elephantine ausdehnten. Das interessanteste ist wohl das des Serenptu, der außer anderen weltlichen Würden die des ersten Propheten der Sati, der Herrin von Elephantine, bekleidete, und der in einer Inschrift die an seinem Grab stromab oder stromauf Vorbeifahrenden ersucht, für ihn zu beten. Daraus scheint zugleich hervorzugehen, daß auch zur Zeit dieses großen Herrn der Katarakt zu Schiffe passirbar war.

Die Steinbrüche von Aswân liegen nördlich und südöstlich von der Stadt, und es läßt sich auf ihrem Gebiet heute noch erkennen, wie vorsichtig, sparsam und geschickt man hier Werkstücke von größtem Umfange von den Felsen löste. Man denke, daß man große Obelisken erst von ihrem Gehänge trennte, nachdem man sie auf drei Seiten bearbeitet und sogar schon das Pyramidion an der Spitze angelegt hatte. Wo die Ablösung erfolgen sollte, schnitt man eine Rinne in den Granit und bohrte Löcher in verhältnißmäßig kurzen Abständen hinein. In diese scheint man dann, wie schon die Gelehrten der französischen Expedition wohl mit Recht vermutheten, nasse Holzkeile getrieben zu haben, die man feucht erhielt, und durch deren Anschwellen der Obelisk wie von selbst in einer glatten Trennungsfläche von dem Felsen gelöst wurde. Diese Annahme wird durch die Löcher unterstützt, welche sich heute noch in den Brüchen finden. An einem der südöstlich von der Stadt gelegenen Granitkämme hängt noch ein auf drei Seiten bearbeiteter 28 Meter langer Obelisk. Die größten schon hier behauenen Blöcke hatten einen erstaunlichen Umfang und wurden wahrscheinlich während der Ueberschwemmungszeit auf Flößen bis in das nördliche Delta geschafft. Wie viele Menschenkräfte waren nöthig, um einen Koloß wie den Ramses' II. im Ramasseum, ohne ihn zu beschädigen, den Weg nach Theben zurücklegen zu lassen! Der Transport des Kolosses eines Oberpriesters und Gaufürsten Kai findet sich in einem Grabe des Schech Sa'id Berges zu el-Bersche abgebildet. Diese Statue war 13 Meter hoch, und man hatte sie auf ein schlittenartiges Gestell gesetzt, das an vier Seiten von 4 mal 43, im Ganzen von 172 Arbeitern gezogen wurde. Damit die Taue den polirten Stein nicht verletzten, waren zwischen ihm und der Bildsäule Unterlagen angebracht, und man goß Wasser auf den Weg, damit sich bei der Fortschaffung des schwerbelasteten Holzgestelles sein unterer Theil nicht entzünde. Die Ziehenden sind „die junge Mannschaft" des Gaues, die ihre Arbeit singend verrichtet. Auf den Knieen des Kolosses steht ein Mann, der in die Hände klatschend den Takt dazu schlägt. Der das Bild begleitende Text berechtigte uns zu der an einer anderen Stelle begründeten Bemerkung, daß es dem Volke zur Freude gereicht zu haben scheint, bei der Errichtung eines

solchen Werkes von ewiger Dauer mitzuwirken. Jedenfalls athmet die erwähnte Inschrift heitere Zufriedenheit; wir hören ihren Verfasser rühmen, wie sich beim Transport der Jüngling dem Greise zur Stütze dargeboten, wie der Starke dem Schwachen geholfen und durch dies einige Zusammenwirken sich des Einzelnen Kraft vertausendfältigt habe. Sie berichtet auch, daß der Monarch und seine Kinder in festlichem Schmuck dieser Arbeit beigewohnt hätten, und wir hören bei der Ankunft des Kolosses in der Stadt, die Loblieder der Bewohner des Gaues erschallen. Freilich sehen wir auch bei diesem Transport Stöcke in der Hand der Aufseher, und vielleicht betheiligten sich die Fellachen und Hörigen unter den Königen der zwölften Dynastie, die noch zu den Pyramidenbauern gehörten, und unter deren Regierung der erwähnte Transport stattfand, nicht ungern an der Fortbewegung solcher Lasten, weil sie ihnen als etwas Verdienstliches dargestellt wurde und die Kraft der Hörigen bei der Alltagsarbeit hinter dem Pflug oder beim Bau noch weit schonungsloser ausgenutzt wurde.

Der beiden größten Monolithe, die noch dazu ins nördliche Delta transportirt werden mußten, erwähnt Herodot. Der eine, den er im Tempel von Buto wohl als Sanctuarium sah, welches wir uns wie das von Edfu als einen riesigen, schön behauenen Granitblock zu denken haben, in den man eine Kammer meißelte, war ein Würfel, der an Höhe und Länge vierzig Ellen maß, und der als Decke einen einzelnen Stein trug, dessen Wölbung sich vier Ellen hoch hob. Der andere erweckte die Bewunderung des Halikarnassiers in noch lebhafterer Weise. Er war zum gleichen Zweck wie der von Buto aus der Gegend von Elephantine zum Tempel der Athene (Neith) von Sais gebracht worden, und obgleich die Masse, welche Herodot angibt, hinter denen des erstgenannten Monolithes weit zurückstehen, sollen doch 2000 Mann drei Jahre lang gebraucht haben, um ihn vom Katarakt aus an sein Ziel zu befördern. Die colossale grüne Kapelle, die sich lange unter den Trümmern von Memphis erhielt und erst in der Mitte des 15. Jahrhunderts von einem Mamluken-Emir zerschlagen wurde, kann ihrer Farbe wegen nicht aus der Kataraktengegend gekommen sein. Der dort anstehende Granit ist ja nur an den schmalen Dioritstreifen, die ihn durchziehen, grün zu nennen. Sonst hält er sich zwischen rothbraun und rosa, und der Umstand, daß sich in ihn helle Krystalle, graue und schwarze Bestandtheile mischen, veranlaßte in einer Zeit, die in Allem, was aus Aegypten stammte, eine symbolische Bedeutung suchte, den Verfasser der „umbständlichen Beschreibung von Africa", den alten Dopper, auch darin eine solche zu erkennen; „denn" (wir citiren ihn nach Schneider) „die blinkend rothe Grundfarbe sollte ohne Zweifel (sic) das Feuer oder die feurige Kraft und Gestalt der Sonne, die krystallhellen Fleckchen die Luft, die aschblauen das Wasser und die schwarzen die Erde bezeichnen". So würde also der Granit vom ersten Katarakt als Versinnbildlichung der vier Elemente besonders hoch geschätzt worden sein; doch hat sicherlich kein alter Aegypter an diese Deutung gedacht, die auf einem dem braven Dopper ureigenen Einfall beruht. Das „dem Auge Wohlgefällige" der rothen Farbe des Granites von Syene führte ebenso wenig, so oft dies auch ausgesprochen wurde, zu seinem häufigen Gebrauch; man wandte ihn vielmehr trotz ihrer auch bei religiösen Bauten an; denn das Roth war die Farbe des verhaßten Seth Typhon und „roth" wird geradezu für „schlecht" gebraucht. Im

Papyrus Ebers werden übele und schädliche Dinge „rothe" genannt, und rothhaarige Menschen galten wegen der Farbe ihres Hauptschmuckes für typhonisch und wurden darum verabscheut oder doch mißachtet. Die Festigkeit des Kataraktengranites ist es sicherlich allein, die ihn den Architekten werth machte und sie veranlaßte, ihn auch bei Gebäuden von Kalk und Sandstein als „Träger" zu verwenden. Die Bildhauer erkannten recht wohl, daß sein spiegelnder Glanz die Wirkung ihrer Werke beeinträchtige, und sie scheinen darum viele Statuen von Rosengranit in polychromer Weise angemalt zu haben. Auf einigen — am besten an einem Koloß zu Tanis — fanden wir noch Farben erhalten.

An den Ufern des ersten Kataraktes und im östlichen Hinterlande steht der Granit in Kuppen und Kämmen, die eine Höhe von siebzig Metern über dem Flusse erreichen, massenhaft an; viele der auf dem Gebiet der Stromschnellen aus dem Wasser ragenden Inseln sehen dagegen aus, als wären sie aus runden Blöcken zusammengefügt, und diese ohne Hülfe der Menschenhand entstandenen Bauwerke der Natur scheinen den alten Aegyptern besonders ins Auge gefallen zu sein; denn auf einem der wenigen Landschaftsbilder, welche die Denkmäler zeigen — es hat sich am westlichen Theil des Isistempels von Philae erhalten — findet sich eine solche aus natürlichen Werkstücken zusammengefügte Kataraktenklippe naturgetreu dargestellt. Auf ihrer Spitze steht ein Geier und ein Sperber, und in ihrem Innern hockt in einer runden tief in das Gestein eindringenden Höhle, von einer Schlange umrahmt und bewacht, der Nilgott, der aus den länglichen Vasen, die er in jeder Hand hält, Wasser ausgießt. Dies Gemälde bezieht sich auf die symbolischen Quellen des Nils, die nach der priesterlichen Lehre unter den Strudeln des Kataraktes südlich von Elephantine zwischen dieser Insel und Philae entsprangen, und die man die „Qerti" oder Quelllöcher von Elephantine nannte. Ihnen, nicht dem so oft „gemein" und „nichtswürdig" genannten Aethiopien, hieß es, entstamme das wohlthätige Naß, welches die Aegypter tränkte und ihre Aecker mit Fruchtbarkeit segnete. Die Lage der eigentlichen Nilquellen sollte den Sterblichen ein Geheimniß bleiben. Ein Priester von Sais unterrichtete den Herodot von dieser Anschauung; denn „zwischen Syene und Elephantine", sagte er, „liegen zwei Berge, Krophi und Mophi, mit hohen, spitzen Gipfeln, und mitten aus diesen Bergen kommen die grundlosen Quellen des Nils". Unter diesen spitzen Höhen in der Kataraktengegend sind gewiß die erwähnten Inseln gemeint; aus dem Todtenbuche aber erfahren wir, daß der Seele des Verstorbenen erst an der zwölften Pforte der Unterwelt Einlaß in das Mysterium von der wahren Lage der Nilquellen gewährt werden solle. — Der Auffassung, daß der Aegypten bewässernde Strom in der Kataraktengegend entspringt, verdankte wohl auch ein Theil der Insel Elephantine und ebenso — eine Inschrift scheint es zu beweisen — die Kataraktеninsel Konosso den Namen Qebh, d. i. geweihtes oder Libationswasser; denn man dachte sich hier den Kataraktengott Chnum den Strom in ähnlicher Weise ausgießend, wie den Nilgott auf dem oben erwähnten Bilde zu Philae. Die Göttin Sati, welche gewöhnlich neben dem Chnum, wo er als Kataraktengott auftritt, genannt wird, ist eine Form der Isis Sothis und gehört hieher, weil mit dem Frühaufgang des Sothis oder Hundsternes die Ueberschwemmung begann, und der Nil also für die Aegypter gleichsam zur Neugeburt gelangte. Der Name Sati bedeutet Versenderin. Den Pfeil, wenn

sie, die oft Bogen und Pfeile in der Hand trägt, schießt, das Wasser, wenn sie es, wie bei den Katarakten, ausgießt. Sehr häufig tritt neben ihr die ʿAnqe (Anukis) auf, und auch diese sehen wir neben der Sati (zu Dendera) Wasser — das der Nilüberschwemmung — aus einer Vase ausgießen. Chnum oder Chnum R'a ist der Herr von Elephantine, und charakteristisch genug wird er auch mit Nun, dem Vater der Götter, identificirt, d. i. dem Urgewässer, das gemäß der ägyptischen Lehre, die dem Thales von Milet nicht unbekannt gewesen zu sein scheint, als Urgrund aller Dinge galt. Ein näheres Eingehen auf die mythologische Gedankenreihe, durch welche Chnum auch zum Bildner der Welt und Former der Menschen wird, ist uns hier untersagt.

Auf der Fahrt den Katarakt herauf, also von Norden nach Süden, bleibt erst Aswân-Syene gegenüber die Insel Elephantine zur Rechten liegen, dann geht es an zwei wenig bemerkenswerthen Eilanden, deren südlicheres Salûg heißt, vorüber, zu der Insel Sehel, von deren felsigen Klippen aus man schon das lärmende Gebraus des eigentlichen Kataraktes vernimmt. Etwa einen Kilometer weiter gen Mittag jagt bei dem oben erwähnten Bab el-Schellâl oder Kataraktenthor die Stromschnelle am jähesten zu Thale. An der Insel Schellâl schäumt das strudelnde Wasser noch wild genug vorbei, während der Nil bei dem Dorf Mahada sich noch ziemlich ruhig gebärdet und bei dem Hafenörtchen Schellâl kaum viel schneller dahinwogt wie auf der Bahn durch sein nubisches Sandsteinbett. Ihm gegenüber erweitert der Fluß sich beträchtlich, und die Arme, in die er sich theilt, umspülen südlich vom Dorfe Schellâl und ganz in seiner Nähe die drei berühmten Eilande Konossо, Philae und das diesem dicht gegenüber liegende Bige. Das große Eiland el-Hesse, das in Gestalt eines Hundekopfes den größten Theil der herzförmigen Nilerweiterung anfüllt, und das lange, schmale Inselchen Aunawarte, welches sich wie das Halsband der Dogge ausnimmt, für deren Kopf man el-Hesse ansehen könnte, bieten wenig, das werth der Erwähnung wäre. Um so bedeutungsvoller in jeder Hinsicht sind die anderen Kataraktеninseln, und es ist uns besonders leid, daß wir an den großen Schönheiten und dem vielen Bemerkenswerthen, das besonders die Insel Philae bietet, flüchtig vorübergehen müssen. Einen bezaubernderen Aufenthalt als dieses Eiland, besonders wenn es in den angenehm frischen Winternächten des Wendekreises unter dem milden Licht des Vollmondes ruht, möchte es schwerlich geben auf Erden. Es ist dann, als walte hier noch immer die freundliche Isis, deren Kuhhaupt die Mondsichel schmückte, das weibliche empfangende Princip in der Natur, die sorgende Mutter, die das Entstehende gedeihlich macht, es mit Schönheit schmückt und es vor Schaden bewahrt, die Heilungsgöttin, die am Horizont das geschwundene Licht zu neuem Leben führt, die in der Menschenseele die Wahrheit triumphiren läßt über die Lüge, und deren Macht es bewirkt, daß der Sterbliche genesen aus der Krankheit hervorgeht. Zu ihr, der großen Heilungsgöttin und ihren Tempeln, sind auch viele gepilgert, denen es um ihren Beistand zu thun war; zahlreiche auf Philae heute noch vorhandene Inschriften machen uns mit den Namen der Wallfahrer und dem Zweck ihrer Reise bekannt; ja, das heilige Eiland war zeitweilig so überfüllt von Besuchern, daß die Priesterschaft den König um Hülfe bitten mußte, um nicht in Folge der Ansprüche, welche die Reisenden und Pilger an ihre Gastlichkeit stellten, selbst zu verarmen.

Den Zauber, den dieses Eiland bietet, auf dessen Boden sich herrliche Tempelbauten, von freundlichem Grün umrahmt, stolz erheben und sich in dem klaren, schnell dahinrauschenden Strom spiegeln, empfinden auch noch die heutigen, sonst für landschaftliche Reize wenig empfänglichen Aegypter; denn für sie gehört es in die Märchenwelt, und es ist uns kein Matrose auf dem Nil, kein Fellah oder ungelehrter Städter begegnet, der den alten Namen „Philae" gekannt hätte. Sie heißen es sämmtlich nach dem Helden eines bekannten Märchens aus 1001 Nacht (es wird in den Nächten 371—380 erzählt), das man heute noch oft in Kaffeehäusern am Nil vortragen hört, „Anas el-Wogūd" und halten die schönste der Katarakteninseln für den Schauplatz dieser Geschichte. In dem Osiriszimmer des Isistempels sehen sie das Brautgemach des nach wechselnden Schicksalen endlich vereinten Paares Anas el-Wogūd und Saher el-Ward, d. i. Blume der Rose.

An einer anderen Stelle zeigten wir, daß dies Märchen keineswegs willkürlich an unsere Insel geknüpft ward. Es liegen ihm vielmehr Erinnerungen an die Geschichte des Suchens und Findens des Götterpaares Osiris und Isis zu Grunde, und Aegypten, vielleicht auch der Tempelbezirk von Philae, ist seine Heimath.

Einer der feinsten Würdiger landschaftlicher Schönheit, der Mann, der durch künstlerisch angelegte Pflanzungen Sandwüsten in schattige Paradiese verwandelte, Fürst Pückler-Muskau, erzählte dem Schreiber dieser Zeilen, daß er auf Philae, das auch er für einen der schönsten Punkte auf Erden erklärte, um die ehrwürdigen Monumente her passende Baum- und Strauchgruppen und auf dem ihm gegenüberliegenden östlichen Festlande einen großen Park habe anlegen wollen. Inmitten des letzteren hätte er gern ein Wohnhaus für sich selbst und eine große Herberge für europäische Reisende oder Kranke hergestellt, denen das milde sonnige Winterklima dieser Gegend sicherlich wohlthun muß. Mohammed ʿAli habe diesen Plan mit Begeisterung aufgenommen, und so ist es denn doppelt zu bedauern, daß er nicht zur Ausführung gelangte. In nächster Zeit wird er indeß gewiß neu aufgenommen werden, und es wäre zu wünschen, daß auch die Pläne und Anschläge des Fürsten unter den nachgelassenen Papieren oder in einem vicekönigl[ichen] Archiv zu Kairo sich wieder fänden. Eine im Schatten schöner Gartenanlagen auf dem östlichen Festland gegenüber der Insel Philae oder auf dem Eilande der Isis selbst angelegte Winterstation würde gewiß große Anziehungskraft üben, und es käme auch ihr zu Gute, wenn es bald möglich wäre, nach einer nicht mehr durch den Katarakt unterbrochenen Fahrt in der Dhahabīje, die man zu Kairo bestieg, am Ufer des Sanatoriumparkes zu landen; die Herstellung eines schiffbaren Canals ist aber, wie gesagt, beschlossene Sache, und den Beleg für die Möglichkeit der Vollendung eines solchen haben in jüngster Zeit Inschriften auf der erwähnten Felseninsel Sehēl geliefert.

Ihnen werden wir uns nun zuzuwenden haben, und so schwer es uns auch fällt, der Tempelanlagen von Philae, der Inschriften, an denen sie so reich sind, und der Geschichte des Eilandes, die auch von dem heilspendenden Isisbilde berichtet, das die Priesterschaft den wilden Wüstenstämmen der Blemmyer alljährlich feierlich abzuholen und eine Zeit lang bei sich zu behalten gestattete, nur erwähnungsweise zu gedenken, müssen wir uns dennoch dazu entschließen, um endlich den neu entdeckten Zeugnissen für die Möglichkeit der Anlage eines Katarakten-canals unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Ihren Fund danken wir dem den Aegyptologen wohlbekannten Amerikaner Mr. Wilbour. Dieser in unserer Wissenschaft wohlbewanderte Herr, der alljährlich zwischen seiner Heimath, Paris und Aegypten den Wohnsitz wechselt, verbringt den Winter am Nil und ist in gefälligster Weise stets bereit, seine schönen Kenntnisse den Mitforschern zur Verfügung zu stellen, denen es um eine genauere Prüfung von inschriftlichen oder Papyrusstellen zu thun ist. In Aegypten selbst studirt er die Denkmäler offenen Auges, und bei einem Besuch der Insel Sehêl stieß er auf drei Inscriptionen, die sämmtlich hohes Interesse gewähren. — Die erste und größte erzählt von „dem sehr großen Unglück bei dem Nichteintreten der Nilüberschwemmung in einem Zeitraum von sieben Jahren", und da die Geschichte sonst von keiner so langen Reihe von dürren Jahren, die in Aegypten nothwendig eine schwere Hungersnoth zur Folge haben müssen, berichtet, so lag es nahe, unsere Inschrift auf diejenige Zeit des Mangels zu beziehen, gegen welche Joseph nach dem biblischen Bericht so weise Vorsichtsmaßregeln traf[1]). Leider ward diese Katarakteninschrift erst recht spät, frühestens im fünften oder vierten Jahrhundert v. Chr., in den Stein gemeißelt — das beweisen die schriftbildenden Zeichen — und dazu verlegt sie die erwähnten sieben Unglücksjahre unter die Regierung des uralten Königs Tosorthros (dritte Dynastie), unter welcher der Sohn des Jacob in keinem Fall nach Aegypten gekommen sein kann. Aber dieser Umstand braucht die Annahme, daß die Erinnerung an die siebenjährige Hungersnoth, von der die Bibel berichtet, hier gemeint sei, nicht zu erschüttern; denn man liebte es, wichtige, von der Sage aufbewahrte und chronologisch nicht mehr festzustellende Ereignisse in die Zeit der ältesten Könige zu verlegen, und so ist die Vermuthung berechtigt, daß man wenige Jahrhunderte v. Chr., als man am Katarakt des unerhört langen Ausbleibens des hier in Aegypten eintretenden Nils gedenken wollte, dies in seiner Art einzig dastehende Mißgeschick in die Zeit einer der ehrwürdigsten Pharaonen verlegte. Daß der Name des Königs, unter dem es wirklich eingetreten war, in Vergessenheit gerathen konnte, wird dadurch weniger auffallend, daß Joseph, wenn man ihn überhaupt für eine historische Persönlichkeit ansehen darf, was uns erlaubter scheint als das Gegentheil, während der Hyksoszeit nach Aegypten gekommen sein muß; in der Epoche dieser Fremdherrscher aber ist es unterlassen worden, Aufzeichnungen über die Regierungsdauer und die Thaten der einzelnen Könige zu machen. Jedenfalls beseitigt unsere Inschrift den Zweifel an die Möglichkeit eines siebenjährigen Ausbleibens des Nils, der Manchen veranlaßte, die ganze Erzählung von Joseph, die der Prophet Mohammed die schönste aller Geschichten nannte, für eine Erfindung der Volksphantasie zu erklären. Sollte sie in der That eine solche sein, so besaß sie doch sicher eine historische Unterlage, und zu dieser gehörte wohl in erster Reihe die Erinnerung an das siebenjährige Ausbleiben des Nils, dessen unsere Inschrift gedenkt, und die mit ihm verbundene Hungersnoth.

Auf der nämlichen Insel Sehêl, und zwar, als er dort am südöstlichen Ufer landete, entdeckte Mr. Wilbour drei weitere Inschriften, deren Inhalt wir hier mitzutheilen gedenken.

[1]) Man vergl. hierüber: Brugsch, „Joseph in Aegypten", Deutsche Rundschau, 1890, Bd. LXIII, S. 252 ff.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Die erste stammt aus dem alten Reiche und ward unter den Auspicien des Königs Usertesen III. (zwölfte Dynastie) hergestellt. Dieser Pharao ist dargestellt, wie er das Zeichen des Lebens von der oben erwähnten Kataraktengöttin Sati in Empfang nimmt[1]); die Inschrift aber, welche sein Bild begleitet, lautet in worttreuer Uebersetzung:

„Im Jahre 8 unter Sr. Majestät dem Könige von Ober- und Unter-Aegypten Usertesen III., dem ewig lebenden, befahl Seine Majestät anzulegen (ăr) einen neuen Canal. Der Name dieses Canals sollte sein „der beste der Wege Usertesen III. des ewig lebenden". Darauf zog Seine Majestät fort, stromaufwärts fahrend, um zu Fall zu bringen das erbärmliche Aethiopien (Kuschches-t).

Länge dieses Canales 150 Ellen,
Breite = = 20 =
Tiefe = = 15 = "

Die zweite Inschrift, über der die Königsschilder Thutmosis I. (achtzehnte Dynastie) angebracht sind, lautet:

„Im Jahre 3 am 22. Pachon (17. April des julianischen Jahres) durchfuhr Seine Majestät diesen Canal blühend (?) und mächtig, als er auf dem Wege war zu Fall zu bringen das erbärmliche Aethiopien (Kuschches-t)."

Die dritte Inschrift ließ Thutmosis III., der größte Pharao der achtzehnten Dynastie und vielleicht aller Könige von Aegypten, herstellen, und sie lautet:

„Im Jahre 50 am 22. Pachon[2]) (17. April) unter Seiner Majestät dem Könige von Ober- und Unter-Aegypten Thutmosis III. befahl Seine Majestät auszuschneiden diesen Canal, nachdem er ihn derartig mit Steinen verstopft gefunden hatte, daß kein Schiff (dbt) auf ihm fahren konnte. Er aber (der König) fuhr auf ihm stromaufwärts, und das Herz wurde ihm weit (vor Lust) niederzumachen seine Feinde. Der Name dieses Canals: „Schön ist die Oeffnung des Weges Thutmosis III. des Ewiglebenden". Was die Fischer von Elephantine angeht, so sollen sie den Zoll dieses Canals einkassiren jedes Jahr"[3]).

Da der Wiener Astronom Mahler jüngst auf Grund gewisser Monddaten, deren chronologische Verwendbarkeit H. Brugsch zuerst erkannte, die Regierungszeit Thutmosis' III., deren Dauer wir durch die von dem Schreiber dieser Zeilen entdeckte Inschrift des Amenem-heb genau kennen, bis auf den Tag bestimmte, läßt sich die hier erwähnte Wiederherstellung des Kataraktencanals sicher in den April des Jahres 1453 v. Chr. verlegen. Sie wurde verständiger Weise während eines niedrigeren Wasserstandes vorgenommen, und was vor dreitausend Jahren den Baumeistern, Steinmetzen und arbeitenden Sklaven von Elephantine und Syene möglich war, das ist ein Kinderspiel für unsere Ingenieure. Ist der erste Katarakt schiffbar gemacht, werden die anderen dann wohl auch in nicht zu ferner Zeit folgen.

---

[1]) Derselbe unter Utersen III. angelegte Canal war übrigens auch der Anukis geweiht, wie die Inschrift Lepsius Denkmäler III, 136h lehrt.

[2]) Die zweite und dritte Inschrift geben das gleiche Datum in sehr verschiedenen Jahren; es scheint also am 22. Pachon ein Fest gefeiert worden zu sein, bei dem man gern den Katarakt überschritt.

[3]) Das „schd" in der letzten Zeile ist nicht ausschneiden oder ähnlich zu übersetzen, sondern nach mehrfachen Analogien „den Zoll einnehmen", „einkassiren".

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte März.

Im deutschen Reichstage erregten die Verhandlungen über das Marinebudget besonderes Interesse. Das allzu weitgehende Programm, das Staatssecretär Hollmann in der Budgetcommission entwickelte, hatte zunächst die Besorgniß wachgerufen, daß die Forderungen für die Marine schließlich ins Ungemessene gehen könnten, bis dann der Reichskanzler General von Caprivi durch besonnene Vermittlungsvorschläge einen Ausgleich herbeiführte, der, wie er die Wehrkraft Deutschlands zur See nicht beeinträchtigen läßt, zugleich der Zukunft in keiner Weise präjudicirt. Mag immerhin die deutsche Marine an erster Stelle die Aufgabe haben, die Küsten der Nordsee und Ostsee zu vertheidigen, so ergeben sich doch aus der Thatsache, daß Deutschland eine Colonialmacht geworden ist, in Verbindung mit der Nothwendigkeit, die deutschen Interessen im Auslande zu schützen, Erfordernisse, denen Rechnung getragen werden muß. Wie friedlich auch die europäische Lage nach wie vor erscheinen mag, so haben nichtsdestoweniger die jüngsten Vorgänge in Paris gezeigt, daß es nicht an Elementen fehlt, die stets bereit sind, „Zwischenfälle" hervorzurufen.

Politische Schwarzseher erinnerten bereits an die aufgeregten Julitage des Jahres 1870, als bei Gelegenheit der Anwesenheit der Kaiserin Friedrich in der französischen Hauptstadt eine Anzahl boulangistischer Organe ihre Versuche der Aufreizung gegen Deutschland erneuerten. Wie vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges in den Straßen von Paris die Losung: „à Berlin!" lautete, bezeichnete auch diesmal der Ruf: „à Berlin!" gewissermaßen den Beginn der Verwicklungen, nur daß dieser Ruf jetzt ursprünglich friedlich gemeint war und von denjenigen französischen Künstlern ausging, die an der Berliner Jubiläumsausstellung theilnehmen wollten. Es bedurfte einer seltsamen Verkettung von Umständen, um zu bewirken, daß ein durchaus unpolitischer Vorgang schließlich zu einer Haupt- und Staatsaction aufgebauscht wurde. Mit Recht bezeichnete ein Pariser Blatt bei der Erörterung der in Betracht kommenden Verhältnisse die öffentliche Meinung in Europa als einen „Kriegsschatz", der in Friedenszeiten aufgespeichert werden müsse. So empfiehlt es sich denn, sine ira et studio zu prüfen, wie die öffentliche Meinung in Europa sich aus Anlaß der Pariser Vorgänge gestaltete.

Daß französische Künstler der an sie gerichteten freundlichen Einladung, an der Berliner Jubiläumsausstellung theilzunehmen, entsprechen wollten, kann um so weniger überraschen, als es in Bezug auf andere deutsche Städte keineswegs an Präcedenzfällen fehlte, wie denn auch augenblicklich gerade hervorragende französische Meisterwerke auf der Kunstausstellung in Stuttgart allgemeines Interesse erregen. So war denn in der französischen Hauptstadt bereits eine aus den angesehensten Künstlern bestehende Jury gebildet, als die früheren Mitglieder der von der französischen Regierung aufgelösten Patriotenliga mit Paul Déroulède an der Spitze die Anwesenheit der Kaiserin Friedrich, die bereits zu wiederholten Malen incognito in Paris verweilt hatte, als Vorwand für einen Coup im Sinne ihrer chauvinistischen Bestrebungen

benutzten. Daß die Kaiserin Friedrich die Ateliers einer Anzahl hervorragender Künstler besuchte, mußte ihr allerdings bei Denjenigen zum Vorwurfe gereichen, die sich nicht in dieser Weise ausgezeichnet sahen. Inzwischen suchten die Boulangisten im innigen Vereine mit den Parteigängern der Patriotenliga nach einem längst ersehnten Vorwande, der ihnen seltsam genug von allzu eifrigen Friedensfreunden geboten wurde.

Um gegen die Theilnahme französischer Künstler an der Berliner Jubiläumsausstellung zu demonstriren, hatten Paul Déroulède und seine „Myrmidonen" an dem Denkmale des Malers Henri Regnault, der am 19. Januar 1871 in Buzenval vor Paris gefallen ist, einen Kranz mit einer patriotischen Inschrift niedergelegt, der auch die Buchstaben L. d. P. (Ligue des Patriotes) trug. Anstatt nun diese Demonstration zu ignoriren, beeilte sich ein allzu eifriger Anhänger der Regierung, den Kranz zu entfernen, wodurch dann hauptsächlich der Zwischenfall zu einer „politischen" Action wurde. Nicht nur die Chauvinisten aller Schattirungen schlugen die Lärmtrommel, sondern auch in der Kammer selbst regte sich lebhaftester Widerspruch, so daß eine Interpellation unvermeidlich schien, bei der sich gar nicht hätte absehen lassen, zu welchen Consequenzen sie geführt hätte. Erst im letzten Augenblicke wurde von dieser Interpellation Abstand genommen, nachdem die Regierung in aller Form die Verpflichtung übernommen hatte, einen neuen Kranz an dem Denkmale Henri Regnault's niederlegen zu lassen. Die Patriotenliga durfte dies um so mehr als einen Erfolg betrachten, als die Bezeichnung L. d. P. in der That ungesetzlich war, da die von Paul Déroulède geleitete Vereinigung aufgelöst ist, während der Einwand, daß die Buchstaben: „Loi, Devoir, Patrie" bedeuten sollten, allzu abgeschmackt war, als daß er ernsthaft in Betracht kommen konnte. So wäre es denn von Anfang an besonnener gewesen, den Kranz an Ort und Stelle liegen zu lassen, zumal er die Kaiserin Friedrich, selbst wenn sie ihn wider alle Wahrscheinlichkeit gesehen hätte, sicherlich nicht im geringsten gestört haben würde. Der Zufall fügte es nun, daß die Kaiserin Friedrich den Park von Saint-Cloud, sowie die Kunstschätze von Versailles besuchte, an sich harmlose Vorgänge, die jedoch von den berufsmäßigen Lärmmachern vom Schlage Paul Déroulède's im chauvinistischen Sinne ausgebeutet wurden, wobei die unwahre Behauptung eine Rolle spielte, die Ruinen des angeblich von den Preußen zusammengeschossenen Schlosses von Saint-Cloud wären das Ziel des kaiserlichen Ausfluges gewesen. Daß es in Wirklichkeit die Franzosen selbst waren, die am 13. October 1870 vom Mont Valérien aus Schloß und Park, wo die deutschen Vorposten standen, mit Geschossen überschütteten, so daß das Gebäude in Flammen aufging, störte die Boulangisten bei ihrem scandalösen Werk nicht. Einer nach dem anderen nahmen die Künstler, die zuerst ihre Bereitwilligkeit erklärt hatten, in friedlicher Weise nach Berlin zu kommen, ihre Zusagen zurück; sie brachten das sacrifizio dell' intelletto, indem sie sich dem Machtspruche Paul Déroulède's fügten. Zugleich führten die dem Letzteren nahestehenden Organe eine so heftige Sprache, daß wohl die Besorgniß gehegt werden konnte, die Abreise der Kaiserin Friedrich von Paris nach London würde die Gelegenheit zu Straßenkundgebungen bieten. Daß diese ausblieben, darf jedenfalls nicht der französischen Regierung als Verdienst angerechnet werden; mußten doch selbst die Hitzköpfe der Patriotenliga vorhersehen, daß eine der Kaiserin Friedrich zugefügte Insulte für Frankreich die bedenklichsten Folgen haben würde.

Die Vorgänge in Paris waren bereits ausreichend, deutlich erkennen zu lassen, daß die von deutscher Seite von Neuem an den Tag gelegte versöhnliche Gesinnung in Frankreich keinen Widerhall fände. Wie berechtigt auch der von den gemäßigten französischen Organen geltend gemachte Hinweis erscheinen mag, daß die weit überwiegende Mehrheit der französischen Bevölkerung sich mit aller Entschiedenheit von den Straßenhelden abwendet, die ohne jede verantwortliche Stellung Uneinigkeit zwischen den beiden Nachbarnationen zu säen, als ihre hauptsächliche Aufgabe betrachten, zeigt sich doch stets wieder von Neuem, daß im entscheidenden Augenblicke die tumultuarische Minderheit in Paris ihren eigenen Willen durchsetzt. Die Vorgänge vor Beginn des deutsch-französischen Krieges legten in dieser Hinsicht vollgültiges Zeugniß ab, gerade

wie die gegenwärtige Deputirtenkammer bereits gerüstet war, eine Interpellation über die Entfernung des Kranzes am Denkmale Henri Regnault's im „patriotischen" Sinne zu erledigen, als ob jene thörichte Maßregel von Berlin aus angeordnet worden wäre.

Wenn in letzter Zeit mehrere erfreuliche Symptome constatirt wurden, aus denen geschlossen wurde, daß sich auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft ein innigerer Verkehr zwischen den beiden Nachbarnationen anbahnte, so genügte das rücksichtslose Vorgehen der französischen Chauvinisten, alle diese Spuren eines friedlicheren Zusammenwirkens im Culturleben verwehen zu lassen. Hatte die elsaß-lothringische Regierung in voller Uebereinstimmung mit den Intentionen der Reichsregierung die strengen Paßvorschriften an der deutsch-französischen Grenze wesentlich gemildert, so wurde es nunmehr für geboten erachtet, die Zügel wieder straffer anzuziehen, um im Hinblick auf die von den französischen Chauvinisten an den Tag gelegten Gesinnungen zu verhüten, daß diese in die Reichslande importirt werden. So wurden denn die strengeren Maßregeln wieder aufgenommen, wobei allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen blieb, daß die wirklich Schuldigen straflos ausgingen, während die Bevölkerung von Elsaß-Lothringen in Mitleidenschaft gezogen wurde. Dieser Auffassung gab dann auch der Landesausschuß von Elsaß-Lothringen in seiner an den Kaiser Wilhelm gerichteten Adresse Ausdruck, in welcher allerdings mit größerem Nachdrucke hätte betont werden können, daß die Bevölkerung der Reichslande nicht bloß die demagogischen Umtriebe der französischen Chauvinisten verdammt und jede Einmischung derselben in elsaß-lothringische Angelegenheiten zurückweist, sondern auch treu zu Kaiser und Reich zu stehen gewillt ist. Ließen sich aber die Unterzeichner der an den Kaiser gerichteten Adresse etwa durch die Erwägung leiten, daß eine minder entgegenkommende Fassung geboten wäre, um den lothringischen Mitgliedern des Landesausschusses die Unterschrift zu ermöglichen, so hat die spätere Zurückhaltung dieser Mitglieder gezeigt, daß eine solche Rücksichtnahme übel angebracht war. Immerhin wird die Adresse insbesondere in Frankreich ihre Wirkung nicht verfehlen, da daraus erhellt, daß die Demonstrationen der ehemaligen Patriotenliga, mögen sie sich auch vor der Statue der Stadt Straßburg auf der Pariser Place de la Concorde abspielen, in Elsaß-Lothringen nicht den erwarteten Widerhall finden.

Wie sehr andererseits bedauert werden darf, daß der Versuch, freundnachbarliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich herzustellen, gewissermaßen im Keime erstickt worden ist, so liegt doch eine Gefahr zu Verwicklungen durchaus nicht vor. Das Verhältniß Deutschlands zu Frankreich ist eben nur dasselbe geblieben, auch unterliegt keinem Zweifel, daß die öffentliche Meinung in Europa das versöhnliche Verhalten Deutschlands anerkennen mußte, während die französische Regierung bei aller Correctheit im internationalen Verkehre zum mindesten den Demagogen im eigenen Lande gegenüber bedenkliche Zeichen der Ohnmacht sich zu schulden kommen ließ. Hatte der Minister des Inneren, Constans, seiner Zeit durch energisches Vorgehen gegen den Boulangismus von Frankreich eine schwere Gefahr abgewendet, so ließ er später diese Entschiedenheit immer mehr vermissen. Beinahe gewann es den Anschein, als ob Diejenigen Recht behalten sollten, die dem Minister des Inneren allerlei ehrgeizige Absichten zuschrieben, deren Verwirklichung auch die Unterstützung von Seiten der Ultraradicalen zur Voraussetzung hat. Wie sehr Constans die Gunst der äußersten Linken anstrebte, erhellte aus seinem Verhalten in der „Thermidor"-Angelegenheit. Genügte doch damals das wüste Toben einer Anzahl von Parteigängern der Pariser Commune, um den Minister des Inneren zu seinem Verbote der Aufführung des Stückes von Victorien Sardou zu bestimmen, obgleich allen gesetzlichen Vorschriften genügt worden war. Man wird denn auch nicht bei der Annahme fehlgehen, daß der Triumph, welchen die Ultraradicalen errangen, als sie die Unterdrückung der Aufführung eines Theaterstückes lediglich aus dem Grunde durchsetzten, weil darin Robespierre und die Schreckensherrschaft mit einer gewissen Schärfe beurtheilt wurden, wesentlich dazu beigetragen hat, den Muth der Boulangisten wieder anschwellen zu lassen. Hatte sich die Regierung ein erstes Mal schwach gezeigt, so durfte angenommen werden, daß ein

zweiter Ansturm ebenfalls glücken könnte. So erschienen Paul Déroulède und sein Anhang wieder auf dem Plane und beherrschten einige Tage hindurch die öffentliche Meinung.

Daß der französische Minister des Innern aus Anlaß dieser Vorgänge selbst das Gefühl hatte, allzu große Nachgiebigkeit an den Tag gelegt zu haben, zeigte sich bei einer anderen Gelegenheit, die, an sich ohne jede politische Bedeutung, doch zu einer „brennenden Frage" gestaltet wurde. Nachdem nämlich die französische Deputirtenkammer durch ihre ablehnende Abstimmung über einen auf die Wettrennen bezüglichen Antrag implicite zu erkennen gegeben hatte, daß sie das Wetten bei den Rennen für ungesetzlich erachte, zog der Minister des Inneren Constans ohne Weiteres die Consequenzen aus diesem Beschlusse und verbot alle Wetten, die den Charakter des vom Code pénal mit Strafe bedrohten Glücksspiels trügen. Mag nun auch die Institution der Buchmacher auf den Pariser Rennplätzen längst zu einer öffentlichen Calamität geworden sein, so weiß doch jeder Besucher der französischen Hauptstadt aus Erfahrung, wie tief das Wetten bei einem großen Theile der Bevölkerung eingewurzelt ist, so daß die Beseitigung des Totalisators, der ebenso wie die Buchmacher durch das Verbot des Ministers getroffen werden sollte, die größte Unzufriedenheit hervorgerufen hat. Charakteristisch erscheint denn auch, daß die boulangistischen Deputirten in der Kammer alle Hebel ansetzten, das Verbot der Wetten auf den Rennplätzen herbeizuführen, weil die Unzufriedenheit eben das hauptsächliche Element ist, dessen sich die Parteigänger des Generals Boulanger stets mit Erfolg bedienten. Andererseits hätte es doch so nahe gelegen, die boulangistischen Vertheidiger der öffentlichen Moral daran zu erinnern, wie wenig sie grade berufen wären, eine solche Rolle zu spielen, nachdem die „Coulisses du Boulangisme" bekannt geworden sind. Risum teneatis amici! darf man in diesem Zusammenhange ausrufen, sobald die „Moralität" der Boulangisten in Betracht kommt; freilich hat andererseits das Sprüchwort, laut welchem die Lächerlichkeit in Frankreich tödtet, längst seine Gültigkeit verloren. Der ganze Feldzug der französischen Regierung gegen den Totalisator und die Buchmacher wird überdies allem Anschein nach mit einem Fiasco des Ministers des Innern Constans enden.

Waren die letzten Vorgänge in Frankreich keineswegs geeignet, das Ansehen des Cabinets Freycinet-Constans zu erhöhen, so hat das neue italienische Ministerium bisher nicht nur politische Fehler vermieden, sondern auch durch maßvolles Verhalten in der auswärtigen sowohl wie in der inneren Politik seine Stellung zu befestigen vermocht. Mit besonderem Interesse durfte man den Erklärungen des Conseilpräsidenten und Ministers des Auswärtigen Rudini entgegensehen, nachdem ein ganzes Füllhorn bezüglicher Interpellationen in der italienischen Deputirtenkammer ausgeschüttet worden war. Am bedeutsamsten mußten die Aufklärungen erscheinen, die Rudini über die Stellung Italiens im Dreibunde ertheilte. Fehlte es doch nicht an Stimmen, nach denen der Dreibund durch den Sturz Crispi's erschüttert sein sollte, obgleich die Tripelallianz bereits die Grundlage der auswärtigen Politik Italiens bildete, als Crispi zur Uebernahme der Regierungsgeschäfte berufen wurde. Auch konnte an dieser Stelle sogleich nach der Ernennung Rudini's zum Conseilpräsidenten und Leiter der auswärtigen Politik daran erinnert werden, wie er in seiner Wahlrede vor den letzten allgemeinen Wahlen für die Deputirtenkammer betont hat, daß er bereits vor Crispi den Anschluß Italiens an die Friedenspolitik Deutschlands und Oesterreich-Ungarns für durchaus geboten erachte. So steht es denn mit den früheren Versicherungen Rudini's im vollen Einklange, wenn er in der Deputirtenkammer bei der Beantwortung der Interpellationen über die auswärtige Politik in aller Form hervorhob, daß das neue Cabinet die Regierungsgeschäfte nicht übernommen habe, um die Bande des Dreibundes zu lockern, sondern mit dem Entschlusse, denselben aufrecht zu erhalten, da er dem Lande eine lange Friedensära gebracht habe und weiterhin in Aussicht stelle. Der Conseilpräsident wies zugleich darauf hin, daß die Aufrechterhaltung des status quo wohl jenen mißfallen könnte, die nach großen und blutigen Verwickelungen verlangen,

nicht aber jenen, die den Frieden ihres Landes lieben. Als das Bestreben der Regierung bezeichnete Rudini in diesem Zusammenhange, sich des Dankes der Verbündeten zu versichern, indem sie danach trachtete, jeden Grund, jede Drohung eines Angriffs zu beseitigen. Nachdem der Minister des Auswärtigen in dieser unzweifelhaften Weise das treue Festhalten Italiens am europäischen Friedensbündnisse in den Vordergrund gerückt hatte, durfte er mit Fug dem Bedauern Ausdruck geben, daß Zweifel, Verdächtigungen und Mißtrauen in Bezug auf das Verhältniß zu Frankreich laut geworden sind, während die Regierung doch entschlossen ist, mit Frankreich freundschaftliche Beziehungen aufrecht zu erhalten, so daß diejenigen vollständig beruhigt sein dürfen, die irrthümlich in der Tripelallianz ein Werkzeug des Krieges erblickten und noch erblicken. Da mehrfach in der italienischen Presse und dann auch in einer in der Deputirtenkammer eingebrachten Interpellation die Forderung geltend gemacht wurde, den Wortlaut der mit den verbündeten Mächten abgeschlossenen Verträge zu erfahren, erklärte Rudini, daß der Kammer nach der Verfassung allerdings das Recht zustände, die Richtung der auswärtigen Politik der Regierung zu kennen, daß jedoch das Verlangen, die abgeschlossenen Verträge bekannt gemacht zu sehen, so lange nicht erfüllt werden könne, als die anderen Contrahenten nicht zustimmten. Auch wäre die Regierung zur Vorlegung dieser Verträge nur dann genöthigt, wenn dem Lande finanzielle Verpflichtungen auferlegt oder Bestimmungen über Veränderung des nationalen Gebietes getroffen würden. Da ein Abgeordneter auf die Gerüchte hingewiesen hatte, nach denen das Gleichgewicht im Mittelländischen Meere gestört werden könnte, bezeichnete Rudini diese Gerüchte als unbegründet und fügte hinzu, Italien hätte ein zu großes Interesse an diesem Gleichgewichte, als daß es nicht die Würde und Ehre seiner Flagge zu wahren wissen würde, falls jenes in der That gefährdet wäre.

Die Erklärungen des italienischen Conseilpräsidenten waren wohl geeignet, nicht bloß alle Zweifel hinsichtlich der Zuverlässigkeit der Bundesgenossenschaft Italiens zu zerstreuen, sondern auch in Frankreich in beruhigendem Sinne zu wirken. War doch der hauptsächliche Vorwurf, der von französischer Seite gegen den früheren Leiter der auswärtigen Politik Italiens, Crispi, erhoben wurde, daß er oftmals eine allzu herausfordernde Sprache gegen Frankreich geführt, als ob die Tripelallianz in seinen Augen weit mehr ein Kriegs- als ein Friedensinstrument wäre. Gegen die nach beiden Seiten versöhnliche Rede Rudini's läßt sich auch nicht der Vorwurf erheben, daß sie etwa zweideutig schillernd gehalten war. In Deutschland dürfen um so weniger Besorgnisse gehegt werden, als die Tripelallianz in gewissem Maße eine Lebensfrage für Italien darstellt. Das von dem italienischen Minister des Auswärtigen als höchst bedeutsam bezeichnete Gleichgewicht im Mittelländischen Meere erscheint zwar durch Frankreich, nicht aber durch Deutschland und Oesterreich-Ungarn bedroht, gerade wie es Frankreich gewesen ist, das den Italienern ihre natürliche Hauptstadt vorenthielt und, falls es in seinen Kräften stände, wohl heute noch vorenthalten würde. An diesen Thatsachen vermöchten auch die italienischen Radikalen vom Schlage Cavallotti's und Imbriani's nichts zu ändern, so daß ihre Angriffe gegen das europäische Friedensbündniß nur in ihrer unverantwortlichen Stellung eine Erklärung finden.

Wie die auswärtige Politik Italiens durch die loyalen Aufschlüsse des neuen Conseilpräsidenten aufgeklärt wurde, war auch das von dem neuen Schatzminister Luzzatti in der Deputirtenkammer erstattete Finanzexposé wohl geeignet, die hinsichtlich der Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte gehegten Hoffnungen zu verstärken. Das Reinergebniß der vom Schatzminister vorgeschlagenen Ersparnisse wird auf nicht weniger als sechsunddreißig Millionen Lire, mit denen ein verwendbarer Ueberschuß von sieben Millionen erzielt werden soll, berechnet. Auch soll die gesammte Finanz- und Wirthschaftspolitik der Regierung nach dem Grundsatze gestaltet werden, daß die fortschreitende Verbesserung der wirthschaftlichen Lage dem Gleichgewichte im Staatshaushalte, der Regelung des Schatzes sowie der Neuordnung des Notenumlaufes koordinirt sein muß, da nicht der Staatshaushalt zum Schaden der wirthschaftlichen Lage festgesetzt werden darf, vielmehr der Aufschwung der letzteren dem ersteren Kraft

und Elasticität geben soll. Die Gefahr, daß durch die in großem Stile vorgeschlagenen Ersparnisse, die sich zu einem nicht unbeträchtlichen Theile auf das Ressort des Kriegsministeriums beziehen, die Schlagfertigkeit des italienischen Heeres beeinträchtigt werden könnte, ist allem Anscheine nach vermieden. Die Einzelheiten dieser Ersparnisse sind bereits bekannt; sie beziehen sich zum Teil auf die Verwaltung, bei der ein minder schwerfälliger Apparat zur Anwendung gelangen soll. Würde es aber dem neuen Ministerium gelingen, in der That auch die vorübergehenden Ersparnisse durch dauernde zu ersetzen, so wäre dies ein so unleugbarer Gewinn, daß das Ministerium Rudini seine Position wesentlich verstärken würde.

Einen Mißklang in die italienische Politik bringen die aus der ostafrikanischen Colonie gemeldeten Vorgänge, bei denen der mit der Leitung der localen Polizei in Massowah betraute Carabinieri-Lieutenant Livraghi allem Anscheine nach eine verbrecherische Rolle gespielt hat. Noch andere Mitschuldige sind an den zumeist zum Zwecke von Erpressungen und Beraubungen gegen reiche Eingeborene verübten Greuelthaten betheiligt, über welche die bereits von der italienischen Regierung eingeleitete Untersuchung klares Licht verbreiten wird. Das neue Ministerium wird durch diese Enthüllungen in keiner Weise bloßgestellt, wie denn der Conseilpräsident Rudini überhaupt kein allzu begeisterter Anhänger einer kostspieligen Colonialpolitik zu sein scheint, so daß er in der Deputirtenkammer ausdrücklich erklärte, die Finanzlage Italiens gestatte keine großen Ausgaben in der Colonie Eritrea, weshalb dort eine Politik der Sammlung nothwendig wäre.

Einer derartigen Politik der „Sammlung" bedarf es auch in Oesterreich, woselbst der in diesen Tagen neugewählte Reichsrath sich aus so wenig homogenen Elementen zusammensetzt, daß eine geschlossene Regierungsmehrheit nicht vorhanden ist. So wird das Ministerium Taaffe sich auf die deutsch-liberale Fraction, die Polen, die Mittelpartei des Großgrundbesitzes und den Coronini-Club stützen müssen, wenn anders die Regierung nicht auf jede Fortentwicklung der gesetzgeberischen Aufgaben Verzicht leisten will. Als das markanteste Ergebniß der jüngsten Wahlkämpfe für den österreichischen Reichsrath darf die beinahe vollständige Vernichtung der alttschechischen Partei bezeichnet werden, die den radicalen Jungtschechen das Feld räumen mußte. Die Führer der Alttschechen zogen denn auch nur die nothwendige Consequenz der jüngsten Vorgänge, als sie eine Erklärung veröffentlichten, laut welcher ihre Partei vom parlamentarischen Schauplatze im Reichsrathe sich zurückzieht. In elegischem Tone wird in der Erklärung constatirt, daß die tschechischen Wähler ihre Geschicke neuen Männern und einer Partei anvertraut haben, die sich bisher mit fruchtbaren und der „Nation" nützlichen Erfolgen nicht auszuweisen vermag, um so schärfer und schroffer dagegen die Thaten der Alttschechen kritisirt. Daß die Thaten der Alttschechen vielfach in maßlosen Forderungen bestanden, die nur dazu beitragen konnten, dem nationalen Hader in Böhmen und Mähren Vorschub zu leisten, wodurch dann das Terrain für die noch radicaleren Jungtschechen geebnet wurde, unterliegt keinem Zweifel. Jedenfalls darf angenommen werden, daß mit den Tschechen, wenn anders der österreichische Staat sich nicht selbst aufgeben will, nicht pactirt werden kann, da die Gruppe, die nunmehr als Siegerin innerhalb der tschechischen Bevölkerung in den österreichischen Reichsrath einzieht, durch ihre nach Rußland hinneigenden panslawistischen Bestrebungen ihre Stellung zur Genüge charakterisirt. Hieraus erhellt zugleich, daß die polnische Fraction im Hinblick auf ihre feindselige Position gegen Rußland sich um so entschiedener von den Jungtschechen abwenden wird. Nicht übersehen werden darf in diesem Zusammenhange, daß die Polen in Oesterreich sich besonderer Rücksichten von Seiten der Regierung erfreuen, so daß sie, durch ihr eigenes Interesse geleitet, wohl zu den staatserhaltenden Parteien gezählt werden dürfen. Der deutsch-liberalen Partei fällt aber die schwierige Aufgabe zu, durch die Besonnenheit und Mäßigung, welche diese Gruppe stets auszeichnete, eine führende Rolle in dem neuen österreichischen Reichsrathe zu erlangen. Der Sympathien der Deutschen im Reiche dürfen die österreichischen Deutsch-Liberalen sich bei der Lösung dieser schwierigen Aufgabe in vollem Maße versichert halten.

Literarische Rundschau.

Ilse Frapan.

Enge Welt. Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.
Zwischen Elbe und Alster. Hamburger Novellen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1890.
Gedichte. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.
Vischer-Erinnerungen. Aeußerungen und Worte. Ein Beitrag zur Biographie Fr. Th. Vischer's. Zweite Auflage. Stuttgart, G. J. Göschen. 1890.

Die deutsche Literatur hat eine große Anzahl epischer Talente hervorgebracht; wie kommt es trotzdem, daß wir nicht von einem deutschen Roman sprechen können, wenigstens nicht in dem Sinne, wie etwa vom englischen oder französischen? Wir erfreuen uns einiger Romanschriftsteller ersten Ranges; aber sie alle haben uns keinen Roman geschenkt, der den Geist unserer Nation, das Werden und Ringen unserer Gesellschaft in der Weltliteratur repräsentirt. Und ist es nicht ein Widerspruch, daß wir auf dem Gebiete der Novelle, obwohl meiner Ueberzeugung nach eine gute Novelle höher steht als ein guter Roman, Leistungen aufweisen, mit welchen kein anderes Schriftthum zu wetteifern vermag, Leistungen, in denen sich deutscher Charakter, deutsches Gemüth, deutsche Gedankenkraft glänzend und ergreifend widerspiegelt? Die Lösung dieses Widerspruches muß weniger in der Literatur als in den Schicksalen des deutschen Volkes seit den letzten Jahrhunderten gesucht werden. Der Roman ist eine Frucht, welche schwer und langsam aus altem Culturboden und aus historisch gefesteten, traditionell ausgereiften socialen Verhältnissen erwächst; nur das Volk kann ihn besitzen, dessen gesellschaftliche Formen, dessen Daseinsäußerungen überhaupt sich zu einem individuellen Ganzen verdichtet haben. Diese Vorbedingungen fehlen uns; wir haben die Folgen des dreißigjährigen Krieges noch immer nicht ganz überwunden, wir sind als geeinte Nation zu jung, als daß die Spätfrucht des Romans bei uns erwartet werden könnte.

Die Novelle hingegen bedarf zu ihrem Gedeihen keiner solchen Beihülfe der Cultur oder Gesellschaft, ohne welche der Roman als ein in die blaue Luft gebautes Wolkenschloß erscheint; sie bedarf nicht des Horizontes, der das Denken und Handeln eines ganzen Volkes überspannt. Aber weil sie gewissermaßen auf sich selbst angewiesen ist, stellt sie an den Dichter die größeren und subtileren Anforderungen. Zieht im Roman die Handlung wie eine gewaltige Wandeldecoration vorüber, entfaltet er Gruppen und Massen, so hört man in der Novelle nichts weiter als das Pochen eines Herzens und sieht nichts weiter als das sich vollendende Geschick einer Menschenseele. Nicht ohne Grund hat die nach innen gekehrte Poesie der Novelle gerade bei uns ihre herrlichsten Meister gefunden: der nachdenkliche deutsche Poet liebt es mehr, sich in zwei Augen zu vertiefen und den geheimnißvollen Zauber menschlicher Stimmungen und Gefühle zu erforschen, als sich auf einem Parkettboden zu bewegen oder im Trubel der Welt

zu verlieren. Diese Vorliebe aber entspringt durchaus nicht einem Mangel an Talent; im Gegentheil: es gibt nichts Schwierigeres, nichts Höheres und Gewaltigeres als die wahrheitsgetreue Darstellung des Individuums — die Hauptaufgabe der Novelle.

Auf keinem Gebiete der modernen deutschen Literatur ist eine solche Fülle verheißungsvoller Talente aufgetaucht als gerade auf dem der Novelle. Man könnte beinahe glauben, daß die Zerrissenheit, an der die Gegenwart leidet, im Verein mit den unsere Sinne verwirrenden Ahnungen und Gefühlen, mit denen wir in eine neue Epoche hineintasten, einen günstigen Boden für die Novelle bildeten; daß wir inmitten der Kämpfe und Zweifel unserer Zeit um so stärker das Bedürfniß empfinden, die Naturlaute des Herzens zu vernehmen. Zu den schönsten und stärksten Talenten, die mir in den letzten Jahren begegnet sind, gehört Ilse Frapan, die bereits mit dem Wenigen, was sie bisher uns geboten, gezeigt hat, daß sie berufen ist, die deutsche novellistische Kunst zu vertiefen und zu bereichern. Die Leistungen dieser Schriftstellerin bilden in ihrer Gesammtheit den besten Beweis für die Wahrheit der Behauptung, daß ein individuelles Talent sich auf dem schwierigeren Gebiete der Novelle heutzutage viel intensiver, viel eindringlicher äußern kann als in dem weiten, grenzenlosen Bereiche des Romans. Ilse Frapan wandelt nicht auf dem geräuschvollen Heerweg der modernen Literatur, sie geht einsam und sicher ihre eigenen Pfade, ohne zu vergessen, daß sie ein Kind ihrer Zeit ist, daß der Dichter eine ebenso wichtige Culturmission zu erfüllen hat wie der Gelehrte. Die Selbständigkeit ihres Auftretens, die Sicherheit ihres Könnens muß der jungen Schriftstellerin besonders hoch angeschlagen werden, da in der jüngsten deutschen Generation eine heillose Verwirrung in Bezug auf ästhetische Principienfragen immer mehr und mehr um sich greift. Das Wehen des neuen Zeitgeistes hat ihre Sinne umnebelt; das köstliche Erbe, das unsere Classiker hinterlassen, stoßen sie von sich; die gewaltigen modernen wissenschaftlichen Resultate haben in ihren Köpfen eine gefährlich gährende Halbbildung erzeugt, in der sie mit hervorragenden ausländischen Autoren einen fanatischen Götzendienst treiben.

Ilse Frapan sieht diesem Treiben so zu sagen von der Ferne aus zu; ihr künstlerischer Instinct, ihre gesunde Welt- und Menschenauffassung lehrt sie genau die Grenze erkennen, wo das Alte thatsächlich abgestorben und durch das Neue, Moderne in der dichterischen Darstellung ersetzt werden muß. Die Hauptforderung der Naturalisten und der Realisten: das Milieu, erfüllt sie als ein selbstverständliches, uraltes Gesetz eines jeden dichterischen Schaffens. Das Milieu liegt ihr gewissermaßen im Blute, es erweist sich mit ihrer Kunst als untrennbar verknüpft und nicht als der theoretisch ausgeklügelte Cardinalpunkt einer modernen, auf naturwissenschaftlicher Grundlage aufgebauten Aesthetik. Sie fliegt nicht zum Himmel empor, um mit Gott über irdische und überirdische Dinge Zwiesprache zu halten; sie versenkt sich auch nicht in die tiefsten Abgründe seelischer Probleme; sie bleibt hübsch auf der Erde, und auch da bewegt sie sich nur in engem, kleinem Umkreis der hausbackenen Alltäglichkeit. Sie schildert eben nur, was sie kennt und weiß, und nicht, was sie gerne kennen lernen und wissen möchte; aber gerade durch die Aufrichtigkeit, mit der sie die Enge ihres Darstellungsgebietes einräumt, erhalten ihre Novellen die Frische der Unmittelbarkeit, den Zauber des Selbsterlebten, mit einem Worte die echte künstlerische Weihe der Wahrheit. Ilse Frapan bedient sich zweier Dialekte: des Hamburger Platts und des Schwäbischen, ohne daß man sie deshalb unter die Dialektdichter einreihen darf. Es geht so natürlich in ihren Schriften zu, daß es gar nicht anders kein kann, als daß ein Schwabe oder ein Hamburger, wenn er auftritt, nur so spricht, wie er es in der Wirklichkeit thun würde. Ein gütiges Geschick hat ihr Talent mit einer herrlichen Gabe bereichert, einem köstlichen Humor, der gerade in ihren bedeutendsten Leistungen seine schönsten und erquickendsten Lichter spielt. Am besten von ihren Prosadichtungen haben mir die „Altmodischen Leute" gefallen. Die Lectüre dieser Novelle hat in mir ein unsäglich wohliges Gefühl wachgerufen. Die Geschichte — die Leser der „Rundschau" kennen sie — ereignet sich in Hamburg, die Helden sind kleine Kaufmannsleute: zwei Brüder, zwei Schwestern. Eine der Letzteren macht eine Eroberung, sie verlobt sich mit ihrem

Verehrer, der aber bringt in das innige Zusammenleben der Geschwister ein fremdes, störendes Element hinein, die Verlobung geht zurück. Mit welcher Kunst aber ist dieser einfache Vorgang dargestellt! Die derbe Gutmüthigkeit mehrerer Alltagsmenschen, die in primitivsten Dingen sich äußernde Geschwisterliebe wird hier in eine hohe dichterische Region emporgehoben. Am Abend des Tages, an dem die beiden Verlobten sich trennten, feiern die Geschwister ein Fest, so daß die Nachbarn glauben, es sei bei ihnen Polterabend. In Wahrheit aber liest eine der Schwestern, die ehemalige Braut, eine rührende Liebesscene aus einem Colportage-Roman vor, und die drei Zuhörer sind tief gerührt und trinken, wenn ich nicht irre, Punsch zu diesem Kunstgenuß. Mit dieser feinen, die naive Idealität jener Leutchen charakterisirenden Wendung schließt die Geschichte, die zu den gelungensten und werthvollsten humoristischen Dichtungen der modernen deutschen Belletristik zählt. Eine ebenfalls entzückende Wirkung übt „Thedge Bolzen" aus, ein Hamburger Knabe, den zwei Lehrerinnen am heiligen Abend kleiden und speisen und der Anlaß zur Verlobung einer seiner Wohlthäterinnen gibt. Die Handlung selbst ist unendlich gering; aber die Art und Weise, wie Ilse Frapan die Leiden des armen Jungen vorführt, ist eine so gemüthvolle, ans Herz greifende, daß wir ganz im Banne der Erzählerin stehen. Daß ihr Talent auch breit ausgeführten Arbeiten gewachsen ist, zeigt sie in der schwäbischen Dorfgeschichte: „Was Gottes Wille ist". Zwei junge Mädchen stehen im Vordergrunde des Interesses, die nach mancherlei Eifersüchteleien, Mißverständnissen, Intriguen und sogar einem artigen Kirchenscandal die Männer heirathen, denen sie zugethan sind. An dieser Novelle läßt sich ebenso wenig etwas aussetzen wie an der anderen: „Jörg und Hans Katzenwadel", einer geradezu meisterhaften Leistung bis auf den Schluß. Der sonnige Humor steht der Verfasserin besser zu Gesicht als der tragische Ernst, und daß sie eine prächtig durchgeführte novellistische Burleske mit einem tragischen Effect enden läßt, erscheint mir bedenklich. Jörg und Hans sind zwei, echt schwäbisch dickköpfige Brüder, denen eine Zigeunerin prophezeite, daß sie eine Gräfin heirathen werden. Es entspinnt sich nun zwischen den Beiden ein höchst drolliger Wettstreit um die Hand der Aristokratin. Daß Ilse Frapan die Gräfin sterben läßt, hätte ich ihr nicht übel genommen; aber die beiden Brüder werden von einem Zug überfahren und getödtet. Es ist, als ob sich plötzlich ein behaglich lachendes Antlitz in ein entsetzlich verzerrtes Leichengesicht verwandelte. Groteske Narrheit sollte man nicht als tragische Schuld benützen.

Mit größerem Erfolg behandelt Ilse Frapan einen tiefen, seelischen Conflict in „Recht wider Recht", einer Tragödie der plötzlich erwachenden Genußsucht im Anprall an strebethafte, hartherzige Pedanterie. Auch hier stehen zwei Geschwister einander gegenüber, der Bruder ersticht die Schwester. Trotz der Dumpfheit und Schwüle des Stoffes packt uns die Geschichte mächtig; das gestaltende Talent, die scharfe psychologische Beweiskraft der Autorin feiern hier einen Triumph. Zu reiner, voll und warm ausklingender Wirkung gelangt unter ihrer kunstgeübten Hand ein tragischer Stoff in der „Last". Die Seelenqualen eines Mörders, die Gewalt des nach Sühne schreienden Gewissens sind bereits zu wiederholten Malen von Dichtern ersten Ranges zum Gegenstand erschütternder und unvergeßlicher poetischer Darstellungen gemacht worden, und es war für die junge Kraft Ilse Frapan's ein kühnes Wagniß, mit diesen Dichtern in die Schranken zu treten. Das Wagniß ist ihr in überraschender Weise geglückt: nicht etwa, als ob sie dem Thema einige neue, blendende Seiten abgewonnen hätte; sie ließ sich mehr angelegen sein, das Milieu der blutigen That greifbar deutlich zu machen und dadurch die Theilnahme des Lesers für den Unheilshelden des Vorgangs dauernd zu wecken.

Einige Anklänge an das Tragische weist auch die frisch und lebhaft dargestellte Skizze: „Von der rauhen Alp" auf. Jemand kann das Wildern nicht lassen und bringt sich dadurch um den Besitz des geliebten Mädchens. Mit einer unerschrockenen, drallen Gegenständlichkeit werden uns die Gestalten gezeichnet. Das ist eben die Kunst der Verfasserin: eine scheinbar unbegrenzte und doch sich streng innerhalb des ästhetischen Geschmackes bewegende Natürlichkeit. In ihren kleinen Skizzen und

novellistischen Feuilletons zeigt sich nicht minder ihre Meisterschaft. Gut gedacht, aber nicht ganz klar ausgeführt, erscheint mir das Stimmungsbild: „Die Liebe ist gerettet". Ungleich besser gerathen sind: „Das Brosämle" und „Von der Straße", zwei aus dem wirklichen Leben geschöpfte Novelletten. Den schönsten Arbeiten Ilse Frapan's reihen sich an: „Uns' Ida" und „Der Erste". Diese Geschichte mit dem melancholischen Anfang und dem hoffnungsvoll aufjauchzenden Schluß, eine Legierung von Melancholie und trunkenem Siegesgefühl, muß Jedermann bis ins tiefste Herz rühren.

Ilse Frapan's lyrische Gedichte sind eine neue Beglaubigung ihres hervorragenden Talentes. Ich habe noch selten eine Gedichtsammlung gelesen, in der ein solch' schmuckloses, von jeder Künstelei so weit entferntes Wesen herrscht, wie hier. Was wir da zu lesen bekommen, ist weiter nichts als die aufrichtige Generalbeichte einer gesund empfindsamen Natur, das Tagebuch eines Menschen überhaupt. Und das ist gerade genug. Allerdings darf Ilse Frapan nicht zu den „stilvollen, formvollendeten" Lyrikern gezählt werden, die aus kunstreich aufgebauten Strophen, aus sorgfältig abgemessenen Lang- und Kurzzeilen, aus gewählten, die schönsten Empfindungen wie von selbst mit sich bringenden Reimen einen feingeschliffenen Spiegel ihres elegant gekleideten Ichs bilden. Ilse Frapan dichtet nur in sehr primitivem Strophengefüge; ihre Form ist durchaus nicht immer eine abgeglättete und abgetönte, und ihre Reime könnten manchmal reiner sein. Und doch muß man ihr all diese Mängel verzeihen, denn die Psyche, die aus diesem Buche in keuscher, lichter Schönheit strahlt, durchgeistigt und adelt ihre Verse. Man glaubt oft, die geheimnißvolle, dämmernde Gefühlsweichheit Storm's und die wonnigliche, herbstlich-scharfe und sonnendurchgluthete Lebensfreude Mörike's seien in ihr vereinigt. Namentlich da, wo Ilse Frapan, mag sie nun durch den Wald schreiten oder am Gewässer träumen, die Stimmung ihres Inneren mit der Natur ringsum in einen symbolischen Zusammenhang zu bringen sucht, gelingt es ihr stets, uns in den Bannkreis ihrer Persönlichkeit zu ziehen. Und welche sinnigen, entzückenden Sächelchen finden sich in ihren Poesieen. Man lese nur folgendes einstrophige Gedicht: „Warum muß ich meine Augen schließen? — Steh'n doch vor mir liebe, frische Blumen! — Ach, vor allem Lieblichen der Erde — Schließ' ich sie, um nur an Dich zu denken!" —

In einer Reihe von Gedichten hat sie ihrem über Alles verehrten Lehrer und Freund, dem Aesthetiker Vischer, ein schönes Denkmal gesetzt. In der überströmenden Fülle ihrer Dankbarkeit und Begeisterung widmete sie ihm sogar ein ganzes Buch, welches mir nach mehrfachen Richtungen hin lesenswerth erscheint. Es ist natürlich für jeden Literaturfreund sehr interessant, Aufschlüsse über das intimere Leben des großen Aesthetikers zu erhalten. Das Buch bedeutet aber auch eine charakteristische Ergänzung zu den dichterischen Leistungen Ilse Frapan's. Nur eine echte Dichterin von bedeutendem gestaltendem Talente vermochte es, Vischer als Redner und Lehrer in eine solche Beleuchtung zu rücken; nur das Auge einer Künstlerin konnte so tief in seine satirischen Dichtungen, in die Eigenheiten, Härten und Schärfen seines Naturells hineinblicken. Und das, was mir an ihren Novellen und Gedichten vor Allem gefiel, die frische Aufrichtigkeit, die oft gegen sich selbst gerichtete Ehrlichkeit, kommt hier ebenfalls zum Vorschein. Das Gedicht, das sie Vischer, ihrem ästhetischen Leitstern, zu dessen achtzigstem Geburtstage widmete, macht nicht allein dem Besungenen, sondern auch der Verfasserin Ehre.

So laß es Dir denn einmal, einmal sagen,
Wie Deines Geistes Flug den unseren beschwingt,
Wie tief wir Dich in unsren Herzen tragen,
Wie Deine starke Güte uns bezwingt.
Nie suchte Größe einen schlichtern Rahmen,
Nie schlug ein reich'res Herz für alle Creatur;
Was wir gedacht, Du streutest aus den Samen,
Was wir gewollt, Du zeigtest Weg und Spur.

Diese Verse bringen auch zum Ausdruck, wie sich Vischer's Bedeutung in der Dichterin eigener Seele widerspiegelt:

Du lehrtest uns des wundervollen Reigens
Geheimes Maß, das Wenigen bewußt;
Gesetz des Strebens, Schwellens. Fallens, Neigens,
Der Farben und der Töne hohe Lust;
Daß wir versteh'n der Linien zarte Rede,
Wenn wir dem Künstler in die Werkstatt schau'n,
Und an der reizend ausgeglich'nen Fehde
Von Stoff und Form nachfühlend uns erbau'n.

O, führ' uns Du! Wir folgen Dir so gerne,
Sei lyrisch oder kritisch nun Dein Gang!
Stets führt' er auf die Höh'n in klare Ferne,
Wo rein die Luft und Wohllaut der Gesang.
Laß Deines prächt'gen Zornes Donner rollen
In des Gemeinen eklen Dunst und Lug,
Du Besserer! Läuterer! Ritter aus dem Vollen,
Wie jemals einer in die Drachen schlug.

Wir aber sagen, daß Ilse Frapan selbst zu jenen Wenigen gehört, denen das „geheime Maß des wundervollen Reigens" bewußt ist; und daß der „Töne hohe Lust" auch in ihren Versen empfunden wird. Wünschen wir ihrem ungewöhnlichen und vielseitigen Talent, dessen Kraft vornehmlich in der herzlichen Liebe zu den selbstgewählten Gestalten, einer seltenen Natürlichkeit und einem sieghaften Humor beruht, eine immer reichere, vollere Entfaltung! Ernst Wechsler.

Alltagsleben einer deutschen Frau.

Alltagsleben einer deutschen Frau zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Von Alwin Schultz. Mit 33 Abbildungen. Leipzig, S. Hirzel. 1890.

Der Verfasser bezeichnet sein Buch als eine kleine Ferienarbeit; für Alwin Schultz mag es eine solche sein, für einen anderen Verfasser würde es ein ganz respectables Stück Arbeit vorstellen. Schultz ist eben ein Gelehrter, der das vollständige Rüstzeug historischer Forschung gleichsam spielend beherrscht; er hat uns in seinem „Höfischen Leben zur Zeit der Minnesänger" mit vollendeter Kunst eine weit entlegene Periode wieder aufgebaut, und ist nun, wie er selber sagt, aus Zufall auf das Frauenleben zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts gestoßen. Seinem Buche liegt zu Grunde das auch schon früher von Kulturhistorikern benutzte „Frauenzimmer-Lexikon" von Amaranthes, erschienen zu Leipzig 1715. Schultz erkannte, daß sich aus dem stattlichen Werke von fast zwölfhundert Spalten ein Bild von dem Leben der Frauen zu jener Zeit gewinnen lasse, daß es im Wesentlichen darauf ankomme, das alphabetisch geordnete Material sachlich zu gruppiren, um zu erfahren, wie zu jener Zeit eine Frau sich bei allen Gelegenheiten des Lebens benahm, was für Geräthe, Kleider, Wohnungs- und Kücheneinrichtungen sie zu ihrer Benutzung hatte, was sie las, was sie arbeitete, sogar ein wenig von dem, was sie dachte und glaubte.

Selbst aus den reichsten Perioden unserer Literatur erfahren wir von dem Alltagsleben der verschiedenen Stände erstaunlich wenig; uns fehlen Memoiren und Briefsammlungen wie diejenigen, aus welchen die Gebrüder Goncourt für Frankreich ihr reizvolles Werk „La femme au dix-huitième siècle" aufbauen konnten. Die wenigen Romane der älteren Zeit gehen auf das milieu ihrer Helden sehr wenig ein; man versuche einmal aus dem „Werther" und den „Wahlverwandtschaften" die eigentlichen Lebensgewohnheiten der Gesellschaft herauszuklauben! Selbst „Wahrheit und Dichtung" und „Wilhelm Meister" geben nur gelegentliche Brosamen. Für die Zeit bis zum Beginne unserer neuen Literatur fehlen aber selbst diese, wenn auch spärlichen Quellen.

Von den allenfalls lesbaren Schriften nach dem dreißigjährigen Kriege waren es fast lediglich die politischen Predigten streitbarer Pastoren gegen Luxus und Modeteufelei, aus denen uns ein etwas reicheres, aber natürlich arg verzerrtes Bild der

Lebensgewohnheiten jener Zeit erwuchs. Es ist daher ein sehr glücklicher Griff von Alwin Schultz, daß er uns, wenn auch nicht auf eine frische Wiese, so doch auf einen sorgsam gefüllten Dürrboden bürgerlicher Lebensweisheit jener Tage führt. Der wackere Advocat Gottlieb Wilhelm Corvinus, welcher sich in die Falten des Schriftstellernamens Amaranthes hüllt und seinem Frauenzimmer-Lexikon einen Titel von sechsunddreißig Zeilen vorsetzt, ist ein sehr pedantischer Geselle, der Alles und Jedes zusammengetragen hat, was für die Damenwelt jener Tage wissenswerth erschien, und sich auch die Mühe nicht verdrießen läßt, von den gebräuchlichsten Gegenständen der herrschenden Mode und des Hausgeräthes eine möglichst genaue Definition zu geben. Schultz ist ihm mit der Sorgfalt des Historikers Schritt für Schritt durch die Wohnräume, Schlafzimmer, Küche und Keller gefolgt; er führt an den Wäscheschrank und die Kleiderkiste, in die Speisekammer und den Bodenraum; wir sehen von der Geburt bis zum Grabe die Frauen aller Stände in ihren Gebräuchen, Religionsübungen und ebenso in ihren Mißbräuchen und Aberglauben. Das alphabetische Register enthält mehr als vierzehnhundert Stichworte, über welche das Buch Auskunft ertheilt.

Zur Bekräftigung der Mittheilungen von Amaranthes hat Schultz die erwähnten Schriften der zeitgenössischen Moralprediger, an ihrer Spitze den wohlbekannten Abraham A. Santa Clara herangezogen, und es ist sehr vergnüglich, die trockenen Schematisirungen des Lexikons auf diese Weise mit lustigen Verslein sich beleben zu sehen; aber das Gesammtbild wird doch ein wenig verschoben, die Unsitten und Narrheiten der Zeit treten mit besonders starkem Colorit hervor, welches durch die ceremoniösen Ausführungen des „Talander Getreuer Hof-Meister" nur mäßig gemildert wird.

Sehr wichtig ist für die immer wiederkehrende Klage über Hoffahrt und Luxus die scharfsinnige Bemerkung des Verfassers, daß dieses unmäßige, auf den bloßen Schein berechnete Leben sich doch allein in bestimmten Gesellschaftsschichten geltend gemacht habe, und zwar ganz besonders im Beamtenstande, welcher in dem gewissenlosen Treiben der Fürsten Vorbild und Anhalt fand und naturgemäß die bedrückte Bevölkerung am meisten aufbrachte, eine Stimmung, die ja auch in der Literatur mit ihren verbrecherischen Ministern und Hofmarschällen lebendigen Ausdruck fand. Es wäre wohl wünschenswerth, daß der Verfasser bei einer zweiten Auflage diese jetzt gegen Schluß (S. 254) eingestreute Bemerkung mehr an den Kopf des Buches stellte.

Eine wichtige Ergänzung erfährt das Buch durch die dreiunddreißig Illustrationen, die wir gerne noch erweitert gesehen hätten. Es ist eine sehr merkwürdige Erscheinung, wie wenig bei Trachten, Geräthen u. dgl. eine Beschreibung, selbst wenn sie auf Genauigkeit Anspruch machen darf, eine zutreffende Vorstellung von dem Gegenstande gibt. Jeder von uns wird ohne Weiteres ein Frauenkleid vom Anfang des achtzehnten Jahrhunderts unterscheiden von einem Rococokleide oder gar einem Kleide unserer Tage, und nun lese man die Beschreibung des Gesellschaftskleides (S. 45), bei der, wie überall, der Verfasser den Amaranthes selber reden läßt. „Das Aufsteckekleid ist ein dem Frauenzimmer gewöhnliches Oberhabit aus Sammet, Brocard, Damast, Atlas, Chagrin, Taffet, Cammelot, halbseidenen und anderen Modezeugen geschnitten und zubereitet, hat einen kurtzen, angesetzten, geschobenen und in Falten gelegten, zuweilen auch ganz glatten Leib (jetzt Taille genannt), desto längeren aber und weiten, schief und unten spitzig zu lauffenden Schurz oder Schweif; die Ermel am selbigen sind zwar ordinair halb und sehr stark in Falten über einander geschlagen, auch mit Aufschlägen oder aufgewickelten Umschlag versehen, changiren aber öfters nach denen eingeführten Moden, daher die Aufschläge an selbigen bald schmahl, bald breit, glatt oder ausgeschweifet seynd, zuweilen werden auch bey vornehmen Dames gold- oder silberne breite Spitzen oder auch Frantzen in Form einer Engageante (unsere Manschetten) dran gehefftet, man findet in selbigen große gegossene Stücken Bley, damit sich der Ermel nach dem Arm recht herunter ziehet. Die Aufsteckung an solchen Kleidern ist auch unterschiedlich, gestalt der Schurtz von beyden Seiten auf vielerley façon in große Falten übereinander geleget und mit großen Nadeln hinten aufgesteckt auch mit untergelegten starkem Papier untersteiffet wird; der Schweiff aber oder das Ende des Schurtzes wird entweder gleich von unten hinauf nach des Rockes Länge oder

auff die eine Seite gestecket auch öffters mit einer Masche Band (unsere Schleife) angehefftet. Bey fürstlichen Personen wird es von denen Pagen getragen."

Diese ganze Beschreibung könnte Wort für Wort, mit Einschluß der Bleigewichte, ebenso gut von dem Ueberkleid und Schleppkleid unserer Tage gelten! Der gewiegteste Culturhistoriker würde hieraus den Unterschied jener Kleider von unserer Tracht nicht construiren können; aber man lege zwei Bilder der verschiedenen Zeiten neben einander, und der einfamsten Junggesellenweisheit springt der Unterschied in die Augen.

Anders dagegen liegt es natürlich auf dem Gebiete der Sitte und Lebensführung. Hier herrscht der literarische Beleg.

Man kann kaum etwas Anziehenderes lesen als die vom Verfasser gemachten Zusammenstellungen. Soweit als irgend thunlich hat er die Derbheiten und Freiheiten jener Zeit in der Darstellung gemildert, aber sie völlig todtschweigen hätte das Bild entstellen heißen. Das Buch enthält nichts, was einer verständigen Frau anstößig erscheinen dürfte; jedenfalls ist es für Alle, welche Freude an kulturgeschichtlicher Darstellung haben, eine reiche Fundgrube von absoluter Zuverlässigkeit und enthält zugleich ein tüchtiges Stück gesunden Humors, aus den unwirschen Schriften jener Zeit in genießbarer Form herausgeschält.

J. Lessing.

Urtheil eines Arztes über J. J. Rousseau.

J. J. Rousseau's Krankheitsgeschichte von P. J. Möbius. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1889.

Nicht Jeder, der ein Buch schreibt, ist so bereitwillig wie Dr. P. J. Möbius, uns über die Umstände aufzuklären, die sein Unternehmen begleitet haben: „Erst spät habe ich Jean Jacques Rousseau kennen gelernt. Als ich vor einigen Jahren mehrere Wochen am Genfer See zubrachte, las ich zum ersten Male Rousseau's Bekenntnisse." Mit diesen Worten beginnt die Einleitung zur Arbeit des Herrn Verfassers, und wie Dr. Möbius selbst es hervorhebt, ist er keineswegs der erste, den das Problem vom Geisteszustand und damit von der Zurechnungsfähigkeit des Verfassers des Socialcontractes eingehender beschäftigt hat.

Unter den Schriften, durch welche er eine genauere Kenntniß seines Gegenstandes sich anzueignen gesucht hat, nennt er die großen Rousseau-Biographien des Franzosen Musset-Pathay und des Deutschen Brockerhoff, das vortreffliche Buch von Saint-Marc Girardin und einige Specialarbeiten über die Frage, die er selbst behandelt, und in Bezug auf welche Alfred Bougeault, ein Laie, und mehrere Aerzte, Dr. G. H. Morin, L. A. Mercier, Dr. F. Dubois d'Amiens und Dr. Achille Chéreau ihm vorgegriffen haben.

Wir zweifeln keinen Augenblick, daß damit die Liste des literarischen Materials, welches Dr. Möbius benützt hat, und unter welchem Rousseau's Schriften selbstverständlich die erste Stelle einnehmen, noch lange nicht erschöpft ist. Er selbst nennt übrigens noch einschlägige Arbeiten von Gabriel, Jansen, Girardin und einiger Anderen. Bedenklich macht nur die Bemerkung, die Seite VII der Einleitung zu lesen ist: „Abgesehen von den genannten Schriften habe ich in der französischen Literatur wenig Belehrung gefunden." Nun ist es aber ein charakteristischer Zug dieser ganzen Literatur, seit den hundert und zwölf Jahren, die zwischen Rousseau's Tode und der Gegenwart liegen, daß kein Name öfter als der seinige in derselben genannt ist, daß bis zum heutigen Tag kaum ein anderer so entscheidend für die Stellung bleibt, die der Essayist und der Historiker, der Romandichter und der Politiker, der Kritiker und der Moralphilosoph jenen Fragen gegenüber einnehmen, von welchen Wohl und Wehe der Menschheit abhängen und stets abhängen werden. Gewiß sind dem Herrn Verfasser die Meisterstücke tiefer, beredsamer und geradezu erschöpfender Psychologie nicht unbekannt geblieben, die Sainte-Beuve mit der großmüthigen Verschwendung geistigen Reichthums in Studien ausgestreut hat und von welchen fast alle Diejenigen, die mit der Zeit und Generation von J. J. Rousseau sich beschäftigen, Wissenswerthes über ihn bieten. Einen dieser Essays, den über Rousseau's Bekenntnisse, hat Dr. Möbius in einer Note zu Seite 104 seiner Schrift allerdings auch erwähnt. Oder sollte es einer Erinnerung be-

dürfen, daß der erste Band von Taine, der unter dem Titel: „L'Ancien Régime" sein monumentales Werk über die französische Revolution eröffnet, nichts Werthvolleres zu bieten hat, als eben die klassische Darstellung des Wirkens von Rousseau, ohne welche alle folgenden Bände des großen französischen Historikers über das revolutionäre Drama unverständlich geblieben und im eigentlichsten Sinne des Wortes vergeblich geschrieben wären?

Um vom Einzelnen auf das Besondere überzugehen, hat schon Sainte-Beuve davor gewarnt, den ehrlichen deutschen Oberpfälzer, Melchior Grimm, auf das Zeugniß von Rousseau hin zu verurtheilen. Seit er diese Warnung ergehen ließ, hat die Veröffentlichung der Briefe von Madame de la Live d'Epinay und Grimm's Biographie von Edmond Scherer, Arbeiten, an die ihrerseits wieder eine ganze Literatur anknüpft, die Sache in ein Licht gerückt, das auch die Auffassung des geehrten Herrn Verfassers wesentlich anders beleuchten dürfte.

Jedenfalls ist er gewiß bereit, uns dieses zuzugestehen: An „dem Unglück", wie er Seite 41 seiner Schrift die erfolglose Neigung des fünfundvierzigjährigen, kränklichen, physisch wenig anziehenden Rousseau für die liebenswürdige Gräfin d'Houdetot, Schwägerin von Madame d'Epinay, nennt, war Grimm gewiß nicht schuld. Diese Neigung aber, die sich zur Leidenschaft steigerte, und einer Frau galt, die einem Anderen gehörte, gab den nächsten Anlaß zur Störung des ganzen Verhältnisses zu Madame d'Epinay und ihrem Freundeskreis. Ebenso unschuldig war Grimm an dem Auftreten von Voltaire gegen Rousseau. Ueber Voltaire mag man denken, wie man will, und wir insbesondere haben nichts dagegen, wenn streng mit ihm ins Gericht gegangen wird. Es bedurfte aber wahrlich keines Dritten, um den Zorn dieses geistreichsten aller Spötter gegen den Verfasser des „Sendschreibens an d'Alembert über die Schauspiele" herauszufordern. Rousseau hatte Voltaire zuerst provocirt; später schrieb er ihm, daß er ihn hasse. Es war vergebens, man möchte sagen kindisch, nach solchen Angriffen und auf einen solchen Gegner, noch über Repressalien zu klagen. Es waren nicht nur zwei sich antipathische Naturen, sondern zwei Weltanschauungen, die da feindlich aneinander stießen. Was Voltaire erstrebte, war die Umgestaltung der religiösen und bürgerlichen Zustände, eine Reform des Bestehenden von oben herab, wie die aufgeklärten Fürsten des XVIII. Jahrhunderts sie verstanden. Was Rousseau gelehrt hat und wofür er verantwortlich bleibt, ist die politische Revolution auf dem Boden des Naturrechts, im Gegensatz zur Geschichte, durch den Appell an die Leidenschaft und auf Grund der abstrakten Theorie, deren Verwirklichung keinem Anderen als dem finsteren Urheber des Schreckens, Maximilian Robespierre, vorbehalten war. Auch er nannte sich gottesfürchtig, tugendhaft und gut, auch er war sentimental — sensible, wie die Zeit es nannte — beweinte das Schicksal eines gefangenen Vogels und huldigte seinem Lehrer und Vorbild, seinem Erwecker Rousseau. Es ist uns nie als bloßer Zufall erschienen, daß diese zwei Männer, der eine ein Greis, der andere ein Jüngling, sich noch begegnet und einen Händedruck gewechselt haben.

Gerade die Ueberzeugung, daß der jüngere und logischere der beiden durchaus nicht der schuldigere war, steigert das Interesse, mit welchem wir uns der eigentlichen Aufgabe des Herrn Verfassers zuwenden. Sagt er uns, daß die Zurechnungsfähigkeit des Verfassers des „Socialcontractes" und der „Bekenntnisse" eine beschränkte war, so ist es künftig geboten, den Milderungsgrund gelten zu lassen.

Nach einer vorübergehenden Bemerkung über das wahrscheinliche Vorhandensein von Krankheiten des Gehirns in der Familie des Vaters, von welchen übrigens nur ein zweifelhaftes Beispiel nachweisbar ist, bezeichnet Dr. Möbius den jungen Rousseau als ein im Ganzen gesundes Kind. „Jedoch war ein Bildungsfehler der Blase vorhanden, welcher ihm fast während seines ganzen Lebens schwere Leiden verursachte." Doch trübten diese Leiden seine Jugend nicht, und über die „abnorme" Art und Weise, wie sich bei Rousseau der Uebergang zu den Jahren der Reife vollzog, verweisen wir am besten auf das Buch selbst (S. 5—7) und die „Bekenntnisse". Er war etwa zweiundzwanzig Jahr alt, als ihn eine heftige, kurze Krankheit, „vielleicht eine Lungenentzündung" befiel; er erholte sich langsam, klagte aber in den nächsten Jahren über Abnahme der Kräfte und suchte selbst die Ursache in Erregbarkeit und

übergroßer Leidenschaftlichkeit. Es war das die Zeit des Verhältnisses zu Mme. de Warens, die ihn pflegte und dem Tod entriß, als eine neue Krankheit sein Leben ernstlich in Gefahr brachte. Es blieb ein Arterienklopfen und Ohrensausen zurück, von dem er sagt, daß es ihn dreißig Jahre lang nicht verlassen habe. Diesem peinlichen Zustand, den die heutige Wissenschaft als Neurasthenie bezeichnet, gewährte, auf dem Wege nach Montpellier zu einem berühmten Arzt, die Bekanntschaft mit einer hübschen Dame Erleichterung. Der Zustand selbst währte im Ganzen etwa drei Jahre. Rousseau stand in seinem dreißigsten Jahr, als, zu Venedig und zum ersten Male seit der frühen Kindheit, die Blasenbeschwerden wieder auftraten, die ihm bis zum Jahre 1765, wo sie seltsamer Weise sich erheblich besserten, das Leben verbittern sollten. Dr. Möbius ist den Aeußerungen Rousseau's über die Art des Leidens selbst, das seinen Hang zur Einsamkeit und seine Scheu vor Menschen, besonders vor zahlreichen Gesellschaften, aufs einfachste erklärt, mit größter Aufmerksamkeit gefolgt, und dabei ist er zum Schluß gekommen, daß „seelische Momente bei seinen Blasenbeschwerden vielleicht eine ebenso große Rolle wie die anatomischen Veränderungen spielten." Einzelheiten darüber sind am besten in seinem Buche nachzulesen (S. 24—30).

In Bezug nun auf diese seelischen Momente ist es von Wichtigkeit, daß Rousseau, dessen Mutter bei seiner Geburt starb, der sorgenden mütterlichen Liebe stets entbehrte, daß er statt dessen als sechsjähriger Knabe Nächte hindurch mit seinem Vater Romane las und so die ungestüme, ungezügelte Phantasie genährt wurde, welche die Quelle seiner Leiden, seiner Verirrungen, aber freilich auch seines ungeheuren Talentes gewesen ist. Es hat sich verhältnißmäßig sehr spät, in seinem achtunddreißigsten Lebensjahre Bahn gebrochen, dann aber mit solcher Macht, daß in der kurzen Spanne Zeit, zwischen 1749 und 1761, alle seine epochemachenden Schriften, mit Ausnahme der „Bekenntnisse" entstanden. Noch in Bezug auf die Entzweiung mit Grimm, welche in das Jahr 1757, also in die Tage voller Productionskraft fällt, erklärt Dr. Möbius, die Meinung, als habe man es hier mit dem ersten Ausbruch von Rousseau's Verfolgungswahn zu thun, sei „ganz thöricht." Auch das Verhalten desselben im Jahr 1761, als er seine erprobtesten Freunde, die Luxembourgs und Herrn von Malesherbes, eines abscheulichen Complottes gegen ihn zieh, erscheint dem deutschen Arzt zwar krankhaft, aber „doch kein Irrsinn im engeren Sinne des Wortes." Erst im Jahre 1770, also volle neun Jahre später, gilt ihm Rousseau „zweifellos von Verfolgungsvorstellungen beherrscht", und nach dem Brief an Hume, welchen dieser selbst dem Wahnsinn zugeschrieben hat und der sich allerdings nicht anders erklären läßt, spricht Dr. Möbius zum ersten Male von Paranoia. Dieser Brief ist vom 10. Juli 1766.

In dem nun folgenden Lebensabschnitt, welcher im vorliegenden Buch als „Ausbildung des Irrsinns" zusammengefaßt ist, entstanden der zweite Theil der „Bekenntnisse", und jene „Gespräche", die unerachtet aller ihrer Vorzüge „für den ärztlichen Leser keines Commentars mehr bedürfen". In Bezug auf den Tod von Rousseau hält Dr. Möbius den Selbstmord für unwahrscheinlich. „Die Epikrise," so schließt er, „kann kurz sein, denn Rousseau's Irrsinn verursacht keine diagnostischen Schwierigkeiten. Derselbe entspricht vielmehr so vollkommen dem Krankheitsbilde, welches als combinatorischer Verfolgungswahn bezeichnet wird, daß es für diese Form der Paranoia geradezu als Beispiel dienen kann." Soweit der Arzt und seine wohlmeinende, interessante Schilderung.

An einer anderen Stelle (S. 101) bemerkt er übrigens, daß Rousseau's Fall geeignet sei, „die relative Berechtigung der alten Anschauung von der Monomanie darzuthun, nach welcher ein Stück des geistigen Menschen krank, alles Uebrige gesund sein kann." Und S. 96 sagt er: „Dem Wahn liegen Veränderungen im Gehirn zu Grunde, welche durch die unserem bewußten Seelenleben entsprechenden Vorgänge nicht allein verursacht sind." Nicht allein? Da, wo die Wissenschaft des Arztes nicht weiter vorzudringen vermag, „aus der Tiefe des Unbewußten, wohin unsere Psychologie nicht reicht" (S. 96), setzt die Ethik ein und fragt, ob der Mensch an gewissen Seelenzuständen nicht mit verantwortlich sei, die „als Hauptformen des Wahns aus dieser Tiefe heraufsteigen". Die allbekannten und vermessenen Worte, welche die „Confessions"

eröffnen: „Ewiges Wesen . . . vor den Stufen Deines Thrones . . . . sage ein Einziger, wenn er es wagt: Ich war besser als dieser Mensch," weigert sich Dr. Möbius, „einem krankhaft gesteigerten Selbstbewußtsein" zuzuschreiben (S. 103). Er hat vollkommen Recht, denn die Gründe seiner Weigerung sind durchaus stichhaltig. Jahre früher, als von keiner geistigen Störung die Rede war, in den Briefen an Mme. de la Tour-Franqueville, in jenen an Malesherbes, an vielen anderen Stellen, finden sich ganz ähnliche Aeußerungen. An Malesherbes schreibt er 1762: „Trotz alledem denke ich, voll Hoffnung auf Gottes Güte zu sterben, und in der festen Ueberzeugung, daß von allen Menschen, welche ich im Laufe meines Lebens kennen gelernt habe, keiner besser war als ich." Aus dieser stets wiederkehrenden Behauptung spricht keine vorübergehende Stimmung, sondern ein gewisses System, allerdings im denkbar schneidendsten Gegensatz zur christlichen Demuth, von der unser Verfasser sagt, die Frage, ob sie besser sei, berühre ihn hier nicht (S. 54).

Was aber ihn und uns berührt, ist dieses:

Rousseau, der von sich in dieser Weise sprach, war als Knabe lügenhaft und naschhaft, „ein Thunichtgut". Als Lehrling brannte er durch. Dann wurde er Diener in einem herrschaftlichen Hause. Es folgte die bekannte Episode, da er ein unschuldiges Mädchen des übrigens sehr harmlosen Diebstahls anschuldigte, den er selbst begangen hatte. Alles das wollen wir, mit Dr. Möbius, „wenig bedeutend" nennen (S. 10). Es sollte besser kommen. Aus dem Hause eines Wohlthäters, der ihn zu seinem Secretär, und zwar in diplomatischer Eigenschaft bestimmt hatte, wurde er seines Leichtsinns wegen fortgeschickt. Es fand sich ein Beschützer in der Person des Musikdirectors von Annecy. Allein dieser litt an Alkohol-Epilepsie, und in einem Krampfanfall ließ ihn Rousseau „feiger Weise" in Stich. Er ward hierauf „eine Art von Vagabund", und Madame de Warens nahm ihn zum zweiten Male auf. Sie corrumpirte ihn zwar sittlich, bildete ihn aber geistig und sorgte wie eine Mutter für sein Wohl. Er hat sie später unterstützt, dann ließ er sie, seinen eigenen Worten nach, in Elend zu Grunde gehen, und hat sie in den „Confessions" mit unsterblicher Schande bedeckt. „Ich hasse die Großen," schreibt er am 28. Januar 1762 an Malesherbes. Die Großen aber haben ihn mit Gunst überschüttet.

Nichts ließ seine künftige Größe ahnen, als ihn der französische Gesandte in Venedig zu seinem Privatsecretär machte und der Generaleinnehmer Francueil ihm eine Cassierstelle gab. Dem schon berühmten Schriftsteller kamen der Herzog und die Herzogin von Luxembourg mit der aufrichtigsten Freundschaft entgegen und boten ihm eine Heimath in Montmorency. An der Gesinnung, die einer der besten Männer seiner Zeit, Malesherbes ihm entgegenbrachte, hat Rousseau selbst nicht gezweifelt. Der Prinz von Conti verhalf ihm zur Flucht, als das Parlament den „Emile" verurtheilte. Lord Keith wurde sein Beschützer in der Schweiz; Hume nahm ihn gastlich in England auf und erwirkte ihm eine Pension des Königs Georg III., die er ausschlug, wie früher eine solche von Ludwig XV. Choiseul, den er haßte, ließ ihn wiederholt warnen, um ihn nicht verhaften zu müssen, und behandelte ihn schließlich wie einen Kranken, den man unbehelligt läßt. Noch ganz zuletzt bot ein Graf Duprat seine Güter als Asyl, und zu Ermenonville, als Gast des Marquis de Girardin, ist Rousseau gestorben. Nicht der königliche Prinz von Conti, sondern seine Dienerschaft, „der Bohner, der Perrückenmacher," verloren die Geduld, weil sie Rousseau für einen Spion hielten und er ihnen seine unwürdige Gefährtin, Therese, als seine „Schwester" vorstellte, dieselbe Therese, wegen welcher er seine fünf Kinder ins Findelhaus schickte, „weil sie sonst Spitzbuben geworden wären."

Rousseau, der Anwalt der Natur, ist der Natur Abbitte schuldig. Niedrigkeiten wie die, welche seinen Namen verdunkeln, sind die Ausnahmen, nicht die Regel.

Seiner eigenen Theorie liegt der Glaube an die ursprüngliche Güte des menschlichen Herzens zu Grunde. Thatsächlich aber wird das moralische Gleichgewicht der Welt von Solchen aufrecht erhalten, welche die Natur bekämpfen, das eigene Herz überwinden, mit stillem Heldenmuth der täglichen Pflicht sich opfern und dann sich nicht für besser halten, als den geringsten ihrer Brüder. Lady Blennerhassett.

Familiennotiz über J. M. R. Lenz.

Zu der Genauigkeit, mit welcher Jacob Michael Reinhold Lenz' Straßburger und Weimarer Geschicke durchforscht worden sind, steht der Mangel an ausführlichen Nachrichten über erste und letzte Lebensjahre des unglücklichen Dichters in auffälligem Gegensatz. Es erscheint das um so merkwürdiger, als der Freund Goethe's einer angesehenen Gelehrtenfamilie und einem Lande angehörte, das seinen hervorragenderen Söhnen stets besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat, und als zur Zeit, da die deutsche Lenz-Forschung begann, mehrere seiner nächsten Verwandten noch am Leben waren. Des Dichters jüngste Schwester, die Propstin Pegau, verstarb erst zu Anfang der vierziger Jahre, Söhne und Töchter seiner Geschwister haben bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts gelebt, einheimische Lenz-Forscher wie Dumpf, Jégor von Sivers u. A. nicht versäumt, diese Ueberlebenden zu Rathe zu ziehen. Nichts desto weniger sind in Betracht kommende Auskünfte über Lenz' Jugendleben niemals erlangt worden: über den Vater, einen älteren Bruder und zwei schriftstellerisch bekannt gewordene Neffen von Goethe's Jugendfreunde hat das wegen seiner Gründlichkeit bekannte „Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Liv-, Est- und Kurland" (von J. F. v. Recke und K. E. Napiorsky, Mitau 1831) sogar ausführlichere Berichte veröffentlicht, als über den berühmtesten oder allein berühmten Träger dieses Namens.

Die Lösung dieses anscheinenden Räthsels ist eine ziemlich einfache. Weil der Vater des Dichters ein in seiner Weise hervorragender Mann gewesen war, und weil der unglückliche Jacob (wie er in der Familie hieß) diesem Vater sein Leben lang Sorge und Kummer bereitet hatte, wurde sein Name von Denen, die ihm im Leben am nächsten gestanden, nur ungern genannt. Auf Grund alter Familientradition kann darüber das Folgende bemerkt werden:

Jacob Michael Reinhold's Vater, der im Jahre 1720 zu Cöslin in Pommern geborene Kupferschmiedssohn Christian David Lenz, war zehn Jahre vor der Geburt seines berühmten Sohnes als „Informator adliger Jugend", d. h. als Hauslehrer der Familie von Oettingen nach Livland gekommen, und in dieser seiner zweiten Heimath rasch zu hohen und verdienten Ehren gelangt. Zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung war er Inhaber der ansehnlichen Pfarre zu Serben, 1759 Pastor zu Serben, in der Folge Propst, dann Prediger zu Dorpat (der zweiten Stadt des Landes), und schließlich General-Superintendent und Vicepräsident des livländischen Oberconsistoriums geworden; an dem Tage seines fünfzigjährigen Amtsjubiläums (24. Juni 1792) feierte er zugleich das fünfundzwanzigjährige Amtsjubiläum seines ältesten Sohnes und die Amtseinführung eines Enkels. Diese äußeren Erfolge hatte der alte Herr (der Aeltervater des Schreibers dieser Zeilen) nicht nur der Treue seiner Amtsführung, sondern ungewöhnlichen Geistesgaben, erheblicher Gelehrsamkeit, insbesondere aber der Rolle zu danken gehabt, die er als letzter und bedeutendster Vertreter des Halle'schen Pietismus in Livland spielte. Von dem Feuer, das den unglücklichen Sohn verzehrte, scheint auch der Vater eine Flamme in der Brust getragen zu haben. Gemäß seinem Wahlspruch: „Ich habe

nur eine Passion — Ihn nur Ihn", war er ein Eiferer um den Herrn im edelsten und besten Sinne des Wortes, ein begeisterter Vorkämpfer für die Sache des „reinen" Evangeliums, und als solcher leidenschaftlicher Gegner der gegen das Ende seines Lebens (gest. 1798) auch in Livland herrschend gewordenen rationalistisch aufklärerischen Richtung. Es wollte etwas bedeuten, daß der Pietist und Freund der Herrenhuter in einem Lande zum obersten Geistlichen gewählt worden, das niemals andere als hochorthodoxe General-Superintendenten gekannt, das die strengen schwedischen Kirchenordnungen des siebzehnten Jahrhunderts beibehalten und kaum ein halbes Menschenalter vor der Erwählung Herrn Christian David's (1779) die Anhänger Zinzendorf's gewaltsam aus dem Lande vertrieben hatte. Dem Manne, der (wie behauptet wurde) die Hälfte seines Einkommens zur Unterstützung der Armuth verwendete, und der so gewaltig zu predigen gewußt, daß mehrere seiner geistlichen Reden, insbesondere „Die evangelische Buß- und Gnadenstimme in dreizehn erwecklichen Bußpredigten", und „Das schreckliche Gericht Gottes über das unglückliche Wenden an dem Bilde ehemals zerstörten Jerusalems" zu Königsberg und Leipzig in Druck gelegt worden — dem Manne, der außerdem in mehreren gelehrten Schriften „die jetzigen neuen und für Aufklärung ausgegebenen Meinungen" siegreich zu bekämpfen gewußt, hatte die hoch- und wohlgeborene Ritter- und Landschaft vor allen Mitbewerbern den Vorzug geben zu müssen gemeint. Neunzehn Jahre lang waltete er seines Amtes, und das mit so hingebendem Eifer, daß selbst die Gegner, die Aufklärer, sein Gedächtniß in hohen Ehren hielten, und daß Herder's Freund, der „Neuerer" Sonntag, dem anders gesinnten Vorgänger die Verse in die Gruft rief:

„Gib seinen Eifer jedem Lehrer,
Gib seine Treue jedem Hörer
Und jedem Menschen gib sein Herz."

Daß der glaubensstarke Vertheidiger der alten Lehre und Autorität, diese Autorität dem vollen Umfange nach in seiner zahlreichen Familie zur Geltung brachte, und daß er zumal über seinen Söhnen als gestrenger und getreuer Vater und Herr waltete, verstand sich bei einem Manne seiner Zeit und Anschauung von selbst. An Früchten solch' heilsamer Zucht hatte es denn auch nicht gefehlt. Des hochwürdigen Herrn Aeltester, der treffliche Friedrich David, war im zweiundzwanzigsten Lebensjahre zum Pastor in Torwast, einige Jahre später zum Oberpastor und Assessor reverendi Consistorii in Dorpat erwählt worden; den zweiten Sohn schmückte die Würde eines kaiserlichen Collegien- und Regierungsraths; ansehnliche geistliche und weltliche „Versorgungen" waren den übrigen Söhnen so wenig entgangen wie glückliche Eheschließungen den Jungfern Töchtern. Nur der Jacob hatte nicht einschlagen wollen trotz aller auf ihn verwendeten Mühe und trotz der schönen Hoffnungen, zu denen sein 1766 verfaßtes Gedicht, „Der Versöhnungstod Jesu Christi", berechtigte. Von einem Freunde der Familie, der sich selber dichterischer Gaben rühmte, dem Pastor Theodor Oldekop, war dieser „in Hexametern" gesetzte poetische Versuch des Fünfzehnjährigen im siebenten Stück des „Rigaer Gelehrten-Anzeiger" zum Abdruck gebracht und „solch' seltenem Genie" alle „Aufmunterung" gewünscht worden. Ein „Genie" war der Jacob denn auch geworden, aber ein modernes, aufgeklärtes, von der Art derjenigen, die der Vater sein Lebetag bekämpft hatte. Während die Brüder sich bereits in jungen Jahren bürgerlicher Respectabilität und fester Stellungen erfreuten, hatte der Jacob die (wider den Willen des Vaters übernommene) Hofmeisterstellung niedergelegt, bevor er zu anderweitem Unterkommen gelangt war, ein unruhiges Wander- und Abenteuerleben geführt, von sich und seinen Erlebnissen nur seltene und unerfreuliche Kunde gegeben und dem Vater just in dem Jahre von dessen Erwählung zur höchsten geistlichen Würde den Kummer einer Heimkehr bereitet, um die es noch trauriger bestellt gewesen war als um diejenige des verlorenen Sohnes im Evangelium. Einem reuig und mit dem Bekenntniß des verlorenen Sohnes heimgekehrten Sünder hätte der trotz aller Strenge warmherzige Vater wohl das Herz geöffnet — dieser Sohn aber schien in das ehrbare Elternhaus nichts weiter als Schande, geistiges und

körperliches Siechthum und dazu Hochmuth und Anspruch des „Genies" zu bringen. Auch als es in der Folge gelungen war, die Dämonen zu verscheuchen, welche den Geist des inzwischen dreißig Jahre alt gewordenen Mannes umnachtet hatten, wollte es trotz der weitreichenden Verbindungen der Familie nicht glücken, dem Berufslosen eine passende „Bedienstung" auszumitteln. Kein Verhältniß, das dem Jugendfreunde Goethe's genügte — keines, dem er zu genügen vermocht hätte, kein Amt oder Aemtchen bei Land, Stadt oder Krone, das ihm gemäß gewesen wäre! Jacob war und blieb die Verlegenheit der Familie, der Nagel zum Sarge des Vaters, der seinen Namen nicht konnte sprechen hören, ohne mit bekümmertem Herzen und verdüsterter Miene an Lucas 15, V. 11—32, zu denken. Eine Weile hatte man gehofft, bei der projectirten Dorpater Universität dem Unglücklichen Unterkunft ermitteln zu können; als dieses Project aber von Jahr zu Jahr hinausgeschoben wurde, blieb nichts übrig, als zu der — in jenen Tagen nur ausnahmsweise geübten — ultima ratio Livonorum zu greifen und den armen Jacob „in Rußland", zunächst in Petersburg und später in Moskau sein Ziel suchen zu lassen.

Weinhold's verdienstvolle neueste Publication („Gedichte von J. M. R. Lenz", Berlin 1891) hat über des Dichters ersten und zweiten Aufenthalt in St. Petersburg so ausführlich, als unter den gegebenen Verhältnissen überhaupt möglich, berichtet. Hinzuzufügen wäre höchstens, das an dem zwischen Lenz und Klinger ausgebrochenen Mißverhältniß Beide in gleichem Maße Schuld gewesen sein mögen. Ueber Klinger's Schroffheit, Unliebenswürdigkeit und Hochmuth haben deutsche und russische Genossen seiner Petersburger Zeit wesentlich übereinstimmende Urtheile gefällt. Den Russen galt der Mann, der (angeblich) nur eine russische Phrase („man soll ihn einstecken") gelernt und gebraucht hat, für einen Typus deutscher Grobheit. — Rücksichtlich des von Weinhold (a. a. O. S. 324) als Correspondenten des Dichters erwähnten Pastors Dingelstedt darf noch bemerkt werden, daß dieser in seiner Weise verdienstvolle Mann der von Lenz dem Vater bekämpften Aufklärungspartei angehörte und allem Anschein nach dessen Mitbewerber um die General-Superintendentur gewesen war — Umstände, die für das zwischen Vater und Sohn bestehende Verhältniß in Betracht kommen dürften. — Beiläufig bemerkt, ist die Ehe der in der Folge berühmt gewordenen Julie Barbara Krüdener durch Dingelstedt eingesegnet worden.

Ueber die spärlichen und unzusammenhängenden Notizen und Aufzeichnungen, welche aus Lenz' besten Lebensjahren erhalten geblieben sind, hat W. von Bock in seiner Abhandlung „Die Historie von der Universität Dorpat und deren Geschichte" (Baltische Monatsschrift, Bd. IX, Heft 6, Juni 1864) ziemlich ausführlich berichtet. Nach etwa zweijährigem Aufenthalt an der Newa (1780 und 1781) ging der ruhelose Dichter nach Moskau, wo er mit dem bekannten Karamsin in Beziehung getreten und eine Weile als Lehrer bei der Erziehungsanstalt einer Frau Exter thätig gewesen sein soll. Mit dem Vater blieb er in Briefwechsel; daß er mit der Familie unheilbar zerfallen war, geht schon aus dem letzten, zehn Tage vor seinem Tode geschriebenen Briefe (an Herrn von Sternhielm) deutlich hervor:

„Es ist schwierig, mit meinen Geschwistern Briefwechsel zu führen, denn da ein Professor in Göttingen mir die Ehre erwiesen, mich mit dem Romanschreiber — der aber in anderen Aemtern dabei steht — Herrn Goethe in eine Liste zu setzen, so suchen und finden sie in meinen Briefen nichts Anderes als unverständliche Worte, Poesie und Roman."

Das stimmt vollständig mit der Familientradition, nach welcher der Dichter („dessen ganze Phantasie, wenn sie noch eines gesunden Aufflackerns fähig werden konnte, sich in dem Ausruf zusammendrängte: Wär' die Moskowa doch der Rhein") für seine Angehörigen todt war, noch bevor der Tod ihn von den Leiden des Lebens erlöste. Der Vater hat den Sohn, der den Kummer und die Nachtseite seiner Existenz bildete, um sechs Jahre überlebt, von den Geschwistern sind einzelne (u. A. die erwähnte Propstin Pegau und Frau Moritz) Genossen des heute lebenden Geschlechtes gewesen. Die in hohem Alter verstorbenen Enkel des General-Superintendenten pflegten oft, gern und mit vieler Lebhaftigkeit von alten Zeiten und vergangenen Menschen zu

erzählen und sich dankbar der Ahnen zu erinnern, von denen ihre Jugend beschützt worden war. Von dem „Onkel Jacob" war dabei nie die Rede, und wenn man nach ihm fragte, erhielt man keine oder ungenügende Antwort. Er war das Sorgenkind, die „crux" des ehrwürdigen Alten gewesen, der den Stolz des von ihm begründeten Geschlechts bildete, den man als den wahren und eigentlichen „berühmten Lenz" ansah. Die „Alten" hatten des unglücklichen Bruders nur selten und, wie gesagt, nicht gern Erwähnung gethan, ihre Kinder nach ihm kaum zu fragen gewagt und schließlich dem Beispiel ihrer Vorfahren nachgeahmt. Davon wird um so nachdrücklicher Act zu nehmen sein, als die kirchlichen Traditionen des Großvaters von diesen Enkeln aufgegeben waren, die vielmehr an Kunst, Literatur und Theater den wärmsten Antheil nahmen und in ihren Reihen einen Angehörigen zählten, der seinem Vater, dem Regierungsrath, ungleich weniger ähnlich sah als dem Onkel Jacob — den als Schauspieler, Schauspieldichter, nahen Freund Iffland's und Schwager Fleck's seiner Zeit ehrenvoll bekannt gewordenen Charakterdarsteller Johann Reinhold von Lenz, genannt Kühne. Kindern des achtzehnten Jahrhunderts bedeutete, auch wenn sie ihre eigenen Wege gegangen waren, die Familientradition eine Macht, an welcher unter keinen Umständen gerüttelt wurde.

E. L.

α. **Brehm's Thierleben.** Dritte gänzlich neubearbeitete Auflage von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Bd. I und II. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut. 1890.

Der Uneingeweihte muß den Kritiker Brehm's für überschwänglich halten: so wenig eingeschränkt ist das Lob, das dem Werke des Meisters gebührt. Doch wer zählt zu den Uneingeweihten, wenn auf Brehm's Thierleben die Rede kommt? Ein Buch, das in hunderttausend Exemplaren verbreitet ist und das in sieben Zungen seinen Inhalt über den Erdkreis getragen hat, wird von fast Jedermann gekannt und, wie wir hier getrost behaupten dürfen, auch von Allen verehrt. Der Schreiber dieser Zeilen hat bereits als Knabe Brehm's entzückenden Schilderungen aus dem Thierleben andächtig gelauscht und aus ihnen die erste Anregung zur Beschäftigung mit der Naturwissenschaft erhalten. Und was hat er nicht später und bis auf den heutigen Tag aus dem Werke gelernt und erfahren! Unzähligen Anderen ist es in gleicher Weise ergangen, und für die Zukunft wird die Zahl der Leser und Schüler des Werkes sich noch weiter gewaltig steigern. Denn eine neue, die dritte, Auflage sorgt dafür, daß die Thierkunde in immer breitere Schichten nicht bloß der Wohlhabenderen und Gebildeten, sondern des ganzen Volkes eindringe, wofern in demselben nur ein Fünkchen Interesse für das Verständniß der uns umgebenden belebten Natur vorhanden. Brehm's Buch hat das unschätzbare Glück gehabt, einen Bearbeiter und Fortsetzer in Professor Pechuel-Loesche zu finden, der nach des Verfassers viel zu frühem Tode das Werk gemäß den großen Fortschritten der Zoologischen Wissenschaft neu gestaltete und doch ihm nichts von dem alten Zauber nahm. Dieselbe Lebendigkeit und Gemeinverständlichkeit der Sprache, dieselbe unvergleichliche Kunst der Darstellung fesselt in dem neuen Buch wie in dem alten. Eingeleitet wird der erste Band durch eine Schilderung von Brehm's Lebensgang, mit dem uns Dr. Ernst Krause anschaulich und liebevoll bekannt macht. Der weitere Inhalt umfaßt nach einem Blick auf das Leben der Gesammtheit die Schilderung der Säugethiere, denen zwei Bände gewidmet werden. Die Systematik hat Dr. W. Haake, der verdiente Direktor des Frankfurter Zoologischen Gartens, in einer sehr übersichtlichen Weise geliefert. Für die unmittelbare Anschauung sorgt eine Fülle von Illustrationen, von denen jede ein Muster ist. Man nehme nur einmal einen Band dieses neuen Brehm zur Hand, und in dem Bannkreise dieses einzigen Buches wird man bald an sich bemerken, daß das Ende schwerer zu finden ist, als es der Anfang war.

β. **Prometheus.** Illustrirte Wochenschrift über die Fortschritte der angewandten Naturwissenschaften. Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. Berlin, Rudolf Mückenberger.

Frankreich, England und Nordamerika besitzen längst Blätter von Weltruf, deren Aufgabe es ist, die praktischen Fortschritte in der Erkenntniß der Naturkräfte, in der Ausnutzung derselben für die Zwecke menschlicher Culturbestrebungen, einem großen Leserkreise in regelmäßiger Folge darzulegen. Unsere Heimath hat bisher eines solchen Organs entbehrt. Nicht etwa, daß wir nicht ausgezeichnete Journale hätten, die über die Fortschritte in den Naturwissenschaften ebenso ausführlich wie vollständig berichteten. Diese vorhandenen vorzüglichen Zeitschriften sind aber mehr für den Forscher und Fachmann als für den großen Kreis der Gebildeten berechnet. Was aber von sonstiger periodischer naturwissenschaftlicher Literatur sich an das Laienpublikum vornehmlich wendet, hat engere und begrenztere Aufgaben. So existiren Blätter für Himmels- und Erdbeschreibung, Blätter für Völkerkunde, für die sogenannten beschreibenden Naturwissenschaften und für andere Einzelgebiete. Aber das Bedürfniß nach einem Blatte, das gerade die angewandten Naturwissenschaften, also die Technik im weitesten Sinne des Wortes sich zur volksthümlichen und allgemein verständlichen Darstellung wählt, war bisher gänzlich ungedeckt geblieben. Der „Prometheus" will nicht nur in Zukunft diese Lücke ausfüllen, sondern er hat durch eine Vergangenheit von fünfviertel Jahren bereits bewiesen, in wie vortrefflicher Weise er seiner Aufgabe gerecht zu werden im Stande ist. Er zählt unter seinen Mitarbeitern die ersten Vertreter der technischen Forschung und Praxis. Sie verbürgen den gediegensten Inhalt. Aber sie sind, wie der vorliegende Jahrgang beweist, auch zur großen Mehrzahl Schriftsteller von ungewöhnlicher Begabung. Denn die Darstellung im „Prometheus" ist häufig von einem Glanz und dabei von einer gediegenen Klarheit, wie wir sie in so schöner Vereinigung gerade in naturwissenschaftlichen Zeitschriften leider nur selten antreffen. Dabei sind die Artikel möglichst kurz und heben nur die wirklich werthvollen Punkte hervor. Und was noch weiterhin recht wohlthuend berührt: es findet sich im „Prometheus" nicht etwa eine systemlose Aufzählung von einzelnen neuen technischen Errungenschaften. Vielmehr geht das Bestreben dahin, den Leser mit den Fortschritten ganzer Gebiete planmäßig bekannt zu machen, ihm die führenden Ideen aufzuzeigen und zu erläutern, sein eigenes Urtheil anzuregen und auszubilden; kurz, wir lernen die Fortschritte nicht nur einfach kennen, sondern sie in ihrem Zusammenhange verstehen. Und dazu dient der Text wie die meisterhaften Illustrationen, deren Ausführung häufig selber das beredteste Zeugniß für die stete Entwickelung in der Technik bildet. Wir wünschen dem Blatte, daß es recht viele solcher Leser finde, die wie der Referent das Erscheinen einer jeden Nummer mit Ungeduld erwarten. Und wir sind sicher, daß, wer erst Einsicht in diese wirklich hervorragende und dabei übrigens wohlfeile Wochenschrift genommen hat, sehr bald zu dieser Gruppe von Lesern gehören wird.

γ. **Martin Luther als Lehrer des deutschen Volks.** Herausgegeben von Heinrich Zimmer. Neue Ausgabe. Frankfurt a/M., Heyder & Zimmer. 1890.

Heinrich Zimmer hat den dritten Band seines Werkes: „Luther als Klassiker" in besonderer Ausgabe erscheinen lassen, um dem deutschen Volke die Möglichkeit zu bieten, von Luther zu lernen und ihn „weniger zu erheben, aber fleißiger zu lesen." Nun ist Luther, Gott Lob, den breiten Schichten des evangelischen Volks nicht bloß dem Namen nach bekannt: er ist heute noch für sie der Schriftsteller schlechtweg, dessen Bibelübersetzung und dessen Katechismus ihnen in Fleisch und Blut übergehen. Weit mehr thut es den Gebildeten, bei welchen so viel andere Einflüsse sich geltend machen, wirklich Noth, daß sie Luther weniger loben, aber mehr kennen lernen: denn wie wenig grade von diesen Kreisen Luther selbst gekannt wird, wie vielfach er hier nur in dem Lichte gesehen wird, in das ihn befreundete oder feindliche Parteien rücken, das beweist u. a. die Thatsache, daß man in den „gebildeten" Kreisen nicht einmal weiß, daß für Luther der vielberufene Glaube, der allein gerecht vor Gott macht, nicht der blinde Buchstabenglaube an die Wahrheit der oder jener Dogmen war, von welchem die „Orthodoxen" allein wissen, sondern das schlichte, kindliche, unerschütterliche Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes. Indem man das nicht mehr weiß, hat man auch das Verständnis für das Wesen der Reformation verloren. Wie unendlich viel religiöses und sittliches Leben könnte da, wo es verdorrt ist, in den „Gebildeten" unseres Volkes, wieder erweckt, und wie viel von dem, was heute der atheistische Umsturz bedroht, gerettet werden, wenn man Luther's inneres Leben und Wesen erkennen und in sich aufnehmen wollte! In manchem Betracht ist die Zeit vielleicht doch dazu angethan, daß man in dieser Hinsicht etwas hoffen darf; wenigstens wird es, wenn jetzt keine Auffassung eintritt, auf lange hinaus zu spät sein. In dieser Hinsicht nun begrüßen wir das Zimmer'sche Buch mit Freuden. Es bietet (auf 436 S.) eine Auswahl von solchen Schriften Luther's dar, welche im höchsten Sinne erzieherisch wirken können, und so füllt es eine klaffende Lücke aus. Von der Benutzung des Gebotenen durch die Leser, an welche das Buch sich wendet, hängt ein gutes Stück unserer Zukunft ab.

γ. **Aus meiner Jugendzeit.** Von Heinrich Hansjakob. Zweite Auflage. Heidelberg, Georg Weiß. 1890.

Einer der bekanntesten badischen Kleriker und Politiker entwirft hier gemüth- und poesievolle Schilderungen seiner Jugendzeit, welche sich zwischen 1840 und 1850 in dem Städtchen Haslach an der Kinzig abspielte, und der Tannenduft des Schwarzwaldes durchzieht die Blätter dieses Buches vom ersten bis zum letzten. Hansjakob gehört jedenfalls zu denjenigen Ultramontanen, welche die Heimath diesseits der Berge nicht aus ihren Herzen verbannt haben, sondern mit inniger und warmer Liebe an derselben hängen; er ist eine kernige Natur, welche auch diejenigen anmuthet, die, wie er scherzend von den „Patriciern" Haslach's sagt, „es so weit gebracht haben, daß sie um kein Geld nach Canossa gingen". Die urwüchsige Auffassung des Lebens, welche an aller modernen „Bildung" nur die Schattenseite sieht und über die „Schulmeister" des Jahrhunderts sehr ungehalten ist, tritt mit solcher Herzlichkeit vereint uns] entgegen, daß man ihr nicht zürnen mag und auch in ihr das Körnchen Wahrheit anerkennt. Einmal verwandelt sich der harmlose Autobiograph in den Chronisten: ein Kapitel ist der Schilderung der Revolution von 1849 gewidmet, und überaus anschaulich weiß Hansjakob die Wirkung zu schildern, welche damals die Geister ergriff und selbst Jungfrauen so weit brachte, „daß sie umherschlichen, den Dolch im Gewande, und schwuren, nur einen solchen zu heirathen, der für die Freiheit die Waffen getragen habe" (S. 240). Der Anmarsch der Preußen machte dem Spuk in Haslach ein Ende, Hansjakob und seine Kameraden versteckten ihre Heckerhüte, als sie der preußischen Gewehrläufe ansichtig wurden, und wer noch freiheitliche Expectorationen auf dem Gewissen fühlte, verdustete. Charakteristisch ist, daß schon dem Knaben die Manneszucht der Preußen im Gegensatz zum Gebahren des Sigel'schen Freiheitsheeres imponirte und daß Hansjakob aus den Erfahrungen jenes Jahres es herleitet, daß die Demokratie bis heute im badischen Volke „ohne jede neue Wurzel geblieben ist".

γ. **Das höhere Schulwesen im Auslande** während der letzten zwanzig Jahre. Von Dr. W. Krumme, Direktor. Braunschweig, Otto Salle. 1890.

Ein Mitglied des Vereins für Schulreform unterzieht hier die Entwicklung des Schulwesens „im Auslande", das will sagen, in den skandinavischen Staaten, zwei Kantonen der Schweiz (Genf und Bern) und Ungarn einer geschichtlichen Betrachtung, aus welcher sich ergibt, daß in den genannten Staaten die Ziele des deutschen Schulreformvereins im Wesentlichen gebilligt und sogar durchgeführt sind. Mit Genugthuung wird die Thatsache verzeichnet, daß in Schweden, Bern und Genf — quota pars mundi! — die Kenntniß des Griechischen ohne jeden (!) Einfluß auf die Berechtigungen ist, während in Norwegen und Dänemark die Kenntniß des Griechischen nur noch von den künftigen Theologen und Altphilologen verlangt wird. Darnach scheinen in Schweden, Bern und Genf sogar diese beiden Berufsklassen des Griechischen nicht mehr zu bedürfen, was in der That der Höhepunkt der Vorurtheilslosigkeit sein dürfte. Das Schriftchen Krumme's ist in seiner Art gewiß lehrreich; sachlich dürfte es Angesichts der Ergebnisse der Schulkonferenzen Preußens, bald auch Württembergs und Bayerns, vorerst von keiner Bedeutung mehr sein: diese Ergebnisse kommen gewissen Gedanken der Schulreformer, so dem gemeinsamen Unterbau für die nach oben sich spaltenden Schulen, einigermaßen entgegen, indem der Anfang des Griechischen in Untertertia verlegt wird, verhalten sich aber zu anderen Forderungen der genannten Richtung entschieden ablehnend.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Die Sozialreform und das Theater. Auch eine „soziale Frage". Von Dr. Georg Adler. Berlin, Walther & Apolant. 1891.

Aus dem Tagebuche Erzherzog Johanns von Oesterreich 1810—1815. — Zur Geschichte der Befreiungskriege und des Wiener Kongresses. Herausgegeben und erläutert von Dr. Franz Ritter von Krones. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1891.

Baumgarten. — Italienische Frühlingstage von Fritz Baumgarten. Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck).

Berlin. — Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Jahren 1882 bis 1888. Dritter Theil. Berlin. In Kommission bei Julius Sittenfeld. 1890.

Brücke. — Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt von Ernst Brücke. Wien, Wilhelm Braumüller. 1891.

Das Rolandslied. Ein altfranzösisches Epos. Uebersetzt von Ernst Müller. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, Act.-Ges. (vorm. J. F. Richter). 1891.

Die europäische Angst und die neue Politik. Gedankenblitze und Ideen. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Die Geschichtswissenschaft in Hauptrichtungen und Aufgaben. Zweiter Theil: Leopold von Ranke. Die Generationenlehre und der Geschichtsunterricht von Dr. Ottokar Lorenz. Berlin, Wilhelm Hertz (Bessel'sche Buchhandlung). 1891.

Farina. — Più forte dell' amore? Del Salvatore Farina. Milano, A. Brigola & Co.

Hartmann. — Die Geisterhypothese des Spiritismus und seine Phantome. Von Eduard v. Hartmann. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Haupt-Katalog des Neuen Berliner Lese-Instituts von Franz Grunert. Berlin. 1891.

Jahnke-Schirmer. — Kein Hüsung. Ein Volksschauspiel in vier Akten. Mit freier Benutzung der gleichnamigen Dichtung Fritz Reuter's von Hermann Jahnke und Wilhelm Schirmer. Berlin, Paul Kittel. 1891.

Jellinghaus. — Arminius und Siegfried. Von H. Jellinghaus. Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer. 1891.

Joachim. — Erzwungene Sachen. Von Joseph Joachim. Basel, Benno Schwabe. 1890.

Joachim. — Die Brüder. Eine Volksgeschichte in zwei Büchern von Joseph Joachim. 2 Bde. Basel, Benno Schwabe. 1891.

Klopstock's Oden ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Dr. J. Imelmann. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1891.

Krause. — Abriss der Entwicklungsgeschichte der Oper mit litterarischen Hinweisen von Emil Krause. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei Act.-Ges. (vorm. J. F. Richter). 1891.

Liszt. — Ergo Bibamus! Feucht-fröhliche Lieder von Anton Liszt. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Act.-G. (vorm. J. F. Richter). 1891.

Lohmeyer. — Herzog Albrecht von Preußen. Von Karl Lohmeyer. Danzig, A. W. Kasemann. 1890.

Memoiren-Bibliothek. V. Bd.: Memoiren des Fürsten Talleyrand, herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Original-Ausgabe von Adolf Ebeling. Fünftes Tausend. Erster Band. Köln und Leipzig, Albert Ahn. 1891.

Meyers Konversationslexikon. Vierte Auflage. Jahres-Supplement 1890/1891. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Millet. — Souvenirs des Balkans. De Salonique à Belgrade et du Danube à l'Adriatique par René Millet. Paris, Hachette & Cie. 1891.

Natge. — Ueber Francis Bacon's Formenlehre. Von Hans Natge. Leipzig, B. G. Teubner. 1891.

Nevers. — Die Schule und die socialen Bestrebungen und Gedanken über die Reform der Schule, insbesondere der Volksschulen. Von Karl Nevers. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei Act. Ges. (vorm. J. F. Richter). 1891.

Niemeyer. — Schulreden von Dr. Konrad Niemeyer. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer. 1891.

Peters. — Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Carl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Portrait des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. Viertes Tausend. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1891.

Prel. — Experimentalpsychologie und Experimentalmetaphysik. Von Dr. Karl du Prel. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1891.

Ritter. — Pädagogische Fragmente. Von Dr. P. H. Ritter. Nach der dritten holländischen Ausgabe übersetzt von O. Greeven. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1890.

Rugard. — Krim- und Kaukasus-Fahrt. Bilder aus Rußland. Nach eigener Anschauung und authentischen Berichten von M. Rugard. Breslau, Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlagsanstalt, vorm. S. Schottländer. 1891.

Schwarzlose. — Der Bilderstreit, ein Kampf der griechischen Kirche um ihre Eigenart und um ihre Freiheit. Von Dr. Karl Schwarzlose. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1890

Sommer. — Madeleine. Schauspiel in drei Akten aus dem deutsch-französischen Krieg 1870/71 von Julius Sommer. Freiburg i. Br., Johannes Eichlepp. 1890.

Tenier. — Alfred Tenier's Gesammelte Dichtungen. Herausgegeben von Gust. Andr. Nessel. Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von Berthold Litzmann. I.: Das Repertoire des Weimarischen Theaters unter Goethe's Leitung. 1791—1817. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. F. A. H. Burkhardt. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß. 1891.

Thode. — Die Malerschule von Nürnberg im 14. und 15. Jahrhundert in ihrer Entwicklung bis auf Dürer dargestellt von Henry Thode. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1891.

Tolstoj. — Die Früchte der Bildung. Lustspiel in vier Aufzügen von Leo N. Tolstoj. Vom Verfasser genehmigte deutsche Uebersetzung von Raphael Löwenfeld. Berlin, N. Wilhelmi. 1891.

Traumann. — Südermann's „Ehre". — Kunstwerk oder Mache? Eine zeitgemäße Betrachtung. Von Ernst Traumann. Heidelberg, Georg Weiß. 1891.

Victor. — Die Aussprache des Schriftdeutschen. Mit dem „Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preussischen Schulen" in phonetischer Umschrift sowie phonetischen Texten von Wilhelm Victor. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, O. R. Reisland. 1890.

Vogüé. — Russische Wintergeschichten von Vicomte Eugène Melchior de Vogüé. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von Ida Brendel. Berlin, M. Schorß. 1890.

Wallé. — Die Schulconferenz und das Baufach. Eine zeitgemäße Beleuchtung der Dezemberbeschlüsse von Peter Wallé. Berlin, Julius Becker.

Was lernen unsere Söhne? Was sollen sie lernen? Praktische Vorschläge zu einer neuen Schule mit einem Berufsplane und Stundenplänen von einem Ungenannten. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

Wechsler. — Der unsterbliche Mensch. Eine Dichtung in fünf Gesängen. (Frei nach einer Sage über Moses Maimonides.) Von Ernst Wechsler. Zweite Auflage. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Weiß. — Lieder und Fantasien. Gedichte von F. H. Adolf Weiß. Zürich, Verlagsmagazin (J. Schabelitz). 1890.

Weiß. — Sing- und Sprechgymnastik. Der Weg zur Meisterschaft in der gesanglichen und rednerischen Vollverwerthung des Stimmorgans. Dargestellt von G. Gottfried Weiß. Berlin, Hermann Paetel. 1890.

Wessely. — Geschichte der graphischen Künste. Ein Handbuch für Freunde des Kunstdrucks von J. C. Wessely. Leipzig, J. O. Weigel Nachfolger. 1891.

Whitman. — Imperial Germany. A critical study of fact and character. By Sidney Whitman. Leipzig, B. Tauchnitz 1890.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Unwiederbringlich.

Roman

von

Theodor Fontane.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Die schönen Tage, die, seinem Ruf zum Trotz, fast den ganzen November über angedauert hatten, schlossen mit dem Monatswechsel ab, und heftige Nordweststürme setzten ein, nur dann und wann von Regenschauern unterbrochen, die freilich oft schon nach wenig Stunden wieder einem neuen Nordwester Platz machten. Dieser Wetterumschlag änderte natürlich auch das Leben im Schloß; alle Spaziergänge, die sich nicht selten bis Fredensborg und südlich bis Trollesminde und selbst bis Hilleröd ausgedehnt hatten, hörten auf und an die Stelle der halb dienstlichen Vereinigungen in der großen Herluf Trolle-Halle, traten jetzt kleine Reunions, die sich zwischen „hüben und drüben" oder, was dasselbe sagen wollte, zwischen den beiden Thürmen theilten und an einem Abend bei der einen, am andern bei der anderen der beiden Hofdamen stattfanden. Die Prinzessin hatte dies eigens so gewünscht und die Schimmelmann, so steif und ceremoniell sie sonst sein mochte, war als Wirthin von großer Liebenswürdigkeit, so daß ihre „Abende" mit denen Ebba's wetteifern durften. Die Zusammensetzung der Gesellschaft war immer dieselbe: voran der Hofhalt der Prinzessin, dazu das Schleppegrell'sche Paar und die beiden Adjutanten des Königs, von denen Lundbye sich auf den Hof- und Lebemann, Westergaard auf den Freisinnigen hin ausspielte, kleine gesellschaftliche Nüancen, die den Reiz des Verkehrs mit ihnen nur noch steigerten. Ja, man sah sich täglich, immer nur zwischen dem Links- und Rechtsthurm wechselnd, und wie die Zusammensetzung der Gesellschaft dieselbe war, so war es auch die Form der Unterhaltung, die sich auf Lustspiele lesen und Deklamation und, wenn es hochkam, auf ein Stellen von Bildern beschränkte. Dann und wann, schon um Pentz und der Schimmelmann willen, wurde auch eine Whistpartie beliebt, die dann, nach dem Abendbrot, in ein kleines sehr harmloses Hazard überging. Ebba gewann immer, „weil sie, wie

sie sagte, Unglück in der Liebe habe." Man war heiter bis zur Ausgelassenheit und während selbstverständlich über das ewige Sturm- und Regenwetter und mehr noch über die nicht endenwollende Krankheit der Prinzessin geklagt wurde, gestand man sich doch gleichzeitig, daß man diesem angeblichen Unglück all' das Glück verdanke, dessen man sich erfreute.

So ging es bis den zweiten Advent; da schlug das Wetter abermals um, und mit dem scharfen Nordost, der jetzt einsetzte, kam sofort auch bittre Kälte, die, gleich in der ersten Nacht, alle Tümpel und Regenlachen und schon den Tag darauf auch den kleinen Schloßsee mit Eis bedeckte. Dem Schloßsee folgte dann der breite, nach Ost und West hin mit dem Esrom- und Arresee Verbindung haltende Parkgraben, und als abermals eine Woche später die Nachricht kam, daß auch die großen Seen selbst, an ihren Ufern wenigstens, mit starkem Eise belegt seien, wurde — nachdem Dr. Bie beschworen hatte, daß ein Ausflug bei blankem Wetter genau das sei, was die von „Schloß-Malaria", so war sein Ausdruck, herrührenden Zustände der Prinzessin am ehesten beseitigen werde — der nächste Tag schon für eine Schlitten- beziehungsweise Schlittschuhpartie nach dem Arresee hin festgesetzt.

Und nun war dieser Tag da, sonniger und frischer als alle voraufgegangenen, und kurz vor zwei traf man sich an der uns wohlbekannten Stelle, wo jetzt die Strickfähre eingefroren im Eise lag. Die, die sich daselbst zusammenfanden, waren zunächst die Prinzessin selbst mit Holk und Ebba, dann Schleppegrell und die beiden Adjutanten. Pentz fehlte, weil er zu alt, die Pastorin, weil sie zu korpulent war, während sich Erichsen und die Schimmelmann dem ziemlich scharfen Nordost, der ging, nicht aussetzen mochten. Aber auch diese vier hatten auf ein bestimmtes Maß von Theilnahme nicht verzichten wollen, und waren in eine geschlossene Kutsche gestiegen, um, vorausfahrend, die wetterfestere Hälfte der Gesellschaft in einem kleinen, dicht an der Einmündung des Parkgrabens in den Arresee gelegenen Gasthause zu erwarten.

Neben der Fähre, die durch voraufgeschickte Dienerschaften in ein Empfangs- und Unterkunftszelt verwandelt worden war, stand ein eleganter Stuhlschlitten, und als die Prinzessin darin untergebracht und mit Hülfe von allerhand Pelzwerk vor Erkältung geschützt worden war, handelte sich's für die begleitenden Schlittschuhläufer nur noch um die Frage, wer die Führung übernehmen und zweitens, wer mit der Ehre, den Schlitten der Prinzessin über das Eis hinzusteuern, betraut werden sollte. Rasch entschied man sich, daß Schleppegrell, als Ortskundigster, den Zug zu führen, Holk aber den Schlitten der Prinzessin zu steuern habe, während, dicht aufschließend, das Fräulein an der Hand der beiden Offiziere folgen sollte. Nach dieser Anordnung wurde denn auch wirklich aufgebrochen, und weil alle sehr geschickte Läufer, außerdem auch die Kostüme gut und kleidsam gewählt waren, so war es eine Freude, den Zug über die glatte Eisfläche hinschießen zu sehen. Am imponirendsten wirkte Schleppegrell, der heute mehr einem heidnischen Wotan als einem christlichen Apostel glich; sein Mantelkragen bauschte sich über dem Krempenhut hoch im Winde, während er den Pickenstock, um die Schnelligkeit zu steigern, immer kraftvoller ins Eis stieß. Die Prinzessin war erfreut, und sprach es zu Holk auch aus, ihren „Pfadfinder"

so phantastisch vor sich herfahren zu sehen, aber ihr Schönheitssinn, der ihr, trotz des ihr fehlenden Sinnes für Ordnung und Eleganz, in hohem Maße zu eigen war, würde doch noch erfreuter gewesen sein, wenn sie, gelegentlich rückwärts blickend, auch das Bild der ihr folgenden Drei hätte vor Augen haben können. Ebba, das Kleid geschürzt und in hohen Schlittschuhstiefeln, trug eine schottische Mütze, deren Bänder im Winde flatterten, und jetzt rechts dem einen und dann wieder links dem andern ihrer Partner die Hand reichend, glich ihr Eislauf einer Tanztour, darin sie sich, trotz weitausholender Seitenbewegungen, in wachsender Raschheit vorwärts bewegte. Der zurückzulegende Weg war nicht viel kürzer als eine Meile, aber ehe noch eine halbe Stunde um war, wurde man schon des hochgelegenen Gasthauses, daraus ein heller Rauch aufstieg, ansichtig und dahinter der weiten Fläche des Arresees, blinkend und blitzend so weit das Eis ging, und dann bläulich zitternd, wo der See, noch eisfrei, dem Meere sich zudehnte.

Schleppegrell, als er das Ziel vor Augen hatte, schwenkte triumphirend den Pickenstock und, das ohnehin schon rasche Tempo womöglich noch beschleunigend, war er in kürzester Frist bis an das Gasthaus heran, auf dessen vorgebauter Treppe Pentz und die Schimmelmann und mit ihnen auch die kleine Pastorsfrau schon standen und die Herankommenden unter Tücherwehen begrüßten. Nur Erichsen, eine Schachtel Cachou in Händen, war, wie sich später ergab, in der Gaststube zurückgeblieben. Holk, die eine Hand auf die Rückenlehne des Schlittens gelegt, lüpfte mit der andern den Hut, und im nächsten Augenblicke schon hielt er an einem kleinen Wassersteg, dessen Bretterlage bis zu dem Gasthause hinauf sich fortsetzte. Pentz, mittlerweile herangekommen, bot der Prinzessin seinen Arm, um sie, während Schleppegrell und die beiden Capitäne folgten, die Düne hinaufzuführen, und nur Holk und Ebba standen noch an dem Wassersteg und sahen erst den Voraufgehenden nach und dann einander an. In Holk's Blick lag Etwas wie von Eifersucht, und als Ebba's Auge mit einem halb spöttischen: „ein Jeder ist seines Glückes Schmied" darauf zu antworten schien, ergriff er ungestüm ihre Hand und wies nach Westen zu, weit hinaus, wo die Sonne sich neigte. Sie nickte zustimmend und beinah übermüthig, und nun flogen sie, wie wenn die Verwunderung der Zurückbleibenden ihnen nur noch ein Sporn mehr sei, der Stelle zu, wo sich der eisblinkende, mit seinen Ufern immer mehr zurücktretende Wasserarm in der weiten Fläche des Arresees verlor. Immer näher rückten sie der Gefahr, und jetzt schien es in der That, als ob Beide, quer über den nur noch wenig hundert Schritte breiten Eisgürtel hinweg, in den offnen See hinauswollten; ihre Blicke suchten einander und schienen zu fragen: „soll es so sein?" Und die Antwort war zum mindesten keine Verneinung. Aber im selben Augenblicke, wo sie die durch eine Reihe kleiner Kiefern als letzte Sicherheitsgrenze bezeichnete Linie passiren wollten, bog Holk mit rascher Wendung rechts und riß auch Ebba mit sich herum.

„Hier ist die Grenze, Ebba. Wollen wir drüber hinaus?" Ebba stieß den Schlittschuh ins Eis und sagte: „Wer an zurück *denkt*, der *will* zurück. Und ich bin's zufrieden. Erichsen und die Schimmelmann werden uns ohnehin erwarten, — die Prinzessin vielleicht nicht."

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang, als, um Pentz zu citiren, Holk und Ebba von ihrer „Eismeer-Expedition wieder in gesicherte Verhältnisse zurückgekehrt waren," trat man in einem geschützten und mit Decken wohl versehenen Char-à-banc, der Platz für Alle hatte, den Heimweg nach Fredericksborg an. Unterwegs wurde der „romantischen Escapade," trotz der Gegenwart der beiden Flüchtlinge, mit sichtlicher Vorliebe gedacht, und der Ton, in dem es geschah, ließ keinen Zweifel darüber, daß man Alles als etwas vergleichsweise Harmloses, als einen bloßen Uebermuthsstreich ansah, zu dem Ebba den armen Holk gedrängt habe, der nun, wohl oder übel, habe nachgeben müssen. In diesem Sinne sprachen die Meisten, und nur die Prinzessin konnte sich, ganz gegen ihre Gewohnheit, nicht entschließen, in den heitren Ton mit einzustimmen, schwieg vielmehr, was, wenn auch sonst Niemandem, so doch den beiden Adjutanten auffiel, die sich bei diesem Schweigen einiger schon vorher von Seiten der Prinzessin gemachter, halb ängstlicher, halb mißbilligender Bemerkungen erinnern mochten. „Ebba liebt mit der Gefahr zu spielen," so hatte das Gespräch drinnen im Gasthause begonnen, „und sie darf es auch, weil sie ein Talent hat, ihren Kopf klug aus der Schlinge zu ziehen. Sie wird wohl für alle Fälle einen Rettungsgürtel unter der Pelzjacke tragen. Aber nicht Jeder ist so klug und so vorsichtig und am wenigsten unser guter Holk." Dies Alles war am Kaffeetische so halb scherzhaft hingesagt worden, während Holk und Ebba noch draußen waren; aber hinter dem Scherze hatte sich offenbar ein Ernst versteckt.

* * *

Gegen sechs war man im Schlosse zurück, und als man sich gleich darauf von der Prinzessin, die noch immer die Abende allein zuzubringen liebte, getrennt hatte, nahm man auch untereinander Abschied, aber allerdings unter dem gleichzeitigen Zuruf: „Auf Wiedersehen heut' Abend."

„Und in welchem Thurm?" fragten die beiden Capitäne, die, Dienstes halber, während der letzten Abende in dem kleinen Kreise gefehlt hatten.

„Nun, im Ebba-Thurm. Und nicht später als acht. Wer später kommt, zahlt Strafe."

„Welche?"

„Das findet sich."

Und danach ging Jeder auf sein Zimmer, nachdem noch Schleppegrell versprochen hatte, seinen Schwager, Dr. Bie, mitzubringen.

Die beiden Schleppegrells und Bie, die den weitesten Weg hatten, waren natürlich die Pünktlichsten und Ersten und trafen, weil es inzwischen leise zu schneien begonnen hatte, von kleinen Flocken überstäubt auf dem untern Thurmflur ein, von dem aus eine Wendeltreppe zunächst in Ebba's und dann höher hinauf in Holk's Zimmer führte. Was dann im dritten und vierten Stocke noch folgte, darum hatte sich von allen Thurmbewohnern bis dahin Niemand gekümmert, nicht einmal Karin, die sich's, seitdem es kalt geworden, nur noch angelegen sein ließ, möglichst warm zu sitzen, erst um ihret- und zum zweiten um eines jungen Gärtnerburschen willen, mit dem sie, gleich während der ersten

vierundzwanzig Stunden ihres Fredericksborger Aufenthalts, ein intimes Verhältniß angeknüpft hatte. Sie war darin überaus erfahren, und Wärme, wie sie wußte, kam der Liebe zu statten. Auch heute wieder hatte sie für eine rechte Behaglichkeit gesorgt, und als sich die Hilleröder Gäste von der auf dem Flur herrschenden Temperatur angeheimelt fühlten, sagte Dr. Bie, während er Karin die Hand patschelte: „Das ist recht, Karin. Ihr schwedischen Mädel, Ihr versteht es. Aber wie fängst Du's nur an, es hier auf dem Flur so warm zu haben? Es ist ja, daß man sich gleich hier auf die Treppe setzen und den Abend bei Dir zubringen möchte."

Schleppegrell, der die schiffsärztlichen Verkehrsformen seines Schwagers nur zu gut kannte, warf diesem einen zu minderer Vertraulichkeit auffordernden Blick zu, Karin aber, die sich mit Jedem und nicht zum Wenigsten mit alten Schiffschirurgen auf einen guten Fuß zu stellen liebte, wies auf eine hinter dem Treppenaufgang gelegene Wandstelle, die gerad' in der Mitte zu glühen schien. Und im Nähertreten sah unser Freund Bie denn auch, daß sich hier ein in die Wand hineingebauter mächtiger Ofen befand, dessen Front natürlich in Karin's Zimmer ging, während die schmucklose, nur aus Backsteinen und einer großen Eisenplatte hergestellte Hinterwand den ganzen Unterflur und mit ihm zugleich das halbe Treppenhaus heizte. „Vorzüglich," sagte Bie, „vorzüglich. Das werd' ich bei der Schloßverwaltung anregen und zur Nacheiferung empfehlen. Eiserner Ofen mit so zu sagen Doppelheizung, Flur und Stube zugleich. Drüben bei der Schimmelmann, die freilich keine Karin zur Aushülfe hat, herrscht immer eine grimmige Kälte; man friert Stein und Bein und die Schimmelmann natürlich mit. Und da soll man dann helfen bei den ewigen Katarrhen, von erfrornen Händen und rother Nase gar nicht zu sprechen. Ein Glück, daß die Danner nicht hier ist. Die hat freilich ihren Leibarzt und nicht zu vergessen, natürlich auch mehr Wärme. Sonst wäre sie nicht die, die sie ist."

Schleppegrell war mit dem, was sein Schwager an baulichen Verbesserungsvorschlägen vorbrachte, sichtlich uneinverstanden und sagte, während alle Drei jetzt die Treppe hinaufstiegen: „Ich bin ganz dagegen, Bie. Laß die Thürme genau so wie sie sind."

„Ach," lachte Bie. „Du hast wieder historische Bedenken. Ein Thurm, in dem man zweihundert Jahre lang gefroren hat, in dem muß weiter gefroren werden. Das nennt ihr dann Pietät, und die Pastoren haben vielleicht noch ein größeres Wort dafür. Ich für meine Person, ich bin für warm sitzen."

„Ja," sagte Schleppegrell, „das ist das Vorrecht aller Nordpolfahrer. Je näher dem Nordpol, je mehr Ofenhocker. Und Schloßverwaltung sagst Du, da willst Du hingehen und die Neuerung anempfehlen. Nun, ich werde mitgehen, wenn Du gehst, und während Du den Doppelofen, der noch dazu halb ein eiserner ist, beantragst, werde ich beantragen, diesen einen aus der Wand herauszureißen. Es ist der größte Leichtsinn. Und überall Tannäpfel und kiehnen Holz und die Dielen und Verschläge so wurmstichig wie Pfeifenzunder."

Unter diesen Worten waren sie die Treppe hinauf und traten bei Ebba ein, wo schon Alles in festlicher Vorbereitung war: die Lampen und Lichter brannten, und der bereits gedeckte Tisch war, so weit es ging, in die tiefe Fensternische

geschoben. Alles geräumig und übersichtlich. Aber ehe zehn Minuten um waren, herrschte durch den ganzen Raum hin ein summendes Durcheinander, und ein Ueberblick ermöglichte sich erst wieder, als die Mehrzahl an zwei rasch zurechtgemachten Spieltischen Platz genommen hatte, links die Schimmelmann mit Pentz und Lundbye, rechts die Pastorin mit Erichsen und Westergaard. Holk und Bie, die gern mitgespielt und das Whist mit dem Strohmann zu einem richtigen Whist erhoben hätten, mußten auf Mitspiel verzichten, weil Schleppegrell, den man doch nicht allein lassen konnte, grundsätzlich keine Karte nahm. Nun war freilich noch Ebba da; diese hatte sich aber, als Wirthin, jedem Einzelnen auf wenigstens Augenblicke zu widmen, und trotzdem der Tisch vorsorglich im Voraus gedeckt war, gab es doch noch vielerlei zu thun, und die Weisungen an Karin und den zur Aushülfe mit herangezogenen Gärtner nahmen kein Ende.

Holk und Bie, nachdem sie sich in den Verzicht gefunden, hatten sich schließlich in eine Ecke zurückgezogen, die dicht neben der Alcovennische durch einen vorspringenden Mauerpfeiler gebildet wurde. Hier war man denn auch bald in einer intimen Unterhaltung, die der allzeit wißbegierige Holk natürlich nach Island hinüberzuspielen wußte.

„Wissen Sie, Dr. Bie, daß ich Sie wegen Ihres schiffsärztlichen Aufenthalts da oben geradezu beneide, nicht wegen Scorbut und der Amputationen, die ja dabei vorkommen sollen, aber doch wegen des Ethnographischen . . ."

Bie, nur höherer Feldscheer, der das Wort „ethnographisch" vielleicht noch nie gehört, jedenfalls aber über seine Bedeutung nie nachgedacht hatte, schrak etwas zusammen und hätte so ohne Weitres nicht Red' und Antwort stehen können; der ganz in Fragelust aufgehende Holk aber sah nichts davon und fuhr fort: „Und wenn uns Island bloß ein beliebiges Etwas wäre, das uns so eigentlich nichts anginge, nun, so könnte man mit seinem Interesse zurückhalten; aber die Isländer sind doch unsre halben Brüder und beten jeden Sonntag für König Friedrich gerade so gut wie wir und vielleicht noch besser. Denn es sind ernste und fromme Männer. Und wenn ich dann denke, daß man so in den Tag hineinlebt und gerade von dem nichts weiß, von dem man recht eigentlich was wissen müßte, dann schäme ich mich und mache mir beinah Vorwürfe. Was wäre, wie mir mein alter Pastor Petersen drüben wohl hundertmale versichert hat, was wäre beispielsweise die ganze germanisch-scandinavische Literatur, wenn wir den Snorre Sturleson, diesen Stolz der Isländer, nicht gehabt hätten? Was wäre es mit der Edda und vielem Andren? Nichts wär' es damit. Und nun frag' ich Sie, Dr. Bie, sind Sie während Ihrer isländischen Tage diesen Dingen als einem Etwas begegnet, das noch Jeder kennt und liebt, und singt und sagt, die Frauen und Mädchen in den Spinnstuben und die Männer, wenn sie auf den Robbenfang ziehen?"

Schleppegrell, der all diese Fragen mit angehört hatte, wurde verlegen in die Seele seines Schwagers hinein, Bie selbst aber hatte sich inzwischen erholt und sagte mit gutem Humor: „Ja, das weiß eigentlich Alles mein Schwager Schleppegrell viel besser, der *nicht* da war; Personen, die nicht da waren, wissen immer Alles am besten. Ich weiß von den Isländern bloß, daß ihre Betten besser sein konnten, trotzdem sie die Eidergans so zu sagen vor der Thür haben.

Und die Federn sind auch wirklich gut, und man liegt auch warm darin, was da oben, um recht und billig zu sein, doch immer die Hauptsache bleibt. Aber das Linnen, das ist die schwache Seite. Daß die Fäden mitunter wie Bindfaden nebeneinander liegen, nun, das möchte gehen; aber was die Engländer die cleanliness nennen, damit hapert es. Man merkt zu sehr, daß es da mehr Eis als Wasser gibt, und daß die Wäscherinnen froh sind, wenn sie die Hände wieder in ihren Pelzhandschuhen haben. Es ist kein Land der Reinlichkeiten, so viel ist zuzugeben. Aber einen Lachs gibt es comme-il-faut. Und dann was das Getränk angeht! Einige denken bloß immer an isländisch Moos; nun, das gibt es auch, aber ich kann Ihnen versichern, Herr Graf, einen besseren Whisky hab' ich nirgends in der Welt gefunden, nicht in Kopenhagen und nicht in London, und nicht einmal in Glasgow, wo doch das Feinste davon zu Hause ist."

Das isländische Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, und der Anfangs immer nur verlegen dreinschauende Schleppegrell hatte schließlich seine Freude daran, Holk's unausgesetzt auf das „Höhere" gerichteten Fragen von Vie geschickt umgangen zu sehen. Ebba, von Zeit zu Zeit hinzutretend, lachte, wenn sie das Gespräch immer noch auf dem alten Flecke fand, und wandte sich dann rasch wieder den Spieltischen zu, wo sie mal zu Nutz und Frommen der Frau Pastorin und dann wieder der Schimmelmann die Strohmannkarten aufnahm und auf den Tisch legte, bis der beständig in Verlust stehende Pentz dagegen protestirte. Nichts war Ebba willkommner, und ihre Spieltisch-Gastrolle wieder aufgebend, machte sie sich bei dem Kamin zu schaffen und schüttete Kohlen und Wachholdergezweig auf das verlöschende Feuer, freilich immer nur wenig, weil die vielen Lichter, die brannten, ohnehin dafür sorgten, daß von der draußen herrschenden Kälte nichts fühlbar wurde. Zudem hatte der den Tag über herrschende Frost, seit den ersten Flocken, die fielen, erheblich nachgelassen, und nur der Wind war stärker geworden, was man wahrnehmen konnte, wenn die lächelnd und gewandt die Bedienung machende Karin mit dem einen oder andern Tablett in die Thür trat.

Nun aber war es zehn, das Spiel beendet, und während man, um Platz zu schaffen, die Spieltische bei Seite schob, wurde der nur an drei Seiten gedeckte Eßtisch, weil Niemand das Kaminfeuer im Rücken haben wollte, quer durch das Zimmer gestellt. Die Schimmelmann hatte den Ehrenplatz in der Mitte der Tafel, Holk und Pentz neben ihr; dann kamen, nach rechts und links hin, die vier andern Herren, während die Pastorin und Ebba an den zwei Schmalseiten saßen, um von hier aus den Tisch am besten überblicken und, wenn's noth that, wirthschaftlich eingreifen zu können. Und war schon vorher die Stimmung eine gute gewesen, so wuchs sie jetzt noch, wozu Dr. Vie durch seine, nach den verschiedensten Seiten hin gelegenen Tafelvorzüge das Meiste beitrug. Er war nämlich nicht bloß Geschichtenerzähler und Toast-Ausbringer, sondern vor Allem auch ausgesprochener Lachvirtuose, was ihn in den Stand setzte, nicht bloß seine eignen, sondern auch andrer Leute Anekdoten mit wahren Lachsalven unkritischen Beifalls zu begleiten und dadurch Alle mit fortzureißen, auch Solche, die gar nicht wußten, um was sich's eigentlich handelte. Selbst die Schimmelmann hatte, zur Genugthuung Aller, ihre ganz unverkennbare Freude daran, was

übrigens nicht ausschloß, daß nach ihrem Rückzuge, der jedesmal um elf Uhr erfolgte, die Heiterkeit der Tafel eine noch erhebliche Steigerung erfuhr. Zu dieser Steigerung wirkte freilich auch noch ein Andres mit, und dies Andre war der schwedische Punsch, der nicht regelmäßig, aber heute wenigstens in einer großen silbernen Bowle aufgetragen wurde. Jeder war seines Lobes voll, am meisten Bie, der denn auch beim fünften Glase, bei dem er verhältnißmäßig rasch angelangt war, sich erhob, um unter gnädiger Erlaubniß der Damen einen Toast auszubringen. „Ja, einen Toast, meine Damen. Aber wem soll er gelten? Natürlich unsrer liebenswürdigen Wirthin, in der unser schwedisches Brudervolk — wie wir ein Meervolk, ein Volk der See — so zu sagen seinen höchsten Ausdruck findet. Aus dem Meere, wie wir Alle wissen, ist die Schönheit geboren, aber aus dem Nordmeer auch der nordische Muth, der schwedische Muth. Ich war nicht Zeuge von dem, was dieser Nachmittag von einem solchen echten Nordlandsmuth gesehen hat, aber ich habe davon gehört. Und am Rande des Todes hinzuschweben, ein Fehltritt, und die Tiefe hat uns für immer, das ist des Lebens höchster Reiz. Und dies Leben ist ein Nordlandsleben. Wo das Eis beginnt, da hat das Herz seine höchste Flamme. Hoch Nordland und hoch seine schöne, seine muthige Tochter!"

Alle Gläser klangen zusammen, und die „Escapade nach dem Arresee", wie sie schon mehrfach an diesem Tage der Gegenstand scherzhafter Bemerkungen gewesen war, wurd' es aufs Neue. Pentz, der weder Holk noch Ebba traute, gefiel sich in Fortsetzung seiner Spöttereien und malte mit Behagen aus, was aus Beiden geworden wäre, wenn sich eine Eisscholle, mit einem Tannenbaum darauf, unter ihnen losgelöst und sie aufs hohe Meer hinausgetragen hätte. Vielleicht wären sie dann in Thule gelandet. Oder vielleicht auch nicht und hätten auf ihrer Scholle nichts gehabt als den kleinen Weihnachtsbaum ohne Nuß und Marzipan. Und Holk hätte sich dann getödtet und sein Herzblut angeboten, unter Anklängen an den unvermeidlichen Pelikan. In alten Zeiten wären solche Dinge vorgekommen.

„In alten Zeiten," lachte Ebba. „Ja, was ist in alten Zeiten nicht Alles vorgekommen! Ich habe nicht die Prätension, mich auf Geschichte hin auszuspielen, das überlass' ich Andern, und auf alte Geschichte nun schon gewiß nicht; aber man braucht nur ein bischen trojanischen Krieg zu kennen, um vor den alten Zeiten und ihrem Muth einen sehr bedeutenden Respect zu haben, einen noch bedeutenderen als vor dem scandinavischen Muth, von dem Dr. Bie so schön und in für mich persönlich so schmeichelhafter Weise gesprochen hat."

Westergaard und Lundbye versicherten a tempo, daß sich die Zeiten in dem wichtigsten Punkte, nämlich in dem Heldenmuthe der Leidenschaft, immer gleich blieben, und daß sie sich für ihre Person dafür verbürgen wollten, die Liebe schaffe noch dieselben Wunder wie früher.

Alles theilte sich sofort in zwei Lager, in Solche, die derselben Meinung waren (unter diesen, strahlenden Gesichts, die kleine Frau Pastorin) und in Solche, die rund heraus verneinten. An der Spitze dieser stand natürlich Ebba. „Dieselben Wunder," wiederholte sie. „Das ist unmöglich, denn diese Wunder sind Producte dessen, was der Welt verloren gegangen ist, Producte großer erhabner Rücksichts-

losigkeiten. Ich wähle dies Wort, weil ich das Wort „Leidenschaft," das freilich von andrer Seite schon gefallen ist, gern vermeiden möchte, von Rücksichtslosigkeiten aber läßt sich sprechen, ja, man braucht nicht einmal roth dabei zu werden. Und nun frage ich sie, und die Herren Capitanos an der Spitze, wer unter Ihnen hat Lust, um Helena's willen einen trojanischen Krieg anzuzetteln? Wer tödtet um Klytämnestra's willen Agamemnon?"

„Wir, wir." Und Pentz, eine vierzinkige Gabel zückend, setzte sogar hinzu: „Ich bin Aegisth."

Alles lachte, Ebba ihrerseits aber fuhr in immer wachsendem Uebermuthe fort: „Nein, meine Herren, es bleibt dabei, die Rücksichtslosigkeiten sind aus der Welt gegangen. Allerdings, so viel ist einzuräumen (und es steht bei Ihnen, dies gegen mich auszunutzen), allerdings finden sich auch im Alterthum vereinzelte Anfälle von Schwäche. So entsinn' ich mich, vor grauen Jahren, denn ich war noch im Flügelkleide, die Racinesche „Phädra" gesehen zu haben, mit der berühmten Rachel in der Titelrolle; — sie kam von Petersburg und nahm unser armes Stockholm nur so nebenher mit. Nun denn, besagte Phädra liebt ihren Stiefsohn, also sozusagen einen ganz fremden Menschen, der gar kein Recht hat, die Blutsfrage zu betonen, und dieser Stiefsohn verweigert sein „Ja," lehnt die Liebe einer schönen Königin ab. Vielleicht der erste Decadence-Fall, erstes Vorspuken des schwächlich Modernen."

„O, nicht doch," versicherte Lundbye. „Nicht des Modernen. Das Moderne verurtheilt solche Schwäche von Grund aus," und Pentz seinerseits setzte hinzu: „Schade, daß wir keine Phädra zur Hand haben, um die Streitfrage sofort zum Austrag zu bringen; man müßte denn vielleicht von Skodsborg her . . ." Aber hier unterbrach er sich, weil er inmitten seiner Rede wahrnahm, daß ihn die beiden Offiziere scharf fixirten, um ihn wissen zu lassen, daß er in ihrer Gegenwart den Namen der Danner, der ihm schon auf der Zunge schwebte, nicht spöttisch ins Gespräch ziehen dürfe.

Gleich danach wurde die Tafel aufgehoben, und Alles rüstete sich zum Aufbruch, wobei sich Holk, als einziger Mitbewohner des Ebba-Thurmes, wie halb verpflichtet fühlte, die Gäste bis in das als Garderobe dienende Flurzimmer Karin's zu begleiten. Hier blieb er auch, bis Alle sich entfernt hatten. Dann aber gab er Karin die Hand, schlug vor, Fenster und Thür zu öffnen, da sie's mit dem Ofen zu gut gemeint habe, und stieg rasch wieder die Treppe hinauf.

Oben in der offnen Thür stand Ebba, die Lichter brannten noch auf dem Tisch, und es mochte Holk, als er sie so sah, zweifelhaft sein, ob sie, vom Treppengeländer her, nur auf das Abschiednehmen unten, oder aber auf seine Rückkehr gewartet hatte. „Gute Nacht," sagte sie und schien sich, unter einer scherzhaft feierlichen Verbeugung, von der Schwelle her in ihr Zimmer zurückziehen zu wollen. Aber Holk ergriff ihre Hand und sagte: „Nein, Ebba, nicht so; Sie müssen mich hören." Und miteintretend sah er sie verwirrt und leidenschaftlich an.

Sie aber entwand sich ihm leicht, und anknüpfend an das vor wenig Minuten erst geführte Gespräch, sagte sie: „Nun, Holk, in welcher Rolle? Paris oder Aegisth? Sie haben gehört, daß sich Pentz dazu gemeldet."

Und dabei lachte sie.

Diese Heiterkeit aber steigerte nur seine Verwirrung, an der sie sich eine Weile weidete, bis sie zuletzt halb mitleidig bemerkte: „Holk, Sie sind doch beinah deutscher als deutsch . . . Es dauerte zehn Jahre vor Troja. Das scheint Ihr Ideal."

Siebenundzwanzigstes Capitel.

Eine Stunde war vergangen, als es klopfte. Holk fuhr zusammen. Ebba aber, ihrer ganzen Natur nach vor dem Lächerlichen eines ängstlichen Versteckspiels mehr als vor einer Entdeckung erschreckend, schritt rasch auf die Thür zu und öffnete.

Karin stand da.

„Was bringst Du, Karin?"

„Nichts Gutes. In meiner Stube qualmt es, und ein wahres Glück, daß ein Stück Ruß den Rauchfang herunterkam und mich geweckt hat. Ich habe Thür und Fenster aufgerissen und Zug gemacht; aber es hilft nicht, es ist als ob es aus Wand und Dielen käme."

„Was wird es sein?" sagte Ebba, die zunächst nur annahm, es sei Neugier, was Karin heraufgeführt habe. „Der Wind drückt auf den Schornstein. Ich werde nachsehen, will aber erst ein Tuch umnehmen und Licht machen; Du hast Dich ja so im Dunkeln heraufgetappt." Und damit trat sie wieder zurück und ließ die Thür ins Schloß fallen. Aber keine halbe Minute, so war sie wieder da, ein Licht in der Hand und leuchtete voraus, während Karin folgte. Diese hatte nicht zu viel gesagt, Qualm und Rauch erfüllten schon das untere Treppenhaus, und ehe Beide noch halb hinab waren, ward ihnen das Athmen schon fast unmöglich. „Rasch durch," sagte Karin und stürzte sich über den Flur fort, aus dessen Dielen schon kleine Flammen aufschlugen; auf den glücklicherweise nicht verschlossenen Thüreingang zu. Und gleich danach klang es „Feuer" über den Schloßhof hin. Ebba wollte nach und wie Karin ihr Heil in der Flucht suchen. Aber im nächsten Augenblicke gedachte sie Holk's, und schnell entschlossen, ihn nicht im Stiche zu lassen, eilte sie wieder treppauf und in ihr Zimmer zurück. Umsonst, er war nicht mehr da. „Der Thor, er will meinen Ruf retten, oder vielleicht auch seinen, und bringt sich um und mich mit." Und während sie so sprach, stieg sie raschen Schrittes die zweite Treppe hinauf, um ihn in seinem eigenen Zimmer aufzusuchen. Da stand er an der Thürschwelle. Vom Hof her hörte man fortgesetzt Karin's Feuerruf, in den jetzt auch andere Stimmen einstimmten. „Rasch, Holk oder wir sind des Todes. Karin hat sich gerettet. Versuchen wir's auch." Und ohne ein Ja oder Nein abzuwarten, faßte sie seinen Arm und riß ihn mit sich fort, die beiden Treppen wieder hinunter. Aber so schnell dies Alles ging, das Unheil unten war noch schneller gegangen, und was vor einer Minute oder zwei noch möglich gewesen wäre, war es jetzt nicht mehr. „Wir sind verloren," und Ebba schien auf der Treppe zusammenbrechen zu wollen. Aber Holk umfaßte die halb bewußtlos Gewordene, und mit all' der Kraft, wie sie die Verzweiflung gibt, trug er sie jetzt die Wendeltreppe hinauf, von Stockwerk zu Stockwerk, bis er zuletzt mit ihr unter dem von Balken und Latten

durchzogenen Thurmdache stand. Eine offene Luke gab gerade Licht genug, um sich in dem wirren Durcheinander mühsam zurecht zu finden, und zwischen dem Gebälk hin auf die Lichtöffnung zusteuernd, trat er jetzt, Ebba nach sich ziehend, ins Freie hinaus. Hier waren sie für den Augenblick gerettet, und hätte das beinahe senkrecht ansteigende Schloßdach eine nur etwas stärkere Schrägung gehabt, so hätte diese vorläufige Rettung die Rettung überhaupt bedeutet; aber bei der Steile des Schloßdaches, die keine rechte Bewegung an ihm entlang gestattete, war mit dem allen doch nur wenig gewonnen, etwa den Blitzableiter abgerechnet, an dem man sich halten, und eine starke Dachrinne, gegen die sie die Füße stemmen konnten. Auch das war ein Glück, daß der Wind, der ging, den Qualm nach der entgegengesetzten Seite trieb.

Ja, das Alles war ein Glück, aber doch immer nur eine Frist. Was half es ihnen, wenn sie von unten her nicht bemerkt wurden oder wenn der Wind herum ging und das Dach, an das sie sich jetzt lehnten, in Flammen setzte.

„Willst Du's wagen?" sagte Holk und wies auf den Blitzableiter, an dem es bei der nöthigen Entschlossenheit immer noch möglich gewesen wäre, sich herabzulassen. Aber Ebba, deren Kraft hin war, schüttelte nur den Kopf. „Dann laß uns sehen, daß wir das Dach entlang bis an die nächste Mansarde kommen, da wollen wir einsteigen," und sich vorsichtig zurücklehnend, schoben sie sich an der steilen Schrägung hin, langsam vorwärts, die Füße gegen die Dachrinne gestemmt. Es waren keine zehn Schritte und Alles ließ sich gut an; aber ehe sie noch den halben Weg bis an die Mansarde gemacht hatten, sagte Ebba: „es geht nicht, ich bin gelähmt." Holk wollte rufen und mit einem Tuche wehen, nahm aber bald wahr, daß es nutzlos sein werde, weil er um Sicherheits willen in einer zurückgelehnten Stellung, die jedes Gesehenwerden vom Schloßhof ausschloß, verbleiben mußte. So stand denn alle Hoffnung bei Karin, von der sich annehmen ließ, daß sie nicht bloß persönlich nach ihnen aussehen, sondern auch Anderer Blicke nach dem Thurmdach hinauflenken würde. Und wirklich, so geschah's, und so kam ihnen die Rettung aus ihrer furchtbaren Lage. Schon eine Viertelstunde mochte vergangen sein, als sie wahrnahmen, daß etliche Personen um die Seespitze herum gegangen waren, und fast im selben Augenblicke hörten sie auch schon Zurufe von der einen besseren Ueberblick gewährenden Hilleröder Uferseite her, Zurufe, deren Worte sie freilich nicht verstanden, deren freudiger Ton aber keinen Zweifel ließ, daß man nun sicher sei, sie aus der Gefahr befreien zu können. Und nicht lange mehr, so hörten sie hinter sich auch schon ein Schlagen wie von Hämmern und Aexten und gleich danach wurden allerlei Köpfe sichtbar, die durch die gewonnene Dachöffnung hindurch nach ihnen ausschauten. Freilich, man hatte die rechte Stelle verfehlt, aber das war leicht ausgeglichen, und nur eine kleine Weile noch, so streckten sich ihnen starke Arme von innen her entgegen und zogen erst Ebba und dann Holk auf den Schloßboden hinauf, von wo aus man Beide wie im Triumph erst die Treppen hinunter und dann auf den Schloßhof trug. Der Erste, der ihnen hier entgegentrat, war der König.

Erst um Mitternacht, eine Stunde vor Ausbruch des Feuers, von Skodsborg nach Fredericksborg zurückgekehrt, war er doch der gewesen, der, allen Anderen

vorauf, die Rettungsarbeiten geleitet und sich an Bergung seiner geliebten Alterthumsschätze glücklicher und erfolgreicher als irgend sonst wer betheiligt hatte. Was gerettet worden, war persönlich sein Werk. Die beiden Adjutanten waren ihm zur Seite.

„Sieh' da, Holk," sagte der König, als er des Grafen gewahr wurde. „Und als Ritter seiner Dame. Ich werde drüben in Skodsborg ein Rühmens davon machen." Und in die leicht hingeworfenen Worte mischte sich, trotz des Ernstes der Situation, ein Anflug von Spott.

Westergaard und Lundbye mühten sich um Ebba. „Wo ist die Prinzessin?" fragte diese.

„Auf dem Bahnhofe," war die Antwort; „man will einen Extrazug für sie einstellen. Der Boden brennt ihr hier unter den Füßen."

Es war ein ganz unbeabsichtigtes Wortspiel und Niemand nahm es als solches. Nur Ebba, die selbst in diesem Augenblicke noch auf zugespitzte Worte gestellt blieb, hörte heraus, was gar nicht hineingelegt war und sagte: „Ja, der Boden unter den Füßen! Die Prinzessin darf es kaum sagen . . . aber Holk und ich."

Achtundzwanzigstes Capitel.

Ebba, voll Verlangen, den Extrazug mit zu benutzen, wollte nach dem Bahnhof; aber ihr Schwächezustand war doch so groß, daß sowohl Holk wie die beiden jungen Adjutanten in sie drangen, davon Abstand zu nehmen. Sie willigte denn auch ein und ließ sich nach dem vom Feuer verschont gebliebenen linken Flügel des Schlosses hinüberführen. In diesem befand sich die vorläufig als Unterkunftsstätte dienende Schloßkirche, deren Altarlichter brannten, während um den Altar selbst herum die Frauen und Kinder der Beamten und Schloßdienerschaften saßen oder lagerten, die Kinder mit allerlei Gewändern zugedeckt, darunter auch Meßgewänder noch aus der katholischen Zeit her, die man aus der Sakristei herbeigeholt hatte. Für Ebba war nichts mehr da; nur ein paar Kissen fanden sich, um sie wenigstens gegen die bittere Kälte des Fußbodens zu schützen. Aber es war zu wenig, und als Holk in dem kleinen angrenzenden Castellanshause vergeblich nach etwas Besserem gesucht hatte, schlug er der immer heftiger fröstelnden Ebba vor, den Weg nach dem Bahnhofe hin, von dem man vorher ihrer Erschöpfung halber Abstand genommen hatte, doch lieber wagen zu wollen. Ein alter Schloßdiener war auch bereit, den nächsten Weg zu zeigen, und so brach man denn auf und hörte die Bahnhofsuhr eben sechs schlagen, als man ankam. Die Prinzessin war schon seit länger als einer Stunde fort, und der nächste von Helsingör her erwartete Zug kam erst in dreißig Minuten. Auf dem Bahnhofe selbst lief Alles durcheinander, und das kleine Wartezimmer bot keinen Platz mehr, war vielmehr überfüllt von Hillerödern, alten und jungen, die sämmtlich nach Kopenhagen hinein wollten, um über alle vorgekommene Schreckniſſe, deren sensationellste glücklicherweise meist erfunden waren, so schnell wie möglich berichten zu können. In dem einen Thurme, so hieß es mit aller Bestimmtheit, seien Alle verbrannt, drei Personen vom Hofstaat und außerdem ein Gärtner.

Ebba, die sich nur mühsam aufrecht hielt, hörte das Alles, und ihre Lage wäre kaum besser gewesen als vorher in der kalten Kirche, wenn nicht einer der Stationsbeamten ein Einsehen gehabt und das für den königlichen Hof bestimmte Separatzimmer für Holk und Ebba geöffnet hätte. Hier war es nicht bloß warm und geräumig, hier fand man auch Pentz und Erichsen, die zurückgeblieben waren, um über die Schicksale der Verlorengeglaubten an die Prinzessin berichten zu können. So war es von dieser ganz zuletzt noch angeordnet worden, als sie mit der Schimmelmann schon das Coupé bestiegen hatte. Die Begrüßung Holk's und Ebba's von Seiten der beiden Kammerherren war, da man nicht ohne Sorge gewesen, aufrichtig herzlich; aber diese Herzlichkeit wurde doch sehr übertroffen, als gleich danach Karin hereinstürzte, die bis dahin zusammengekauert in einer Ecke des daneben befindlichen Wartezimmers gesessen hatte. „Laß doch, Kind," versuchte Ebba zu scherzen. „Was war es denn groß? Erst etwas zu heiß und dann etwas zu kalt." Aber Karin, so gerne sie sonst lachte, wollte diesmal von einem Eingehen auf Ebba's scherzhaften Ton nichts wissen und hörte nicht auf, unter Schluchzen und Weinen ihrer Herrin die Hände zu küssen. Von Pentz' Seite, wie sich denken läßt, wurden allerlei Fragen gestellt, aber ehe Holk, an den sie sich vorzugsweise richteten, darauf antworten konnte, hörte man aus der Ferne schon den Pfiff der Locomotive, ein Zeichen, daß der erwartete Helsingörer Zug herankäme. Noch eine Minute, so hielt er, und trotzdem Wagenmangel war, gelang es doch, für Ebba ein besonderes Coupé zu finden, worein sie gebettet und mit Plaids und Mänteln zugedeckt wurde. Karin setzte sich zu ihr, während die drei Herren in ein Nachbarcoupé stiegen.

* * *

Um acht hielt man auf dem Kopenhagener Bahnhofe, Wagen wurden herangeordert, und als diese da waren, fuhr Pentz mit Ebba und Karin ins Palais der Prinzessin, während sich Erichsen und Holk in ihre Privatwohnungen begaben. Holk klopfte. Die schöne Frau Brigitte stand vor ihm und sagte: „Gott sei Dank, Herr Graf, daß Sie wieder da sind." Aber Etwas von Enttäuschung mischte sich doch sichtlich mit ein, was auch kaum anders sein konnte, denn gerüchtweise war gleich nach Eintreffen des Extrazuges von dem schrecklichen Ende des Grafen Holk und des Fräuleins von Rosenberg gesprochen worden, eine Sensationsgeschichte, wie sie sich Mutter und Tochter nicht schöner wünschen konnten. Und nun war der Graf *doch* am Leben und das Fräulein vielleicht auch oder wohl eigentlich ganz gewiß. Es war doch auf nichts Verlaß mehr und gerade immer das Interessanteste versagte. Brigitte bezwang sich aber und wiederholte: „Gott sei Dank, Herr Graf. Wie wir in Angst um Sie gewesen sind . . . Und um das schöne schwedische Fräulein . . ."

Und bei diesen Worten ließ sie kein Auge von Holk, denn ihr nach einer bestimmten Seite hin geradezu phänomenal ausgebildetes Ahnungsvermögen ließ sie das gesammte Geschehniß, besonders aber das Intime darin, mit einer Deutlichkeit erkennen, als ob sie dabei gewesen wäre.

„Ja, meine schöne Frau Brigitte," sagte Holk, der entweder wirklich nur heraushörte, was wie Theilnahme klang, oder es heraushören wollte, „ja, meine

schöne Frau Hansen, das waren böse Stunden, wie man sie seinem Todfeinde nicht gönnen mag, am wenigsten aber sich selber und . . ."

„. . . einer so schönen Dame."

„Nun ja, wenn Sie wollen. Das Fräulein ist aber nicht so schön, wie Sie immer annehmen, und jedenfalls lange nicht so schön wie Andere, die ich nicht nennen will. Aber davon sprechen wir ein andermal und entscheiden dann die Frage. Jetzt bin ich todtmüde, liebe Frau Hansen, und will den Schlaf nachholen, den ich versäumt habe. Bitte, weisen Sie Jeden ab, auch Baron Pentz, wenn er nachfrägt. Aber um zwölf bitt' ich zu klopfen. Und dann bald das Frühstück."

* * *

Holk schlief fest, und erst als er das Klopfen hörte, stand er auf, um in aller Eile seine Morgentoilette zu machen. Er war noch wie unter einem Druck, so daß alles Geschehene halb schemenhaft an ihm vorüberzog, und erst als er an das Fenster trat und auf die Straße hinunterblickte, kam ihm das Zurückliegende wieder zu klarem Bewußtsein. Und jetzt erschien auch Brigitte mit dem Frühstück und wartete, daß Holk ein Gespräch beginnen solle, zu welchem Zwecke sie das Theegeschirr nicht nur sehr langsam aufbaute, sondern sich, was sie sonst nicht leicht that, sogar zu directen Fragen bequemte. Holk aber blieb diesmal unzugänglich, antwortete nur ganz kurz und gab überhaupt durch seine ganze Haltung zu verstehen, daß er es vorziehen würde, allein zu sein, was Alles die schöne Frau Hansen nicht nur aufs Aeußerste verwunderte, sondern ihre Gefühle für das schwedische Fräulein, das natürlich daran schuld sein mußte, noch tiefer herabstimmte. Nichts davon entging Holk; weil er aber schon aus Klugheit die schöne Brigitte nicht in schlechte Laune bringen mochte, so bat er sie, seine Zerstreutheit entschuldigen zu wollen und zu bedenken, daß er noch ganz unter dem Eindrucke all' des Schrecklichen sei, was er erlebt habe.

„Ja," sagte die Hansen, „schrecklich; es muß wirklich schrecklich gewesen sein, und dazu die Verantwortung und helfen sollen und nicht können. Und so vor Aller Augen und vielleicht in einem ganz leichten Kleide . . . wenn es ein Kleid war."

Sie sagte das Alles mit dem ernstesten Gesichtsausdruck und in einem so glücklichen Rührtone, daß Holk, als sie das Zimmer verließ, doch wieder in Zweifel war, ob er es durchaus für Bosheit und perfide Comödie halten müsse. Vielleicht mischte sich doch auch was von wirklicher Theilnahme mit ein; es heißt ja, Personen derart seien immer gutmüthig. Gleichviel indeß, er war nicht in der Lage, dem nachzuhängen, und kaum, daß er wieder allein war, so war er auch schon wieder unter dem Ansturm all' der Bilder und Vorstellungen, die das Erscheinen Brigittens nur unterbrochen hatte. Noch war kein voller Tag um, daß man die Partie nach dem kleinen Gasthaus am Arresee hin unternommen, und was war seitdem Alles geschehen! Erst die Schlittschuhfahrt mit Ebba ganz dicht an dem abgebröckelten und durchlöcherten Eise hin und danach die Heimfahrt und die kleinen Neckereien und dann Ebba's Uebermuth bei Tisch . . . und dann wie Karin kam und die Flammen aus Wand und Diele schlugen und wie sie zuletzt hinaustraten auf das Schloßdach, unter sich Tod und Verderben, und wie dieses Hinaustreten ihnen doch die Rettung bedeutet hatte.

„Ja, die Rettung," sprach er vor sich hin. „Alles hängt an einem Haar; so war es diesmal und so ist es immer. Was hat uns gerettet? Daß wir gleich am ersten Tage an den Teichen und Pavillons vorüber, einen Spaziergang bis an die Parkfähre machten und daß an demselben Tage die Sonne schien und daß mein Blick auf das hellerleuchtete Schloß fiel und daß ich, weil Alles so hell und klar da lag, in aller Deutlichkeit sehen konnte, wie das Fußende des Thurmdaches mit dem Fußende des Schloßdaches zusammenlief. Ja, das hat uns gerettet. Ein Zufall, wenn es einen Zufall gibt. Aber es gibt keinen Zufall, es hat so sein sollen, eine höhere Hand hat es so gefügt. Und daran muß ich mich aufrichten, und daran hab' ich auch eine Anlehne für das, was ich noch vorhabe. Wenn wir in Noth und Zweifel gestellt werden, da warten wir auf ein Zeichen, um ihm zu entnehmen, was das Rechte sei. Und solch' Zeichen habe ich nun darin, daß eine höhere Hand uns aus der Gefahr hinausführte. Wäre der Weg, den mein Herz all' diese Zeit ging, ein falscher gewesen, so hätte mich die Strafe getroffen, mich und Ebba, und wir wären ohnmächtig zusammengesunken und erstickt und hätten uns nicht in die Luft und Freiheit hinaus gerettet. Und Christine selbst, wenn ich ihre letzten Zeilen richtig verstanden habe, Christine selbst hat ein Gefühl davon, daß es so das Beste sei. Die guten Tage sollen nicht vergessen sein, nein, nein, und eine dankbare Erinnerung soll der Trennung alles Bittere nehmen; aber die Trennung selbst ist nöthig, und ich darf wohl hinzusetzen, ist Pflicht, weil wir uns innerlich fremd geworden sind. Ach, all' diese Herbheiten. Ich sehne mich nach einem anderen Leben, nach Tagen, die nicht mit Tractätchen anfangen und ebenso aufhören; ich will kein Harmonium im Hause, sondern Harmonie, heitere Uebereinstimmung der Seelen, Luft, Licht, Freiheit. Das Alles will ich und hab' es gewollt vom ersten Tage an, daß ich hier bin. Und ich habe nun ein Zeichen, daß ich es darf."

Er brach ab, aber nur auf Augenblicke, dann war er wieder am alten Fleck. In einem Kreise drehten sich all' seine Vorstellungen, und das Ziel blieb dasselbe: Beschwichtigung einer inneren Stimme, die nicht schweigen wollte. Denn während er sich Alles bewiesen zu haben glaubte, war er doch im letzten Winkel seines Herzens von der Nichtstichhaltigkeit seiner Beweise durchdrungen, und wenn er sich außerhalb seiner selbst hätte stellen und seinem eigenen Gespräche zuhören können, so würde er bemerkt haben, daß er in Allem, was er sich vorredete, zwei Worte geflissentlich vermied: Gott und Himmel. Er rief beide nicht an, weil er unklar, aber doch ganz bestimmt heraus fühlte, daß er im Dienst einer schlechten Sache focht und nicht wagen dürfe, den Namen seines Gottes mißbräuchlich ins Spiel zu ziehen. Ja, das Alles würde er gesehen haben, wenn er sich wie ein Draußenstehender hätte beobachten können; aber das war ihm nicht gegeben, und so schwamm er denn im Strome falscher Beweisführungen dahin, Träumen nachhängend und sein Gewissen einlullend und schrieb sich ein gutes Zeugniß nach dem anderen. Warum auch nicht? Es ließ sich ja, das durft' er sich sagen, so gut mit ihm leben, man mußt' es nur verstehen; aber Christine verstand es nicht und wollt' es auch nicht verstehen, ja, er war ein Opfer ihrer christlichen Redensarten, das stand ihm fest oder sollt' ihm wenigstens feststehen, und immer mehr von dem Verlangen erfüllt, seine gute, seine gerechte Sache so rasch wie möglich zum

Schluß zu bringen, verlor er zuletzt alles Urtheil und jede ruhige Ueberlegung. Er wollte zu Ebba, diese Stunde noch, und dann wollt' er mit ihr vor die Prinzessin treten und Alles bekennen und erst ihre Verzeihung und dann ihre Zustimmung anrufen. Und ihr auch sagen, daß Christine selbst bereits in diesem Sinne geschrieben oder wenigstens Andeutungen gemacht habe. Von einem Widerstande drüben in Holkenäs könne keine Rede sein, die Trennung sei so gut wie da, nur noch eine Formalität, und er bäte sie, den Schritt, den er vorhabe, gut heißen und sein Verhältniß zu Ebba als eine vorläufige Verlobung ansehen zu wollen.

Er fühlte sich wie erleichtert, als dieser Plan in ihm feststand; Ebba sollte diese Stunde noch davon hören; er sah kein Hinderniß oder übersprang jedes in seinen Gedanken.

Es schlug zwei vom Rathhausthurm, als er sich nach dem Palais auf den Weg machte. Zwei-, dreimal sah er sich aufgehalten, weil ihm Bekannte begegneten, die von der Gefahr, der er wie durch ein Wunder entronnen sei, gehört hatten; Holk stand ihnen auch Rede, brach aber jedesmal rasch ab, sich mit „Dienst" bei der Prinzessin entschuldigend.

Ebba wohnte im Palais selbst, über den Zimmern der Prinzessin. Holk zog die Glocke; Niemand kam. Endlich erschien Karin. Aber was sie sagte, konnte Holk in seiner gegenwärtigen Stimmung, in der Alles nach raschem Abschluß drängte, wenig befriedigen. Er hörte nur, daß das Fräulein, nach mehrstündigem Fieber, eben eingeschlafen sei und nicht geweckt werden dürfe. „So werd' ich wieder anfragen. Und vergessen Sie nicht, Karin, dem Fräulein zu sagen, daß ich da war und nachfragen wollte." Karin versprach Alles und lächelte. Sie hatte keine Vorstellung von dem, was in Holk's Seele vorging, und sah nichts Anderes in ihm als den stürmischen Liebhaber, der nach neuen Zärtlichkeiten dürstete.

Holk stieg die Treppe langsam hinab, und erst als er den langen Gang passirte, daran die Zimmer der Prinzessin gelegen waren, entsann er sich, Alles, was das pflichtmäßig Nächstliegende für ihn gewesen wäre, versäumt zu haben. Aber war es das Nächstliegende? Für ihn gewiß nicht. Für ihn war der Gesundheitszustand der Prinzessin in seiner gegenwärtigen Stimmung so gut wie gleichgültig, für ihn war sie nur noch dazu da, den Segen zu spenden und ihn und Ebba glücklich zu machen. Und mit einem Male (denn daß Ebba dieselben Gedanken habe, stand ihm fest) kam ihm das Verlangen, sich schon heute Gewißheit über das „Ja" der Prinzessin verschaffen zu wollen. Und so trat er in eins der Vorzimmer und erfuhr hier von der dienstthabenden Kammerfrau, daß Königliche Hoheit das Bett hüte. Neue Verstimmung. Wenn die Prinzessin das Bett hütete, so konnte von Entscheidung, was ihm gleichbedeutend mit Gutheißung war, natürlich keine Rede sein. Wie lästig; nichts ging nach Wunsch. Pentz und Erichsen waren im Nebenzimmer, aber er mochte sie nicht sehen und brach rasch auf, um erst einen Spaziergang nach der Citadelle zu machen und schließlich eine Stunde lang in der Ostergaade zu flaniren. Um fünf war er wieder im Palais oben und fragte zum zweiten Male nach Ebba. „Der Doctor sei da gewesen," hieß es „und habe Zweierlei verordnet: eine Medicin und eine

Pflegerin für die Nacht. Denn das Fräulein fiebere wieder stark und sei nicht zu verwundern nach solcher Gefahr und nach Allem . . ." Die letzten Worte setzte Karin nur halblaut und wie von ungefähr hinzu, weil sie sich nicht versagen mochte, Holk ihre Gedanken errathen zu lassen.

* * *

Holk sah seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Er hatte gehofft, in einer einzigen Stunde sein Schicksal entschieden zu sehen, und nun Hinderniß über Hinderniß. Ebba krank, die Prinzessin krank. Ebba's war er in seinem Gemüthe sicher, Ebba also — das mochte gehen; aber die Prinzessin! Er wußte nicht, wie die Stunden, Stunden, aus denen Tage werden konnten, hinzubringen seien, und wenn er dann im Fluge durchnahm, was in dem lebenslustigen und zerstreuungsreichen Kopenhagen als Zeitvertreib zu gelten pflege, so erschrak er, wie sehr ihm alle diese Dinge widerstanden. Alhambra und Tivoli, Harlequin und Colombine, Thorwaldsen-Museum und Klampenborg, Alles, die schöne Frau Brigitte mit eingerechnet, hatte gleichmäßig seinen Reiz für ihn verloren, und wenn er gar an Pentz dachte, befiel ihn ein Grauen. Das war das Letzte, was er aushalten konnte; lieber wollte er die Nichtigkeiten Erichsen's und die Steifheiten der Schimmelmann ertragen, als die Pentz'schen Bonmots und Wortspiele.

Die Nacht verging ihm unter Kopfdruck und wenig Schlaf, woran Erkältung und Aufregung gleichen Antheil haben mochten, und er war froh, als die Morgensonne drüben die Dächer röthete. Das Frühstück kam und die Zeitungen und mit den Zeitungen ausführliche Schilderungen über den Fredericksborger Schloßbrand. Er las Alles, erheiterte sich und vergaß beinahe, was ihn quälte, wenigstens so lange die Lectüre dauerte. Die wirklichen Hergänge waren sehr zu seinen Gunsten ausgeschmückt; er habe sich, so hieß es in zwei fast gleichlautenden Berichten, an dem Blitzableiter herablassen wollen, um dann, unten angekommen, Hülfe für das unglückliche Fräulein herbeizuschaffen; als er aber in die Feuerregion des brennenden Thurmes gekommen sei, habe sich ein weiteres Hinabgleiten an der nach unten zu schon halb glühend gewordenen Eisenstange verboten, und er sei wieder mit eben so viel Muth und Kraft wie Geschicklichkeit hinaufgeklettert. Er las dies und sagte sich, daß er nach dem Allen nothwendig der Held des Tages sein müsse. Der Held! Und wie wenig heldisch war ihm zu Muthe. Er fühlte, daß seine Nerven zu versagen drohten und daß er in Krankheit oder geistige Störung fallen würde, wenn es ihm nicht gelänge, das, was er gestern vergeblich in die rechten Wege zu leiten gesucht hatte, noch heute zum Abschluß zu bringen. Daß Ebba wieder gesund sein werde, war nicht anzunehmen; aber doch die Prinzessin, was auch eigentlich wichtiger war. Alles, was sie seit vorgestern durchzumachen gehabt hatte, war doch nur etwas vergleichsweise Geringes gewesen, und wenn sie, wie sehr wahrscheinlich, wieder außer Bett war, so mußte sie ihn hören und über ihn entscheiden. „Und über mich entscheiden, das heißt mein Glück besiegeln, denn sie ist gütig und in ihren Anschauungen unbeengt."

Ja, so sollte es sein, und um zehn Uhr war er auch schon wieder im Palais, wo er zu seiner unendlichen Freude vernahm, daß die Prinzessin eine leidlich

gute Nacht gehabt habe. Durch eben dieselbe Kammerfrau, mit der er schon gestern gesprochen, ließ er anfragen, ob Königliche Hoheit seine Gegenwart zu befehlen geruhe. Und gleich danach trat er bei ihr ein, denn sie hatte ihn wissen lassen, sie wünsche dringend ihn zu sprechen.

Das Zimmer war dasselbe, darin er, gleich am Tage nach seiner Ankunft, seine erste Audienz bei der Prinzessin gehabt hatte. Da hing noch das große Bild König Christian's VIII. und gerade gegenüber das des verstorbenen Landgrafen, der Flor um den Rahmen noch grauer und verstaubter als damals. Auf dem Sopha, unter dem Bilde des Königs, saß die alte Dame, verfallen und zusammengeduckt, von Prinzessin nicht viel und von esprit-fort keine Spur. Es war ersichtlich, daß sie — wenn auch von ihrer eigentlichen Krankheit so gut wie genesen — den Schreck und die Aufregung der letzten Fredericksborger Stunden noch keineswegs überwunden hatte. Jede Spannkraft fehlte, das Auge war matt und müde.

„Das war eine schlimme Nacht, lieber Holk. Sie sehen mich noch unter der Nachwirkung von dem Allen. Und doch, was bedeutet es neben dem, was Sie durchzumachen hatten. Und Ebba mit Ihnen. Ein Wunder, daß Sie gerettet wurden, wie man mir übrigens erzählt hat, durch Ihre Geistesgegenwart. Ich habe Sie sehen und Ihnen bei der Gelegenheit aussprechen wollen, wie groß meine Dankbarkeit ist. Solche Dinge bleiben unvergessen. Und nun gar erst von Seiten Ebba's. Sie kann Ihnen dies nie vergessen und wird sich Ihnen, dessen bin ich sicher, durchs Leben hin verbunden fühlen."

Es waren dies Worte, die, nach ihrem Inhalte, für Holk und Alles das, was schon auf seiner Lippe zitterte, nicht glücklicher gewählt sein konnten, und einen Augenblick stand er auch wirklich auf dem Punkte, an die Prinzessin heranzutreten und unter Wiederholung und Ausdeutung ihrer eigenen Worte sein Herz vor ihr auszuschütten und seine Pläne sie wissen zu lassen. Aber so sehr der Inhalt der Worte dazu auffordern mochte, nicht die Haltung der Prinzessin, nicht der Ton, in dem ihre Worte gesprochen wurden. Alles klang beinahe leblos, und Holk, so stark seine Seele nach Gewißheit und Abschluß drängte, fühlte doch deutlich, daß dies nicht der denkbar beste, sondern umgekehrt eher der denkbar schlechteste Moment für sein Geständniß sein würde. Von der freigeistigen Prinzessin, die sonst ein Herz oder doch mindestens ein Interesse für Escapaden und Mesalliancen, für Ehescheidungen und Ehekämpfe hatte, war in der alten Dame, die da vollkommen greisenhaft unter dem feierlichen Königsbilde saß, auch nicht das Geringste mehr wahrzunehmen, und was statt dessen aus ihrem eingefallenen Gesicht herauszulesen war, das predigte nur das Eine, daß bei Lebenskühnheiten und Extravaganzen in der Regel nicht viel herauskomme, und daß Worthalten und Gesetzerfüllen das allein Empfehlenswerthe, vor Allem aber eine richtige Ehe (nicht eine gewaltsame) der einzig sichere Hafen sei. Holk hätte die Schrift gern anders entziffert, es war aber nicht möglich und verbot sich in so hohem Grade, daß er, statt irgend welche Confessions zu machen, sich darauf beschränkte, die Prinzessin um einen mehrtägigen Urlaub anzugehen. Ein klarer Plan stand ihm dabei keineswegs vor der Seele, so wenig, daß er auf eine diesbezügliche Frage nicht Antwort gewußt hätte; die Prinzessin aber,

von Anfang an nur von dem Verlangen erfüllt, sich baldmöglichst wieder in ihr Cabinet zurückziehen zu können, verzichtete gern auf neugierige Fragen und gewährte huldvoll, um was sie gebeten war.

Und nun noch ein gnädiges Kopfnicken, und die Audienz, wenn man ihr diesen Namen geben durfte, war zu Ende.

Neunundzwanzigstes Capitel.

Als Holk um Urlaub gebeten, hatte nur das Eine für ihn festgestanden, daß Etwas geschehen müsse. Nun war er beurlaubt, und im selben Augenblicke war auch die Frage da: was soll nun geschehen? Aussprache mit Ebba, so sehr er ihrer Uebereinstimmung sicher war, Verabredungen mit ihr für die Zukunft, — das wäre das Natürlichste gewesen; aber Ebba war krank und was Karin, wenn er vorsprach, antwortete, blieb dasselbe: das Fräulein dürfe Niemanden sprechen. So ging er denn einer wahren Prüfungszeit entgegen, Tagen, in denen er nichts zu thun, als zu warten hatte. Und das war ihm in seiner Seelenstimmung das Schwerste. Zuletzt ergab er sich darin und beschloß sich einzuschließen, Niemanden zu sehen, Zeitungen zu lesen, Briefe zu schreiben. Aber an wen? Er sah bald, daß er an Niemanden schreiben könne. Petersen, Arne, die Kinder — Alles verbot sich. Noch mehr die Dobschütz. Blieb nur noch Christine selbst. Er stand von dem Schreibtisch auf, an dem er eine Weile grübelnd gesessen, und schritt auf und ab. „Christine. Ja, das wäre das Beste. Sie muß es schließlich doch wissen und lieber heut als morgen . . . Aber ihr schreiben? Muß durchaus geschrieben sein, als ob ich nicht den Muth hätte, ihr unter die Augen zu treten? Ich habe den Muth, denn was ich will, ist mein gutes Recht. Man lebt nicht zusammen, um immer zweierlei Meinung zu haben und zweierlei Wege zu gehen. Christine hat mich von sich weg erkältet. Ja, das ist das rechte Wort, und solche sich mehrende Kälte, das ist schlimmer als Streiten und Heftigsein. Eine Frau soll eine Temperatur haben, ein Temperament und Leben und Sinne. Aber was soll ich mit einem Eisberg? Und wenn er das klarste Eis hat, das klarste ist gerade das kälteste, und ich will nicht erfrieren. Ja, das paßt, das ist ein gutes Einleitungsthema, damit werd' ich ihr kommen, aber von Mund zu Mund; ich will es ihr nicht schreiben, ich will es ihr sagen. Ihr eigener Brief hat mir goldne Brücken gebaut. Und wenn ich dann frei bin und wieder hier . . . Ach, wie sehne ich mich nach Leben, Wärme, Freude. Meine Tage sind mir vergangen, als ob Unterweltsschatten neben mir herschwebten. Die gute Dobschütz war auch solch Schatten. Ich bin noch nicht alt genug, um auf Fleisch und Blut zu verzichten."

Und er klingelte. Die Wittwe Hansen kam.

„Liebe Frau Hansen, ich will auf einen Tag hinüber nach Holkenäs . . ."

„Ah, zur Christbescherung. Da wird sich die gnädigste Frau Gräfin freuen, die jetzt so allein ist, seit auch die Kinder fort sind, wie mir der Herr Graf erzählt haben."

„Ja, nach Holkenäs" sagte Holk. „Wissen Sie, wie die Dampfschiffe gehen? Ich meine die nach Glücksburg und Flensburg. Am liebsten wäre es mir, ich

könnte noch heute Mittag fort oder doch gegen Abend. Dann bin ich morgen zu guter Stunde da. Vielleicht, liebe Frau Hansen, können Sie Jemand nach dem Hafen schicken und anfragen lassen. Aber es muß ein Bote sein, auf den Verlaß ist, denn mir liegt daran, sicher zu gehen."

Frau Hansen sagte, sie würde sich selber auf den Weg machen, und nach weniger als einer Stunde war sie von ihrem Gange wieder zurück und brachte die Nachricht, heute gehe kein Schiff mehr, aber morgen gegen Abend gehe der „Holger Danske" und sei zehn Uhr Vormittags vor Holkenäs.

„Das ist übermorgen. Welchen Tag haben wir heute?"

„Den einundzwanzigsten, gerade den kürzesten . . ."

Holk dankte für ihre Bemühung und war in seinem Herzen froh, daß es nicht Heiligenabend war, an dem das Schiff an dem Wasserstege von Holkenäs anlegen würde.

* * *

Den 23. kam die Küste von Angeln in Sicht, und als zehn Uhr heran war, sah man, von Deck aus, Schloß Holkenäs auf seiner Düne. Die Linien waren verschwommen, denn ein leiser Nebel zog, und einen Augenblick begann es sogar zu schneien. Aber der Flockentanz hörte schnell wieder auf, und auch der Nebel war so gut wie verschwunden, als die Schiffsglocke zu läuten anhob und der stattliche Dampfer anlegte. Holk überschritt die kleine Geländerbrücke, die man von Deck her nach dem Wassersteg hinübergeschoben hatte, dann schaffte der Stewart sein Gepäck nach und ehe fünf Minuten um waren, dampfte der „Holger Danske" weiter auf Glücksburg zu. Holk sah dem Schiff eine Weile nach, dann warf er seinen Mantel, der ihn, beim Ersteigen der Terrasse, nur behindert haben würde, zwischen die beiden Koffer und schickte sich an, den Steg entlang zu gehen. Dann und wann blieb er stehen und sah nach Holkenäs hinauf. Es lag jetzt, wo der Nebel sich momentan verzogen hatte, klar vor ihm, aber öd und einsam, und der dünne Rauch, der aufstieg, wirkte wie wenn nur noch ein halbes Leben da oben zu finden sei. Die ziemlich zahlreichen Sträucher in Front der Vorhalle waren, ein paar kleine Cypressen abgerechnet, alle kahl und entblättert, und die Vorhalle selbst zeigte sich mit Brettern verkleidet und mit Matten verhängt, um die dahinter gelegenen Räume nach Möglichkeit gegen den Nordost zu schützen. Alles still und schwermüthig, aber ein Friede, wie der Nachglanz eines früheren Glücks, war doch darüber ausgebreitet, und diesen kam er jetzt zu stören. Eine Furcht befiel ihn plötzlich vor dem, was er vorhatte; Zweifel kamen, und sein Gewissen, so gut er's einzulullen wußte, wollte nicht ganz schweigen. Aber so oder so, jedenfalls war es zu spät, und er konnte nicht mehr zurück. Es mußte sein. Wie würde Ebba ihn ausgelacht und ihm den Rücken gekehrt haben, wenn er, bei seinem Wiedereintreffen in Kopenhagen ihr gesagt hätte: „Ich wollt' es thun, aber ich konnt' es nicht." Und so nahm er denn seinen Weg wieder auf und stieg endlich langsam die Terrasse hinauf. Als er oben war, rief er einen alten, zufällig des Weges kommenden Diener an, der in einem Nebenhause seit Jahr und Tag schon das Gnadenbrot aß und fragte ihn, „ob die Gräfin im Schloß sei?" — „Gewiß, Herr Graf," sagte der Alte fast erschrocken, „in ihrem Schlafzimmer oben. Ich will voraus und der Frau

Gräfin melden, daß der Herr Graf angekommen sind." — „Nein laß," sagte Holk, „ich will selber gehen." Und nun ging er, sich zunächst seitwärts haltend, auf die Rückfront des Schlosses zu, die den Blick landeinwärts auf die bergabsteigenden Park- und Gartenanlagen hatte.

Hier angekommen, nahm sich Alles wärmer und wohnlicher aus, und Holk, als er einen Augenblick Umschau gehalten hatte, stieg die drei Marmorstufen hinauf, die, zwischen zwei Säulen hindurch, auf die Thür des Gartensalons zuführten. Und nun trat er in den Salon selbst ein, in dem sich Alles, trotzdem die Kinder nicht da waren, in weihnachtlicher Vorbereitung zu befinden schien. Auf dem Ecktisch mit der türkischen Decke, daran vordem Christine mit der Dobschütz und Asta zu sitzen und Handarbeiten zu machen pflegte, stand eine figurenreiche, schon durch Jahre hin gebrauchte, aber immer noch sehr wohl erhaltene Weihnachtskrippe, während in der Ecke schräg gegenüber ein Christbaum aufragte, noch ganz schmucklos, aber sehr hoch, so daß seine Spitze fast bis an die Decke reichte. Nach Allem mußte hier irgendwer eben noch thätig gewesen sein, nur daß sich Niemand zeigte. War man vor ihm geflohen? Aber eh' er sich selbst darauf antworten konnte, sah er, daß er sich geirrt hatte, wenigstens in dem, was das Fliehen vor ihm anging; denn aus der dunklen Hintergrunds-Ecke, die der vorgestellte Christbaum bildete, trat jetzt eine schwarz gekleidete Dame hervor. Es war die Dobschütz, eine Schale mit vergoldeten und versilberten Nüssen in der Hand, mit denen sie den Baum zu schmücken eben begonnen haben mochte. Sie fuhr zusammen, als sie den Grafen erkannte. „Was ist geschehen? Soll ich Christine rufen?"

„Nein, liebe Dobschütz," sagte Holk. „Lassen wir Christine noch eine Weile. Was sie hören muß, hört sie früh genug. Ich bin früher hier als erwartet und hätte gern einen andern Tag gewählt als diesen. Aber ich bleibe nicht lange."

Die Dobschütz wußte, wie's stand und welche sich immer steigernden Ernüchterungen und Kränkungen diese letzten Wochen gebracht hatten; aber das, was sie da eben von Holk selbst hörte, war doch noch mehr, ging darüber hinaus. Was sollten diese Worte, die Nichts und Alles bedeuteten? Und dabei stand er vor ihr mit einem halb trotzigen und doch zugleich verlegenen Gesichtsausdruck, wie wenn er als Ankläger seiner selbst käme.

„Ich will doch lieber gehen und Christine sagen, daß Sie da sind."

Er nickte, als ob er andeuten wollte: nun gut, auch das; es ist gleichgültig, jetzt oder nach einer Viertelstunde.

Dabei schritt er auf die Krippe zu, nahm etliche von den Figuren in die Hand und sah sich um; ob die Dobschütz mittlerweile das Zimmer verlassen habe oder nicht.

Ja, sie war fort. Und nun erst ließ er sein Auge umhergleiten, Großes und Kleines halb gleichgültig musternd, und sah bei der Gelegenheit auch auf die Parkgänge hinaus, darin ein paar Hühner spazieren gingen, weil Niemand da war, der's ihnen wehrte. Dann erst trat er wieder zurück und an den offen stehenden Flügel, denselben, daran Elisabeth Petersen und Asta so oft gesessen und vierhändig gespielt oder auch ihre Lieder gesungen hatten, eins am letzten

oder vorletzten Tag vor seiner Abreise. Und mit einem Male war es ihm, als hör' er's noch, aber aus weiter, weiter Ferne.

So stand er und träumte vor sich hin, in halbem Vergessen dessen, um was er eigentlich hierher gekommen, als er zu bemerken glaubte, daß die Thür ging. Und nun wandte er sich und sah, daß Christine eingetreten war. Sie blieb stehen und hatte die Hand der Dobschütz genommen, wie um sich zu halten. Holk ging auf sie zu. „Guten Tag, Christine. Du siehst mich früher wieder, als ich erwartete."

„Ja," sagte sie „früher." Und sie gab ihm die Hand und wartete, was er thun würde. Das sollte ihr dann ein Zeichen sein, wie's stünde, denn sie wußte, daß er, trotz aller seiner Schwächen, ehrlich war und sich nicht gut verstellen konnte.

Holk hielt ihre Hand in der seinen und wollte sie fest ansehen. Aber er konnte den ruhigen Blick, der dem seinen begegnete, nicht ertragen, und so wandt' er sein Auge wieder bei Seite, um es nicht niederschlagen zu müssen und sagte, während sie in ihrem Schweigen verharrte: „wollen wir uns nicht setzen, Christine?"

Dabei schritten beide auf den Ecktisch zu. Die Dobschütz folgte, blieb aber stehen, während sich die Gräfin setzte, Holk ihr gegenüber, nachdem er einen Lehnstuhl herangeschoben hatte. Die Weihnachtskrippe stand zwischen ihnen und über die Krippe fort fragten sich ihre Blicke.

„Geh', liebe Julie," sagte die Gräfin nach einer Pause. „Wir sind wohl besser allein. Ich glaube, daß mir Holk Etwas sagen will."

Die Dobschütz zögerte, nicht weil sie Zeuge des Peinlichen zu sein wünschte, was sich sichtlich vorbereitete, sondern aus Liebe zu Christine, hinsichtlich deren sie fürchtete, daß sie ihres Beistandes bedürftig sein würde. Zuletzt aber ging sie.

Holk seinerseits schien die letzten Worte seiner Frau, „daß er ihr muthmaßlich Etwas zu sagen habe," zunächst wenigstens widerlegen zu wollen; er schwieg und spielte dabei mit dem Christkind, das er, ohne recht zu wissen was er that, der Jungfrau Maria vom Schoß genommen hatte.

Christine sah ihn an und fühlte beinah' ein Mitleid mit ihm. „Ich will es Dir leicht machen, Holk," sagte sie. „Was Du nicht sagen magst, ich will es sagen. Am Sylvester oder am Neujahrstage haben wir Dich erwartet, nun kommst Du zu Weihnacht. Ich glaube nicht, daß Du der Krippe wegen gekommen bist, auch nicht des Christkindes wegen, mit dem Du spielst. Es liegt Dir etwas sehr Andres am Herzen als das Christkind, und es kann nur noch die Frage sein, wie Dein Glück heißt, ob Brigitte oder Ebba. Eigentlich ist es gleich. Du bist gekommen, um auf das, was ich Dir als Letztes und Aeußerstes vorschlug, einzugehen und mir dabei zu sagen: „ich hätt' es ja so gewollt." Und wenn Du das sagen willst, so sag' es; Du darfst es. Ja, ich hab' es so gewollt, denn ich bin nicht für halbe Verhältnisse. Zu den vielen Selbstsüchtigkeiten, die mich auszeichnen, gehört auch die, nicht theilen zu wollen, ich will einen ganzen Mann und ein ganzes Herz und mag nicht eines Mannes Sommerfrau sein, während Andere die Winterfrau spielen und sich

untereinander ablösen. Also sprich es aus, daß Du gekommen bist, um mit mir von Trennung zu sprechen."

Es war nicht gut, daß die Gräfin ihr Herz nicht bezwingen konnte. Vielleicht, daß sie, bei milderer Sprache, den so Bestimmbaren doch umgestimmt und ihn zur Erkenntniß seines Irrthums geführt hätte. Denn die Stimme von Recht und Gewissen sprach ohnehin beständig in ihm, und es gebrach ihm nur an Kraft, dieser Stimme zum Siege zu verhelfen. Gelang es Christinen, diese Kraft zu stärken, so war Umkehr immer noch möglich, auch jetzt noch; aber sie versah es im Ton und rief dadurch all das wieder wach, was ihn, ach so lange schon gereizt und seit er Ebba kannte, so willfährig gemacht hatte, sich selber Absolution zu ertheilen.

Und so warf er denn, als Christine jetzt schwieg, das Christkind wieder in die Krippe, gleichgültig wo die Puppe hinfiel, und sagte: „Du willst es mir leicht machen, so glaub' ich waren Deine Worte. Nun, ich bin Dir das Anerkenntniß schuldig, daß Du hinter Deinem guten Willen nicht zurückgeblieben bist. Immer derselbe Ton der Ueberhebung. Daß ich Dir's offen bekenne, ich war erschüttert, als ich Dich da vorhin eintreten und auf die gute Dobschütz gestützt auf mich zukommen sah. Aber ich bin es nicht mehr. Du hast nichts von dem, was wohlthut und tröstet und einem eine Last von den Schultern nimmt oder wohl gar Blumen auf unsren Weg streut. Du hast nichts von Licht und Sonne. Dir fehlt alles Weibliche, Du bist herb und moros . . ."

„Und selbstgerecht . . ."

„Und selbstgerecht. Und vor Allem so glaubenssicher in Allem, was Du sagst und thust, daß man es eine Weile selber zu glauben anfängt und glaubt und glaubt, bis es einem eines Tages wie Schuppen von den Augen fällt und man außer sich über sich selbst geräth und vor Allem darüber, daß man den Ausblick auf einen engen, auf kaum zehn Schritt errichteten Plankenzaun mit einem Grabtuch darüber für den Blick in die schöne Gotteswelt halten konnte. Ja, Christine, es gibt eine schöne Gotteswelt, hell und weit, und in dieser Welt will ich leben, in einer Welt, die nicht das Paradies ist, aber doch ein Abglanz davon, und in dieser hellen und heitern Welt will ich die Nachtigallen schlagen hören, statt einen Steinadler oder meinetwegen auch einen Condor ewig feierlich in den Himmel steigen zu sehen."

„Nun, Holk, laß es genug davon sein, ich will Dir Dein Paradies nicht länger verschließen, denn das mit dem bloßen „Abglanz" davon, das redest Du nur so hin; Du willst Dein richtiges irdisches Paradies haben und willst, wie Du Dich eigenthümlich genug ausdrückst, die Nachtigallen darin schlagen hören. Aber sie werden über kurz oder lang verstummen, und Du wirst dann nur noch *eine* Vogelstimme hören und nicht zu Deiner Freude, leise und immer schmerzlicher, und Du wirst dann auf ein unglückliches Leben zurückblicken. Von den Kindern spreche ich Dir nicht, ich mag sie nicht in ein Gespräch wie dieses hineinziehen; ein Mann, der der Stimme seiner Frau kein Ohr leiht, einer Frau, die den Anspruch auf seine Liebe hatte, weil sie in Liebe für ihn aufging, — der hört auch nicht auf das, was ihm die bloßen Namen seiner Kinder zurufen. Ich gehe. Mein Bruder wird von Arnewiek aus meine Sache führen, aber nicht

etwa in dem Sinn eines Widerstandes oder Protestes gegen das, was Du vor hast, davor sei Gott, nur zur Regelung dessen, was geregelt werden muß und wo obenan steht, ob die Kinder Deine sein sollen oder meine. Du wirst (und sie lächelte bitter) so weit ich Dich kenne, keine Schwierigkeiten nach dieser Seite hin machen; es gab wohl Zeiten, wo Dir die Kinder Etwas bedeuteten, aber das liegt zurück. Die Zeiten ändern sich, und was Dir eine Freude war, ist Dir eine Last geworden. Ich will Deine künftige Hausführung nach Möglichkeit aller Mühewaltungen überheben, auch der Mühewaltung der Stiefmutterschaft. Und nun lebe wohl und werde nicht zu hart gestraft für diese Stunde."

Dabei hatte sie sich von ihrem Platz erhoben und ging, sie wollte ihm nicht ausweichen, scharf an ihm vorüber auf die Thür zu. Von der Schwäche, die sie bei ihrem Eintreten gezeigt hatte, war in ihrer ganzen Haltung nichts mehr; die Empörung, die ihr Herz füllte, gab ihr Kraft zu Allem.

Auch Holk erhob sich. Eine Welt widerstreitender Empfindungen regte sich in seiner Seele, was aber nach Allem, was er eben wieder gehört hatte, doch vorwog, war ein Gefühl bitterer Verdrossenheit. Eine ganze Weile schritt er auf und ab, dann erst trat er an die Balkonthür heran und sah wieder auf den Parkgang hinaus, der, mit Blättern und Tannäpfeln überstreut, in leiser Schrägung bergab und zuletzt links einbiegend nach Holkebye führte. Der Himmel hatte sich wieder bezogen, und eh' eine Minute um war, begann ein heftiges Schneetreiben, ein Tanzen und Wirbeln, bis der Windzug plötzlich nachließ und die Flocken schwer und dicht herniederfielen.

Holk konnte nur wenig Schritte weit sehen, aber so dicht die Flocken fielen, sie ließen ihn doch zwei Frauengestalten erkennen, die jetzt, von der rechten Seite des Schlosses her, in den Parkweg einbogen und auf Holkebye zu hinunterschritten.

Es waren die Gräfin und die Dobschütz.

Niemand begleitete sie.

Dreißigstes Capitel.

Holk, als er Christine so den Parkweg hinabschreiten und gleich danach in dem Flockentanze verschwinden sah, war erschüttert, aber doch nur in seinem Herzen, nicht in seinen Entschlüssen, nicht in dem, was er vorhatte. Das Glück vergangener Jahre lag hinter ihm, das war gewiß, und er setzte hinzu: „durch meine Schuld vielleicht, aber sicher auch durch ihre. Sie hat es so gewollt, sie hat mich gereizt und gepeinigt, erst durch Ueberheblichkeit und dann durch Eifersucht, und zuletzt hat sie mir zugerufen „geh." Und hat auch nicht einlenken wollen; im Gegentheil, sie hat sich selber noch übertrumpft und statt der üblichen Hochfahrenheitsmiene zuletzt auch noch die Mitleidsmiene aufgesetzt, und dann ist sie gegangen . . . Ich mag gegen sie gefehlt haben, in diesen letzten Wochen gewiß, aber der Anfang lag bei ihr, sie hat sich mir entfremdet, immer mehr und mehr, und das ist nun das Ende. Ja, das Ende vom Lied, aber nicht vom Leben. Nein, es soll umgekehrt der Anfang von etwas Anderem, etwas Besserem

und Freudigerem werden, und wenn ich aus Allem, was zurückliegt, eine Bitterkeit mit in das Neue hinüber nehme, so soll mir doch dies Bittere die Freude nicht für immer vergällen. Wie verlangt's mich nach einem lachenden Gesicht! Ach, diese ewige Schmerzensmutter mit dem Schwert im Herzen, während es doch bloß Nadelstiche waren. Wirklich, es war schwer zu tragen, und jedenfalls ich war es müde."

Der alte Diener, der mittlerweile das Gepäck von der Landungsstelle heraufgeschafft hatte, trat jetzt ein und fragte den Grafen, ob er ein Frühstück befehle. „Nein Dooren, jetzt nicht; ich werde klingeln." Und als er wieder allein war, überkam ihn die Frage, was er nun eigentlich solle. „Soll ich hier bleiben und einen Wachsstock zerschneiden und den Christbaum da, bei dessen Ausputz ich die gute Dobschütz gestört habe, mit einem Dutzend Freudenlichter besetzen und dann morgen Abend die Lichter anzünden und mir mein Glück bescheren? Es geht nicht. Und ich kann auch nicht hier bleiben, bloß um hier oben und im Dorf unten den leutseligen und schenkefrohen Gutsherrn zu spielen und dabei den Mägden einen Speciesthaler in den Apfel zu stecken und den Michel nach seiner Annemarie oder die Annemarie nach ihrem Michel zu fragen und ob die Hochzeit zu Ostern oder zu Pfingsten sein werde. Und wenn ich so was selbst wollte, darüber verginge ja noch ein ganzer Tag oder eigentlich zwei, denn sie bescheren hier erst in der Frühe. Zwei Tage, das geht nicht, womit soll ich die zubringen? Das ist eine kleine Ewigkeit, und ich bin nicht in der Stimmung, inzwischen Wirthschaftsbücher zu revidiren und über Raps oder Rübsen zu sprechen. Und zu Petersen? Er würde mir ins Gewissen reden und doch nichts zu Stande bringen. Und dann ist auch muthmaßlich Christine noch da; sie wird unten Station gemacht und einen Boten nach Arnewiek geschickt haben, und Alfred wird kommen und sie abholen. Ich habe nicht Lust, dabei zugegen zu sein oder auch nur in der Nähe. Nein, ich will lieber nach Flensburg hinüber, vielleicht geht heute noch ein Kopenhagener Schiff. Und wenn auch nicht, *hier* kann ich nicht bleiben; ich muß fort."

Und er zog die Klingel. „Sage, daß Johann anspannt. Den kleinen Wagen und die Ponies. Ich will nach Flensburg."

* * *

Es schlug drei, als Holk in Flensburg einfuhr, und bald danach hielt er vor dem Hillmann'schen Gasthause, darin er, bei seinen häufigen Anwesenheiten in der Stadt, regelmäßig Wohnung zu nehmen pflegte. Der Wirth war einigermaßen überrascht, ihn zu sehen, bis er erfuhr, daß der Graf, dessen Stellung am Hofe der Prinzessin er kannte, nur auf kurzen Urlaub in Holkenäs gewesen sei.

„Wann geht das nächste Kopenhagner Schiff, lieber Hillmann?"

Hillmann holte die Tabelle herbei, darauf Abfahrt und Ankunft der Dampfer genau verzeichnet waren, und glitt mit dem Finger über die Rubriken hin: „Richtig, Iversen's Schiff ist an der Reihe und müßte morgen fahren. Aber der 24. fällt aus; das ist altes Herkommen, und Iversen, der bei seiner Tochter wohnt und schon Enkel hat, wird an dem Herkommen nichts ändern; er steht am Christabend auch lieber unterm Weihnachtsbaum, als auf Deck.

Ist aber sonst ein guter Capitän, noch einer von den alten, die von der Pike an gedient haben. Er fährt also den 25., ersten Feiertag, sieben Uhr Abends."

„Und kommt an?"

„Und kommt an in Kopenhagen zweiten Feiertag früh. Das heißt um neun, oder vielleicht auch eine Stunde später."

Holk zeigte sich wenig erbaut von dem allen und nur, wenn er an Holkenäs zurückdachte, war er doch herzlich froh, die lange Zeit von mehr als zwei Tagen in Flensburg verbringen zu können. Er bezog ein Zimmer im zweiten Stock, das auf den Rathhausplatz hinaussah, und nachdem er mit leidlichem Appetit — denn er hatte seit dem Abend vorher so gut wie nichts genossen — eine verspätete Mittagsmahlzeit eingenommen, verließ er das Gasthaus, um an der Flensburger Bucht hin einen langen Spaziergang zu machen. Erst herrschte Dämmerung; aber nicht lange, so zogen in winterlichem Glanze die Sterne herauf und spiegelten sich auf der weiten Wasserfläche. Holk fühlte, wie der auf ihm lastende Druck von Minute zu Minute geringer ward, und wenn er sich auch nach wie vor keineswegs in einem Zustand von Seelenruhe befand, so galt das, was ihm von Unruhe verblieb, doch mehr der Zukunft, als der Vergangenheit und hatte vorwiegend den Charakter einer gewissen erwartungsvollen Erregung. Er malte sich allerlei anheimelnde Bilder aus, wie sie spätestens der nächste Mai heraufführen sollte. Bis dahin mußte Alles geordnet sein; die Hochzeit war festgesetzt, und er sah sich in der von Menschen überfüllten Hilleröder Kirche. Schleppegrell hielt die Traurede; die gute Pastorsfrau war ergriffen von der Beredsamkeit ihres Gatten, und Dr. Bie freute sich, daß mit Hülfe einer schönen Schwedin ein schleswig-holsteinisches Herz für Dänemark erobert worden sei. In der kleinen Hofloge aber paradirte die Prinzessin, neben ihr die Schimmelmann und hinter beiden Pentz und Erichsen. Und dann verabschiedeten sie sich von Hilleröd und der Gesammtheit der Brautzeugen und fuhren in einem Extrazuge nach Kopenhagen und am selben Abend noch nach Korsör und Kiel, und in Hamburg war erste Rast. Und dann kam Dresden und München und dann der Gardasee mit einem Ausfluge nach Mantua, wo sie sonderbarerweise den Wallgraben, in dem Hofer erschossen wurde, besuchen wollten und dann ging es immer südlicher bis nach Neapel und Sorrent. Da sollte die Fahrt abschließen, und den Blick rechts nach dem Vesuv und links nach Capri hinüber, wollt' er die quälerische Welt vergessen, und sich selbst und seiner Liebe leben. Ja, in Sorrent! Da war auch eine so prächtige Bucht wie die Flensburger hier, und da schienen auch die Sterne hernieder, aber sie hatten einen helleren Glanz, und wenn dann die Sonne den neuen Tag heraufführte, da war es eine wirkliche Sonne und ein wirklicher Tag.

So kamen ihm die Bilder, und während er sie greifbar vor sich sah, fluthete das Wasser der Bucht dicht neben ihm, ernst und dunkel, trotz der Lichtstreifen, die darauf fielen.

Erst zu später Stunde war er wieder in seinem Gasthaus, und unter Lesen und gelegentlichem Geplauder mit Hillmann verging ihm der andere Tag. Als aber der Abend hereinbrach, trieb es ihn doch hinaus, durch die Straßen und Gassen der Stadt, und überall wo die Fensterläden noch offen oder nicht dicht

geschlossen waren, that er einen Blick hinein, und vor mehr als einem Hause, wenn er das Glück da drinnen und das Kind auf dem Arm der Mutter sah, und wie der Vater seiner Frau die Hand entgegenstreckte, wandelte ihn doch plötzlich eine Furcht vor dem Kommenden an, und auf Augenblicke stand nur all das vor ihm, was er verloren hatte, nicht das, was er gewinnen wollte.

Welch Heiligabend! Aber er verging, und nun war erster Feiertag, und so langsam sich seine Stunden auch hinschleppten, endlich war doch sieben Uhr heran und die Schiffsglocke läutete. Holk stand neben dem alten Capitän, und als man eine Stunde später in freies Fahrwasser kam, ließ sich schon ungefährdet ein Faden spinnen, und Iversen erzählte von Altem und Neuem. Es war eine schöne Fahrt, dazu eine milde Luft, und bis über Mitternacht hinaus stand man unter dem Sternenhimmel und berechnete, daß man muthmaßlich eine halbe Stunde vor der Zeit in Kopenhagen eintreffen werde. Dazu beglückwünschte man sich, und gleich danach zogen sich die wenigen Passagiere, die die Fahrt überhaupt mitmachten, in ihre Schlafkojen zurück. Aber bald änderte sich das Wetter draußen, und als man um fünf Uhr in Höhe von Möen war oder doch zu sein vermeinte, da war der Seenebel so dicht geworden, daß man das Feuer unterm Dampfkessel ausgehen und die Anker fallen lassen mußte. Die Stille, wie gewöhnlich, weckte die Schläfer, und als man eine Viertelstunde später auf Deck kam und nach der Küste von Seeland hinüberschauen wollte, hörte man von dem Mann am Steuer, daß das Schiff festliege.

„Wie lange?“

„Nun, Mittag wird wohl herankommen.“

Und Mittag kam auch wirklich heran, und die Sonne hing schon dicht über dem Horizont, als der Nebel endlich wich und die Fahrt wieder aufgenommen werden konnte. Der Tag aber war verloren und von einem Vorsprechen im Palais der Prinzessin keine Rede mehr. Die Laternen brannten schon überall am Hafen, als man bald nach fünf an der Dampfschiffsbrücke anlegte.

* * *

In seiner Wohnung wurde Holk, statt wie gewöhnlich von Brigitte, diesmal von der alten Frau Hansen empfangen; sie ging ihm voran die Treppe hinauf und zündete die Lampen an, ohne nach etwas Anderem als nach dem Wetter zu fragen, und ob er eine gute Fahrt gehabt habe. Davon, ob die Frau Gräfin bei guter Gesundheit gewesen und ob das Christfest froh und glücklich verlaufen sei, davon war mit keinem Worte die Rede, und als Holk seinerseits erst nach dem Befinden der beiden Hansenschen Frauen und dann nach dem der Prinzessin frug, antwortete die alte Hansen in jenem eigenthümlichen Unschuldston, worin sie der Tochter womöglich noch überlegen war: „Das Fräulein ist wieder außer Bett.“ Es kam so heraus, daß es selbst Holk auffiel; er war aber in diesem Augenblick von viel zu viel andern Dingen in Anspruch genommen, um seinerseits einen Gegenzug zu thun und so ließ er's denn gehen und bat nur um die Zeitungen und einen guten Thee! „Denn ihn fröstle von dem langen Stehen auf Deck.“ Die Hansen brachte Beides. Der Zeitungen waren der Festtage halber nur wenig; Holk flog sie durch und ging dann früh zu Bett. Er schlief auch gleich ein, denn die letzten Tage hatten seine Nerven erschöpft.

Bei guter Zeit war er wieder auf. Frau Hansen (Brigitte ließ sich auch heute nicht sehen) brachte das Frühstück, und weil sie fühlen mochte, den Abend vorher zu weit gegangen zu sein, befleißigte sie sich der größten Unbefangenheit und trug ihren Stadtklatsch harmlos und mit so viel glücklicher Laune vor, daß sich Holk nicht bloß seinem Mißmuth über die voraufgegangene Perfidie der Alten, sondern zu seiner eigenen Ueberraschung auch seiner trüben Stimmung zu gutem Theil entrissen sah. Alles, auch das Heikelste, gewann in der Erzählung der guten Hansen etwas durchaus Heitres und durchaus Selbstverständliches, und als sie wieder fort war, war es ihm, als ob er eine freilich nicht sehr moralische, dafür aber desto lebensweisere Predigt über das, was Leben sei, vernommen habe. Wenn er das eben Gehörte zusammenfaßte, so hieß es etwa: ja, Graf Holk, so war es immer und so wird es immer sein. Es läßt sich Alles schwer nehmen, aber es läßt sich auch Alles leicht nehmen. Und wer die Kunst des Leichtnehmens versteht, der lebt, und wer Alles schwer nimmt, der lebt nicht und ängstigt sich vor Gespenstern, die gar nicht da sind. „Ja, die gute Frau Hansen hat recht," so schloß Holk seine Betrachtungen über das, was er eben vernommen hatte. „Leicht nehmen, Alles leicht nehmen, dabei fährt man am besten, das haben auch die Menschen am liebsten, und ein lachendes Gesicht ist der erste Schritt zum Siege."

Zwölf hatte noch nicht ausgeschlagen, als er aus seiner Wohnung in die Dronningens Tvergade hinaustrat und auf das Palais zuschritt. Es war zweiter Feiertag, das Wetter hatte sich geklärt, und die Wintersonne lag auf Platz und Straße. „Das Fräulein ist wieder außer Bett" — so waren gestern Abend die Worte der Frau Hansen gewesen, und an der Richtigkeit dieser Mittheilung ließ sich nicht wohl zweifeln; daß aber das Fräulein nach einem so heftigen Fieberanfall auch schon wieder im Dienst sein sollte, das war freilich sehr unwahrscheinlich, und so stieg er denn, ohne vorgängiges Anfragen in den Gemächern der Prinzessin, in das von Ebba bewohnte zweite Stockwerk hinauf. Karin öffnete. „Das Fräulein zu sprechen?" — „Ja." — Und Karin ging voraus, während Holk folgte.

Das Fräulein saß in einem Lehnstuhl am Fenster und sah auf den Platz, auf dem keine Spur von Leben war, nicht einmal die Herbstblätter tanzten mehr darüber hin. Als Holk eingetreten, erhob sich Ebba von ihrem Lehnstuhl und schritt auf ihn zu, freundlich, aber matt und nüchtern. Sie gab ihm die Hand, nahm dann, abseits vom Fenster, auf einem weiter zurückstehenden Sopha Platz und wies auf einen Stuhl, ihn auffordernd, damit in ihre Nähe zu rücken.

„Ich erwarte den Arzt," begann sie leise, mit mehr erkünstelter als wirklicher Anstrengung. „Aber der gute Doctor, er kommt immer noch früh genug, und so freu' ich mich denn aufrichtig, Sie zu sehen. Es läßt sich doch 'mal von etwas Andrem sprechen. Immer über sein Befinden rapportiren zu müssen — es ist so langweilig, für den Doctor gewiß, aber auch für den Kranken . . . Sie haben das Fest drüben zugebracht. Ich hoffe, daß Sie die Gräfin bei wünschenswerther Gesundheit fanden und daß Sie gute Festtage hatten."

„Ich hatte sie nicht," sagte Holk.

„Dann kann ich nur wünschen, daß Sie nicht die Schuld daran trugen. Ich höre so viel Gutes von der Gräfin; die Prinzessin, die mich gestern besuchte, war voll ihres Lobes. ‚Eine charaktervolle Frau' sagte sie."

Holk zwang sich zu lächeln. „Eine charaktervolle Frau — ja, die Prinzessin liebt diese Wendung, ich weiß, und will damit andeuten, daß nicht jeder charaktervoll sei. Darin mag sie Recht haben. Aber Prinzessinnen haben es leicht, für „Charakter" zu schwärmen, weil sie selten in die Lage kommen, Charaktere kennen zu lernen. Charaktervolle Leute mögen hundert Vorzüge haben, haben sie gewiß, aber sie sind unbequem, und das ist das Letzte, was Prinzessinnen zu lieben pflegen."

„Alle Welt rühmt Ihre Galanterie, lieber Holk, und ich bin, weil ich keinen Grund dazu habe, die Letzte, dem zu widersprechen; aber Sie sind ungalant gegen Ihre eigene Frau. Warum wollen Sie das Lob verkürzen, das die Prinzessin ihr spendet? Prinzessinnen loben in der Regel nicht viel, und man darf ihrem Lobe wohl zulegen, aber nichts abziehen. Ich empfinde ganz wie die Prinzessin und bin voll Sympathie für die Gräfin und, wenn dies das rechte Wort nicht sein sollte, voll Theilnahme."

Holk riß die Geduld. „Die Gräfin wird Ihnen dankbar dafür sein. Aber das darf ich sagen, ihre Dankbarkeit wird von ihrer Verwunderung noch übertroffen werden. Ebba, was soll diese Comödie? Gräfin und wieder Gräfin und dann charaktervoll und dann sympathisch und zuletzt Gegenstand Ihrer Theilnahme. Wollen Sie, daß ich das alles glaube? Was ist vorgefallen? Aus welcher Veranlassung hat sich der Wind gedreht? Warum plötzlich diese Förmlichkeit, diese Nüchternheit? Eh ich abreiste, hab' ich Sie sprechen wollen, nicht um eine Gewißheit meines Glückes zu haben, diese Gewißheit hatte ich, oder glaubte wenigstens sie haben zu dürfen, nein, es trieb mich einfach, Sie zu sehen und mich, eh ich hinüberging, über Ihr Ergehen zu beruhigen, und so bin ich abgereist und habe drüben einen Tag erlebt und einen Kampf gekämpft und Worte gesprochen, Worte, nun rund heraus, die Sie kennen müssen, als ob Sie Zeuge der ganzen Scene gewesen wären."

Ebba warf den Kopf zurück. Holk aber fuhr fort: „Sie werfen hochmüthig den Kopf zurück, Ebba, wie wenn Sie mir sagen wollten: ich weiß, was da gesprochen worden ist, aber ich will es nicht wissen, und ich mißbillige jedes dieser Worte."

Sie nickte.

„Nun, wenn ich es damit getroffen, so frag' ich Sie noch einmal, was soll das? Sie wissen, wie's mit mir steht; wissen, daß ich vom ersten Tag an in Ihrem Netze war, daß ich Alles und vielleicht mehr als ich durfte daran gesetzt habe, Sie zu besitzen. Und daß ich das Alles that und hier vor Ihnen stehe wie ich stehe, schuldig oder nicht, dazu haben Sie mir den Weg gezeigt, — leugnen Sie's, wenn Sie's können. Jedes Ihrer Worte hat sich mir in die Seele eingeschrieben, und Ihre Blicke sprachen es mit, und beide, Worte und Blicke, sagten es mir, daß Sie's durch alle Tage hin beklagen würden, auf der abgebröckelten Eisscholle nicht ins Meer und in den Tod hinausgetrieben zu sein, wenn ich Sie verließe. Leugnen Sie's, Ebba, — das waren Ihre Worte."

Ebba hatte, während Holk so sprach, sich zurückgelehnt und die Augen geschlossen. Als er jetzt schwieg, richtete sie sich wieder auf, nahm seine Hand und sagte: „Freund, Sie sind unverbesserlich. Ich entsinne mich, Ihnen gleich am Anfang unserer Bekanntschaft und dann auch später noch, jedenfalls aber mehr als einmal gesagt zu haben, Sie stünden nicht am richtigen Fleck. Und davon kann ich nichts zurücknehmen; im Gegentheil. Alles, was ich damals in übermüthiger Laune nur so hinsprach, bloß um Sie zu necken und ein wenig zu reizen, das muß ich Ihnen jetzt in vollem Ernst und in mindestens halber Anklage wiederholen. Sie wollen Hofmann und Lebemann sein und sind weder das Eine noch das Andre. Sie sind ein Halber und versündigen sich nach beiden Seiten hin gegen das Einmaleins, das jede Sache hat und nun gar die Sache, die uns hier beschäftigt. Wie kann man sich einer Dame gegenüber auf Worte berufen, die die Dame thöricht oder vielleicht auch liebenswürdig genug war, in einer unbewachten Stunde zu sprechen? Es fehlt nur noch, daß Sie sich auch auf Geschehnisse berufen, und der Cavalier ist fertig. Unterbrechen Sie mich nicht, Sie müssen noch Schlimmeres hören. Allmutter Natur hat Ihnen, wenn man von der Beständigkeit absieht, das Material zu einem guten Ehemanne gegeben, und dabei mußten Sie bleiben. Auf dem Nachbargebiete sind Sie fremd und verfallen aus Fehler in Fehler. In der Liebe regiert der Augenblick, und man durchlebt ihn und freut sich seiner, aber wer den Augenblick verewigen oder gar Rechte daraus herleiten will, Rechte, die, wenn anerkannt, alle besseren, alle wirklichen Rechte, mit einem Wort die eigentlichen Legitimitäten auf den Kopf stellen würden, wer das thut und im selben Augenblicke, wo sein Partner klug genug ist, sich zu besinnen, feierlich auf seinem Scheine besteht, als ob es ein Trauschein wäre, der ist kein Held der Liebe, der ist bloß ihr Don Quixote."

Holk sprang auf. „Ich weiß nun genug; also Alles nur Spiel, Alles nur Farce."

„Nein, lieber Holk, nur dann, wenn Ihre deplacirte Feierlichkeit das, was leicht war, schwer genommen haben sollte, was Gott verhüten wolle."

Holk sah schweigend vor sich hin und bestätigte dadurch aufs Neue, daß sie's getroffen. „Nun gut dann," fuhr Ebba fort. „Also das Thörichtste ist schon geschehen! Ich lehne jede Verantwortung dafür ab. Ich habe mich nie besser gemacht, als ich bin, und Niemand wird mir nachsagen, daß ich mich ernsthaft auf etwas Falsches hin ausgespielt hätte. Worte waren Worte; so viel mußten selbst Sie wissen. Ja, Holk, Hofleben ist öd und langweilig, hier wie überall, und weil es langweilig ist, ist man entweder so fromm wie die Schimmelmann, oder ... nun, wie sag' ich ... so nicht-fromm wie Ebba. Und nun, statt alle Treibhäuser des Landes zu plündern und mir Blumen auf den Weg zu streuen oder wie ein Troubadour das Lob seiner Dame zu singen und dann weiter zu ziehen und weiter sein Glück zu versuchen, statt dessen wollen Sie mich einschwören auf ein einzig Wort oder doch auf nicht viel mehr und wollen aus einem bloßen Spiel einen bittern Ernst machen, Alles auf Kosten einer Frau, die besser ist, als Sie und ich, und die Sie tödtlich kränken, bloß weil Sie sich in einer Rolle gefallen, zu der Sie nicht berufen sind. Noch einmal, ich lehne jede Verantwortung ab. Ich bin jung und Sie sind es nicht mehr, und so war es nicht

an mir, Ihnen Moral zu predigen und Sie, während ich mich hier langweilte, mit ängstlicher Sorgfalt auf dem Tugendpfade zu halten; — das war nicht meine Sache, das war Ihre. Meine Schuld bestreit' ich, und wenn es doch so 'was war (und es mag darum sein), nun, so hab' ich nicht Lust, diese Schuld zu verzehn- und zu verhundertfachen und aus einem bloßen Schuldchen eine wirkliche Schuld zu machen, eine, die ich selber dafür halte."

In Holk drehte sich Alles im Kreise. Das also war sein erträumtes Glück! Als er sich zu diesem Gang anschickte, war er wohl von einem unsicheren und quälenden Gefühl erfüllt gewesen, von der Frage, was die Welt, die Kinder, die sich nothwendig ihm entfremden mußten, und über kurz oder lang vielleicht auch sein eigenes Herz dazu sagen würde. Das hatte vor seiner Seele gestanden, aber auch das nur allein. Und nun ein Korb, der rundesten einer, sein Antrag abgelehnt und seine Liebe zurückgewiesen, und das Alles mit einer Entschiedenheit, die jeden Versuch einer weiteren Werbung ausschloß. Und wenn er wenigstens in einer plötzlich erwachten Empörung etwas wie ein Gegengewicht in sich hätte finden können; aber auch das blieb ihm versagt; so völlig, daß er sie, während sie so dastand und ihn durch ihren überheblichen Ton vernichtete, bezaubernder fand, denn je.

„So schließt denn Alles," nahm er nach einer kurzen Pause das Wort, „mit einer Demüthigung für mich ab, mit einer Demüthigung, die zum Ueberfluß auch noch den Fluch der Lächerlichkeit trägt; — Alles nur, pour passer le temps, Alles nur ein Triumph Ihrer Eitelkeit. Ich muß es hinnehmen und mich Ihrem neuen Willen unterwerfen. Aber in Einem, Ebba, kann ich Ihnen nicht zu Diensten sein; ich kann nicht erkennen, daß mir eine Pflicht vorlag, den Ernst Ihrer Gefühle zu bezweifeln; im Gegentheil, ich glaubte den Glauben daran haben zu dürfen, und ich glaub' es noch. Sie sind einfach andern Sinnes geworden und haben sich — ich habe nicht nach den Gründen zu forschen — inzwischen entschlossen, es lieber ein Spiel sein zu lassen. Nun denn, wenn es ein solches war und nur ein solches, und Sie sagen es ja, so haben Sie gut gespielt."

Und sich gegen Ebba verbeugend, verließ er das Zimmer. Draußen stand Karin, die gehorcht hatte. Sie sprach kein Wort, ganz gegen ihre Gewohnheit, aber ihre Haltung, während sie Holk durch den langen Korridor hin begleitete, zeigte deutlich, daß sie das Thun ihrer Herrin mißbilligte. Sie hielt eben zu dem Grafen, auf dessen Gütigkeit und wohl auch Schwäche sie manchen Zukunftsplan aufgebaut haben mochte.

(Schluß folgt.)

Die Wechselbeziehungen der Organismen.

Von

Eduard Strasburger.

I.

Wir sind so gewohnt, die Bakterien als unsere größten Feinde zu betrachten, daß es fast paradox erscheinen wird, wenn ich es versuche, sie für sehr nützliche und nothwendige Wesen zu erklären.

Der Versuch einer Ehrenrettung der Bakterien mag aber in diesem Augenblicke insofern angebracht erscheinen, da uns ja die Aussicht eröffnet ist, mit Hülfe neuerer Heilverfahren der feindlichen Bakterienscharen, die unsere Körper belagern, Herr zu werden. Gegen besiegte Feinde pflegt man Großmuth zu üben, daher ich mich nicht scheue, noch einmal zu wiederholen, daß die Bakterien nothwendige und sehr nützliche Wesen sind. Wollte man ihren Wirkungskreis nur nach den Krankheiten beurtheilen, welche sie beim Menschen hervorzurufen vermögen, so würde das nicht minder ungerecht sein, als eine Verdammung der gesammten menschlichen Gesellschaft wegen der auch in dieser vorkommenden Schmarotzer und Mörder.

Thatsächlich greifen die Bakterien in so mannigfache Vorgänge der Haushaltung unseres Welttheils ein, daß ihre krankheitserregenden Formen sehr wohl als verstreute Räuberbanden gelten können. Das Verschwinden der Bakterien von unserem Erdball müßte alsbald auch unseren Untergang zur Folge haben. Abfälle aller Art würden sich in kurzer Zeit zu wahren Bergen aufthürmen, gegen welche der bekannte Scherbenhügel (Monte Testaccio) bei Rom kaum noch als Maulwurfshügel in Betracht käme. Zwischen all' diesen Abfällen, aus welchen sie sonst einen großen Theil ihrer Nahrung schöpfen, müßten aber die Pflanzen unserer Felder ähnlich verhungern wie Tantalus im Anblick der fruchtbeladenen Bäume. Denn Alles, was wir Fäulniß und Verwesung nennen, wird durch die unsichtbare Arbeit der Bakterien besorgt. Diese Arbeit ist nicht immer wohlriechend, führt aber zu höchst reinlichem Ziel. Es werden durch dieselbe die höchst complicirten chemischen Verbindungen, welche den Körper der lebenden Wesen aufbauen, in einfache zerlegt und so dem Boden und der Luft zurück-

gegeben. Mit dem Dünger zugleich führt der Landmann unzählige Milliarden von Bakterien seinen Feldern zu. Dort zersetzen sie die im Dünger vorhandenen organischen Verbindungen, und erst die anorganischen Körper, die hierbei entstehen, dienen den Pflanzen zur Nahrung. Ohne Bakterien müßten sich alsbald die Leichen von Pflanzen und Thieren ins Unendliche häufen, denn es würden die Arbeiter fehlen, die rascher und wirksamer als jede Ortspolizei, die Reinigung unseres Erdballs besorgen. Die Bakterien begnügen sich mit der kärglichsten Nahrung. Jede Spur einer organischen Verbindung kommt ihnen zu Gute, daher sie auch über den ganzen, von Thier und Pflanzen bewohnten Erdball, in unnennbaren Zahlen verbreitet sind. Man hat es versucht, die Menge der in Luft, Wasser und Boden vorhandenen Bakterien zu bestimmen, und sinnreiche Untersuchungen haben da auch mehr oder weniger zum Ziele geführt.

Den Anfang machte Pasteur, indem er Luft durch Röhren sog, die er mit Pfropfen aus Schießbaumwolle verstopft hatte. In den Pfropfen sammelten sich die Keime. Die Pfropfen wurden hierauf in Aether geworfen, in welchen sich die Schießbaumwolle löst, und die Lösung alsdann bei starker Vergrößerung auf ihren Gehalt an Keimen untersucht. Eine entscheidende Vervollkommnung erfuhren die Bakterienuntersuchungen durch Robert Koch's Gelatineculturen. Die zu untersuchenden Boden- oder Wassermengen werden abgewogen und in der einen oder der anderen Weise mit flüssig gemachter Gelatine vermengt, die weiterhin in geeigneten Gefäßen oder auf Glasplatten erstarren muß. Luft läßt man jetzt zumeist in bestimmten Mengen durch lange, inwendig mit Gelatine überzogene Röhren streichen. Die Keime fallen auf die Gelatine nieder und können sich in derselben weiterentwickeln. Für alle solche Culturen wird die Gelatine zuvor mit passenden Nährstoffen versetzt, welche die Entwickelung der Keime begünstigen. Die sich entwickelnden Bakteriencolonien können dann direct untersucht, bestimmt und gezählt werden. Man schöpft aus den einzelnen Colonien, um Reinculturen auf anderen Gelatineplatten oder in anderen Gelatine führenden Gefässen zu erhalten, und diese geben unter Umständen auch weiter den Stoff zu Impfungen her. Die Gelatineculturen haben überhaupt einen der wichtigsten Fortschritte auf dem Gebiete der Bacteriologie eingeleitet und den Weg für alle großen Entdeckungen der Neuzeit gebahnt.

Bakterien fand man bis jetzt überall, wo Thiere und Pflanzen leben. Die Zahl derselben wächst mit der Menge der vorhandenen Abfälle. Wirklich bakterienfrei kann man sich nur im offenen Meere oder auf hohen, mit Schnee bedeckten Berggipfeln wähnen. Von der Zahl der in der Luft vorhandenen Bakterien, oder wir wollen lieber sagen „entwickelungsfähigen Bakterien," hat man sich übrigens meist übertriebene Vorstellungen gemacht; denn es wird den Bakterien thatsächlich nicht so leicht, in die Luft aufzusteigen. Von ihrer Unterlage, so lange dieselbe feucht ist, vermag sie selbst der stärkste Wind nicht loszulösen, und auch trocken haften sie noch an derselben fest. Sie müssen also vollständig ausgetrocknet, zu pulverförmigem Staub zerfallen sein, um der Bewegung der Luft zu folgen. Die meisten Bakterien vertragen aber ein solches Austrocknen nicht, ohne getödtet zu werden. Nur ein Bruchtheil der Partikelchen, die wir in einem Sonnenstrahl, der in unser Zimmer fällt, tanzen sehen, gehört

den Bakterien an. Abgesehen von einigen Keimen der Pilze und selbst niederer Thiere, sind es meist unorganische, leblose, also wirkliche Stäubchen, die wir vor Augen haben.

Unsere Wohnräume enthalten durchschnittlich nur drei bis fünf Keime auf einen Liter Luft; die Luft draußen nicht viel mehr, besonders wenig im Winter. Bakterienfrei hat man die Luft aber thatsächlich nur auf den Gipfeln hoher Berge und im offenen Meere gefunden. Ganz außerordentlich reich an Bakterien ist der Erdboden, doch nimmt ihre Zahl in demselben rasch mit der Tiefe ab. Betrug sie in den oberen Schichten eines Ackers beispielsweise eine halbe Million für ein Gramm Erde, so sinkt sie in anderthalb Meter Tiefe schon auf nur wenige Keime. Im Wasser ist, je nach Umständen, die Zahl der Bakterien geringer oder größer. In aufgefangenem Regenwasser fand Miquel fünfunddreißig Bakterien pro Cubikcentimeter; in der Seine oberhalb Paris vierzehnhundert, unterhalb Paris 3200 Keime in derselben Wassermenge.

Von der Größe der Bakterien gewinnt man einige Vorstellung, wenn man bedenkt, daß von den stäbchenförmigen Arten meist tausend der Breite nach aneinandergesetzt einen Millimeter, somit den tausendsten Theil eines Meters decken würden. Die Länge solcher Stäbchen mag dann zwei- bis viermal so groß sein, als ihre Breite. — Denken wir uns, wir hätten es mit einer Art zu thun, deren Stäbchen ein Tausendstel Millimeter breit und ein Fünfhundertel Millimeter lang sind, so gingen deren nicht weniger als 636 Millionen auf einen Cubikmillimeter, d. h. diese Zahl wäre nöthig, um einen Würfel zu füllen von einem Millimeter Höhe. Trotzdem aber eine Million Bakterien einen Raum beansprucht, der für unser Auge ohne Vergrößerungsglas kaum sichtbar ist, so würden doch die Nachkommen einer einzigen Bakterie bald das Weltmeer erfüllen, wenn es ihnen gestattet wäre, sich unbegrenzt zu vermehren.

Denn selbst langsam sich vermehrende Bakterien verdoppeln ihre Zahl in jeder Stunde. Ein einziges Stäbchen gibt auf solche Weise in vierundzwanzig Stunden schon über 16½ Millionen Nachkommen. Das bedeutet immer erst den vierzigsten Theil eines Cubikcentimeters; doch schon am nächsten Tage wäre die Menge auf fast einen halben Liter angewachsen. Noch vor Ablauf des fünften Tages könnte der glückliche Stammherr dieser ganzen Sippschaft auf einen engsten Familienkreis herabblicken, den aufzunehmen das Weltmeer nicht reichen würde. Man erschrickt fast bei dieser Vorstellung und fragt sich, wie es denn kommt, daß bei einer solchen Vermehrungsfähigkeit der Bakterien überhaupt ein bescheidener Platz neben denselben für uns in dieser Welt noch bleibt. In der Natur reguliert sich eben Alles von selbst, und der Vermehrungsfähigkeit der Bakterien wird bald eine Schranke durch Mangel an Nahrung gesetzt. Solange Nahrungsstoffe zur Verfügung stehen und die Bedingungen günstig bleiben, dauert freilich die Vermehrung fort und führt uns die theoretisch ausgerechnete Möglichkeit vor, wenn auch innerhalb enger Grenzen. So vermag das sogenannte Froschlaichbacterium, wenn dem Auftreten desselben nicht vorgebeugt wird, in einer Zuckerfabrik binnen kurzer Frist ganze Tonnen Zuckerrübensaft in eine schleimig gelatinöse Masse zu verwandeln und hierdurch großen Schaden anzurichten. Ein Holzbottich mit fünfzig Hektolitern zehnprocentiger Melassen-

lösung wird, laut Angaben, auf diese Weise in zwölf Stunden zu einer dichten, froschlaichartigen Gallertmasse. Das Froschlaichbacterium verbraucht hundert Kilo Zucker, um vierzig bis fünfundvierzig Kilo Substanz des eigenen Körpers daraus zu bilden. Es verlangt Traubenzucker, nicht Rohrzucker, wie ihn die Zuckerfabrik liefert, besitzt aber die Fähigkeit, den Rohrzucker in Traubenzucker zu verwandeln und sich also mundgerecht zu machen. Ein anderes Beispiel von so kolossaler Vermehrung kann das sogenannte Brunnenbacterium auch liefern, mit welchem die Wasserleitung mancher Stadt schon unliebsame Bekanntschaft machte. Die Flocken und Gallertmassen dieser Bakterie wachsen, unter Umständen, in den Wasserbehältern zu Schlammschichten von mehreren Fuß Tiefe an und verstopfen die Röhren der Wasserleitung. Da die Fäden rothfarbigen Eisenocker auf ihrer Oberfläche ablagern, so ertheilen sie dem Leitungswasser zugleich eine bräunliche Färbung und machen es zum Gebrauch ungeeignet, wenn auch thatsächlich nicht nachgewiesen ist, daß dieses Bacterium an sich der menschlichen Gesundheit Nachtheile bringen sollte.

II.

Doch ich wollte die Bakterien loben: statt dessen führe ich Arten derselben an, die Unheil stiften und leicht dazu führen können, die Dividenden der Actionäre herabzusetzen. Die jetzt zu nennende Bakterie soll dies wieder wett machen: sie ist unsere Wohlthäterin im wahren Sinne des Wortes, außerdem wissenschaftlich von hohem Interesse. Wir müssen etwas ausholen, um ihre Thätigkeit voll zu würdigen.

Den werthvollsten Bestandtheil des Bodens bilden für den Landwirth die Stickstoffverbindungen, und diese sind es vor Allem, die durch Düngung dem Boden zugeführt werden, um dessen Ertragsfähigkeit zu erhöhen. Aus der atmosphärischen Luft vermag die Pflanze den Stickstoff nicht zu schöpfen; sie braucht ihn aber zur Bildung der wichtigsten Substanz ihres Körpers, des Protoplasma, derjenigen Substanz, an welcher alle Lebensvorgänge sich abspielen. Das Protoplasma besteht aus eiweißartigen Stoffen, die von anderen Bestandtheilen der Pflanze sich durch ihren Stickstoffgehalt auszeichnen. Den Stickstoff muß die Pflanze dem Boden entnehmen. Der Gehalt des Bodens an Stickstoffverbindungen ist aber bald erschöpft. Denn Stickstoffverbindungen gehören nicht zu den unmittelbaren Bestandtheilen des Bodens, sie müssen demselben dauernd zugeführt werden. Auf anorganischem Wege, d. h. ohne Betheiligung der Organismen geschieht dies nur in Spuren. Es beschränkt sich die Zufuhr auf die geringen Mengen salpetriger Säure und Salpetersäure, die bei elektrischen Entladungen, also bei Gewittern, und auch bei gewissen chemischen Processen, Oxydationsvorgängen, in unserer Atmosphäre entstehen und die, im Regenwasser gelöst, dann in den Boden gelangen. Alle anderen Stickstoffverbindungen des Bodens sind organischen Ursprungs, d. h. auf Thier- und Pflanzensubstanz zurückzuführen. Da somit die Pflanze den Stickstoff, der sich in unserer Atmosphäre befindet, nicht direct zu verwerthen vermag, so glaubte man ihr alle nothwendigen Stickstoffverbindungen künstlich zuführen zu müssen. Die Landwirthe hatten aber doch schon lange bemerkt, daß die Hülsengewächse, wie

Klee, Esparsette, Wicken, Bohnen, Erbsen, Lupinen, eine Stickstoffdüngung entbehren können, und es sogar bedingen, daß man bei der Düngung der Nachfrucht an Stickstoff sparen kann. Man hat daher diese Pflanzen wiederholt als Stickstoffsammler bezeichnet, im Gegensatz zu den Stickstofffressern, unter welchen die Getreidearten besonders hervortreten. Erklärt war die Ursache des eigenen Verhaltens der Hülsengewächse nicht: denn von atmosphärischem Stickstoff vermögen auch sie allem Anschein nach sich nicht zu ernähren; wohl aber fiel es längst schon auf, daß die Hülsengewächse an ihren Wurzeln kleine Knöllchen tragen. Diese Wurzelknöllchen sind in der ganzen Abtheilung der Hülsengewächse verbreitet, und wer in seinem Zimmer eine Akazie oder Mimose in einem Blumentopf zieht, braucht sie nur auszutopfen, um diese Anschwellungen der Wurzeln zu bemerken. Die Bedeutung dieser Knöllchen wurde erst neuerdings ins rechte Licht gestellt. Sie dienen einer bestimmten Art von Bakterien als Wohnstätte und der von diesen auf das Gewebe der Wurzel ausgeübte Reiz ist es, der die Bildung der Anschwellung veranlaßt. Es liegt eine Art Zusammenleben zwischen der betreffenden Bakterienart, die man als Wurzelbacterium bezeichnet hat, und dem Hülsengewächs vor, welches Zusammenleben wir wissenschaftlich als Symbiose bezeichnen. Es ist das eine Art Consortium, durch welche sich beide Betheiligte gefördert sehen. Die Wurzelbakterien finden in den Knöllchen Wohnung und Nahrung, so daß sie sich in zahlreichen Generationen dort vermehren können; anderseits wird die Pflanze schließlich der Eindringlinge Herr, löst sie langsam auf, und macht sich deren Substanz zu Nutze. Die Auflösung der Bakterien schreitet in jedem Knöllchen von der Basis zum Scheitel fort. In letzterem bleiben die Bakterien ungestört und finden auf diese Weise an diesem Verband auch ihren Vortheil. Wenn die Pflanze abgestorben ist, zerfallen die Knöllchen und die unaufgelösten Bakterien gelangen so in den Boden; von diesem aus können sie in der nächsten Vegetationsperiode in die Wurzeln neuer Hülsengewächse dringen. Läßt man, wie es bei bestimmten Versuchen geschah, die Hülsengewächse in einem sterilisirten Boden wachsen, einem Boden, in welchem, durch hohe Temperaturen alle Bakterien getödtet worden, so bleibt die Knollenbildung an den Wurzeln aus, und die Pflanzen gedeihen nur kümmerlich. Die geringste Menge nicht sterilisirten Bodens, die man dem sterilisirten zusetzt, genügt aber, um alsbald die Ausbildung von Knöllchen anzuregen; denn die erforderlichen Bakterien sind im Culturboden überall vertreten. Je weniger Stickstoffverbindungen der Boden birgt, um so rascher schickt sich das Hülsengewächs an, die Substanz der Bakterien aus ihren Wurzelknöllchen zu verwerthen. Je stickstoffhaltiger der Boden ist, um so mehr Knöllchen bleiben mit unversehrtem Inhalt zurück. Während die in den Knöllchen vorhandenen Bakterien in solcher Weise eine Stickstoffquelle für die Pflanzen darstellen, vermögen sie selbst den Stickstoff der Atmosphäre sich zuzueignen. Was die Pflanze somit nicht zu thun vermag, dazu sind sie befähigt, und sie setzen den Stickstoff der Atmosphäre in Verbindungen um, welche dann auch der Pflanze zu Gute kommen. Mit Hülfe dieser Symbiose steht also den Hülsengewächsen eine Stickstoffquelle zur Verfügung, die anderen Culturpflanzen nicht erreichbar ist. So bleiben die Getreidearten auf den Stickstoffgehalt des Bodens allein angewiesen; folgt aber

ihre Cultur auf diejenige von Hülsengewächsen, so können sie aus den Wurzelrückständen der letzteren einen Vortheil ziehen.

Nicht minder wohlthätig greifen die Bakterien auch in die Selbstreinigung der Gewässer ein. Was sie unter Umständen an den Wasserleitungen verbrochen haben, zahlen sie hier zurück mit millionenfachen Zinsen. Von dem, was sich in der freien Natur im Großen abspielt, kann man im Kleinen schon in seinem Zimmer eine Vorstellung gewinnen. Läßt man ein Gefäß mit Wasser, in welchem Pflanzen- oder Thierreste faulen, an der Luft stehen, so klärt sich die Flüssigkeit nach und nach. Die unzähligen Bakterien, welche das Gefäß birgt, brauchen die ihnen zu Gebote stehenden Substanzen allmälig auf, und vermehren sich dem entsprechend. Ist die Nahrung erschöpft, so treten sie in den Ruhestand, und sinken zu Boden, während das Wasser über ihnen sich klärt, farblos und geruchlos wird. Es genügt, neue, zersetzbare Stoffe dem Wasser zuzuführen, um die Entwickelung der Bakterien wieder anzuregen. Das, was in einem solchen Gefäß mit Wasser sich abspielt, findet auch in unseren Flüssen statt. Die Seine, welche in Paris ungeheure Mengen von Abfällen aufnimmt, ist siebzig Kilometer weiter abwärts wieder klar und rein, und zeigt nur noch Spuren organischer Stoffe. Das Elbwasser, welches den Auswurf so vieler großen Städte aufnimmt, kann vor Hamburg sogar als Trinkwasser dienen. Ohne die Thätigkeit von Bakterien wäre dies nicht möglich. Sie sind es, welche diese Selbstreinigung, die sogenannte Mineralisirung der Flüsse besorgen.

Ein und derselbe Erfolg wird im Haushalt der Natur auf mannigfache Weise erzielt. So besteht ein ganz ähnliches symbiotisches Verhältniß, wie wir es zwischen Hülsengewächsen und Bakterien kennen lernten, auch zwischen den Wurzeln zahlreicher Pflanzen und den Fadenpilzen. Dieses Verhältniß gehen Pflanzen ein, welche in humusreichem Boden zu wachsen lieben. Demgemäß verlangen diese Pflanzen, wenn sie in Cultur genommen werden, auch eine besondere Behandlung. Den Gartenliebhaber wird es interessiren, den Grund hierfür zu erfahren, und er kann aus diesen Angaben einigen Nutzen ziehen. Um Erica, Rhododendron und Daphnearten, so auch unsere Heidelberen, Preißelbeeren und dergleichen mehr, erfolgreich zu erziehen, darf man sich nicht der gewöhnlichen Gartenerde, vielmehr, wie bekannt, nur der Damm- oder Haideerde aus den obersten Schichten des Waldbodens bedienen. Ebenso gedeihen junge Weißtannen und Rothbuchen nur gut, wenn sie in solchen Boden gesetzt werden. Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß die Wurzeln dieser Pflanzen mit einem Pilze vergesellschaftet leben, der die Fähigkeit besitzt, den Humus des Waldbodens in Pflanzensubstanz zu verwandeln. Die Saugwurzeln dieser Pflanzen bleiben im Humusboden kurz und verzweigen sich stark, so daß sie korallenähnliche Gestalten erlangen. Sie werden von verflochtenen Pilzfäden wie von einer Scheide umhüllt und zeigen sich an zahlreichen Stellen mit ihnen verwachsen. Feine Pilzfäden breiten sich auch aus der Scheide in den umgebenden Boden aus und verwachsen mit den Theilchen desselben in ganz ähnlicher Weise, wie es sonst die Wurzelhaare thun. Der Pilz führt den Wurzeln Wasser und Stickstoffverbindungen zu, empfängt dafür von denselben diejenigen Substanzen, welche die Pflanze in ihren Blättern erzeugt. So fördern

sich beide gegenseitig; daher es wichtig ist, die Haideerde, in welcher man solche Pflanzen ziehen will, nicht austrocknen zu lassen, damit die Pilzkeime nicht getödtet werden, welche solche Erde birgt. Außerdem empfiehlt es sich, derartige Gewächse mit ihren Ballen zu verpflanzen, ihre Wurzeln nicht zu entblößen und vor Allem nicht zu beschneiden. Leiden die Wurzelenden, so büßt das Gewächs zugleich seine Nährgefährtin ein. Diese Symbiose zwischen Wurzeln und Pilzfäden ist sehr verbreitet; nicht nur die angeführten Pflanzen, sondern auch die Becherfrüchtler, d. h. außer der schon genannten Rothbuche, auch Kastanien, Eichen und Haselnußsträucher, dann von anderen Bäumen Birken und Erlen, Weiden und Pappeln, ja selbst die Nadelhölzer weisen sie auf. So stellt ein Wald aus solchen Gewächsen ein imposantes Beispiel symbiotischer Wechselbeziehungen im organischen Reiche dar. Gelangen die auf symbiotische Ernährung angewiesenen Pflanzen in humusfreien Boden, so suchen sie sich demselben dadurch anzupassen, daß sie die Pilzhüllen von den Wurzeln abstreifen. Es geschieht dies durch Streckung der neuangelegten Wurzeln; der schlecht ernährte Pilz folgt dann dem Wachsthum nicht. Die von dem Pilz entblößten Wurzeln senden gleichzeitig feine Härchen aus, welche in ähnlicher Weise mit den angrenzenden Bodentheilchen, wie zuvor die Pilzfäden, verwachsen.

Nadelhölzer, Becherfrüchtler vermögen sich auf solche Weise zu helfen; Erica, Rhododendron, Preißelbeeren und Heidelbeeren gehen bald zu Grunde; doch auch Buchensämlinge gelingt es nicht, in humusfreiem Boden zu erziehen. Setzt man junge Pflanzen in solchen Boden ein, so sterben sie alsbald ab, nachdem die Pilzgefährtin ihnen im Tode voranging. Aus sterilisirtem Humusboden, in welchem man durch Hitze alle Pilzkeime tödtete, vermag der Buchenkeimling ohne seine Pilzgefährtin Nahrung nicht zu ziehen.

Es ist nach alledem klar, daß man von Pflanzen, die in Humusboden wachsen, auch nicht Stecklinge in Sand setzen darf. Dieselben können dort zwar Wurzeln anlegen, müssen aber alsbald absterben, wenn ihnen nicht rasch Humuserde, und mit dieser die begehrte Pilzgefährtin zugeführt wird. Uebrigens sind die meisten Humuspflanzen zu dieser Art der Vermehrung wenig geeignet, so daß es nur selten gelingt, sie aus Stecklingen gut zu erziehen.

III.

Eine bescheidene Genossenschaft anderer Art ist es, die uns in der Familie der Flechten entgegentritt. Bescheiden sind die Anforderungen, welche diese Organismen an die Nahrung stellen, und zum Lohn ist ihnen denn auch ein breiter Raum in der Natur zugewiesen worden. Freilich ist es ein Raum, den ihnen andere Lebewesen nicht geneigt sind, streitig zu machen.

Steigen wir in unseren Alpen bis zur Grenze des ewigen Schnees hinan, so sind es schließlich nur noch die Flechten, die uns begleiten. Ja, wo in Mitten ewiger Schneefelder ein Felsen hervorragt, siedeln sie sich auf demselben an. So hat man sie an den höchsten Gipfeln des Montblanc und des Monte-Rosa gefunden. In den unwirthlichen Gegenden von Sibirien, im arktischen Amerika decken nur noch Flechten die weiten Ebenen, die unbegrenzten Tundren dort bildend. Aus diesen Tundren zieht das Rennthier seine Nahrung; denn Flechten

sind es, die unrichtiger Weise als Rennthiermoos bezeichnet werden. Sie gedeihen selbst auf einem Boden, der, das ganze Jahr hindurch gefroren, im Hochsommer auf wenige Zoll nur aufthaut. In unseren Breiten, wo die Flechten die Concurrenz mit der übrigen, so weit üppigeren Vegetation zu bestehen haben, werden sie auf einen bescheideneren Platz verdrängt. Sie sind die Proletarier unter den Pflanzen, müssen sich mit schlechter Nahrung begnügen und oft am Hungertuche nagen. Zum Glück hilft ihnen eine gute Constitution über schwere Zeiten hinweg; sie trocknen eben einfach aus und warten, leblos und erstarrt, der besseren Zeiten. Um wie viel leichter wäre die sociale Frage zu lösen, wenn diese vorzügliche Eigenschaft allen lebenden Wesen gemeinsam zukäme! Ein einziger Regen, und alle Flechten haben sich erholt. Zuvor hart und brüchig, sind sie jetzt wieder geschmeidig und biegsam geworden; zuvor mißfarbig und unscheinbar, tragen sie jetzt wieder lebhaftere Färbung, ja sogar eine gewisse bescheidene Schönheit zur Schau. Die stiefmütterliche Behandlung, die ihnen in der Natur zu Theil wird, hat nicht einmal ihren Charakter verdorben; es gibt keine einzige giftige Art unter denselben. Dabei leisten die Flechten unverdrossen eine schwere Arbeit. Sie bereiten den Boden vor, auf welchem später bevorzugtere, anspruchsvollere Gewächse Fuß fassen sollen. Auf unfruchtbarer Bodenfläche, einem gestürzten Felsen, dem Block, der kürzlich einem Steinbruch entnommen wurde, setzen sie sich fest. Mit feinen Fäden miniren sie ihre Unterlage, lösen einzelne Bestandtheile derselben auf und lockern das Gestein. Die Kohlensäure, die sie ausscheiden, greift, im Wasser gelöst, die Kieselsäure an, wirkt auf den im Granit, Gneis, Glimmerschiefer vertretenen Feldspath zersetzend ein, und ruft so die Verwitterung des Gesteins hervor. Abgestorbene Flechtenreste und der desorganisirte Felsen bilden eine Unterlage, auf welcher Moose sich ansiedeln können. Diese machen weiter Platz den mit Wurzeln versehenen Pflanzen. So sind die Flechten die Pioniere der Arbeit, welche immer neuen Boden für die Pflanzenwelt erobern. — Halten sich die Flechten hoch oben in den Bergen und in dem eisigen Norden nur an den Boden und an Steine, so bewohnen sie bei uns auch die Oberfläche der Baumrinden. In den Tropen findet man fast ausschließlich nur rindenbewohnende Formen; doch ist die Zahl der Arten dort überhaupt gering zu nennen. Dort, wo der Tisch der Natur am reichsten gedeckt ist, fehlt es an Platz für sie. An unseren Bäumen bevorzugen die Flechten die Wetterseite, so daß der Kundige im Walde sich nach den Flechten- und Moosüberzügen richten kann, um die Himmelsgegend zu bestimmen. Das Aussehen der Flechten ist Jedem bekannt, wenn er sie auch wohl als Moose öfters bezeichnet haben mag. Flechten sind es, die als flache, graue, gelbe und grünliche Scheiben den Steinen aufsitzen, alte Denkmäler decken, auch wohl auf Glasscheiben wachsen, die man ein halbes Jahrhundert lang zu reinigen vergaß. Flechten hängen als feine, graue Fäden in Wäldern von den Aesten, namentlich der Lärchenbäume, herab, und der Rübezahl im Riesengebirge erhält aus denselben einen stattlichen, grünlich-grauen Bart. Dort, wie in manchen anderen Gebirgsgegenden Deutschlands, wird dem Wanderer auch die zierliche Cladonia coccifera, die Scharlachflechte, als Trompeter- oder Korallenmoos, zum Kauf angeboten.

Das, was die Flechten befähigt, selbst auf nacktem Stein zu wachsen, ist eben der Umstand, daß zwei Organismen an ihrem Aufbau betheiligt sind, ein Pilz und eine Alge. Der Pilz ist wie immer ohne grünen Farbstoff (dem sogenannten Chlorophyll) und daher auch nicht zu selbständiger Existenz befähigt. Zu dieser Existenz verhilft ihm erst die Alge, die andere Genossin, die aus grünen Kügelchen oder Fäden besteht.

Als Algen bezeichnen wir bekanntlich jene grünen, feinen Fäden, die in unseren Bächen wachsen, sowie auch die braunen oder rothen, weit ansehnlicheren Tange des Meeres. Die Algen, welche mit dem Pilz zusammen den Flechtenkörper bilden, sind freilich der einfachsten Art und werden den untersten Abtheilungen dieser formenreichen Familie zugezählt. Die kleinen grünen Kugeln oder Fäden der Algen innerhalb des Flechtenkörpers enthalten außer anderem lebendigem Inhalt auch Chlorophyll. Dieses Chlorophyll ermöglicht ihnen die Nutzbarmachung der atmosphärischen Nahrung. Die Kohlensäure, welche unsere Luft in geringen Mengen führt, wird von dem grünen Inhalt der Algenzellen in ihre beiden Bestandtheile, den Kohlenstoff und den Sauerstoff, zerlegt. Die Pflanze behält den Kohlenstoff und vermag aus demselben Stärke oder stärkeähnliche Stoffe zu bilden. Damit der Kohlenstoff so verarbeitet werde, sind aber noch andere Nahrungsstoffe nöthig, und für die Zufuhr dieser sorgt der Pilz. Die Vertheilung der beiden Gefährten, der Alge und des Pilzes, im Körper der Flechte, ist eine solche, daß die Pilzfäden die Oberfläche einnehmen, die Alge sich an das Innere hält. Das symbiotische Zusammenwirken beruht darauf, daß die Alge zwischen den Pilzfäden Schutz findet und ihr gleichzeitig die nöthigen Salzlösungen von dem Pilze zugeführt werden. Aus dem Kohlenstoff der Atmosphäre und diesen Salzlösungen bereitet die Alge, so lange sie vom Lichte getroffen wird, Nahrungsstoffe, die sie zunächst für sich selbst verwerthet, deren Ueberschuß sie andererseits an die Pilzfäden abgibt. Bei trocknem Wetter wird die Flechte so hart und brüchig, daß man sie zwischen den Fingern zerreiben kann; kommt Regen, so wächst sie alsbald weiter. Dieses Wachsthum ist freilich ein sehr langsames, so daß bei größeren Flechten, namentlich Steinflechten, auf ein hohes Alter zu schließen ist. Beim Austrocknen wird der Flechtenkörper undurchsichtig, was die eingeschlossene Alge vor zu starkem Lichte, das ihr jetzt nur Schaden bringen könnte, schützt; befeuchtet, wird der Flechtenkörper wieder durchscheinend, und deutlich schimmert dann die grüne Färbung der inneren Algenzellen zwischen den Fäden des Pilzes hindurch, falls zwischen letzteren nicht andere Farbstoffe sich abgelagert finden. Denn, das sei noch hinzugefügt, die Flechten liefern uns viele geschätzte Farbstoffe, so Lakmus und Orseille, und auch der sogenannte französische Purpur, der in der Seidenfärberei Verwendung findet, stammt von ihnen her. Im hohen Norden dienen in schwerer Zeit manche Flechten dem Menschen als Nahrung, des Lichenins, einer Art Stärke wegen, welche sich in ihrem Inneren findet. Für eine Flechte hat man auch lange Zeit das Manna der Israeliten gehalten. Es sollte dieses Manna die Flechte Sphaerothallia esculenta sein, die in den Ländern von der Krim bis zur Kirgisensteppe, in Kleinasien, Persien und Nordafrika, auf dem Erdboden oft in großen Mengen wächst. Sie bildet knollenförmige Körper, über

haselnußgroß, die, runzlich an ihrer Oberfläche, oft durch tiefe Spalten zerrissen erscheinen. In frischem Zustande ist diese Flechte grünlich; trocken wird sie grau oder weißlich. Da sich die Pflänzchen leicht von ihrer Unterlage abtrennen lassen, so führt sie der Wind oft weite Strecken fort. Sie sammelt sich dann, in Vertiefungen des Bodens, in dickeren Schichten an. Wirbelwinde heben sie auch wohl aus den Bergen hoch in die Lüfte empor und mit Regen zugleich fallen sie in den Thälern nieder. Dieses die Ursache des Mannaregens, bei welchem der Volksglaube das Manna vom Himmel fallen läßt. Die Ursache ist die nämliche wie bei dem sogenannten Schwefelregen, der sich in waldigen Gegenden Deutschlands nicht selten einstellt und darauf beruht, daß der Blüthenstaub der Nadelhölzer, durch den Wind gehoben, mit Regen zu Boden fällt. Ich erwähne des Blüthenstaubregens hier als einer analogen Erscheinung, die in der That eine ganz ähnliche Veranlassung wie der Mannaregen hat und Manchem aus unmittelbarer Anschauung bekannt sein dürfte. So wurden die Bewohner von München in einem der letzten Jahre durch einen solchen Schwefelregen überrascht. Dieser Schwefelregen kann so ausgiebig sein, daß er einer ganzen Gegend vorübergehend eine gelbliche Färbung verleiht. — Die Mannaflechte sammeln die Tartaren als „Erdbrod" bis auf den heutigen Tag und bereiten auch thatsächlich eine Art Brot aus derselben. Ueber Mannaregen in den asiatischen Ländern ist auch in neuerer Zeit vielfach berichtet worden, so weit mir bekannt, zuletzt im Jahre 1864.

Eben der Umstand, daß dieses Manna nachweislich nach dem Regen herniederfällt und daß es auch jetzt noch von den Bewohnern asiatischer Steppen als Nahrungsmittel verwerthet wird, führte dahin, es für das biblische Manna zu halten. Auf Grund der Untersuchungen von Carl Ritter, von Tischendorf und von Ebers, ist dieses jedoch nicht anzunehmen. Das biblische Manna entspricht vielmehr den Ausschwitzungen der Manna-Tamariske oder der Tarfa, wie sie die Araber nennen, eines etwa sechs Meter hohen Strauches, der im steinigen Arabien und besonders am Sinaï ganze Wälder bildet. Dieser Strauch schwitzt aber nur in der sinaïtischen Wüste das Manna aus und zwar auch dort gerade nur an den von den Israeliten auf dem Zuge aus Aegypten berührten Stellen. — Die Ausschwitzung erfolgt aus Wunden, welche durch den Stich einer Schildlaus (Coccus manniparus), die eben dort lebt, veranlaßt werden. Die honigartigen, dickflüssigen, glänzend weißen Tropfen dieses Manna träufeln in der Sonnenhitze des Juni und Juli von den obersten Zweigen des Strauches herunter. Araber und Leute aus dem St. Catharinenkloster am Sinaï sammeln dieselben in ledernen Schläuchen und bewahren sie an kühlen Orten auf. Das Manna schmeckt süß, da es zur Hälfte aus Rohrzucker besteht, und hat zugleich ein eigenes, angenehmes Aroma. Die Araber betrachten es als ihren feinsten Leckerbissen, und in der That schmeckt es, auf Brot gestrichen, recht gut, ähnlich wie unser Honig. Die Araber bezeichnen heute noch diese Speise als „Man"; das Wort Manna soll aber von Man kommen, „was ist das?" bedeuten, und auf den Ausruf zurückzuführen sein, den die Kinder Israels ausstießen, als sie am Morgen in der Wüste Sin, nachdem der Thau geschwunden war, die Himmelsgabe erblickten. Von diesem Manna heißt es ausdrücklich im zweiten

Buch Mose (16, 31), daß es wie Kuchen mit Honig schmecke, was wohl auf das heutige Manna noch paßt, wie es dem Reisenden in dem Sinaïkloster geboten wird, nicht aber auf die Mannaflechte der asiatischen Steppe. Auch liegen zwar Berichte über Mannaflechten aus der Sahara vor, doch hat man dieselben auf der Sinaïhalbinsel bis jetzt nicht beobachtet. Wie sehr wir somit auch die anspruchslosen Flechten ehren möchten, das „Erdbrod" der Tartaren für das biblische Manna auszugeben, geht nicht an.

IV.

Ein ganz ähnliches symbiotisches Verhältniß, wie wir es bei den Flechten kennen lernten, kehrt eigenthümlicher Weise an einer anderen Stelle im organischen Reich wieder. Man hatte wohl schon lange bemerkt, daß gewisse Thiere einfachen Baues, welche zu den niedrigsten Abtheilungen des Thierreiches gehören, im Innern ihres Körpers grüne oder auch gelbe Zellen einschließen. Man hielt diese Zellen zunächst für Organe des Thierkörpers selbst, dann für Parasiten; erst neuerdings stellte es sich heraus, daß Symbiose vorliegt. Die kleinen, meist grünen Zellen, um die es sich handelt, stellen Algen vor, die in einem ganz ähnlichen Verhältniß zu dem Thierkörper stehen, wie innerhalb eines Flechtenkörpers zum Pilze. Sehe ich von den zahlreichen Seethieren ab, für welche ein solches symbiotisches Verhältniß gilt, so zeigen es von unseren Süßwasserthieren die Schwämme, Polypen und gewisse Aufguß- oder Infusionsthierchen. Die Beziehungen dieser Thiere zu den Algen bleiben im Wesentlichen stets die nämlichen, so daß ich mich auf das Beispiel der Aufgußthierchen oder Infusorien beschränken kann.

Man hat diese Thierchen Aufgußthierchen genannt, weil sie sich meist einzustellen pflegen, wenn Pflanzentheile mit Wasser übergossen werden, und der Aufguß stehen bleibt. Sie sind in der Natur äußerst verbreitet, und jedes Glas Wasser, das man aus einem Tümpel schöpft, enthält viele Tausend solcher Geschöpfe. Es gab eine Zeit, wo man sie für die kleinsten der bestehenden Wesen hielt, man kannte damals noch nicht die Bakterien. Seitdem sind die Vergrößerungsgläser so vervollkommnet, ist deren Leistungsfähigkeit so gesteigert worden, daß die Aufgußthierchen zu den Riesen der mikroskopischen Welt gehören.

Man stelle sich eines von den kleinen Aufgußthierchen, das nur $^1/_{10}$ Millimeter Länge mißt, mit einem der neuen Mikroskope dreitausendmal vergrößert vor: das gibt ein dreißig Centimeter langes Geschöpf. Bei derselben Vergrößerung erscheinen gewisse kleinste, runde Bakterien, die sogenannten Mikrokokken, fast nur punktförmig. Das Verhältniß eines solchen Bacterium zu den genannten Aufgußthierchen ist wie das einer Mücke zu einem Kalb. Eines der größten Aufgußthierchen, das die enorme Größe von fast einem Millimeter erreicht, ist der Stentor, der seinen Namen nicht nach seiner gewaltigen Stimme führt, wie jener berühmte Kämpfer vor Troja, sondern weil er wie eine Trompete aussieht. Wäre er nicht stumm, so müßte er, so schließt man nach seiner Gestalt, mit einem sehr guten Organ begabt sein. Wie andere Aufgußthierchen, so ist dieser Stentor mit Wimpern bedeckt, die er bewegt, um zu schwimmen. Außerdem trägt er, wiederum darin anderen Aufgußthierchen

gleichend, große Wimpern an seinem vorderen Ende, an welchem sein Mund liegt. Die Wimpern stehen am Rande der vorderen, trichterförmigen Erweiterung und wirbeln dem, am Grunde dieser Erweiterung befindlichen Munde fortdauernd Wasser zu. Der Stentor gehört zu denjenigen Aufgußthierchen, welche im Inneren ihres Körpers, der Oberfläche nah, grüne Zellen führen. Diese grünen Zellen vermögen, wie auch sonst, die im Wasser gelöste Kohlensäure zu zerlegen und so einerseits Sauerstoff, andererseits stärkeähnlichen Stoff dem Stentor zu liefern. Dafür bietet der Leib des Stentors einen guten Schutz der Alge dar und führt der letzteren durch den Schlag der Wimpern auch immer neues Wasser zu, welches sie zu ihrem Gedeihen verlangt. — Eigenthümlich ist das Verhalten eines solchen grünen Stentors unter Bedingungen, welche den Algen nicht förderlich sind. Die Alge, die ihre Schuldigkeit nicht thut, wird dann einfach aus den äußeren Theilen der Körpersubstanz in die innere gedrängt und dort verdaut. So geht aus dem grünen Stentor schließlich ein farbloses Thier hervor, das man früher für eine besondere Art hielt und auch als solche beschrieben hat. So lange die Bedingungen günstig sind für die Ernährung der Alge, begeben sich die mit derselben ausgestatteten Aufgußthierchen an die der Lichtquelle zugewandte Seite des Culturgefäßes, damit die Alge dort möglichst gut arbeiten könne. Denn, um die Kohlensäure zu zerlegen, verlangt sie nach Licht. Während die Alge so ihren Wirth ernährt, begnügt sich dieser vielfach damit, Wasser in seinen Leib hinein zu strudeln. Es ist ihm entschieden bequemer, in der Sonne ausgestreckt zu liegen, als anderer Nahrung nachzujagen; die Alge sorgt hinlänglich für ihn. Andere grüne Thierchen, mit ähnlicher symbiotischer Einrichtung, so die Süßwasserpolypen, führen hingegen doppelten Küchenzettel, und während die Alge sie ernährt, suchen sie auch noch möglichst viel sonstige Nahrung zu verschlingen.

Unsere eigene Existenz ist durchaus von derjenigen der Pflanzenwelt abhängig. Wir vermögen nicht von mineralischen Stoffen uns zu ernähren, sind vielmehr indirect oder direct auf die in der Pflanze erzeugten organischen Substanzen angewiesen. Wir eignen uns dieselben unmittelbar an, indem wir Pflanzen, mittelbar, indem wir Thiere verzehren, welche selbst in letzter Instanz aus der Pflanzenwelt schöpfen.

In symbiotischen Genossenschaften brauchen nicht beide Betheiligte in ihrer Ernährung gefördert zu werden. Oft ist dies nur bei dem einen der Fall, während dem anderen sonstige Vortheile aus dem Zusammenleben erwachsen.

De Saussure erzählt, daß die Büffel in Mexico vielfach so von Mücken geplagt werden, daß sie, um ihnen zu entgehen, vollständig in den Schlamm sich einwühlen. Nur ihre vorgestreckte Nase sieht aus dem Schlamm hervor. Auf diese nun setzt sich ein reizender Vogel, der Commandeur genannt, und lauert auf die Mücken, die es versuchen, in die Nasenlöcher des Büffels einzudringen. So finden Büffel und Commandeur ihre Rechnung dabei.

Aufsehen erregte in letzter Zeit das eigene Verhältniß, welches zwischen manchen Pflanzen und den Ameisen besteht. Der Beispiele solcher Art gibt es jetzt schon viele; ich greife das bestbekannte heraus, dessen Kenntniß wir den erfolgreichen Untersuchungen verdanken, die von Fritz Müller und von Schimper

in Brasilien angestellt wurden. Dieser Fall bezieht sich auf das Verhältniß der Ameisen zu dem Armleuchter-Baum. Wie der Baum aussieht, sagt schon sein Name. Er ragt über seine Umgebung oft hoch empor und fällt durch seine schildförmigen, fußgroßen, sieben- bis neunlappigen Blätter auf, welche an diejenige der Roßkastanie erinnern. Man trifft diesen Baum, freilich nur in bescheidener Größe, in unseren Gewächshäusern an. Sein botanischer Name ist Cecropia, von den Brasilianern wird er als Imbaúba bezeichnet. Am besten ist uns in ihrem symbiotischen Verhalten jetzt die Cecropia adenopus bekannt. Der stolze Stamm dieses Baumes gleicht einem riesigen Candelaber und ist, wenn er in der Savanne wächst, schon aus weiter Ferne sichtbar. Er steht auf Luftwurzeln wie auf Stelzen und trägt hoch oben nur wenige, stets unverzweigte Aeste. Im Inneren ist der Stamm hohl, in Abständen gefächert und dient zu Wasserleitungsröhren, sowie auch zur Herstellung von Musikinstrumenten. Diese letzte Verwendung hat ihm in manchen Gegenden des tropischen Amerika den Namen Trompetenbaum verschafft. Interessant ist es vielleicht zu erwähnen, daß es auch dieser Baum ist, den die Indianer vornehmlich benutzen, um Feuer zu machen, indem sie in sein hartes Holz ein Loch schneiden und ein anderes Stück harten Holzes rasch in dem Loch drehen.

Stößt man eine Imbaúba unsanft an, so treten augenblicklich aus derselben kleine, schwarze Ameisen in unzählbarer Menge hervor, gegen deren Angriff man sich zur Wehr setzen muß. Da der Biß dieser Ameisen empfindlich schmerzt, so soll das Fällen einer Imbaúba nicht gerade zu den angenehmsten Geschäften gehören. Die Ameisen bewohnen die inneren Höhlungen des Baumes und treten aus demselben an kleinen Oeffnungen hervor, die sich in den oberen Theilen des Stammes befinden. Außer einer geräumigen Wohnung bietet dieser Baum den Ameisen auch reichliche Nahrung, so daß ihr Eifer, den Baum zu vertheidigen, durchaus nicht uneigennützig erscheint. Am Grunde der Blattstiele der Imbaúba findet man an der Unterseite eine mehrere Quadratcentimeter große Fläche mit braunen Haaren von sammetartigem Aussehen besetzt; aus dieser sammetartigen Fläche ragen zahlreiche keulenförmige Körper hervor, die man auf den ersten Blick für Insekteneier halten könnte und zwar dieses um so mehr, als sie ihrer Mehrzahl nach nicht befestigt sind, sondern locker zwischen den Haaren stecken. Thatsächlich gehören diese Keulen aber der Pflanze an und stellen nur besonders große, mit Eiweißkörpern vollgestopfte Haare vor, welche sich leicht von ihrer Unterlage loslösen. Verfolgt man aufmerksam das Treiben der kleinen Ameisen in den beblätterten Aesten der Imbaúba, so stellt man unschwer fest, daß die Ameisen dort die Blattkissen (wie wir die mit Haaren besetzten Theile an der Basis der Blattstiele nennen wollen) absuchen, jedes der eiweißhaltigen Körperchen, das sie gefunden haben, anpacken und, mit demselben beladen, den Heimweg nach der Wohnung einschlagen. Aus einem solchen Blattkissen sprossen aber täglich neue mit Eiweiß erfüllte Haare hervor, so daß diese Felder den Ameisen täglich neue Nahrung bieten. Diese Nahrung ist so eiweißreich, daß wir sie mit einer Fleischspeise vergleichen könnten. Es leuchtet ein, daß unter solchen Umständen der Baum seinen glücklichen Bewohnern von Werth sein muß: sie halten Wache auf allen seinen Aesten. Der Baum ist aber auch schutzbedürftig, und zwar muß er

geschützt werden gegen solche Ameisen, welche auf Raub der Blätter ausgehen. Diese Ameisen, Blattschneider genannt, sind die gefürchteten Feinde der Pflanzenwelt in den Tropen. Viele Culturpflanzen erliegen in Brasilien den Angriffen derselben, oder lassen sich doch nur durch sorglichste Ueberwachung vor Vernichtung schützen. Es wird das vornehmlich für Orangen, Granatbäume und Rosen angegeben, gilt zum Theil aber auch für Mango, Kaffee und Kohl. Besonders pflegen zu leiden die eingeführten Pflanzenarten, und da diese für die Landwirthschaft meist die wichtigsten sind, so hat letztere von den Blattschneidern ganz außerordentlich zu leiden. Mancher Ansiedler wurde durch Ameisen um die Früchte seiner Arbeit gebracht, in seinen Hoffnungen betrogen, auch wohl in bitteres Elend gestürzt. Ein Zug von Blattschneidern sieht, von einer Anhöhe aus betrachtet, wie eine grüne Riesenschlange aus. Die grüne Färbung des Zuges rührt von den, etwa zehnpfenniggroßen Blattstücken her, welche die einzelnen Ameisen senkrecht auf ihrem Kopfe tragen. Die Blattstücke werden nach dem Neste geschleppt; unbelastete Ameisen kehren nach der Plünderungsstätte zurück. Die Blattstücke dienen den Blattschneidern zum Aufbau ihrer Nester; außerdem scheinen diese Ameisen sich von den Pilzen zu ernähren, welche die angehäuften Laubmassen alsbald durchwuchern. Ein Baum, den die braune Schar der Blattschneider angefallen hat, ist bald seines gesammten Laubschmuckes beraubt. Die Ameise schneidet, sobald sie ein Blatt erreicht hat, mit ihren scherenartigen Kinnbacken ein entsprechend großes Stück aus demselben heraus. Die Operation dauert eine bis zwei Minuten, worauf das Blattstück senkrecht auf den Kopf gestellt und der Heimweg angetreten wird. Bald erscheint das angefallene Gewächs nur noch als elendes Gerippe. Welche Menge Laub ein einziges Nest der in Brasilien lebenden gefürchteten Saúba (Atta cephalotes) verlangt, zeigt die Größe dieser Nester an; ihr Umfang übersteigt oft einhundert Fuß. Merkwürdig ist die Vorliebe, welche die Blattschneider den Blättern gewisser Pflanzen gegenüber zeigen, während sie andere verschmähen. So gibt Schimper an, daß in der deutschen Colonie Blumenau in Südbrasilien die Blattschneider der bitteren Orange sehr nachstellen, während sie die Blätter der Mandarine unberührt lassen. Die Blätter der beiden Pflanzen sind sehr aromatisch, so daß es das ungleiche Aroma sein muß, welches hier entscheidend wirkt. Imbaúba-Blätter lieben die Blattschneider sehr, und wären die anderen Ameisen nicht da, um sie zu vertheidigen, so könnte der Baum in Brasilien gar nicht existiren; so aber gehört er dort zu den häufigsten Gewächsen. Denn wehe den Blattschneidern, die es wagen würden, eine Imbaúba anzugreifen! Kaum sind sie bemerkt worden, so stürmen schon unzählige Scharen der Imbaúba-Ameise aus ihren Verschanzungen hervor, um sich auf die Feinde zu werfen; diese ergreifen die Flucht, denn die Blattschneider sind sehr feige, wie es häufig Individuen geht, die ein unsauberes Handwerk in der Natur betreiben. Die Imbaúba-Ameisen zeichnen sich hingegen durch ihren Muth und ihre Kampffertigkeit aus.

Es liegt somit bei der Imbaúba eine Symbiose zwischen Pflanze und Thier vor: die Pflanze gibt dem Thier Wohnung und Nahrung; das Thier vertheidigt sie gegen ihre Feinde.

Nicht uninteressant ist es zu verfolgen, in welcher Weise die Imbauba-Ameisen in den Besitz ihrer Wohnstätte gelangen. Es ist die Königin des kommenden Ameisenstaates, welche in eine der obersten Kammern eines jungen Imbaubastammes eindringt, um dort ihre Eier zu legen. Das Eindringen erfolgt an einer ganz bestimmten Stelle, die von außen als ovale Vertiefung kenntlich ist und der alles harte Gewebe mangelt. Einem ererbten Instinkte folgend, wählt die Königin diese Stelle aus, um sie zu durchnagen. Während sie im Innern der Kammer ihre Eier legt, wuchert das gereizte Gewebe an der durchnagten Stelle sehr stark, verschließt die Oeffnung wieder und bietet gleichzeitig der Königin dauernde Nahrung dar. Die Königin benagt die wachsende Stelle und hält dadurch deren Entwicklung in Schranken; war die Königin vor ihrem Eindringen in die Imbauba, von einer Schlupfwespe angestochen worden, so liegt sie alsbald todt im Grunde der Kammer; neben ihr macht sich aber eine fette Schlupfwespen-Made breit; dann sieht man auch an der Eingangsstelle die Wucherung, die nicht abgenagt wurde, blumenkohlartig in die Kammer hineinragen. Normaler Weise gelingt es der Königin, eine neue Generation von Arbeiterinnen aus den Eiern zu erziehen. Diese machen die von ihrer Mutter gebohrte Oeffnung wieder frei und erweitern sie noch, um leicht nach außen gelangen zu können. Dann werden, in dem Maße als der Baum emporwächst, an immer höher gelegenen Orten neue Oeffnungen gebohrt. Immer sind es aber die nämlichen vorgebildeten Stellen der Pflanze, an welchen die Bohrung geschieht. Die alten Oeffnungen läßt man zuwachsen, da sie überflüssig geworden. Denn die Ameisen brauchen nur diejenigen, die sich in der Nähe der Blätter befinden. Die Verbindung zwischen den einzelnen Kammern des Stammes unterhalten andererseits Oeffnungen, welche in das dünnwandige, die Kammern scheidende Gewebe gebissen werden.

Wie so viele andere Ameisen halten sich auch diejenigen des Imbaubabaumes Schildläuse, welche sie melken. Diese weiß gefärbten Schildläuse findet man nie draußen am Baum, stets nur im Innern der Kammern, in welchen sie gepflegt und gefüttert, dafür aber auch entsprechend ausgenutzt werden. Nach der Angabe von Belt wird die Königin meist von einem Dutzend solcher Schildläuse umgeben.

So wäre uns denn bei der Imbauba eine dreifache Symbiose entgegengetreten: von Pflanze, Ameise und Schildlaus.

Daß es sich aber bei der Beziehung der Imbauba zu den Ameisen um eine wirkliche Anpassung handelt, lehrt der Vergleich mit solchen Arten der Gattung Cecropia, die ohne Ameisen leben. Schimper fand eine solche Art auf dem Berge Corcovado bei Rio de Janeiro. Diese Corcovado-Cecropia, wie sie hier kurz genannt werden mag, braucht des Ameisenschutzes nicht, da sie von Blattschneidern nicht erklettert werden kann. Ihr von Wachs überzogener Stamm ist so glatt, daß die Ameisen auf demselben ausgleiten; demgemäß sucht man bei dieser Pflanze auch nach den Grübchen vergebens, die sich bei der Imbauba an jenen Stellen befinden, die durchbohrt werden sollen. Auch sind an jenen Stellen die Gewebe hier weit härter und resistenter. Ebenso wie die Bohrstellen, gehen der ameisenfreien Corcovado-Cecropia auch die eiweißhaltigen Haare ab.

Kurz, wir müssen hieraus entnehmen, daß in der Vorbildung der Bohrlöcher und in der Erzeugung der eiweißhaltigen Haare bei der Imbauba Eigenschaften vorliegen, die sich als symbiotische Anpassung an Ameisen ausgebildet haben.

Die gewählten Beispiele dürften aber genügen, um auch bei Demjenigen, der außerhalb der Probleme naturwissenschaftlicher Forschung steht, die Empfindung für den Zusammenhang des Lebens auf unserem Erdball zu erwecken. Alle lebenden Wesen greifen mit ihren Bedürfnissen in einander ein, ergänzen und bedingen sich gegenseitig. Kein großes Glied aus dem System dürfte entfernt werden, ohne die Leistungen des Ganzen zu stören. Ohne die berüchtigten Bakterien wäre unsere eigene Existenz unmöglich. Am prägnantesten zeigen diese Beziehungen unter den lebenden Wesen die „Symbiosen" an. Da aber alle Lebewesen auf unserem Erdball sich gegenseitig beeinflussen und in ihrer Existenz mehr oder weniger bedingen, so ließe sich auch wohl von einem höheren Gesichtspunkte aus das ganze Leben auf unserer Erde als eine einzige große Symbiose bezeichnen!

Aus Karl Friedrich Reinhard's Leben.

Von

W. Lang.

Erster Aufenthalt in Hamburg.
(1795—1798.)

IX.

Am 17. October unterzeichnete Bonaparte in Passariano bei Udine den Frieden mit den Bevollmächtigten Oesterreichs. Auf einem Congreß in Rastadt sollten die Reichsangelegenheiten geordnet werden. Angesichts dieses Congresses wurden auch die hanseatischen Neutralitätsbestrebungen wieder aufgenommen. Man erwartete eine neue völkerrechtliche Regelung des Handels- und Seeverkehrs, wobei die Hansestädte ihr unausgesetzt verfolgtes Ziel zu erreichen hofften: Handelsfreiheit auch in Kriegszeiten. Wir wissen, daß Reinhard diese Bestrebungen unterstützte. Er vertheidigte die Freiheit der Städte gegen anderweitige Pläne, deren Gegenstand sie in den politischen Berechnungen der Cabinette waren. Auch er war nicht von ängstlicher Gewissenhaftigkeit, wenn es sich im Interesse des Krieges um die Besetzung wichtiger Punkte handelte. Wenn aber davon die Rede war, durch Lahmlegung des hanseatischen Handels die englische Flagge zu treffen, so erklärte er, daß die Hansestädte nicht das Opfer von Feindseligkeiten werden dürften, die man England zufügen wolle. Nur beklagte er, daß in den Städten viel zu wenig Einmüthigkeit und viel zu wenig Energie für das von ihnen erstrebte Ziel vorhanden sei. Es war vornehmlich die Erinnerung an die Reichspflichten, die, zumal in Hamburg, doch immer ein Schwanken verursachte. Reinhard sah darin bloß die Furcht vor dem Kaiser und besorgte, daß die Städte das zu büßen haben würden. Der Brief an Hennings vom 5. December verbreitet sich ausführlich auch über diese Dinge.

„Ich bin seit ungefähr drei Wochen," schrieb er dem Oheim, „mit den Angelegenheiten der Städte sehr beschäftigt gewesen und bin, unabhängig von ihrer ebenso indolenten als furchtsamen Politik, meinen eigenen Gang gegangen. Die Städte haben schon seit einem Jahre bei verschiedenen Regierungen, und besonders bei der französischen, vorbereitende Schritte gethan, um

die Garantie ihrer politischen Unabhängigkeit und ihrer Commercialneutralität beim Frieden zu erhalten. Der entscheidende Zeitpunkt ist nun da. Seit einigen Wochen kommen von allen Seiten Nachrichten, nicht nur, daß es im Werke sei, die Weser und Elbe zu besetzen, um Englands Handel zu stören, sondern sogar, daß es leicht geschehen könnte, daß die Städte an Preußen oder Dänemark veräußert würden. Was das erste Project betrifft, so würde es, wenn auch die Schwierigkeiten, die es von Seiten der nordischen Mächte finden wird, gehoben werden könnten, dennoch seinen Zweck nie ganz erfüllen. Das andere ist zu entehrend für die französische Republik und den ersten Grundsätzen ihrer Staatskunst zu sehr entgegen, als daß ich an die Möglichkeit seiner Ausführung glauben sollte. Indessen ist der große Zweck, auf den das Directorium sichtbar hinarbeitet, die Erhaltung der Rheingrenze. Dies ist besonders Reubel's unüberwindlicher Wunsch. Unsere innere und äußere Politik ist unglücklicherweise den Grundsätzen nicht immer so treu geblieben, als ihr wahrer Vortheil es erfordert hätte. Aus Unkenntniß, aus Hang zu gigantischen Plänen, aus rücksichtsloser Eitelkeit, Alles im Großen zu sehen, ist es möglich, daß selbst Bonaparte dem Einfall nachgebe, das Gebiet der Freiheit nach geographischen Linien zu bestimmen, und alle Länder, die jenseits der Grenze der repräsentativen Verfassungen liegen, den erblichen Regierungen aufzuopfern. Wie dem sei, ich habe gezeigt, was die Republik sich selbst und der Meinung schuldig sei, und wie ungereimt es sein würde, so sichere und bequeme Niederlagen unserer Handlung zu veräußern, als die Hansenstädte sind, und nur als freie Staaten sein können. Ueberdies ist Dänemark zu vorsichtig, um in den gegenwärtigen Umständen zu einem solchen Project die Hände zu bieten, und selbst Preußen, durch Danzigs Beispiel belehrt, ist vielleicht nahe daran, zu begreifen, wie bald in seinen Händen das reiche Hamburg zur unbedeutenden Provinzialstadt herabsinken würde. Von den Städten selbst, und besonders von Hamburg, läßt sich für ihre Rettung wenig erwarten. Sie gehen ihre Routine fort, und wenn die preußischen Corporale schon da wären, um ihrem Senat die Mühe des Regierens abzunehmen. Selbst in den Gesellschaften, wo diese Gerüchte nun der Stoff der Unterhaltungen sind, schränkt man sich bloß auf den Wunsch ein, lieber dänisch als preußisch zu werden. Die neueste Nachricht aus Berlin ist diese: Nach einem vom Directorium eingesandten und vom preußischen Cabinet gebilligten Project soll der König von Preußen Protector des nördlichen Deutschlands werden, wie es der Kaiser vom südlichen sein wird. Ein Theil von Hannover soll an Preußen kommen. Die Städte sollen ihre Unabhängigkeit behalten, aber unter Preußens Schutz. — Den Rest des Blattes werden Sie mir erlauben, mit Familiennachrichten auszufüllen. Da muß Jeder anfangen, der Republikaner und Kosmopolite sein will, und mein Loos ist glücklich genug gefallen, um mich die Wahrheit dieser Bemerkung tief und freudig empfinden zu lassen. Soeben kommt Ihre Schwester zum Mittagessen, wo wir Jakobis erwarten . . . . So lange noch Wolken über dem Horizonte dieser guten Stadt schweben, die, wenn es auch nur um einiger Gerechten willen wäre, immer verdient, daß der Würgengel vorübergehe, lad' ich Sie nicht ein, zu kommen. Aber das Fest des Friedens und der Freiheit müssen Sie mit uns feiern."

In den Briefen an den Oheim seiner Frau war Reinhard offener und mittheilsamer, als sonst seine Art. Wie man ihn in der Unterhaltung meist wortkarg, schweigsam fand — Manche legten es als Unbeholfenheit aus, Andere als verdrießliche Laune —, so war er auch in seinen Briefen zurückhaltend, zumal in der späteren Zeit; nur leicht pflegte er die politischen Geschäfte zu streifen, und nur zwischen den Zeilen läßt sich zuweilen ein Urtheil über seine Auftraggeber herauslesen. Hier in dem gesprächigen Briefe an Hennings vom 5. December verbreitet er sich nicht bloß über die Verhandlungen wegen der Hansestädte, die ihn beschäftigen, er macht auch seiner Unzufriedenheit mit der auswärtigen Politik seiner Regierung Luft. Es war von dem Plane die Rede, die Hansestädte zu verschachern — er hält es für undenkbar, daß die Republik dazu die Hand biete — da fällt ihm ein, was sie soeben mit Venedig gethan hat. Er muß gestehen, daß die Republik „unglücklicherweise den Grundsätzen nicht immer so treu geblieben ist, als ihr wahrer Vortheil es erfordert hätte." Das

Trachten nach der Rheingrenze, der Handel mit italienischen Gebieten, der ganze Friede von Campo Formio[1]), wie stimmte das mit den enthusiastischen Ankündigungen, die den Ausbruch des Kriegs im Jahre 1792 begleitet hatten? Wo blieb das Recht der Selbstbestimmung der Völker, was wurde aus dem Vorsatz, allen Ländern die Freiheit zu bringen, wenn jetzt ein Friede geschlossen wurde, der die Freiheit „nach geographischen Linien" abschied „und alle Länder, die jenseits der Grenze der repräsentativen Verfassungen liegen, den erblichen Regierungen" aufopferte? Noch jetzt wollte das Directorium nicht von seinem System des grenzenlosen Krieges und der allgemeinen Revolutionirung Europas lassen; doch es war machtlos gegenüber dem Jubel der Bevölkerung über die endlich winkenden Friedensaussichten und gegenüber dem Emporkömmling, der Kriegsmann und Staatsmann zugleich war und der — wie er an Talleyrand schrieb — die erhitzte und begeisterte Phantasie zu der wahren Politik zurückführte, die nichts anderes ist, als die Berechnung der Umstände und Möglichkeiten. Es war allerdings ein Wendepunkt im politischen Systeme der Republik. Der Friedensschluß enthielt den Verzicht auf die schrankenlose Propaganda, aber damit war auch der Kriegspolitik der letzte ideale Schimmer abgestreift. Eine neue Enttäuschung für den weltbürgerlichen Idealisten, der von den Erfolgen der französischen Waffen den allgemeinen Sieg der europäischen Freiheit erwartet hatte. Es blieb ihm kein anderer Trost übrig, als hartnäckig den Glaubenssatz zu wiederholen, daß trotz alledem in dem einen Lager die Freiheit, in dem anderen die Knechtschaft sei.

Der Unmuth, den Reinhard bei der ersten Nachricht des Friedensschlusses empfand, warf seine Schatten bis in den glücklichen Familienkreis, dem er jetzt angehörte. Wie überall, so war man auch im Reimarus'schen Hause hocherfreut über das Ende des Kriegs, dem nun bald auch der allgemeine Reichsfriede folgen sollte. Ja, die Doctorin forderte ihren Schwiegersohn, dem die deutsche Muse vertraut geblieben war, auf, in einer Ode das glückliche Ereigniß zu besingen. „Ihre Schwester," schreibt er dem Oheim, „verlangte eine Friedensode von mir; da ich ihr die zwei ersten Strophen zeigte, entließ sie mich meines Versprechens. Ihre sanftere Stimmung versöhnte meine Muse." Er hatte nämlich in einem Tone begonnen, der dem allgemeinen Friedensjubel Trotz entgegensetzte, Entrüstung über die Feigheit der Völker. Die Doctorin hatte dann selber den Pegasus bestiegen und in beweglichen Versen den Dichter umzustimmen versucht:

Sing' ihn nur, den lang gewünschten Frieden,
Sanft und milde stimm' er Dein Gedicht.
Stolzer Muth hat euern Kampf entschieden,
Aber Hohn gebührt der Palme nicht.

Allvergessend strömt man sich entgegen;
Ein Gedanke hebt das Volk empor,
Wandelt Feind und Krieg zu Freund und Segen,
Lispelt Jedem bessere Zeit ins Ohr.

[1]) Reinhard stimmte ganz mit den Directoren überein, die wüthend über den von Bonaparte geschlossenen Frieden waren und bitter ungern ihre Einwilligung dazu gaben.

Und Du zögest rasch den Vorhang nieder,
Der sich freudeflatternd schon verschob?
Handeltest dem Herzen keck zuwider,
Das sich sanft zur schönern Zukunft hob?

Nein, so grausam konnte der Schwiegersohn, konnte der schwäbische Lyriker nicht sein. Der Angriff, den die Doctorin auf sein gutes Herz gemacht hatte, war nicht erfolglos. Ein Familienfest, das eben jetzt einfiel, ermöglichte dem Dichter eine Wendung zu finden, die nach allen Seiten versöhnte. Am 11. November war der Geburtstag des Vaters Reimarus, und dazu stellte sich Reinhard mit Versen ein, die vom Frieden des glücklichen Familienkreises anhoben und, in beredten Weisen dahinströmend, im Rückblick auf ein künftiges Friedens- und Freiheitsideal der Menschheit gipfelten,

— Dann vereint sich, was Betrug geschieden:
Seine Erde lohnt des Armen Schweiß,
Völker werden nach dem bessern Frieden
Glücklich sein wie dieser Kreis.

X.

In dieses Familienglück, das zu preisen Reinhard jede Gelegenheit ergriff, traf jetzt unwillkommene Botschaft. Eine schmerzliche Trennung stand bevor: der Gesandte der Republik hatte von seiner Regierung eine andere Bestimmung erhalten. Am 27. December schrieb Reinhard an Hennings:

„Ich bin zum Minister der Republik in Florenz ernannt und Stinchen verläßt mit mir Vaterstadt und Familie. Was der eigentliche Beweggrund dieser schnell genommenen Maßregel sei, weiß ich nicht oder will ich nicht errathen. An Klima, Ansehen und vielleicht Wichtigkeit der Stelle, Einkommen gewinnen wir allerdings. In Italien ist gegenwärtig jede Stelle wichtig, und vielleicht glaubt man mich dort unparteiischer als hier. Die Reise, hoffe ich, soll Stinchens immer noch geschwächte Gesundheit herstellen, und der beständige Wechsel interessanter Scenen soll die Wolken verjagen, die die Trennung zurücklassen wird. Ich hatt' es bei Ihrer guten Schwester an Warnungen nicht fehlen lassen, allein ihr starker Glauben hatte sie in den Wind geschlagen. Noch gestern, da mir schon kein Zweifel mehr blieb, hielt sie die Sache für unmöglich. Diesen Morgen hab' ich ihr das Urtheil angekündigt, und sie vernahm es nicht ohne Thränen."

„Vielleicht glaubt man mich dort unparteiischer als hier" — das war die Ursache der Versetzung. Schon am 14. Floreal (3. Mai) hatte das Directorium auf den Vorschlag des Ministers Delacroix eine Verordnung erlassen, durch welche die Heirathen der Gesandten im Auslande gewissen Bedingungen unterworfen wurden. „Das Directorium muß verlangen, daß nichts die Unabhängigkeit beeinträchtige noch den Patriotismus schwäche, die den Charakter eines diplomatischen Vertreters der französischen Regierung auszeichnen müssen." Für die Zukunft wurde verlangt, daß jeder französische Gesandte, der sich verheirathen wollte, die genauesten Angaben über die Persönlichkeit, die Familie, das Vermögen, die Verbindungen seiner Erwählten einsende. Auf den Bericht des Ministers sollte dann das Directorium entscheiden, ob die Erlaubniß zu gewähren sei oder nicht.

Auf diese Verordnung, die dann unter allen folgenden Regierungen gültig blieb, war eben Reinhard's Verheirathung von Einfluß, vielleicht war sie die Veranlassung gewesen. Es beweist aber für das Vertrauen, das man in Reinhard setzte, daß er bisher unangefochten auf seinem Posten geblieben war. Er machte kein Hehl daraus,

wie heimisch er sich in Hamburg fühle. Doch wenn er die Unabhängigkeit der Hansestädte befürwortete, so war er gleichwohl fern von besonderer Parteilichkeit für Hamburg; er war es so sehr, daß man aus seinen Berichten eher eine Vorliebe für Bremen, sogar auf Kosten Hamburgs, herauslesen konnte. Allein jetzt rückte die Entscheidung über das endliche Schicksal der Städte näher. Reinhard war mit ihrem Verhalten noch immer wenig zufrieden. „Die Städte spielen mit der Zeit," schrieb er am 3. Februar an K. E. Oelsner in Paris, „nach und nach fühlt man den Sporn der Nothwendigkeit zu handeln; allein ich fürchte, die ersten falschen Schritte, die schon gethan sind, seien kaum wieder gut zu machen. Nun ich abreise, hat man mir endlich ein Wörtchen gesagt. Ich will gern noch handeln, wenn es nicht zu spät ist."

Es gelang Reinhard noch, die Städte zur Einreichung einer Denkschrift zu vereinigen, welche die Wünsche für die Sicherung ihrer Neutralität und ihrer Reichsunmittelbarkeit, sowie ihre anderen Forderungen zusammenfaßte. Allein schon richteten sich begehrliche Blicke auf die Reichthümer der Städte. Die Verwendung für sie auf dem Rastatter Congreß machte die Republik jetzt von dem Abschluß eines für die französische Staatskasse vortheilhaften Geldgeschäftes abhängig: sie sollten baar Geld geben gegen batavische Schuldscheine, ein Ansinnen, gegen das sie sich lange sträubten, zuletzt ohne Erfolg. Im Januar erschien unerwartet ein Jakobiner, Bourdon, als Commissär der Republik mit geheimen Aufträgen. Worin diese bestanden, ist nicht genau bekannt; aber jedenfalls waren es Aufträge, die man Reinhard nicht zumuthete. Kurz, bei den Plänen, die hinsichtlich der Städte erwogen wurden, war man in Paris der Ansicht, daß in Hamburg nicht länger ein Vertreter der Republik am Platze sei, der durch seine Heirath in enge Verbindung mit den ersten Familien der Stadt gerathen war.

Die Abreise zog sich noch bis in die zweite Hälfte des Februar hinaus. Mit welchen Empfindungen man der bevorstehenden Trennung entgegensah, ersehen wir aus den Briefen, die in dieser Zeit noch zwischen Reinhard und Hennings gewechselt wurden. Der letztere schrieb am 3. Januar 1798: „Ihre Versetzung, lieber Bruder, ist ein herber Verlust für Ihre Freunde, wenn man gleich Ihnen dazu Glück wünschen muß. Selbst Ihre Entfernung von Hamburg wird vielleicht durch das, was die künftigen Zeiten herbeiführen werden, eine Wohlthat für Sie. In Florenz werden die Künste Ihnen manche angenehme Unterhaltung gewähren. Vergessen Sie dabei einen alten Verehrer derselben nicht und theilen mir mit, was Ihr Reichthum Ueberflüssiges hat." Reinhard schrieb am 8. Pluviose (31. Januar), sein Aufenthalt werde kaum noch vierzehn Tage dauern; er erwarte jeden Tag seine Abberufungsschreiben, und sobald sie in seinen Händen seien, habe er keinen Vorwand mehr, den Nachfolger abzuwarten. „Daß meine gute Christine mit banger Wehmuth dem Tag der langen, weiten Trennung entgegen sehe, werden Sie glauben. Die Mutter faßt sich zusammen; wie sie in der letzten Scene Probe halten werde, wag' ich nicht vorauszusehen. Auch unsere Reiseroute ist nun entschieden. Wir gehen über Paris, wo meine Instructionen mich erwarten. Die Jahreszeit ist hart; aber in den Gefilden Italiens werden wir mit dem kommenden Frühling einziehen."

Er fordert den Oheim auf, noch einmal nach Hamburg zu kommen: „Wir müssen reich an Erinnerungen sein, weil, für Christine besonders, so manche Stunden kommen werden, wo sie von ihnen und in ihnen leben wird. Christine wird auch das gewöhnliche Organ meiner Unterhaltungen mit der liebenswürdigen Familie sein, die wir verlassen. Aber wenn ich etwas Männliches vorzutragen haben sollte, so würd' ich mich an Sie wenden." Hennings wiederholt am 4. Februar dem „redlichen Freund" seine Glückwünsche. Die Klagen der zärtlichen Freundschaft, schreibt er, und der mütterlichsten Liebe müssen verstummen bei dem höheren Ruf in der Sache der Menschheit. Er wünscht dem zur Abreise sich Rüstenden, daß er nie etwas Anderes sein möge „als ein Bote des Friedens und der beglückenden Menschen", und nochmals bittet er um Nachrichten aus Florenz, sei es durch Reinhard selbst, sei es „durch das liebenswürdige Organ meiner ebenso fein und richtig fühlenden als sich edel ausdrückenden Nichte".

Aber diese letzten Briefe zwischen Reinhard und Hennings sind auch noch angefüllt mit politischen Betrachtungen, zu denen die Tagesereignisse den Stoff geben. In ihnen setzt sich der begonnene Meinungsaustausch fort, aber so, daß durch den herzlichen Ton der persönlichen Beziehungen hindurch der Mißklang politischer Meinungsverschiedenheit jetzt immer schärfer durchdringt. Die Folgen des Friedens von Campo-Formio wurden nun erst im vollen Umfange sichtbar. Was zu Ende des Jahres 1797 im Haag, in Rom, in der Schweiz vorging, mußte auch die überzeugtesten Anhänger der Revolution stutzig machen, vielmehr gerade sie mit tiefem Unwillen und Schmerz erfüllen. So läßt denn der Oheim seinen Klagen über die rücksichtslose Gewaltpolitik freien Lauf. Der Despotismus, so schreibt er, erhebt mehr als jemals seine eiserne Stirn. Erobern und nehmen will ein Jeder; Menschen und Länder glücklich zu machen, daran denkt Keiner. Von Neuem betheuert er seine eifrigsten Wünsche für Menschenwohl und für Alles, was in Frankreich darauf abzielt. „Daher mein innigstes Bedauern, wenn ich mit dem Verfall des Ganges der Angelegenheiten Frankreichs die Sache der Menschheit sinken zu sehen glaube. Eine Regierung kann nicht bestehen, die willkürliche und ungerechte Maßregeln zu Hülfe nimmt. Man sieht es in Frankreich. Die Gutgesinnten erwarteten ein neues System der ursprünglichen Menschheit und sehen nichts als das System der alten Politik. Staaten werden gemodelt, Menschen unterjocht; Befehle ergehen, Gesetze schweigen. Man traut Frankreich nichts Gutes mehr zu, man glaubt nicht mehr an Menschheit."

Reinhard ist von diesen Angriffen schmerzlich berührt, „um so mehr" — gesteht er selbst — „da ich nur zu gut begreife, wie Ihr und das allgemeine Urtheil diese Wendung nehmen konnte. Und dennoch würd' ich mit festem redlichem Geiste es auf mich nehmen, die Vertheidigung der französischen Regierung zu übernehmen." Die Art, wie er nun wirklich in wiederholten Anläufen diese Vertheidigung führt, zu einer Zeit, da die Vertheidigung mißlicher als je ist, gehört zu den bezeichnendsten Belegen für die Würdigung von Reinhard's politischem Charakter. Hier vornehmlich haben wir den Aufschluß für das Räthsel, wie der Deutsche und Deutschgesinnte an der Sache Frankreichs auch dann festhalten und ihr dienstbar bleiben konnte, als der Egoismus und die nackte

Brutalität dieser Politik nicht mehr verschleiert werden konnten. Wir werden in seinem Urtheil ein Zusammenwirken verschiedenartiger Beweggründe finden, und eben dieses seltsame Zusammenspiel gibt seiner politischen Persönlichkeit ihr besonderes Gepräge. Einmal ein felsenfester Idealismus, der durch die Erscheinungen des Tages unbeirrt an einen glücklichen Ausgang der Revolution, an ihren Sieg und an eine bessere Zukunft glaubt; ja man nimmt eine am Diplomaten von Beruf höchst merkwürdige Arglosigkeit wahr, die sich gutherzig Alles aufs Beste zurechtlegt. Dabei aber empfindet er ein starkes Bedürfniß, sein System mit Verstandsgründen zu stützen, er geräth in eine doctrinäre Rechthaberei, und hier sehen wir ihn hart an der Grenze, wo er zu sophistischen Künsten seine Zuflucht nimmt. Schon an der Erregung die ihm die Feder führt, glaubt man zu spüren, daß er eine innere widerstreitende Stimme betäuben muß. Er verdeckt nach außen den Zwiespalt, wie er ihn sich selber nicht eingestehen will. Er glaubt wirklich an den Triumph des Guten, er glaubt, daß auch die verwerflichen Mittel zu diesem Ziele führen müssen, und wir sehen voraus, daß, wer so hartnäckig an der Sache Frankreichs als der Sache der Menschheit festhält, im Stande sein wird, auch der Gewaltherrschaft Bonaparte's seine Dienste zu leihen; wir werden uns aber auch nicht darüber wundern, daß mit der Zeit ein nagender Unmuth ihn ergreift und, wenn eine Enttäuschung um die andere nicht ausbleibt, freudloses Brüten, dumpfe Selbstquälerei sein Wesen mehr und mehr verdüsterte. Mit einem Worte, das er der attischen Comödie entlehnt, nennt er sich selbst einen „heauton timorumenos", Selbstpeiniger, schon in diesen Briefen an Hennings.

Seine Vertheidigung der französischen Politik aber, wie er sie in dem Briefe vom 31. Januar ausführt, ist folgende:

„Die Republik hat diesen fürchterlichen Krieg, dessen Resultat, wo nicht Zweck, Verbesserung des Schicksals der Menschheit war, allein geführt. Noch ist Krieg, so lange das rein politische System, das die Republik sich schaffen mußte, nicht befestigt, so lange die gegenwärtige englische Regierung nicht gestürzt und die künftige an unser Interesse gefesselt ist. Schon stehen neunzig Millionen Menschen unter repräsentativen Regierungen den monarchischen gegenüber, aber ohne Englands Neutralisirung oder Beitritt kann das Gleichgewicht ohne die größte Anstrengung von unserer Seite nicht erhalten werden. Frankreich erwartet Alles vom Frieden; aber wenn der Seefriede nicht vorgeschrieben wird wie der kaiserliche Friede, so bleiben alle Keime eines neuen fürchterlichen Krieges. Diesen gegenwärtigen Krieg schnell und siegreich zu enden, ist unser Zweck. Die cisalpinische, ligurische, batavische Republik, die Rheingrenze und eine mit uns einverstandene Regierung in der Schweiz müssen die Vormauern unserer noch von allen Seiten bedrohten, von inneren Feinden belauerten Veste sein. Unsere erschöpften Kräfte herzustellen, bedürfen wir Freiheit des Handels und der Industrie. Wie darauf hoffen mit des gegenwärtigen Englands tödtlicher Eifersucht? Was wollen wir von Staaten erwarten, die Gewohnheit, der Vortheil des gegenwärtigen Augenblicks, Furcht vor unserer militärischen Größe und Abneigung gegen unser werdendes System an England fesseln? Ueber die Moralität unserer Maßregeln sprech' ich nicht, denn ich sage, es ist noch Krieg, und Krieg und Moral sind Widersprüche; und ich frage: Was hat England gethan? und was thut es noch? Folglich wäre bloß von der Klugheit der Maßregeln die Rede, und diese Untersuchung würde zu weit führen. Sprechen Sie von der Regierung im Innern? Ich weiß, daß die möglichste Mäßigung im Innern fest beschlossenes System des Directoriums ist. Aber auch da ist noch Krieg, der fürchterlichste, wenn er ganz losbrechen sollte. O, Sie kennen die inneren Feinde nicht, mit denen wir zu thun haben. Es ist eine unmögliche Forderung, daß Frankreich jetzt schon handeln soll, wie es im Frieden handeln wird und muß. Wir stehen noch immer zwischen der glücklichsten Existenz und zwischen Vernichtung."

Und in dem Briefe vom 27. Pluviose (16. Februar) setzt er die Vertheidigung gegen den Oheim in folgender Weise fort:

„Sie erweisen mir zu viel Ehre oder meinem adoptirten Vaterland zu wenig, wenn Sie glauben, daß das Gute, zu dem Sie mir den Willen zutrauen, auf den Gang der Dinge einfließen könne. Wollt' ich eine solche Hoffnung mir zueignen, so würd' ich nicht nur den Menschen Unrecht thun, die die Sache, die auch Ihnen noch theuer ist, zum Ziele führen, sondern der Sache selbst. Hier ist mein Glaubensbekenntniß: Diejenigen Patrioten, die gradweise, nach Anleitung der Geschichte und der Erfahrung Frankreich ins Gebiet der Freiheit einführen wollten, hat der 10. August vernichtet. Die Republikaner, die nach den Gesetzen der Moral und der Vernunft die Republik zu erhalten strebten, fielen als Opfer des 31. Mai. Ich gehörte zu beiden, und nur meine Entfernung von Paris und meine subalterne Lage retteten mich. Was übrig blieb, waren Trümmer. Nur die beiden großen Parteien der Royalisten und der Republikaner, ohne Erziehung und Kenntnisse, ohne Stützen für innere Moralität, bildeten noch ein furchtbares Ganzes. Die Natur der Sache wollte jedoch, daß die Reste des 31. Mai an die Spitze der Autoritäten kämen, die die Constitution in den Gang bringen sollten. Zu schwach an Zahl, sich durch sich selbst zu erhalten, stützten sie sich wechselsweise auf jene wilden Parteien. Die royalistische hatte vor dem 18. Fructidor das entschiedenste Uebergewicht. Die Republikaner von allen Classen waren auf dem Punkt, mit der Republik verschlungen zu werden. Es ist Thatsache, daß, die Emigration abgerechnet, die Revolution seit 1792 ohne Vergleichung mehr Republikaner verschlungen hat als Royalisten. Die Opfer der Revolution insgesammt auf 25 000 berechnet — unter dieser Zahl, die Einige auf mehr als das Dreifache setzen, bestand vielleicht die Hälfte aus Republikanern von Moralität, Talent und Energie, fähig sich an die Spitze zu stellen. Und dies ohne die Armeen, wo die Blüthe der neuen Nation fiel! Nun kam der 18. Fructidor. Administrationen, Tribunale, Finanzcollegien, Municipalitäten waren mit Creaturen des Carnot'schen Systems besetzt, das ganz in die Hände des Royalismus gerathen war. Ein fürchterliches System gegen die Regierung, die Kirchengüterkäufer, die Freunde der Republik, die Apostaten des Katholicismus war organisirt, Mord und Straßenraub gehörten in den Plan ebenso sehr als Intrigue und Heuchelei. Selbst ehrliche Menschen, die der republikanischen Regierung treu geblieben wären, hätte die Hoffnung des wiederherzustellenden Königthums ihre Vorurtheile nicht wieder belebt, waren für die neue Epoche unbrauchbar geworden. Richten Sie nun nach diesen Voraussetzungen das Verfahren des Directoriums. Man hat deportirt, ohne Urtheil und Recht, das ist der einzige Vorwurf. Aber diesen abgerechnet, welche Mäßigung im ganzen Gang der Regierung! Beinahe, was unmöglich schien, ist man schon dahin gekommen, solche Leidenschaften einer so gestimmten Nation durch den gewöhnlichen Gang der Gesetze zu zähmen. Die Royalisten schweigen: diese sind unter dem Druck; die Terroristen klagen: sie haben den 18. Fructidor nicht an sich zu reißen vermocht. Das Kriterium unseres Zustandes werden die Wahlen sein. Davon läßt sich für jetzt unendlich mehr hoffen als fürchten. Und die äußere Politik. Ich glaube ihr System gefaßt zu haben. Die Schweiz gehört zum Gürtel von Republiken; in diesem Augenblick ist die Revolution gemacht, und das Directorium hat dann im Grunde doch nur die Entwicklung der Keime beschützt. Auf dem rechten Rheinufer brechen Gährungen aus (vielleicht zerstreute Pulverkörnchen der Mine, die auf den Fall gelegt war, wenn der Krieg fortgedauert hätte), die französische Regierung hilft sie unterdrücken und Augereau wird ganz gewiß auch darum entfernt; die Einnahme der Mannheimer Schanze verdamm' ich wegen des unnützen Blutvergießens; als entschlossener Schritt, einen nicht mehr zu beugenden Plan durchzusetzen, kann sie vertheidigt werden. Dieser Plan selbst? O mein Freund, vom Völkerrecht lassen Sie uns nach dem Frieden sprechen, der es schaffen wird. England! entweder Landung oder Reform; denn England gehört zu unserem Sonnensystem. Das Gesetz über die neutrale Flagge? Offene Erklärung von Repressalien gegen das Verfahren, das England während des ganzen Krieges beobachtet hat. Auf den Augenblick berechnet unpolitisch vielleicht, wenn der Krieg lange währen sollte; ungerecht? es gibt keine Gerechtigkeit im Kriege — die Gerüchte über Vernichtung freier Staaten? Sie sind falsch. Geld verlangt man allerdings (ich hätt' es nicht, oder nicht so verlangt), aber man garantirt dafür Alles, was das höchste Gut eines freien Staates ist. Und Geld ist ja nur Mittel zum Genuß. Nun zum dritten Punkt. Die Moralität der Menschen, die am Ruder sitzen! Die innere Zwie-

tracht der Regierenden! Ihr Mangel an Achtung vor dem Gesetz, ihre Gesetzlosigkeit! Moralität nach Grundsätzen ist allerdings weit seltener in Frankreich als in Deutschland. Aber die Majorität im Directorium besteht aus entschieden ehrlichen Männern. Die einzige Gerechtigkeit, die man ihnen schuldet, ist, sie nicht zu richten vor dem Frieden. Bricht ihre Uneinigkeit, wenn sie ja existirt, in gewaltsame Handlungen aus, nun dann an den Ontariosee! Folglich um den Zustand der Nation zu beurtheilen, müssen wir die Wahlen, um den Geist der Regierung, den Frieden, um den Charakter der Regierenden, ihr Betragen unter sich selbst abwarten."

Bis nach den nächsten Wahlen also, bis nach hergestelltem Frieden, bittet Reinhard das Urtheil über den Zustand Frankreichs und über die Politik seiner Machthaber zu verschieben — noch ist Krieg, und daran, was im Kriege geschieht, darf man nicht den Maßstab der Moralität anlegen. Diese Leichtigkeit in der sittlichen Beurtheilung von Menschen und Ereignissen, diese Bereitwilligkeit, Alles zu verzeihen, weil zuletzt Gutes daraus hervorgehen wird — Alles zu entschuldigen, weil um höherer Zwecke willen oder aus Nothwehr nicht anders gehandelt werden konnte, — diesen Optimismus, der unter allen Umständen entschlossen ist, Recht zu behalten, kann der gerade Oheim unmöglich theilen. Ihm sind die Hoffnungen auf die Revolution zerstört. „Ich habe," bemerkt er fein, „das verlorene, Sie haben das wiederzugewinnende Paradies vor Augen. Milton war in jenem glücklicher als in diesem, möge das hier nicht der Fall sein!" Reinhard kann doch an dem Gedanken nicht vorbeigehen, daß vielleicht alle Hoffnung fehlschlagen werde; in diesem Falle will er verzweifelnd — an den Ontariosee, wie er jenes Gedicht auf den Geburtstag des Vaters Reimarus mit den Worten geschlossen hatte:

Und ich will in Irokesenhainen,
Wenn auch ihm die große Hoffnung log,
An des Weibes treuem Busen weinen,
Das mir seine Hand erzog.

So wenig noch hatte der Diplomat den empfindsamen Rousseauschwärmer ausgezogen! Wie viel nüchterner und treffender ist das Urtheil des Oheims über die wirkliche Lage der Dinge; schon am 14. December hatte er geschrieben: „Mich sollt' es nicht wundern, wenn Bonaparte zuletzt gezwungen würde, wie Cäsar über den Rubicon nach Frankreich zurückzukehren!"

Am 19. Februar übergab Reinhard dem Senat sein Abberufungsschreiben. Drei Tage später sandte Hennings seine letzten Abschiedsgrüße.

„Nach meiner Schwester Brief, den ich gestern empfangen, werden Sie übermorgen abreisen. Bei dieser Trennung vergeß' ich den Weltbürger und kann nur als Freund dem Freunde das beste Lebewohl in hiesiger Gegend zurufen. Nicht Ihnen, sondern der guten Sache der Menschheit wünsche ich es, und zu Frankreichs Bestem habe ich die Hoffnung, daß der wichtigere Theil des Staatsruders in die Hände von Männern kommen möge, die Ihnen gleichen. Die alten Gallier sind wieder aufgestanden; sie haben, wie die ehemaligen, wahre Franken nöthig, um eine bürgerliche Nation aus ihnen zu machen ... Ich rede heute nicht von Politik, ich fühle mich nur Ihnen einverstanden, und nichts kann dieses Gefühl stören, das mir tausendmal werther ist als die unvermeidlichen Verschiedenheiten des Anschauens, die aus dem Standpunkt herrühren, auf dem wir stehen. Das moralische Sehen hat seine Optik wie das physische, es liegt nicht in den Sehorganen und wirkt doch auf sie."

Schonend deutete Hennings dem jüngeren Freunde gegenüber, den er persönlich liebgewonnen hatte, und der besser war als seine Grundsätze, die Verschiedenheit ihres Standpunkts an. Der Abstand war in Wirklichkeit größer.

An seinen Freund, den Justizrath G. A. v. Halem in Oldenburg schrieb er kurze Zeit darnach weit rückhaltsloser:

„Ich würde dem Directorium den 18. Fructidor vergeben, wenn es uns bessere Aussichten auf Menschenwohl oder Menschheit eröffnete. Aber mir däucht', wir kommen von allen Grundsätzen ab. Rechte der Menschen, Freiheit und Gleichheit, die einen Augenblick politisches Papiergeld waren, sind den Weg der Assignaten gegangen. Dabei hat das Benehmen der Franzosen so etwas entsetzlich Prahlhansiges und Kleinliches, daß bei allen ihren Processen und Gentillessen, jene im Felde, diese in Unterhandlungen, sich keine Achtung abgewinnen. Ihr Landungsproject scheint mir eine greuelvolle Windbeutelei, ihr Handelszwang eine allgemeine Aufforderung zur Zerstörung alles Verkehrs unter Nationen und alles Lebensgenusses, ihr Eroberungs- und Desorganisirungssystem eine colossalische Eitelkeit, wo auf der umgestürzten Pyramide die Spitze Volksglück unten steht, ihre Geldbeitreibung von neutralen Staaten ein Pick-pockets-Streich, und nicht einmal, wie der Raub von Venedig oder dessen Verfeilschen an eine Monarchie, eines großen highwayman's würdig. Mit unserem Traum von Menschheit ist es aus. Feigheit und Gewalt sind die Dämonen der Zeit."

Und er schließt mit einem Wort von Tronson Du Coudray, dem muthvollen Vertheidiger der Königin Marie Antoinette, der auch zu den Opfern des 18. Fructidor gehörte:

„Des crimes pour la liberté? Non, je n'en connais point; je n'y vois qu'un crime de plus, celui d'une horrible hypocrisie, celui d'une sacrilège tyrannie."

Der 22. Februar war Christinens Geburtstag. Er wurde diesmal in Neumühlen, dessen geselliger Saal so oft die Familie und ihre Freunde versammelt hatte, als Abschiedsfest gefeiert. Reinhard hatte sich wiederum mit Versen eingestellt. Diesmal waren sie ganz nur den menschlichen Empfindungen des Tages gewidmet. Ihr bewegter Ton läßt deutlich erkennen, in welcher Stimmung Christine von den Ihrigen und aus einem Kreise schied, der Allen, die an ihm theilgenommen haben, „wie ein Hafen des Glückes und des Friedens erschienen ist, an dessen sichernden Schutz die Umgetriebenen in späterer Zeit niemals anders als mit sehnsüchtigem Verlangen zurückdenken konnten."

Die Verse lauteten:

Meiner Christine,

am 22. Februar 1798, ihrem Geburtstage.

Kränze mit Blumen den Tag, Christine! die Flamme des Altars
Zünde muthig Du selbst heute dem Genius an!
Ach! schon wenden die Blicke sich weg von dem Heerd' der Penaten,
Und das Feuer erlöscht selber am Fest, nicht ernährt.
Siehe, die Mutter kämpft mit dem Schmerz, sie denket des Tages,
Der Dich ihr gab, und des Tags, der in die Ferne Dich ruft.
Auch Du kämpfest! Dich zieht der Gemahl, Dich hieher die Freunde;
Siegerin, folgest Du mir, Siegerin, weil Du mich liebst!
Sieh' noch einmal sie Alle versammelt, Dein freundlicher Theetisch,
Dein Neumühlen ist hier, jedes verwandte Gefühl;
Dennoch ist verwandter dem Deinen die Liebe des Gatten,
Und Dein heiliger Schwur, auch nicht vom Wunsche verletzt.
Viel ist, was Du mir gibst, viel, was ich den Freunden entreiße,
Komm und weine mit mir, sanftes, entsagendes Weib!
Komm und lächle mit mir in die Thräne! mit heißer Umarmung
Vor den Zeugen um uns, siegl' ich von Neuem den Bund,

Daß Dein Vater mich segne, der Trennung die Mutter vergesse,
Wenn sie gedenken des Manns, welcher ihr Kleinod bewahrt.
Komm! Dich erwarten Citronengedüft' und Oranienhaine,
Dich die Gefilde der Kunst, milderem Himmel vertraut!
Sie bevölkre mit Deinen Geliebten vom Ufer der Elbe;
Unsere Welt ist das Herz, o, wie ist Deine so schön!
Komm! es täuschet Dein liebliches Bild die Sehnsucht der Mutter,
Und die Seelen, sie trennt weder die Zeit noch der Raum.

Am 25. Februar sind Reinhards in Begleitung Kerner's von Hamburg abgereist, zunächst nach Paris. Der Gesandtschaftssecretär Lemaistre führte die Geschäfte bis zur Ankunft des neuen Gesandten Roberjot. Nach Paris ging Reinhard, um vom Directorium die Weisungen für seinen neuen Posten in Florenz in Empfang zu nehmen. Am 25. des Wonnemonats ist er in der Arnostadt eingetroffen.

Aristoteles und seine neuentdeckte Schrift von der Staatsverfassung der Athener[1]).

Von
Th. Gomperz.

I.

Das Pharaonenland läßt uns eine neue Renaissance erleben. Literarische und documentarische Schätze, welche die trockene Luft des Nilthales durch Jahrtausende vor dem Untergang bewahrt hat, füllen in immer steigender Menge die europäischen Sammlungen, keine in reicherem Maße als diejenige, welche Wien der Munificenz und dem erleuchteten Eifer eines kaiserlichen Prinzen verdankt. Alle Nationen, welche der Reihe nach Ägypten beherrscht und bewohnt haben, sind in diesen Funden vertreten. Ägypter und Perser, Araber und Kopten, Juden, Griechen und Römer bilden einen vielstimmigen Chorus. Dem Interesse des Abendlandes liegen die hellenischen Denkmäler am nächsten. Und während die unzählbaren öffentlichen und Privaturkunden des Culturhistorikers harren, welcher die vielfarbigen Mosaik-Stifte zu einem Gesammtbilde vereinigen wird, sprechen die Werke der Dichter, der Redner, der Philosophen für sich selbst. Einige hochwichtige derartige Erwerbungen sind in jüngster Zeit englischen Privatsammlern gleichwie der Verwaltung des britischen Museums gelungen. Weitaus die erste Stelle gebührt hierin der wahrhaft wunderbar zu nennenden Wiedergewinnung der Aristotelischen Schrift „Von der Staatsverfassung der Athener".

Der Verlust dieses Buches, welches an der Spitze des mehr als hundertundfünfzig derartige Darstellungen umfassenden, die Grundlage der „Politik" bildenden Sammelwerkes stand, ist längst mit manch' einem gelehrten Ehen! beklagt worden. Nun ist es in vier Papyrusrollen, die auf der Rückseite die Wirthschaftsrechnungen eines Landgutes aus dem elften Regierungsjahre des Kaisers Vespasian (dem Jahre 78—79 unserer Zeitrechnung) enthalten, in einem Zustande von fast fabel-

[1]) Auf Grund eines Vortrages, gehalten in der „Juristischen Gesellschaft" zu Wien den 28. Februar 1891.

haft guter Erhaltung wieder zu Tage getreten. Nur der die Königszeit umfassende Anfang fehlt und fehlte bereits in der Vorlage unserer Handschrift. Der Schluß, welcher in erstaunlicher Ausführlichkeit das Gerichtsverfahren behandelt, ist leider durch zahlreiche Lücken entstellt. Die von Herrn Kenyon, einem Assistenten des britischen Museums, veranstaltete und mit einem Commentar versehene Ausgabe ist eine höchst achtbare Leistung und erfüllt alle billigen Anforderungen, die an eine derartige Editio princeps gestellt werden können. So ist denn Aristoteles auferstanden. Er steht vor uns, er hat den durchdringenden Blick seiner kleinen Augen auf die Zuhörer gerichtet und erzählt ihnen von des athenischen Staates Ursprung, Entwicklung und Niedergang. Wie thut er dies? Welche ist die Form seiner Darstellung, welcher der Geist seiner Forschung? Der Beantwortung dieser Fragen sei der erste Theil unserer Betrachtung gewidmet.

Was uns zunächst auf das Wohlthuendste berührt, das ist der Ton edler, vornehmer Schlichtheit. Wir lauschen der Stimme eines Mannes, der ganz und gar in seinen Gegenstand versenkt ist und — von der ihm selbst zum Bedürfniß gewordenen Klarheit und Prägnanz der Darstellung abgesehen — auf die Leser nur so weit Rücksicht nimmt, daß er sich ängstlich bemüht zeigt, ihnen jeden Stein und jedes Steinchen des Anstoßes aus dem Wege zu räumen. Mit den schriftstellerischen Kunstmitteln seiner Zeit ist der Verfasser der „Rhetorik" selbstverständlich aufs Genaueste vertraut, allein er macht von ihnen den maßvollsten Gebrauch. Seine Darstellung ist elegant, ohne jemals einen Anflug von Ziererei oder prätentiöser Gespreiztheit zu zeigen. Nur selten entschlüpft ihm eine epigrammatisch zugespitzte Wendung wie jenes „Als das Volk den Stimmstein in der Hand hatte, hatte es auch die Staatsleitung in der Hand". Charakteristisch ist die augenscheinliche Bevorzugung, welche er Herodot im Gegensatze zu Thukydides angedeihen läßt. Man hätte das Gegentheil vermuthen können. Man hätte eher eine Vorliebe des Geschichtschreibers unter den Philosophen für den Philosophen unter den Geschichtschreibern erwartet. Allein die gleichnamigen Pole scheinen sich auch diesmal abgestoßen zu haben. Die allzu gedankenschwere, übermäßig gedrängte und aufs Aeußerste zugespitzte Sprache des Thukydides ist dem Aristoteles offenbar nicht als das geeignete Vehikel geschichtlicher Darstellung erschienen. Thukydides wird von ihm hier so wenig wie in den übrigen Werken genannt und erfährt einmal in Betreff eines geschichtlichen Details eine indirecte, aber nicht der Schärfe entbehrende Zurückweisung. Er zieht die treuherzige Erzählungsweise des „Vaters der Geschichte" vor, welchen er an einer Stelle anführt und dem er nach antiker Weise auch dort folgt, wo er ihn nicht ausdrücklich nennt. Gelegentlich werden Irrthümer desselben berichtigt und politische Beweggründe dort namhaft gemacht, wo dieser nur novellistische Motive gesehen hatte. Auch sonst macht er von seinen mühevollen Vorarbeiten nicht viel Aufhebens; er stellt die Thatsachen stillschweigend richtig; er kränkt keinen Zeitgenossen, er verunglimpft keinen Vorgänger.

Ganz dieselben Charaktereigenschaften weist auch seine Forschung auf. Er ist Quellenforscher in eben demselben Sinne wie irgend ein exacter Historiker der Gegenwart. Das Steinarchiv Athens hat er eifrig ausgenützt. Volksbeschlüsse werden, sobald ihm die Sache wichtig genug scheint, in vollem Wortlaut

mitgetheilt. Wo das Material ihn im Stiche läßt, deutet er dies vornehmlich an, wie er denn bei der Darstellung der ältesten oligarchischen Verfassungsform gewiß nicht ohne Absicht nur von einem „Umriß" oder einer „Skizze" spricht. Wo Urkunden und mündliche Ueberlieferung nicht ausreichen, kommen scharfsinnige Rückschlüsse ins Spiel. In dieser Weise werden die zu seiner Zeit geltenden Einrichtungen mehrfach zur Aufhellung dunkler Punkte der fernen Vergangenheit verwendet. Selbstverständlich wächst die Autorität der Angaben mit dem historischen Charakter der Zeit, auf welche sie sich beziehen. Seine Speculationen über die Urzeit, über die Zeit eines Theseus und Jon können wir auf sich beruhen lassen. Er verschmäht kein Mittel der Belehrung. Sprichwörtliche Redensarten, Weihepigramme, Trinklieder werden mitgetheilt und verwerthet. In dieser Weise erfahren wir von einem bisher völlig unbekannten erfolglosen Versuch, die Herrschaft der Pisistratiden zu stürzen. Das Andenken des Braven lebte nur in einem Verslein fort, das malcontente Unterthanen jener Fürsten bei ihren Gastmahlen zu singen pflegten, und das in freier Wiedergabe also lautet:

Ein wackrer Mann ist stets ein tapfrer Zecher;
Drum, lieber Mundschenk, fülle Kedon's Becher.

Aber nicht nur als Mittel der geschichtlichen Aufhellung, auch an sich besitzt das Anekdotenhafte, das bunte, farbige Detail für unseren Philosophen beträchtliche Anziehungskraft. Es ist, als erholte er sich in diesem Erdduft von der dünnen Luft metaphysischer Abstractionen. So werden die Vorgänge, welche die Beseitigung des Areopags als eines politischen Factors herbeiführten, und bei welchen der geriebene Schlaukopf Themistokles, wie wir nunmehr sehen, eine wahre Odysseus-Rolle spielte, mit auffälliger Breite und augenscheinlich nicht ohne humoristisches Behagen erzählt. Auch von jener Pseudo-Athena, die den vertriebenen Pisistratus wieder nach Athen zurückführte, weiß Aristoteles Genaueres zu berichten als andere Schriftsteller. Es war nach einer Version, für deren Wahrheit der sonst nicht nachweisbare Eigenname Phye zu sprechen scheint, ein thrakisches Blumenmädchen, das damals im Prachtgewand und vollen Waffenschmuck der Göttin an Pisistratus' Seite auf seinem Gefährte stand, und vor dem das abergläubische Volk in die Knie sank. Diese blauäugige und blondhaarige Schönheit möchten wir den Verfassern historischer Romane empfehlen, damit sie neben Bulwer's Nydia und der Lyciska des „Fechters von Ravenna" den ihr gebührenden Platz in der schönen Literatur einnehme. Diese Freude an malerischen Einzelheiten erinnert uns an eine briefliche Aeußerung des Stagiriten, die augenscheinlich aus seinen letzten Lebensjahren stammt, aus eben den Jahren, in welche die Abfassung unseres nach 329 veröffentlichten Buches fällt. Er schreibt an seinen Freund Antipater, den Reichsverweser Alexander's: „Je weltfremder und einsiedlerischer ich werde, desto mehr Gefallen finde ich an Geschichten."

Kein Detail ist so niedrig und geringfügig, daß der Geist des Alles umfassenden Encyklopädisten es unter seiner Würde hielte, sich mit ihm zu befassen. Sogar die den Straßenkehrern ertheilte Weisung, Abfallsstoffe außerhalb der Stadtmauern, und zwar in gemessener Entfernung von diesen, abzulagern, findet Erwähnung; desgleichen einzelne Bestimmungen der städtischen Bauordnung, so das Verbot, die Straßen durch Vorbauten zu verengern oder

die Dachtraufe über das Straßenpflaster statt unter dasselbe zu leiten. Da der Plan des Werkes eine systematische Besprechung von wirthschaftlichen und Wohlfahrtseinrichtungen ausschloß, so müssen wir um so dankbarer sein, wenn anläßlich der Darstellung des Competenzkreises der betreffenden Behörden einiges hierauf Bezügliche verlautbart. So z. B. in Ansehung der Armenpflege. Wir erfahren zum ersten Male, daß jeder arbeitsunfähige Athener, der weniger als drei Minen (300 Drachmen, ungefähr = 300 Francs) besaß und den der Rath nicht als unwürdig zurückwies, einer Unterstützung von täglich zwei Obolen (1/3 Franc) theilhaft ward — ein Betrag, der dem niedersten aus dem Alterthum bekannten Tagelohn gleichkommt. Desgleichen erhalten wir Kunde von einem Maximalpreis, der für die Verdingung von Flötenspielerinnen und anderen Musikantinnen festgesetzt war; es durften nicht mehr als zwei Drachmen für den Tag gezahlt werden. Zwischen mehreren Bewerbern sollte das Loos entscheiden. Ebenso erfahren wir, daß der Müller- und Bäckergewinn behördlicher Beschränkung unterlag und der Brodtarif mit Rücksicht auf die jeweiligen Körnerpreise festgestellt ward. Der Verwohlfeilung der Cerealien selbst endlich und der ausreichenden Verpflegung der Stadtbevölkerung diente die Anordnung, der zufolge jedes Getreideschiff, welches im Piraeus landete, zwei Drittheile seiner Ladung auf den städtischen Markt zu bringen gehalten war. In diesem Zusammenhange mag auch einer Vorkehrung gedacht werden, welche gegen die Ausbeutung einer wirthschaftlichen Zwangslage getroffen wurde. Es geschah dies beim Abschluß des Bürgerkrieges im Jahre 403. Da wurde denjenigen Anhängern der besiegten und amnestirten oligarchischen Faction, welche aus Furcht vor Privatrache Athen eine Zeitlang meiden zu müssen glaubten, das benachbarte Eleusis als Aufenthaltsort angewiesen. Um nun ein übermäßiges Emporschnellen der Wohnungspreise hintanzuhalten, wie ein solches in Folge des erwarteten Andranges von Miethparteien leicht eintreten konnte, sollten gewählte Schiedsrichter die Entscheidung treffen. Doch es kann nicht meine Absicht sein, den Leser mit einem Sturzbade unverbundener, wenngleich an sich anziehender und lehrreicher Notizen zu überschütten. Ich wende mich lieber zu dem wichtigsten Theil meiner Aufgabe, zur Erörterung der Frage, ob und inwieweit es möglich ist, aus dem neuentdeckten Buche auch schon jetzt belangreiche, die gangbaren Auffassungen wesentlich modificirende Schlüsse zu ziehen.

Ich muß die Bemerkung voranschicken, daß das Werk aus zwei dem Umfange und noch mehr dem Werthe nach sehr ungleichen Hälften besteht. Die ersten einundvierzig Capitel enthalten eine geschichtliche Darstellung der athenischen Verfassungsentwicklung, die sich mehrfach zu einer Erzählung historischer Ereignisse erweitert. Die zweite, weit kleinere Hälfte (Capitel 42—63), wozu noch die verstümmelten Schlußblätter kommen, schildert die zur Zeit des Verfassers geltenden Einrichtungen und entspricht somit dem, was in unseren Handbüchern der „Alterthümer" als der statistische oder antiquarische Theil bezeichnet wird. Hier ist der Gewinn, den wir aus der neuerschlossenen Quelle schöpfen, zwar immer noch ein bedeutender — werden doch gar manche Streitfragen wie im Handumdrehen entschieden — aber doch im Großen und Ganzen ein ungleich geringerer. Denn weitaus das Meiste war uns bereits durch Schriftsteller des späten Alter-

thums bekannt geworden, welche die eben jetzt zu Tage getretene reiche Erzader dereinst sorgsam ausgebeutet hatten.

Ganz anders steht es mit dem ersten oder historischen Theile. Aus diesem ersehen wir mit Ueberraschung, daß die Fortbildung der atheniſchen Verfassung einen weit höheren Grad von Continuität aufweist, daß sie weit mehr die Merkmale stetiger organischer Entwicklung besitzt, als wir es bisher zu ahnen vermochten. Es ist eine historisch-politische Einsicht von allerhöchstem Werthe, die uns hier Aristoteles vermittelt. Die Größe Athens war kurzlebig genug; aber sie wäre — dies können wir mit voller Zuversicht behaupten — gewiß noch weit kurzlebiger gewesen, wenn die Dinge sich in Wahrheit so zugetragen hätten, wie ein Plutarch sie uns schildert; wenn dort, wo wir jetzt organischen Naturwuchs erkennen und bewundern, Alles so sprunghaft, so unvermittelt, so unhistorisch sich vollzogen hätte. Angesichts dieses fundamentalen Wandels, den nunmehr unsere Anschauung von dem Gange des atheniſchen Verfassungslebens erfährt, fühlt man sich fast versucht, typische Gesetze des historischen Vergessens und Entstellens zu formuliren. Drei derartige Gesetze treten uns hier — freilich nicht zum ersten Male, aber mit einer wahrhaft erschreckenden Deutlichkeit wie wohl niemals zuvor — entgegen. Große Vorgänger verschwinden gänzlich oder nahezu im Schatten größerer Nachfolger. Eine lange Entwicklungsreihe besitzt die Neigung, sich in einen Punkt zusammenzudrängen und in der Hand oberflächlicher und effecthaschender Schriftsteller sich zu einem Theatercoup oder einer Staatsaction zu verdichten. Das Schlimmste aber hat ein Zickzackgang der Entwicklung von der nicht mit sorglicher und gewissenhafter Treue gehüteten Ueberlieferung zu befahren. Denn diese liebt es gar oft, die Rolle eines kunstreichen Ingenieurs zu spielen. Sie regelt den Strom eines geschichtlichen Verlaufes. Sie läßt uns dort schnurgerade Linien erblicken, wo in Wahrheit windungsreiche Krümmungen vorhanden waren. Reichliche Belege für das Walten dieser geschichtsfälschenden Tendenzen wird uns ein Ueberblick über die wichtigsten Wandlungen liefern, welche das Verfassungswesen Athens im Laufe der Zeiten erfahren hat.

Sogleich das Ende der Königsherrschaft erscheint uns jetzt in völlig verändertem Lichte. Nach dem Tode des Kodros — so hieß es bislang — ist das Königthum frischweg abgeschafft und die oberste Gewalt einem, Archon genannten, Beamten übertragen worden, der gleich seinen Nachfolgern dem Königshause angehörte und dessen Würde eine lebenslängliche war. So wurde der Ursprung des Archontats, der späteren jährigen Herrschaft von neun Archonten, erklärt. Diese Darstellung war wohl geeignet, Bedenken zu wecken, und hat dieselben in der That wachgerufen. Vor genau zwanzig Jahren hat ein seither verstorbener deutsch-russischer Gelehrter, Karl Lugebil — verwunderlicher Weise zum ersten Male — die Frage aufgeworfen: „Wodurch unterschied sich denn ein lebenslängliches Staatsoberhaupt aus königlichem Geschlecht von einem wirklichen König?“ Die Antwort lautete: „Durch seine Verantwortlichkeit.“ Allein wie ließ sich die strenge Verantwortlichkeit eines Herrschers mit der lebenslangen Dauer seiner Herrschaft vereinigen? Bloße verfassungsmäßige Einschränkungen hat gar manches Königshaus erfahren, ohne daß darum die monarchische Würde

ihren Namen verändert hätte. So in Sparta, wo die königliche Gewalt durch den steigenden Einfluß der Ephoren fast zu einem Schatten verflüchtigt worden war. Und wenn Königin Victoria nicht den zehnten Theil der Machtfülle besitzt, über welche einst Königin Elisabeth verfügte, so hat sie darum doch nicht aufgehört, Königin zu heißen. Der Name pflegt auf diesem Gebiete die Sache zu überdauern, und nichts spricht dagegen, daß dasselbe in Athen der Fall gewesen sei. Ja, ein Umstand spricht mit ausschlaggebender Kraft dafür, die Thatsache nämlich, daß nicht nur zur Zeit der Adels-, sondern auch zu jener der vollentwickelten Volksherrschaft der Königstitel, dessen Träger nunmehr einer der neun Archonten war, unverändert fortbestand. Wie war dies möglich, wenn hierin jemals ein Bruch der geschichtlichen Continuität stattgefunden hätte? Die einsichtsvolleren Darsteller der griechischen Geschichte haben demgemäß die althergebrachte Erklärung des Archontats neuerlich verworfen, ohne jedoch eine bessere an ihre Stelle setzen zu können. Nunmehr empfangen wir eine solche aus den Händen des Aristoteles. Königen von geringer Kriegstüchtigkeit wurde zuerst ein Feldoberster (Archon Polemarchos) an die Seite gesetzt; ein oberster Verwaltungsbeamter (der spätere Archon Eponymos) schloß sich diesem an. Man wird an die Hausmaier erinnert, welche die Gewalt der merowingischen „rois fainéants“ Stück um Stück an sich rissen. Die Königsgewalt war mehr und mehr zusammengeschrumpft; bald blieb nichts von ihr übrig als die Vertretung des Staatswesens nach außen und zumal den Göttern gegenüber: die priesterlichen Functionen des nominellen Staatsoberhauptes und die mit ihnen innerlich verknüpfte, weil auf religiöser Grundlage ruhende Theilnahme an der Blutgerichtsbarkeit. So hatte sich die spätere Competenz des Archon Königs aus der Gesammtheit der Befugnisse wie von selbst herausgeschält. Ein leichter Anstoß, der Regierungsantritt eines auffallend unbegabten Herrschers z. B., konnte genügen, um den langsamen Umbildungsproceß vollends abzuschließen; das Königthum starb eines natürlichen Todes; man war aus ihm unvermerkt in die zweite Etappe der Verfassungsentwicklung, in die Adelsherrschaft, hinabgeglitten.

II.

Geradezu verblüffend wirken die Mittheilungen über Drakon. Hätte ein Candidat noch vor zwei Wochen derartiges am Prüfungstische vorgebracht, eine derbe Zurechtweisung wäre ihm nicht erspart geblieben. Wir kannten Drakon lediglich als den Verfasser oder (nach der richtigeren Ansicht) als den Codificator blutig-strenger Strafgesetze; wir lernen ihn nunmehr als den Urheber der wichtigsten Verfassungsreformen kennen. Das Loos als Mittel der Beamtenbestellung galt uns als das Merkzeichen der voll entfalteten atheniischen Volksherrschaft, wenn nicht gar als der Ausfluß demokratischen „Neides und Mißtrauens“; wir sehen jetzt, daß es mindestens seit Drakon unter den Einrichtungen des Adelsregiments bereits eine breite Stelle einnahm. Einige der belangreichsten Neuerungen, die eine von keiner Seite angefochtene Tradition dem Solon beilegte, erweisen sich als das Werk seines kaum minder bedeutenden Vorläufers. Daß wir freilich schon hier von einer Volksversammlung (Ekklesia) zu hören bekommen, muß nicht eben allzu viel bedeuten. Denn an Volksversammlungen

aller politisch Berechtigten hat es, wie die homerischen Gedichte zeigen, selbst zur Zeit der Königsherrschaft nicht gefehlt, und der Kreis derselben schloß auch unter Drakon nur die „Waffentragenden" in sich, d. h. die Reiter und die Schwerbewaffneten, was in jenem Zeitalter nur die Wohlhabenden waren. Weit mehr besagt die einschneidende Schmälerung, welche die Macht des Areopags durch eben diesen Gesetzgeber erfuhr. Es war dies die älteste und bis dahin die einzige politische Körperschaft gewesen; ihre Befugnisse waren nahezu unbegrenzt. Sie war die oberste Verwaltungsbehörde; sie bestellte und entsetzte alle oder nahezu alle Beamten; sie verhängte Strafen und Bußen, ohne an ein geschriebenes Gesetz gebunden zu sein. Schon Drakon's Codification des Strafgesetzes mußte eine ihre Machtfülle einschränkende Wirkung üben; in weit höherem Maße that dies die Schaffung des Senates, jenes Rathes der Vierhundert, die unsere bisherige Ueberlieferung dem Solon zuschrieb. So hat denn Drakon die ersten Schritte auf der Bahn gethan, welche schließlich zur politischen Annullirung des Areopags und zur reinen Volksherrschaft führte; aber freilich nur die ersten Schritte. Denn die Bekleidung bedeutender Staatsämter war an einen hohen, zum Theil erstaunlich hohen Census geknüpft. Die Besitzlosen entbehrten auch fortan des activen Wahlrechts, und selbst die Art, in welcher das Loos bei Besetzung der Rathsstellen und der niedrigen Aemter in Anwendung kam, zeugt, so seltsam dies auch klingen mag, mehr für als gegen den aristokratischen Charakter des damaligen Staatswesens. Ich denke an das Verbot, daß Einer zweimal zu demselben Amt erloost werde, „ehe Alle daran gekommen sind". Setzt doch diese Bestimmung augenscheinlich einen noch engen Kreis von Aemterfähigen[1]) voraus; mit anderen Worten, da die sämmtlichen Mitglieder der drei oberen von den vier (wieder nicht erst von Solon geschaffenen!) Schatzungsclassen gemeint sind, eine noch geringe Ausbreitung des Wohlstandes. Und wie sollte dies anders sein? Befand sich doch das Land, wie Aristoteles in einem inhaltsschweren Satze bemerkt, „in den Händen Weniger", und die Masse der Bürger war, dank dem harten Adelsregiment und dem grausamen Schuldrecht eines rohen Zeitalters, in Leibeigenschaft gerathen, ja sogar zum Theil in die Fremde verkauft worden.

An diese tiefen und dem Anschein nach unheilbaren wirthschaftlichen Schäden hatte Drakon nicht gerührt. Die schwere Noth der Zeit fand ihren Meister in Solon, auf dessen liebenswerthe und verehrungswürdige Gestalt hier wieder einige neue Lichtstrahlen fallen durch die Mittheilung mehrerer bisher unbekannter, seinen politischen Dichtungen entnommener Verse. Durch das Vertrauen aller Parteien, die sich eben noch in blutigen Kämpfen befehdet hatten, zur zeitweiligen Staatsleitung berufen und mit den weitestgehenden Vollmachten ausgestattet, begriff

---

[1]) So kommt ein Wort des trefflichen alten Schoemann wieder zu Ehren: „Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade in den älteren Zeiten diese Besetzungsart am meisten beliebt gewesen sei, und zwar eben in den Oligarchien um so mehr, je mehr in dem engeren Kreise der Berechtigten jeder Einzelne Anspruch machte, für gleich befähigt zu gelten." (Griechische Alterthümer, Bd. I², S. 154.) Auf diesen wie auf verwandte Gesichtspunkte, vornehmlich darauf, daß die Erloosung sich ursprünglich durch den Spielraum empfahl, den sie dem Zufall, d. h. nach antiker Auffassung göttlicher Dazwischenkunft gewährte, hat längst eine Reihe bedeutender Gelehrte, so wieder Karl Lugebil, Fustel de Coulanges, Müller-Strübing und Georges Perrot hingewiesen.

er, daß das ungeheure Uebel nicht durch gelinde Heilmittel zu beseitigen sei. Er beschloß die grundsätzliche Abschaffung der Schuldknechtschaft und zugleich jene „Lastenabschüttelung" (Seisachtheia), über deren Wesen und Umfang in alter und neuer Zeit so viel gestritten worden ist. Schon ein Zeitgenosse des Aristoteles, der Geschichtschreiber Androtion, hat es mit der Ehrfurcht, die man dem großen Gesetzgeber zollte, nicht vereinbar gefunden, ihm einen gewaltthätigen Eingriff in erworbene Rechte zuzutrauen, und wollte demgemäß nicht an eine Tilgung der Schulden, sondern nur an eine Ermäßigung derselben glauben, welche die Folge der von Solon verfügten Reduction des Münzfußes gewesen sei. Darin sind ihm viele Neuere gefolgt, ohne zu bedenken, daß dem vermögenslosen Schuldknecht wenig damit geholfen war, wenn er statt hundert Drachmen, die er nicht besaß, deren dreiundsiebzig zu zahlen hatte, die er ebenso wenig besaß. Daß die beiden Maßregeln nichts mit einander gemein hatten, daß der Uebergang vom alten äginäischen zum euböischen Münzfuß vielmehr nur handelspolitischen Zwecken diente und dazu bestimmt war, dem atheniischen Seefahrer und Kaufmann die Bahn des Weltverkehrs zu öffnen, dies hat erst vor wenigen Jahren Ulrich Köhler klar erkannt und bündig erwiesen. Nunmehr ist der letzte Zweifel behoben. Solon's „Lastenabschüttelung" war wirklich das, was ihr Name besagt, eine vollständige und ausnahmslose Tilgung aller Schuldverpflichtungen, mochte nun der Staat oder ein Privater der Gläubiger sein. Mit Fug konnte der gewaltige Mann sich rühmen, daß er die Mutter Erde von den auf ihr lastenden Schuldsäulen (den Hypothekenzeichen) befreit und zahlreiche Bürger aus der Knechtschaft erlöst habe. Daß selbst ein so conservativer Politiker, wie Aristoteles es war, dies alles ohne ein Wort des Tadels mittheilt, sich vielmehr nur aufs Aeußerste beflissen zeigt, Solon von dem schmutzigen Verdachte zu reinigen, er habe aus jener Maßregel unlauteren persönlichen Gewinn gezogen, dies beweist mehr als irgend etwas, daß er — und wo gäbe es einen urtheilsfähigeren Zeugen? — in ihr ein Gebot eiserner, unabweisbarer Nothwendigkeit erblickt hat. Auch hat diese einmalige Verletzung erworbener Rechte Treu und Glauben nicht im Mindesten erschüttert. Niemals ward Aehnliches wiederholt, oder zu wiederholen auch nur versucht; kein Staatswesen hat, wie längst bemerkt ward, seine pecuniären Verbindlichkeiten so ernst genommen, wie eben das atheniische. Zur Zeit freilich hat Solon keine der streitenden Parteien befriedigt. Dem kleinen Mann genügte das nicht mehr, was er kurz vorher „nicht im Traume zu hoffen gewagt hatte"; er begehrte eine Landauftheilung. Den Optimaten hingegen galt der kühne Socialreformator als ein abtrünniger Parteigenosse. Seine persönlichen Anhänger endlich konnten es ihm nicht verzeihen, daß er den „Fischzug", zu dem Alles vorbereitet gewesen sei, nicht vollbracht, daß er nicht nach der höchsten Gewalt gegriffen habe, aus der auch sie reichen Vortheil zu ziehen gehofft hatten. Nur die Nachwelt hat dem gleich einem Halbgott verehrten Retter des zerrütteten Gemeinwesens mit nie erlöschender Dankbarkeit gelohnt.

Sie hat ihm eben darum, wie wir bereits sahen, auch zahlreiche Reformen zugeschrieben, deren Urheber in Wahrheit Drakon war. Anderes, was das Alterthum bald ihm, bald dem Pisistratus zuwies (wie das Gesetz gegen Müßiggang

und Vagabondage), mag in Wirklichkeit dem Letzteren angehören. Allein so groß auch Solon's Verdienste auf dem Felde der Civil- und der Strafgesetzgebung gewesen sein mögen, seine Rolle als die eines politischen Reformators büßt jedenfalls viel von ihrem Glanze ein, ohne darum doch erheblicher Tragweite zu entbehren. Den vier Schatzungsclassen, die er vorfand, hat er die Rechte und Pflichten der Bürger angepaßt. Letzteres mittelst einer weise und maßvoll abgestuften (nur im Bedarfsfall zu erhebenden) Vermögenssteuer, ersteres durch eine sorglich bemessene Vertheilung staatlicher Befugnisse. Die Amtsfähigkeit verblieb auch fortan nur den Besitzenden, der Zutritt zu den wichtigsten Aemtern sogar nur den Angehörigen der obersten Schatzungsclasse. Den Mitgliedern der untersten Classe, den „Lohnarbeitern" (Theten), ward das active Wahlrecht, der Antheil an der Volksversammlung und an den Volksgerichten eingeräumt, an welche letzteren auch eine Berufung gegen behördliche Verfügungen ergehen konnte. Dies war eine überaus folgenreiche Neuerung, wohl dazu angethan, den Schwerpunkt der Macht mehr und mehr zu Gunsten der Masse zu verrücken. Doch zunächst blieb immer noch der Areopag „der Anker des Staates". Ihm eignete neben dem Blutbann die Oberaufsicht über den Vollzug der Gesetze und die Aburtheilung von Staatsverbrechern. Die Zusammensetzung dieses hohen Rathes war dieselbe wie vordem und nachher. Alle Archonten, die ihr Amt mit Ehren verwaltet hatten, wurden in seinen Schoß aufgenommen. Allein eben die Bestellungsweise der Archonten erlitt jetzt eine nicht wenig denkwürdige Umgestaltung.

Die Bedingungen der oligarchischen Erloosung waren nicht mehr, die der demokratischen noch nicht vorhanden. So lange und so weit der Kreis der Aemterfähigen und der überhaupt politisch Berechtigten nicht zusammenfiel, war die Erwählung, nicht die Erloosung der Beamten das durch die Natur der Sache vorgezeichnete Verfahren. Konnten doch nur so die zahlreichen Minderberechtigten aus den wenigen Meistberechtigten eine ihren Interessen zusagende Auswahl treffen. Da ist es denn für die Stetigkeit athenischer Verfassungsentwicklung gar sehr bezeichnend, daß Solon die Wahl der Archonten wenigstens noch immer in die Form der Loosung gekleidet hat. Aus vierzig nominirten Candidaten wurden die neun Archonten durch das Loos erkoren. Diese unseres Wissens völlig beispiellose Vereinigung der beiden Methoden mochte sich freilich auch als eine Schutzwehr gegen Bestechung und Einschüchterung empfehlen — ein Schutz, dessen die soeben erst aus dem Bann der Hörigkeit erlösten Massen nur schwer entrathen konnten. Allein, daß diese Rücksicht nicht die einzige und kaum die entscheidende war, dies lehrt uns eine andere noch weit merkwürdigere Thatsache. Als in einer späteren Epoche die Erwählung der Archonten endgültig der Erloosung Platz gemacht hatte, da wurde jene Doppelstufigkeit des Processes (eine zweite Erloosung, die aus dem Ergebnisse der ersten eine Auslese traf) als ein Rest oder Rudiment jener alten Verfahrungsweise beibehalten. So sehr liebte man es in Athen nicht minder als in Rom oder in England, den Faden der Tradition nicht ohne Noth abzureißen und den neuen Wein in alte Schläuche zu füllen. Fürwahr, die französischen Revolutionsmänner waren nicht wohl berathen, wenn sie sich auf das Vorbild antiker Freistaaten zu berufen pflegten. Die athenischen Staatsmänner der besseren Zeit zum Mindesten glichen weit mehr

einem Edmund Burke oder sonst einem „stickler for precedent“, als einem Abbé Sieyès oder anderen Verfassungsmachern.

III.

Einmal freilich ist auch an dieses Staatswesen die Nöthigung herangetreten, einen gewaltigen Neubau aufzuführen. Allein es ist dies ganz eigentlich eine jener Ausnahmen, welche die Geltung einer Regel bekräftigen. War doch jene Nothwendigkeit ganz und gar durch das Verlangen bedingt, neue Bedürfnisse mit alten Gefühlen zu versöhnen. Hätte man die letzteren mißachten oder ihnen volle Befriedigung versagen wollen, es hätte nimmermehr des staunenswerthen Aufwandes kunstreichen Scharfsinns bedurft, welcher Kleisthenes zu einem Staatskünstler allerersten Ranges erhoben hat. Doch ehe wir das Werk des größten atheniſchen Staatsmanns würdigen können, welches die Wirren der solonisch-pisistrateischen Epoche abschloß und die Triumphe der Perserkriege vorbereiten half, muß ich mir eine kurze Betrachtung allgemeiner Art erlauben.

Der antike Mensch begriff und empfand den Staatsverband nur als einen erweiterten Familienverband. Seine Grundlage war die Blutsgemeinschaft, seine Krönung der Schutz gemeinsam verehrter Götter. Wo wirkliche Verwandtschaft nicht vorhanden oder nicht glaubhaft war, da spendete die Nährmutter alles primitiven mit Dauer vereinbaren Fortschritts, die Fiction, ihren segensreichen Beistand. Man that dergleichen, als besäße man gemeinsame Ahnen, man opferte und betete an denselben Altären, wie es den Gliedern einer Sippe ziemt. Je umfassender solch ein Gesamtverband war, um so reicher mußte er innerlich ausgestaltet und gegliedert sein. Ein System concentrischer Kreise — das Hauswesen, das Geschlecht, die Brüderschaft, der Stamm — umschloß den Einzelnen und knüpfte ihn an das Staatsganze. Nur innerhalb dieser mit besonderen Cultен ausgestatteten, von besonderen Schutzgöttern behüteten Genossenschaften war es dem Bürger warm und traulich zu Muthe. Dem Staate ohne jede oder nur durch eine gemüthlose Vermittlung (nach Art unserer politischen oder Wahlbezirke) verbunden zu sein — bei solch' einem Gedanken, wenn er anders dem Griechen und zumal dem Athener faßbar gewesen wäre, hätte es ihn durchfröstelt. Es waltet hier derselbe, dem Kunsttrieb eng verschwisterte horror vacui, dem auch die von einem einzigen, einsam thronenden Gott regierte Welt als öde und unheimlich, wenn nicht gar als grauenhaft und gottverlassen gegolten hat.

Die Aufgabe nun, welcher Kleisthenes sich gegenüber fand, war eine der heikelsten, die sich ersinnen lassen. Als er nach der Vertreibung der Pisistratiden im Parteikampfe mit Isagoras, dem Führer der Optimaten, die Nothwendigkeit empfand, die populäre Seite zu verstärken, vermehrte er die Bürgerschaft durch eine ansehnliche Zahl von Neubürgern, die vorher theils fremde Beisassen, theils freigelassene Sclaven gewesen waren. Der Aufnahme derselben in die Bürgerschaft mußte ihre Einreihung in jene Unterabtheilungen derselben, vor Allem in die obersten, die Stämme, vorangehen. Wie war diese zu bewerkstelligen? Sollten die Neubürger den alten vier Stämmen oder Phylen einverleibt und aufgedrängt werden? Dies hieß, die heiligsten Gefühle der bisherigen Stammesgenossen verletzen und sie aufs Aeußerste erbittern. Sollten sie in neuen Stämmen vereinigt werden?

Dies hieß den Antagonismus der Alt- und Neubürger verewigen, wenn nicht gar den Bürgerkrieg vorbereiten. Kleisthenes griff zu einem ebenso kühnen als weisen Auskunftsmittel. Er schaffte die alten Phylen ab und ersetzte sie durch neue. Das nationale Heiligthum von Delphi, dessen Interessen Kleisthenes zu fördern verstanden hatte, versagte nicht seine Mitwirkung an dieser radicalen Neuerung. Das Orakel nannte die Namen von hundert Heroen oder Halbgöttern, aus welchen das Loos zehn als Schutzpatrone der neuen Stämme auslas. Man beachte hier nebenbei den überraschenden Parallelismus dieses Verfahrens mit der solonischen Methode der Archontenbestellung. Der schwierigste Theil des Problems war jedoch noch zu lösen. Welches Band sollte die neuen Phylengenossen vereinigen und zusammenhalten? Es konnte nicht das Band der gemeinsamen, wirklichen oder vermeintlichen, Abstammung sein. Denn auch die Brüderschaften und die Geschlechter umzumodeln — solch' ein Eingriff in das intimste Leben des Volkes wäre nicht mehr kühn, er wäre waghalsig gewesen. Der ebenso kluge als muthige Reformator erstreckte die Neuerung nur genau so weit, als die unbedingte Nothwendigkeit es erheischte.

Er ließ jenen ganzen altehrwürdigen Unterbau der vier Stämme unversehrt bestehen und stellte nur die neuen Stämme auf eine völlig verschiedene Grundlage. Das Geschlechts- oder Gentilprincip ward durch das örtliche oder territoriale ersetzt. Die Angehörigen von je einer Anzahl von Gauen (Demen) wurden zu je einem Stamme verschmolzen. Sie und ihre Nachkommen — mochten die Letzteren auch ihren Wohnsitz wechseln (man beachte diese dem alten Princip erwiesene Huldigung) — wurden zu neuen staatlichen und Cultgenossenschaften verbunden. Es waren dies die zehn Phylen, die Grundpfeiler, welche fortan den Bau des attischen Staatswesens trugen. Allein die Schwierigkeiten waren damit noch nicht zu Ende. Die alten Linien, welche die Bürgerschaft durchzogen, waren überall von neuen durchkreuzt, die erbgesessene Bürgerschaft und der junge Zuwachs waren durcheinander gerüttelt und geschüttelt, ja bis zur Ununterscheidbarkeit vermengt. Aber wäre Kleisthenes hier stehen geblieben, sein Werk wäre nur zur Hälfte gethan gewesen. Indem er die eine Quelle des Unfriedens schloß, eröffnete er eine andere und kaum minder bedrohliche. Wurden die Bewohner je einer Landschaft zu einem Ganzen vereinigt, so war das Erwachsen von Landsmannschaften oder solchen Parteien zu gewärtigen, die man neuerlich, zumal in Italien, regionale genannt hat. Die Gebirgsbewohner wären zum Streit gegen die Interessen der Meeranwohner, diese zur Fehde gegen die Insassen der fetten Ebenen organisirt und gerüstet gewesen. Daß diese Gefahr keine eingebildete war, dies hatte die jüngste Vergangenheit nur allzu deutlich gelehrt. War doch die Usurpation des Pisistratus eben aus derartigen Factionskämpfen hervorgegangen. Er selbst hatte sich an die Spitze des armen, radical gesinnten Bergvolkes gestellt, während oligarchische Bestrebungen im fruchtreichen Flachland ihren Sitz hatten, und das handeltreibende Seevolk den Fahnen des hochadligen, aber bürgerfreundlichen Megakles folgte. So hat denn Kleisthenes sein Reformwerk durch die Ausführung eines Gedankens gekrönt, dessen Genialität man niemals genug bewundern kann. Während er das Territorialprincip an die Stelle des Gentilprincips setzte, raubte er ihm zugleich seinen giftigen Stachel.

Die Gaue oder Demen, deren Bewohner zu einer Phyle verbunden wurden, sollten nicht durchweg örtlich zusammenhängen. Dies wußten wir bisher im Allgemeinen; das System, welches dieser Gruppirung zu Grunde lag, war uns unbekannt geblieben. Das ganze Land — so erfahren wir nunmehr — ward in drei Regionen getheilt: in die hauptstädtische, die Binnen- und die Seeregion. Jede derselben ward in zehn Unterabtheilungen zerlegt, Drittel (Trittyen) genannt, deren es im Ganzen somit dreißig gab und von denen jede wieder eine Anzahl von Gauen in sich begriff. Aus je drei der Trittyen endlich — einer aus jeder der drei Regionen — ward mittelst des Looses je eine der zehn Phylen gebildet. So vereinigte jede derselben, wie Alt- und Neubürger, so auch Angehörige der verschiedenartigsten Landestheile und Interessenkreise. Der einheitliche Staatsgedanke triumphirte endgültig über alles Sonderthum.

Dieser Aufbau eines Staatsganzen aus halb künstlichen Gebilden — aus Bürgerverbänden, die einer geschlossenen Territorial-Basis ermangelten — ist eine der wundervollsten politischen Conceptionen, welche jemals einem Menschengehirn entsprungen sind. Sie vereinigt die Vortheile des Centralismus mit den Vorzügen des Föderalismus. Sie leiht dem „guten Streit" des Hesiod Flügel und lähmt die Kraft seines häßlichen Widerspiels. Sie weckt und stärkt den dem gemeinen Wohl frommenden Wetteifer, während sie dem gemeinverderblichen Zwist buchstäblich den Boden unter den Füßen wegzieht.

Der zum Siege gelangte Unitarismus war mithin keineswegs ein starrer und straffer, das Eigenleben der kleineren Kreise aufzehrender Centralismus. Ganz im Gegentheil. Das Staatswesen war noch reicher gegliedert als vormals, und jedes dieser Glieder war von kräftigem, die praktischen Bedürfnisse nicht minder als die des Gemüthes befriedigendem Leben durchströmt. Die religiöse sowohl als die Interessengemeinschaft schlang ihr einigendes Band um die Angehörigen der großen wie der kleinen Körperschaften. Die gemeinsam genossenen Festfreuden sowohl als der Gesammtbesitz von Heiligthümern, Grundstücken, Bibliotheken u. dgl. m. brachte Phylen- und Demengenossen einander nahe und strahlte jene wohlthuende, den Familiengefühlen verwandte Wärme aus, welche der Grieche auch im Bereich des öffentlichen Lebens nicht zu entbehren vermochte.

Auch als Organen des Gesammtstaats, als Behelfen der politischen Arbeitstheilung fiel den Stämmen die belangreichste Rolle zu. Daß von den Demen — den Unterabtheilungen der Trittyen[1]) — Aehnliches gilt, war uns bisher nicht in vollem Umfang zu wissen vergönnt. Auch hat ein dahin zielendes antikes Zeugniß selbst bei den berufensten Kennern nicht die ihm gebührende Beachtung

[1]) Hat Kleisthenes die Zahl der Demen wirklich auf hundert gebracht, so daß jede Phyle deren zehn besaß? Die viel umstrittene Frage scheint auch jetzt nicht mit Sicherheit lösbar. Bejaht man sie, so erhebt sich die weitere Räthselfrage: Wie war es möglich, jene Hundertzahl dergestalt unter die dreißig Trittyen zu vertheilen, daß der Proceß der Erloosung jeder Phyle mit den drei Trittyen zugleich zehn in diesen belegene Demen zuführen mußte? Ein naheliegendes, die geringste Abweichung von unbedingter Gleichmäßigkeit der Vertheilung in sich schließendes Auskunftsmittel wäre das folgende gewesen: eine der drei Regionen, etwa die am dichtesten bevölkerte, mochte aus vier-demigen, jede der zwei anderen aus drei-demigen Trittyen gebildet sein. Dann umschlossen die dreißig Trittyen 40 + 30 + 30 Demen, und jeder Phyle mußten mittelst der drei ihr zugelooften Trittyen auch 4 + 3 + 3, d. h. zehn Demen zufallen.

und Beleuchtung gefunden. Längst wußte Jeder, der es wissen wollte, daß den Demen noch andere und höhere gesammtstaatliche Aufgaben oblagen, als die bloße Führung der Civilstandsregister und die Controle der Bürgerrollen. Sie erwählten die Gesetzgebungscommissionen, — eine Thatsache, welche in einem Volksbeschluß (dem bei einem Redner erhaltenen sogenannten Decret des Tisamenos) unzweideutig bekundet wird. Wenn die Alterthumsforschung dies übersehen und verkannt hat, so war ihr Sinn vielleicht nicht immer elastisch genug, um sich dem geschmeidigen Geist der Athener anzupassen, der verschiedenen Zwecken die verschiedenartigsten Mittel dienstbar zu machen verstanden hat. Wahlen aus der Gesammtbevölkerung, Wahlen in den Phylen, Wahlen in den Demen, ein Gemenge von Wahl und Erloosung, endlich die reine Erloosung statt der Wahl dort, wo die Verantwortlichkeit keine concentrirte und keine Fachbildung erforderlich war, wo vielmehr Alles darauf ankam, die Massen am Staatsleben energisch zu betheiligen, sie mit Selbstgefühl und Staatsgesinnung zu durchtränken und die Härten einer einseitigen Majoritätsherrschaft zu mildern — dies Alles hat im attischen Staatswesen nicht nur nach einander, sondern auch großentheils neben einander bestanden und ein harmonisches Gesammtergebniß geliefert. Die Demen als Wahlkörper der Gesetzgebungscommissionen aber passen aufs Allerbeste in den Rahmen jener zahlreichen Anstalten, die dazu dienten, den Act der Gesetzgebung mit allen erdenklichen, jede Ueberstürzung und jede parteiische Einseitigkeit verhütenden Vorkehrungen zu umgeben, und die nur in den auf Verfassungsrevision bezüglichen Bestimmungen der nordamerikanischen Einzelstaaten ihres Gleichen finden. Die Demenwahl war das, was wir heutzutage als „scrutin d'arrondissement" im Gegensatz zum „scrutin de liste" bezeichnen. Das Listenscrutinium macht die Minderheit mundtodt. Man denke sich einen extremen Fall: die sämmtlichen Abgeordneten eines ganzen Landes werden mittelst einer Liste erwählt; hier kann es geschehen, daß die eine der zwei um die Herrschaft ringenden Parteien die Hälfte der Bürger in sich begreift und dennoch ganz und gar unvertreten bleibt. Dieser äußerste Fall konnte in einem antiken Freistaat noch überboten werden. Denn die eine der beiden Parteien mochte auf dem Marktplatze der Hauptstadt zufällig in stärkerer Zahl erscheinen als die andere; und da die besitzlosen, beweglicheren und radicaler gesinnten Bevölkerungselemente allezeit die Tendenz besitzen, in den großen Städten zusammenzuströmen, so begreift man leicht, von welcher Art die Gefahr war, der es vorzubeugen galt. So erfahren wir denn nunmehr, nicht ohne freudige Ueberraschung, daß jener Schutz der Minderheit und, wie wir hinzufügen dürfen, vorzugsweise der staatserhaltenden Minderheit ein weit ausgedehnterer war, als man bisher ahnen konnte. Die Archonten wurden bald nach der Reform des Kleisthenes aus Candidaten erlost, welche die Demen nominirt hatten. Und daß die Demen in jener Epoche die Wahlkörper auch für zahlreiche andere Beamten gebildet haben, dies versichert uns Aristoteles ausdrücklich; die alte Gepflogenheit klingt in dem nie erloschenen Brauche nach, mindestens die Rathsherren in den Gauen zu erloosen. Freilich kommt anläßlich der letzteren Meldung auch die Kehrseite der Einrichtung zum Vorschein, die übergroße Stärke localer Einflüsse nämlich, vor Allem die größere Leichtigkeit, mit welcher in kleinen Wahlbezirken Bestechung geübt wird.

Derartige Uebelstände haben, wie unser Gewährsmann erwähnt, die Bezirkswahl mehr und mehr zurückgedrängt und die Bedeutung der Demen, unter welchen es ja auch „faule Burgflecken" wie jenes nur dreißig Wähler umfassende Myrrhinus gab, zu Gunsten der Hauptstadt abgeschwächt.

Zu den von Kleisthenes geschaffenen Institutionen gehört das vielberufene Scherbengericht, der Ostracismus. Die Zeit ist vorüber, in welcher Declamationen über die Undankbarkeit des athenischen Volkes im Schwange waren, die ihre Nahrung vornehmlich aus dem Zerrbild zogen, welches das spätere Alterthum eben von dieser Einrichtung entworfen hat. Ihr Wesen ist hauptsächlich von Grote klargelegt worden. Es war ein Sicherheitsventil, welches den hochgespannten Dämpfen der Parteileidenschaft einen Ausweg eröffnete; der Nothbehelf eines Zeitalters, in welchem die Staatsmacht noch nicht auf hinreichend festen Grundlagen ruhte, um der gelegentlichen Anwendung einer Ausnahmsmaßregel entrathen zu können, die man sehr treffend mit der Ausweisung monarchischer Prätendenten verglichen hat. Nur ein greller Fall widersprach dem glaubhaften Gesammtbild, welches wir endlich von dieser Institution gewonnen haben: die angebliche, von Plutarch berichtete Ostracisirung des gelehrten Musikers Damon, eines Zeitgenossen und Freundes des Perikles. Aber freilich, „mir soll Alles recht sein, wenn man Plutarch nur nicht für einen Geschichtschreiber ausgibt". Dieses Wort Wilhelm v. Humboldt's, an welches man bei dem Vergleich der aristotelischen mit den plutarchischen Angaben so häufig gemahnt wird, man thut wohl daran, seiner auch hier nicht zu vergessen. Der Stagirit erwähnt jenen Vorfall nicht; das würde an sich nicht viel beweisen. Wohl aber erzählt er uns, daß ein anderer Freund des Perikles, der ein wirklicher, thätiger Politiker war, ein Gaugenosse des Damon und ein Namensverwandter desselben, vom Ostracismus betroffen wurde. Damon, der Sohn des Damonides aus dem Demos Oie, und Damonides (Sohn des Damon?), gleichfalls aus dem Demos Oie, — wie sollte der liebenswürdige und vielbelesene Moralist von Chäronea, dem nur alles Andere wichtiger war, als die scharfe, objective Auffassung des Thatsächlichen, den sich darbietenden Anlaß nicht benutzt und die Bedein nicht mit einander verwechselt haben? Man kennt auch die Erzählung von der Nemesis, welche angeblich den Kleisthenes ereilt hat. Er soll sich in seiner eigenen Schlinge gefangen haben und das erste Opfer des Scherbengerichtes geworden sein. Dies klang so schön, so erbaulich, wie dazu geschaffen, das alte Wort von jenem, der Anderen eine Grube gräbt, aufs Beste zu beleuchten. Wie schade, daß von dem „fabula docet" nichts übrig bleibt als eben die Fabel, als welche das Geschichtchen Aelian's sich jetzt entpuppt hat!

Kleisthenes war der Begründer der athenischen Demokratie. Er hat allerdings nicht sowohl den Kreis der Volksrechte erweitert, als vielmehr die Masse des Volkes selbst vergrößert, das an jenen Rechten theilnahm. Auf der von ihm erschlossenen Bahn ist der Demos fortgeschritten, aber weit langsameren, weit besonneren, weit gemesseneren Schrittes, als man bislang zu glauben pflegte. Wieder war es Plutarch, der auch hier die Geschichte zwar keineswegs absichtlich entstellt, aber durch Sorglosigkeit und Streben nach Effect aufs Gründlichste geschädigt hat. Jener Theaterstreich des Aristides, der nach den Siegen von Salamis und

Platää mit einem Schlage das allgemeine passive Wahlrecht eingeführt haben sollte, erweist sich als ein Trugbild. Der „gerechte" Volksfreund kann, wenn anders jener Bericht ein Körnchen Wahrheit enthält, den Zugang zu den höchsten Staatsämtern den Mitgliedern der zweiten Schatzungsclasse eröffnet haben. Die der dritten sind jedenfalls erst zwanzig Jahre später zum Archontat zugelassen worden. Den „Theten" oder Proletariern aber scheint der Zutritt zu jenen Aemtern gar niemals ausdrücklich gewährt worden zu sein. Die einschlägigen Gesetzesbestimmungen wurden vielmehr nur durch stillschweigende Nichtbeachtung außer Kraft gesetzt. Aehnliches geschah auch auf anderen Gebieten. Wir beginnen die Berechtigung jenes beißenden Ausspruchs zu begreifen, der eben unserem Philosophen in den Mund gelegt wird: „Die Athener haben zwei gar schöne Dinge erfunden, den Weizenbau und treffliche Gesetze; der Unterschied ist nur dieser: von dem Weizen machen sie Gebrauch, nicht aber von den Gesetzen".

IV.

Allein nicht nur der Abfall von der zähen Gesetzestreue der Altvorderen ist es, den Aristoteles an seinen athenischen Zeitgenossen tadelt. Er ist der Massenherrschaft überhaupt nicht hold. Den in den erlesensten Gesellschaftskreisen Heimischen stößt der heftige Ton und die polternde Manier zurück, welche Gevatter Gerber und Lampenmacher (ein Kleon und ein Hyperbolos) auf der Rednerbühne eingebürgert hatten. Zu tieferem Widerspruch reizt ihn die kurzsichtige Politik, welche das Gedeihen der Zukunft dem Vortheil des Augenblickes opfert. Dies ist ganz eigentlich der Punkt, an welchem er mit den Demagogen handgemein wird. Eine übermäßige Belastung und Ausbeutung der Reichen zu Gunsten der Armen hingegen wirft er ihnen weder hier noch anderwärts vor. Er mißbilligt allerdings das Theater- oder Schaugeld, welches übrigens nicht schon (wie bisher allgemein angenommen ward) von Perikles, sondern erst von dem Lyra-Verfertiger Kleophon gegen die Neige des fünften Jahrhunderts, und auch da nicht dauernd, eingeführt wurde. Aber er thut dies, nicht weil diese Spenden den Armen zu viel, sondern weil sie ihnen zu wenig bieten. Hierin ist er ganz und gar eines Sinnes mit Demosthenes. Wie der Redner das Schaugeld eine schwächliche Krankenkost nennt, zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben, so vergleicht der Verfasser der „Politik" dasselbe, weil es die Begehrlichkeit stets wecke und niemals befriedige, mit dem durchlöcherten Danaidenfaß. Beide wollen, daß den Dürftigen dauernder und ausreichender Beistand gewährt werde, und Aristoteles fügt bedeutsam genug hinzu, daß dies im Interesse auch der Wohlhabenden gelegen sei. Auch ist es thatsächlich nicht wahr, daß die Besteuerung zu Athen eine übermäßige, den Sparsinn und den Erwerbstrieb lähmende Höhe erreicht hat. Bei aller Unzufriedenheit mit der Herrschaft der Demagogen erkennt der Stagirit den unverwüstlich guten Kern des edelgearteten Volkes an, welches sich zwar oft genug täuschen und verführen lasse, bald aber aus seinem Taumel erwache und seine Verführer zu strafen wisse. In warmherzigen, wahrhaft goldenen Worten, welche die Pulse eines Grote und eines Niebuhr hätten höher pochen machen, rühmt der persönliche Freund macedonischer Gewalthaber die „gewohnte Milde" des athenischen Volkes. Und geradezu überschwänglich klingt das Lob, welches er dem Hoch-

sinn und dem staatsmännischen Weitblick des Demos dort ertheilt, wo er sein Verhalten nach dem Abschlusse des Bürgerkrieges preist. Nicht nur die Amnestie sei mit unverbrüchlicher Treue ausgeführt, das Angeberthum mit rücksichtsloser Strenge niedergehalten worden; das Volk sei auch über die beim Friedensschluß ihm auferlegten Verpflichtungen weit hinausgegangen, indem es sogar die Schuld, welche die besiegte oligarchische Faction beim spartanischen Staat aufgenommen hatte, auf sich nahm, sie schleunig abzahlte und dadurch — so können wir hinzufügen — den Bann der Abhängigkeit brach, welcher sonst die Oligarchen an das Ausland gefesselt und gehindert hätte, gute Patrioten zu werden.

Diese Anerkennung ehrt das Volk, das sie empfängt, vielleicht nicht mehr als den Mann, der sie ihm spendet. Denn nur der lauterste Wahrheitssinn hat sie ihm abgerungen. Seine Herzensneigung gehört aristokratischen Staatsmännern und Regierungsformen. Und wie sollte sie nicht? Der Philosoph von Stagira war auch in politischen Dingen ein durch und durch unabhängiger, von keinem Hauch des Servilismus berührter Denker. Aber er war überdies ein vornehmer Weltmann. Um seine Wiege hatte Hofluft geweht. Sein Vater stand als Leibarzt und vertrauter Rathgeber einem König nahe. Er selbst war Prinzenerzieher, der Gemahl einer fürstlichen Frau, der Pflege- und präsumptive Schwiegervater eines der höchststehenden Officiere Alexander's. Wie innig die Freundschaft war, die ihn mit dem Reichsverweser Antipater verband, dies lehren einige uns erhaltene Aeußerungen desselben, die Trümmer der Correspondenz und das Testament des Aristoteles, welches Antipater mit weitgehender discretionärer Gewalt zu vollstrecken hatte. Was Wunder, daß die Mitglieder der socialen Schicht, zu der er selbst gehörte, seiner Neigung und seinem Verständniß ungleich näher standen als die Männer des Schurzfells und des Arbeitskittels. Unter den „anständigen Leuten" versteht er vorzugsweise, wenn auch nicht ausschließlich, die Angehörigen unserer sogenannten „besseren Classen". Man wird in Hinkunft hoffentlich nicht mehr darüber streiten, ob dieser Ausdruck in der „Politik" die „Tugendhaften" oder die „Gebildeten" bezeichne. So schießt aus dem neuen Buche manch ein Strahl sonnigwarmen Lebens auch auf die Schemen des systematischen Werkes. Er hat seine Umgangsformen und „gute Abkunft" wahrscheinlich höher geschätzt, als sie es verdienen. Auch verzeiht er einem persönlich ehrenwerthen Edelmann, wie Nikias es war, manchen verhängnißvollen Mißgriff, den er einem grobkörnigen Kleon kaum vergeben hätte. Andere mögen ihm darum gram sein; uns macht die menschliche Schwäche den Geistesriesen nur um so liebenswerther, während der Sieg, den er gelegentlich über sie davonträgt, unsere Verehrung steigert. Seiner Abneigung gegen die Demokratie entspricht die knappe Kürze, die kühle Zurückhaltung, mit welcher der Hauptförderer derselben, Perikles, besprochen wird. Die auffallende Ausführlichkeit, mit welcher die Bewegung des Jahres 411 dargestellt und die damaligen auf die Eindämmung der Volksmacht gerichteten, niemals zur Verwirklichung gelangten Verfassungsentwürfe erörtert werden, gestattet eine ähnliche Erklärung. Sind doch derartige Pläne ohne Zweifel eben in der Umgebung des Aristoteles vielfach ventilirt, und ist ihre Ausführung bald nach seinem Tode von Antipater versucht worden, der hierin der Vollstrecker auch seines politischen Testamentes war. Am überraschendsten wirkt

die entschiedene Parteinahme des großen Realisten für Theramenes, den proteusartigen Gegner der Volksherrschaft, den der Volkswitz „Kothornos" zubenannte, nach einer Fußbekleidung, die gleich gut auf beide Füße paßte, und von dem die Komiker scherzten, daß er, so oft er auch stürze, immer weich gebettet sei oder, wie wir sagen würden, stets auf die Butterseite falle. Er vertheidigt ihn in ganz ähnlicher Weise, wie Talleyrand in seinen Memoiren sich selbst vertheidigt. Es stehe mit ihm nicht so, wie die Oberflächlichkeit behauptet. Er habe nicht alle Regierungen der Reihe nach gestürzt, sondern sich vielmehr bemüht, dem Vaterland unter allen Regierungsformen zu dienen, was die Sache eines guten Bürgers sei; nur den Ausschreitungen einer jeden sei er mannhaft entgegengetreten, und sobald sie entartet war, sei er ihr feind geworden.

Daß Kritias und Alkibiades von dem Verfasser der athenischen Verfassungsgeschichte niemals genannt werden, darf uns füglich Wunder nehmen. Er *will* (so scheint es) die zwei genialen Männer, die er anderswo neben Heroen der Vorzeit nennt, nicht tadeln, und er *kann* ihre verderbliche politische Wirksamkeit nicht loben. Auch mag bei Kritias eine persönliche Rücksicht auf den Großonkel seines verehrten Meisters Plato und bei beiden eine solche auf die Ueberlieferungen der sokratischen Schule mit im Spiele sein. Waren doch kaum zwei Jahrzehnte verflossen, seitdem der Redner Aeschines den Athenern zugerufen hatte: „Ihr habt Sokrates, den Sophisten, getödtet, weil er den Kritias erzogen hat."

Doch wir müssen schließen. Ein Jahrzehnt wird nicht ausreichen, um aus dem neuentdeckten Erzgang den vollen in ihm geborgenen Gewinn zu ziehen. Von aller Bereicherung und Berichtigung unseres Wissens abgesehen, wird der Alterthumswissenschaft noch eine zwiefache Förderung zu Theil. Es tönt ihr aus diesen vergilbten Blättern zugleich ein ermunternder Zuruf entgegen und eine Mahnung zur Bescheidenheit. Neuen Muth mag sie aus der Wahrnehmung schöpfen, daß es der ausdauernden Forschung gelungen war, aus versprengten und oft zerrütteten Notizen so viele Einsichten zu gewinnen, welche nunmehr ihre volle Bestätigung gefunden haben. Zur Bescheidung aber mahnt die Richtigstellung zahlreicher Irrthümer, die bislang unter uns keine Anfechtung erfahren hatten. Kein Forscher ist so hoch gefürstet, daß seine Fehlbarkeit nicht gar oft in greller Weise zu Tage träte. Gar manch ein zuversichtlich ausgesprochenes „dies ist unwahrscheinlich", „jenes ist unmöglich" oder „undenkbar" wird hier von der Wucht eines keinen Widerspruch duldenden Zeugnisses zermalmt.

Vor Allem aber ist es die Persönlichkeit des Stagiriten, die uns hier, wie nie zuvor, menschlich nahe tritt. Längst freilich ist er uns nicht mehr der Uebermensch, der „maestro di color che sanno", welchem Dante im Vorraum seiner Hölle begegnet war. Seitdem sind sechs Jahrhunderte ins Land gegangen. Aus der Vorhölle des Dichters ist der Philosoph in das Fegefeuer der Kritik gerathen. Manch' ein Blatt ward aus seinem Ruhmeskranz gepflückt. Seine schlechte Physik, seine durch unzeitiges Einmengen des Zweckbegriffes verdorbene Physiologie, seine mit uralterthümlich-fetischistischen Elementen (den Sterngöttern) versetzte Theologie, seine maßlose Ueberschätzung der eigenen Nation und die darauf gegründete Rechtfertigung der Sklaverei — sie finden keinen Fürsprecher mehr. Auch legen die einsichtsvollsten Aristoteliker der Gegenwart den Hauptton nicht

auf die obersten Principien der Lehre, sondern auf das, was Baco die „mittleren Grundsätze" genannt hat. Allein der Ruhm des Aristoteles kann manche Einbuße ertragen. Bleibt er doch der Spender unerschöpflicher Gedankenschätze, der Beherrscher einer unübersehbaren Wissensfülle, der Begründer mehr als eines Kenntnißzweiges — vor Allem der Heerführer, vor dessen unsichtbarem Marschallsstabe die Scharen der Thatsachen auf allen Gebieten der Natur und des Geisteslebens sich wie von selber reihen, ordnen und gliedern. So darf er denn auch uns nach Allem, was wir füglich in Abzug bringen können, als ein nahezu unerreichter Meister des Denkens und des Forschens gelten; und nunmehr, nachdem wir auch den eifrigen und freimüthigen Politiker, den zugleich formgewandten und völlig anspruchslosen Schriftsteller, den ebenso gerechten als schonenden Beurtheiler von Gegnern und Vorgängern kennen gelernt haben, dürfen wir getrost hinzufügen: er war auch ein ganzer Mann und ein vollendeter Gentleman.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition.

Die deutsche Emin-Pascha-Expedition von Dr. Carl Peters. Mit 32 Vollbildern und 66 Textabbildungen von Rudolf Hellgrewe in Berlin, dem Porträt des Verfassers nach Franz von Lenbach und einer Karte in Farbendruck. München und Leipzig, R. Oldenbourg. 1891.

Endlich liegt uns, von der Hand des Führers der deutschen Emin-Pascha-Expedition, die Erzählung vom Verlauf derselben vor, der uns in den Tagesblättern schon früher theilweise dargestellt wurde. Ein Gefühl regster Theilnahme beschleicht den Leser, nachdem er nur wenig in die Lektüre sich vertieft hat. Das erste, recht kurze Capitel gibt eine Darstellung der Entstehungsgeschichte der Expedition, welche dem nicht eingeweihten Leser deren Hauptmomente in knapper, bündiger Form zur Kenntniß bringt.

Im zweiten Capitel befinden wir uns schon inmitten der Expeditionsschwierigkeiten, und hier können wir dem Expeditionschef unsere Anerkennung nicht versagen. Hindernisse stellen sich ihm in den Weg, denen ein gewöhnlicher Mensch unterlegen wäre, und bewundernd stehen wir vor dieser Kraft des Willens, vor dieser Urtheils- und Combinationsfähigkeit, sowie vor der entschlossenen Handlungsweise, durch welche allein es möglich wurde, die Expedition nicht etwa durchzuführen, sondern überhaupt nur zu beginnen.

Von den gewöhnlichen Plackereien, welche jeder Reisende bei der Anwerbung seiner Träger durchzumachen hat, erwähnt der Verfasser nichts, — sie sind eben selbstverständlich. Weit unangenehmer, folgenschwerer und kränkender sind die Hindernisse, welche der Expedition seitens der Europäer, hier der Engländer, entgegengestellt werden. Dr. Peters entsendet Herrn Lieutenant von Tiedemann nach Aden, um zu veranlassen, daß hundert daselbst angeworbene Somalis sofort nach Lamu an der Ostküste Afrika's übergeführt würden; im Sultanat Witu beabsichtigte er seine Expedition zu organisiren. Hier wird ihm der erste Streich gespielt. Auf dem Dampfer, welchen er zugleich mit Major von Wissmann benutzt, erhält er von diesem die Mittheilung, daß die Somalis in Bagamojo gelandet seien. Die „British-India"-Dampferlinie hat, wie sich herausstellt, zwar Billets für die Somalis und deren Führer auf Lamu ausgestellt, deren Landung daselbst aber verweigert, wodurch sich der Führer gezwungen sah, die Leute nach Zanzibar und von da nach Bagamojo zu führen. Bei Beginn der Expedition sieht sich deren Chef daher genöthigt, gegen die genannte Compagnie eine Klage auf Schadenersatz anzustrengen.

Der Expeditionschef wünscht sich die Lage in Lamu selbst anzusehen und nimmt zu diesem Zweck dahin Billets von Zanzibar, wo er inzwischen angelangt ist. Bereitwilligst werden ihm die Billets ertheilt, indessen auf halbem Wege wiederholt sich derselbe frühere „Trick", und man erklärt ihm, daß, falls er beabsichtige, in Lamu an Land zu gehen, man das Schiff diesen Hafen nicht anlaufen lassen würde. Der Verfasser versucht an einigen außerhalb des englischen Einflusses gelegenen Orten der Somaliküste zu landen, findet aber, daß die feindselige Haltung der Eingeborenen dies unmöglich macht.

Zu den Widerwärtigkeiten, welche Engländer ihm bereiten und der feindlichen Haltung, welche die Somalis seiner Landung entgegensetzen, gesellt sich Unglück. Sämmtliche Jagdwaffen der Expedition sind nach Zanzibar versendet worden, und werden daselbst von dem Admiral Freemantle, dem Chef des englischen Blockadegeschwaders, als Contrebande beschlagnahmt.

Aber noch sind die Kriegswaffen in Aden, und Dr. Peters telegraphirt dorthin, um zu veranlassen, daß dieselben mit einem der Wissmann'schen Dampfer ihm zugesandt würden, oder daß auf alle Fälle deren Sendung durch die „British-India"-Linie zu verhindern sei. Abermals Unglück! Der eine Wissmann'sche Dampfer hat schon volle Ladung, und bevor der andere herankommt, werden die Waffen dennoch auf dem englischen Dampfer eingeschifft. Sie fallen natürlich dem Admiral Freemantle in die Hände.

Die Expedition ist nun waffenlos. Von einer eigentlichen Expedition ist indessen noch keine Rede; sie besteht vor der Hand nur aus den europäischen Herren und den in Bagamojo gelandeten Somalis. Der Leiter will nun unverzüglich daran gehen, in Zanzibar Träger anzuwerben, wie alle andern Expeditionen dies thun. Da erklärt der Sultan, wahrscheinlich von englischer Seite beeinflußt, daß er jedem mit dieser Karawane ziehenden Träger den Kopf abschlagen lassen würde. Jede andere Expedition hätte sich nunmehr als gescheitert betrachten können; nicht so diese unter ihrem energischen Führer, dem selbst in so peinlicher Lage seine Hülfsquellen nicht versagen. Er chartert alsbald in Bombay einen Dampfer, um sich unabhängig von den englischen Passagierschiffen bewegen zu können. Da hierdurch seine Mittel erheblich verringert werden, entläßt er einen großen Theil seiner Somalis und schneidet seine ganze Expedition auf ein viel geringeres Maß zu. Mittelst des Dampfers „Neera" wird es dem Dr. Peters möglich, seine Träger nunmehr an einem beliebigen Orte der Küste zu engagiren. Seine Lage besserte sich auch insofern wieder, als Major von Wissmann ihm eine Anzahl von Gewehren zur Disposition stellte.

Den noch verbleibenden Somalis schließen sich durch Hülfe der französischen Mission noch sechzig Träger an, und die Expedition wäre im Stande gewesen, aufzubrechen; allein von dem Vertreter des Admirals, sowie später von diesem selbst wird dem Chef eröffnet, daß man ihm nicht gestatten werde, irgend einen innerhalb der Blockadelinie liegenden Hafen anzulaufen.

Diesen ewigen unerträglichen Hemmnissen setzt Dr. Peters seine ganze Willenskraft und Entschlossenheit entgegen, und er führt ein Manöver aus, welches man als eine hervorragende Leistung bezeichnen muß. Sie spannt die Erwartungen auf die nachfolgenden Handlungen um so höher. Er dupirt die Blockadeschiffe vollständig, indem er vorgibt, nach dem Süden fahren zu wollen,

um in Moçambique oder Delagoa-Bay Träger anzuwerben. Kaum aber in den offenen Ocean gelangt, heißt er den Capitän, welchem er seinen Plan vorher nicht mitgetheilt hatte, den Curs umzulegen, und steuert auf die nördlich der Blockadelinie gelegene, aber sehr schwer zugängliche Kwyhoo-Bucht los.

Indessen ist die Zornesschale des Schicksals noch nicht ganz geleert. Wieder wird die Unerschrockenheit und Ausdauer des Führers auf die Probe gestellt. Sehr schlechtes Wetter setzt ein, bei dem Schaukeln des Schiffes fällt eine Petroleumlampe um und explodirt in der Nähe des Pulvervorrathes. Glücklicherweise entsteht kein Schaden, der Schreck ist überwunden und scheint ausgeglichen werden zu sollen, denn man erblickt die Bucht, das Ziel der Fahrt.

„Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten;" starker Strom hat die „Neera" nach Norden versetzt, und was man erblickt, stellt sich als ein ganz anderer Ort heraus als der erwartete. Es wird Kehrt gemacht und von Neuem auf die Kwyhoo-Bucht zugedampft. Das schlechte Wetter verhindert genaues Orientiren, und als nun endlich die Sonne durchblickt, gewahrt man, daß man wieder an demselben Orte ist, wie am vorigen Tage; abermals hat starke Strömung das Schiff versetzt.

Nun tritt Wassermangel ein. Durch Segel ꝛc. wird der reichlich fallende Regen aufgefangen. Der Capitän verliert den Muth; allein nochmals wird die Einfahrt in die ersehnte Bucht versucht, nur um zu entdecken, daß man sich zum dritten Male an derselben Stelle, in der Nähe der Dundas-Inseln, befindet.

Wir können uns völlig in die Lage des Expeditionschefs versetzen. Durch Widerwärtigkeiten unangenehmster Art aufgerieben, durch Wassermangel gedrückt, durch die Muthlosigkeit des Capitäns verstimmt, selbst nicht mit der Führung eines Schiffes vertraut, konnte ein Gefühl unermeßlicher Verantwortung und gänzlicher Rathlosigkeit ihn beschlichen haben. Er zeigt sich aber auch wieder in diesem mißlichen Augenblick der Situation gewachsen, und wir können seiner Handlungsweise in dieser schwierigen Lage unsere aufrichtige Bewunderung nicht versagen. Er ertheilt dem Capitän schriftlichen Befehl, unausgesetzt auf Kwyhoo-Bucht zu kreuzen, da er sonst seine Arbeitsgeber für die Summe von 20000 £ haftbar machen würde. Noch ein Mal hat man gegen die Strömung anzukämpfen, endlich aber bezwingt der Wille des Beharrlichen das Schicksal, und die „Neera" geht gegen elf Uhr Vormittags in der Kwyhoo-Bucht vor Anker.

Obwohl gänzlich erschöpft, begibt sich Dr. Peters doch sogleich an Land, um Dhows zur Landung des Cargos zu engagiren. Der Umstand, daß die „Neera" unter englischer Flagge segelt, wird geschickt benutzt, indem man sich bei der den Engländern geneigten Bevölkerung für Engländer ausgibt. Ohne Mühe erhält man die gewünschten Fahrzeuge und die Ausladung beginnt. Rasch und energisch wird dieselbe durchgeführt, und in drei Dhows begibt sich die ganze Expedition zur Küste.

Indessen haben die Eigenthümer der Dhow Wind bekommen, daß doch irgend etwas nicht ganz in Ordnung sein müsse, und die Dhowführer weigern sich plötzlich, weiter zu fahren, bevor sie nicht noch einmal vor dem Wali ihres Ortes erschienen seien. Kurz und bündig werden sie ins Wasser geworfen, und die Fahrzeuge befinden sich nunmehr gänzlich in der Gewalt des Expeditionsführers. Diesen Umstand machte Letzterer sich zu Nutze, indem er, anstatt an der nächsten

Stelle der Küste zu landen, sich an einen im Sultanat Witu gelegenen Ort begibt, wo etwaige Gewaltthaten der Engländer weniger zu befürchten waren. — Die „Neera", kaum nach Lamu zurückgesandt, wird sofort von den Engländern, die sich inzwischen in drei Schiffen hierher begeben haben, mit Beschlag belegt, obwohl ihr das Einlaufen in Lamu gestattet sein sollte, wenn weder Kriegswaffen noch Dr. Peters sich an Bord befänden. — Daß Letzterer schon das Festland betreten hat, verursacht dem Admiral Freemantle einen betrüblichen Zornanfall, welcher humoristisch geschildert wird. Die „Neera" wurde bekanntlich confiscirt und erst durch einen langen Proceß wieder gewonnen.

Nach Ueberwindung dieser Schwierigkeiten, die der Leser unwillkürlich alle mit erlebt, athmet man auf und hofft, die Sache werde nun besser vorwärts gehen; allein Dr. Peters sollte Gelegenheit erhalten, zu beweisen, daß er auch noch Mißständen anderer Art gewachsen sei. Zunächst stellt es sich als außerordentlich schwer heraus, im Sultanat Witu Träger zu erhalten. Nur eine geringe Zahl wird angeworben, dagegen die Disciplinirung der vorhandenen energisch durchgeführt. Da sich erheblich mehr Lasten als Träger vorfinden, so sieht der Reisende sich genöthigt, seine Karawane in zwei Theile zu ordnen, deren einer der Führung des Capitänlieutenant Rust anvertraut wird. Diese Colonne sollte der vom Chef geführten in einiger Zeit nachfolgen, ging aber nach kurzer Reise Tana-aufwärts ruhmlos zu Grunde.

Mit einer geringen Anzahl Träger bricht Dr. Peters endlich auf, doch immer noch verfolgt ihn das Mißgeschick. In Engatana, wo er Vorräthe zu finden hofft, ist Hungersnoth; selbst bei bestem Willen können die Eingebornen keine Nahrungsmittel liefern, diese müssen von fern herbeigeschafft werden. Zu diesem Mißgeschick gesellt sich der Umstand, daß nur unter den größten Anstrengungen die wilde Natur überwunden werden kann. Durch dicht verworrenes Gestrüpp muß mit Axt und Messer der Weg gebahnt werden. Im Sumpfe sitzen die Kameele fest und mit Hebebäumen müssen sie herausgezogen werden. Obwohl Dr. Peters gehofft hat, im Sultanat Witu einen Stützpunkt für seine Operationen zu finden, sieht er sich hierin doch getäuscht. Die Leute sind verlogen und wissen nichts über ihr eigenes Land. Selbst auf dem oft begangenen Pfade verlieren sie sich, und die Expedition geräth in die Irre. Ueber das Land äußert sich der Reisende nicht sehr anerkennend; es macht auf ihn „einen pauvren Eindruck". In Witu empfängt er eine Anzahl Somalis, welche ihm versprechen, sich ihm gegenüber freundschaftlich zu verhalten. Der Plan, sich mit ihnen zu verbinden, welchen Peters als seine eventuelle Absicht entwickelt, zeigt wieder die kühne, fast romantische Entschlossenheit, die ihn charakterisirt. In Engatana, welches nach einem anstrengenden Marsch erreicht wird, sieht sich die Expedition gezwungen, eine Zeit lang liegen zu bleiben, da erst auf Booten Getreide herbeigeschafft werden muß. Während dessen entlaufen nach und nach die Träger; die englische Expedition unter Mr. Smith marschirt auf der anderen Seite des Flusses vorüber, was auch nicht gerade dazu beiträgt, die Stimmung des deutschen Führers zu erhöhen. Am schlimmsten aber ist, daß Dr. Peters erkrankt, wodurch sein Körper geschwächt und seine starke Willenskraft beeinträchtigt wird. Das schreckliche Regenwetter bedrückt außerdem sein Gemüth, und er gibt in einigen Privatbriefen nach Europa diesen Stimmungen Ausdruck.

Der Expedition durch all' die Leiden ihres ersten Marsches zu folgen, würde zu weit führen. In der Art, wie wir sie schilderten, dauern sie eine lange Zeit fort, und man kann sagen, daß sie ihren Abschluß erst erreichten, als die Expedition in die Episode der Kämpfe eintrat. Jedenfalls gewinnen wir die Ueberzeugung, daß nur ein eiserner Wille fähig war, dieser endlosen Schwierigkeiten Herr zu werden. Sie werden überwunden, aber nur um anderen Uebeln, diesmal allerdings sehr scharf definirter Natur, nämlich andauernden Kämpfen, Platz zu machen. Der erste Kampf wird uns im fünften Capitel geschildert.

In Oda-Boro-Ruwa am oberen Tana weilte die Expedition einige Zeit, um von den erlittenen Strapazen ein wenig zu ruhen. Auch ist der Chef bemüht, den von der Karawane Pigott herrührenden englischen Einfluß in der Gegend zu verwischen, und den deutschen an dessen Stelle zu setzen. Zu diesem Zwecke schließt Dr. Peters mit den Gallas einen Vertrag, durch welchen er sich zum alleinigen Herrn derselben proclamiren, sich Handelsmonopole und Ausbeutungen von Edel- und anderen Metallen abtreten läßt, kurz sich zum Herrscher einsetzt. Er stellt das Versprechen in Aussicht, dem Gallavolke die Freundschaft Sr. Majestät des deutschen Kaisers zu erwerben, betont jedoch, daß seine neue Herrschergewalt von keiner Ratification irgend einer europäischen Macht abhängig sei.

Der Vertrag wird besiegelt, und Dr. Peters begibt sich zur Ruhe in sein Zelt. Die Ruhe sollte nicht von langer Dauer sein. Zwei Sclaven erscheinen am anderen Ufer des Flusses und rufen herüber, daß die Gallas beabsichtigen, die Expedition in der Nacht anzugreifen. In Folge dieser Nachricht begibt sich der Chef auf das andere Flußufer, marschirt eine halbe Stunde weit und greift die zur Berathung versammelten Gallas an. So tollkühn uns dies Unternehmen erscheinen mag, so glücklich endet es. Zwar werfen die Leute Lanzen nach Dr. Peters, ritzen ihn auch ein wenig, allein er bleibt Sieger und treibt eine Anzahl Weiber als Kriegsgefangene in sein Lager. Den Sieg nutzt er aus, indem er sich die im Tana liegenden Inseln als Eigenthum verschreiben läßt. Außerdem sollen die Gallas das von der Expedition errichtete v. d. Heydt-Haus unterhalten. An die so benannte Station knüpfte ihr Erbauer die Hoffnung, daß sie den Handel des Landes beleben und an sich ziehen würde; allein die Hoffnung ist hier ebenso wenig in Erfüllung gegangen, wie später an anderen Stellen. Vielleicht ist der Grund hierfür in dem Umstande zu suchen, daß die Expedition verhindert war, in dieser Richtung eine grundlegende Thätigkeit zu entfalten.

Nach kurzer Rast in Oda-Boro-Ruwa zieht die Karawane nun den Tana hinauf, durch dichtes Gestrüpp sich den Weg bahnend, oder auf dürrer Steppe unter erbarmungsloser Sonnengluth leidend. Die Gegend ist reich an Wild, und Löwen werden angetroffen. Hunger drückt, doch ist für das Nöthigste gesorgt, indem Boote der Eingebornen mit Getreide die Karawane auf dem Flusse begleiten. In Hameje finden sich indessen reichlichere Vorräthe, und die Stimmung der Expedition wird gehoben durch den Anblick der nun bereits am fernen westlichen Horizont auftauchenden hohen Bergzüge.

Hier versucht Dr. Peters sich zum ersten Mal auf dem Gebiete geographischer Forschung. Dies ist vielleicht der geeignete Augenblick, die ganzen wissen-

schaftlichen Resultate der Expedition einer Betrachtung zu unterziehen, um später wieder auf die Vorgänge während der Reise zurückkommen zu können.

Dr. Peters sucht die Mündung eines Flusses, des Kiloluma, zu entdecken, was ihm jedoch nicht gelingt. Es ist uns unbekannt, welche Karte Dr. Peters benutzte; in einem Schreiben aus Oda-Boru-Ruwa erklärt er, die von Ravenstein mit sich zu haben. War es diese, so kann es uns nicht wundern, daß der Reisende den Kiloluma nicht findet, da er ihn, wie er uns S. 149 erzählt, bei Hameje, also zwischen dem 38. und 39. Grad östlicher Länge von Gr. sucht. Ravenstein nämlich trägt die Mündung des Flusses erst zwischen dem 37. und 38. Grad ein.

Benutzte Dr. Peters die Kiepert'sche Karte, so ist auch dieser gegenüber der Irrthum augenfällig. Kiepert läßt viel weiter östlich einen Fluß in den Tana münden, doch ist dies der nur hypothetisch eingetragene Gasi-Narok, welchen Ravenstein in den vom Grafen Teleki entdeckten, nördlich gelegenen Rudolph-See fließen läßt. Der Gasi-Narok fließt nördlich um den Kenia herum und wurde an seinem Ursprung auch von der Expedition überschritten. Hier also, wo der Fluß gesucht wurde, war ein solcher nicht zu finden, oder das kleine Stückchen, welches auf der Kiepert'schen Karte als bekannt angegeben, ist wirklich, wie Dr. Peters annimmt, eine Flußgabelung. Noch ist indessen eine andere Erklärung möglich, und zwar die, daß der Verfasser in dem dichten Inselgewirr, welches nach seiner Aussage hier den Fluß bedeckt, die in Frage stehende Einmündung in den Tana übersehen hat. Nun findet sich aber auf der das Werk begleitenden Karte in der Gegend, in welcher Ravenstein seinen Kiloluma münden läßt, ein recht erheblicher, vom Kenia herunterkommender Nebenfluß. Zwar wird er im Text durchaus nicht erwähnt; doch kann man bis auf Weiteres annehmen, daß dieser Fluß der von dem Forscher nur an falscher Stelle gesuchte und daher nicht gefundene Kiloluma sei. Hierbei ist es in der That gleichgültig, ob Kiloluma der Name eines Flusses ist, oder in der Landessprache Wasserfall bedeutet; es ist von früheren Reisenden, hauptsächlich von Krapf, eben das Vorhandensein eines Flusses festgestellt worden, welcher ihnen von den Eingebornen vielleicht als „Wasserfall" bezeichnet wurde.

Die Karte in dem uns vorliegenden Werke steht überhaupt oft im Widerspruch zu den Angaben im Text. Wir erfahren S. 150 u. 152, wie der Führer eine Flußgabelung hinabgefahren und dann auf den schon am Morgen aus entgegengesetzter Richtung erreichten „Hoffmann-Fall" gelangt sei. Auf der Karte ist dagegen dieser oberhalb sämmtlicher Flußgabelungen angegeben.

Auf S. 151 erzählt der Verfasser, er sei auf eine am nördlichen Ufer des Tana befindliche Anhöhe gestiegen, um das Terrain zu überblicken; da habe er im Westen, vor der untergehenden Sonne, eine imposante Bergkette liegen sehen, und diese „Kaiser-Wilhelm-Berge" genannt. Anfänglich habe man diese Berge als noch mit dem Kenia in Zusammenhang stehend betrachtet; im Laufe der Erzählung kommt man indessen zu der Ansicht, daß dies nicht der Fall sei.

Wie ist nun diese Angabe auf der Karte dargestellt? Zwar befindet sich die Tiedemann-Höhe auf dem Nordufer des Tana, allein fern im Westen liegen nur die Abhänge des Kenia, aus welchem der muthmaßliche Kiloluma hervorbricht. Dagegen ist nordnordwestlich von der Tiedemann-Höhe ein Bergzug mit der Bezeichnung Kaiser-Wilhelm-Berge eingetragen. Angenommen nun, daß die

Berge wirklich hier liegen, so kann ihnen ein Zusammenhang mit dem Kenia doch kaum abgesprochen werden. Bei der kurzen räumlichen Entfernung ist man eher berechtigt anzunehmen, daß sie den Abfall des Plateaus bilden, welches in dem gewaltigen Kenia gipfelt. Aus den Angaben des Reisenden geht aber hervor, daß diese Berge bedeutend weiter westlich, daher dem Hauptstock des Kenia viel näher liegen, und dann nothgedrungen mit diesem verbunden sein müssen. Da als besonderes Kennzeichen angegeben wird, daß die Berge sich der untergehenden Sonne vorlagerten, diese aber am 26. October 1889 auf etwa 12° 31, S. Br., mithin ungefähr west-südwestlich von dem Lager der Expedition unterging, so ergibt sich, daß entweder der Bergzug falsch eingetragen oder, was uns wahrscheinlicher dünkt, mit einem anderen, etwa der „Benningsen-Kette", verwechselt worden ist. Dennoch glaubt Dr. Peters in letzterer die südlichen Abhänge der Kaiser-Wilhelm-Berge erblicken zu sollen. Man kann nun noch annehmen, daß der Expeditionschef sich in der Eintragung des Lagerortes geirrt, und dieser weiter östlich gesucht werden müßte. Daraus würde sich aber eine so vollständige Verschiebung der Route sowohl östlich als auch im Westen von Hargazo ergeben, daß wir diese Möglichkeit als höchst unwahrscheinlich fallen lassen. — Auf S. 180 wird erzählt, man sei in genau entgegengesetzter Richtung von dem Endziel marschirt. Handelte es sich nun um ein minutenlanges Abweichen von der Hauptrichtung, so konnte dieser Umstand nicht das unbehagliche Gefühl wachrufen, über welches der Verfasser klagt. Wurde die Richtung so lange in so besorgnißerregender Weise inne gehalten, so mußte sie in der Routenangabe zur Erscheinung kommen, was jedoch nicht der Fall ist; diese verfolgt vielmehr stätig ihren südwestlichen Curs. Die Route in dem bergigen Terrain, das durch den Gasi-Nyiro entwässert wird, verläuft außerordentlich gerade, und läßt die Vermuthung aufkommen, daß sie mehr einem allgemein richtigen Ortssinn Ehre macht, als auf gewissenhafter Aufnahme beruht.

Nach Ueberschreitung des Gasi-Narok macht die Karawane einen Abstecher nach Nordwest, um Wasser zu finden, muß jedoch wieder umkehren, da sie von den Massais in falscher Richtung geführt wurde. Wenigstens sieht der Leser sich gezwungen, die Rückkehr anzunehmen, da auf der Karte ein entsprechender gewaltiger Haken eingetragen ist; im Text ist von der Rückkehr nichts gesagt. Nun geht aber aus der Erzählung hervor, daß nicht den ganzen Tag unabläßig marschirt wurde. Theils war die Hitze so groß, daß die Karawane sich nur unter großen Mühseligkeiten vorwärts bewegen konnte, theils fand ein Angriff durch Massais statt, welcher ebenfalls die Dauer des Marsches über das beschwerliche Terrain sehr beeinträchtigt haben muß. Auf keinen Fall kann also dieser eine Tagesmarsch über so große Distance sich bewegt haben, als in der Karte angegeben ist. Der Haken ist also willkürlich eingetragen, und zwar so groß, weil die Beschwerden des Marsches diesen als einen außerordentlich langen empfinden ließen. — Hierin liegt aber eine Ungenauigkeit gegenüber früheren Vorgängen. Die stark hervorgehobene Abweichung von der beabsichtigten Marschroute nach Südost, welcher wir früher gedachten, so wie andere auf S. 182 erwähnten Hin- und Herzüge, sind in der Karte nicht eingetragen. Dagegen erfährt ein als sehr beschwerlich und lang empfundener Marsch eine übertriebene

graphische Darstellung. Solche Thatsachen, für welche wir eine ganze Anzahl von Beispielen anführen könnten, leiten zu dem berechtigten Schluß, daß, wenn überhaupt ein Itinerar geführt wurde, dies mit wenig Aufmerksamkeit und Kenntniß geführt wurde.

Ueber die Route vom Gasi-Narok bis Kabaras sind im Text zu wenig Angaben, um einen Widerspruch nachzuweisen; einzelne Punkte, besonders in der Darstellung der Orographie, würden jedoch eine Prüfung des Aufnahmematerials wünschenswerth machen. Unzuverlässig erscheinen die Eintragungen über die Route Kabaras-Kwakundu. Von Kabaras soll südlich marschirt worden sein, die Karte zeigt südwestliche Richtung. Trotzdem auf wohlbebauten Wegen gegangen wurde, auch nichts über besonders kurzen Marschtag oder unerwarteten Aufenthalt gesagt wird, so hat die Karawane doch zwei Tage nöthig, um die kurze Strecke zwischen den beiden genannten Orten zurückzulegen. Man zieht den berechtigten Schluß, daß die Position von Karabas zu weit südlich angegeben ist. Von Kwa-Sakwa marschirt die Expedition südlich nach Kwa-Sundu, während die Karte eine südwestliche Richtung zeigt. Ueber die Strecke Kwa-Teleffa-Wachore fehlen genaue Angaben. Es wird nur erzählt, daß man von Norden nach Wachore einmarschirt sei, während auf der Karte die Reiseroute von Südosten in den Ort mündet.

Die als „Reichardkette" bezeichneten Berge laufen auf der Karte in einer Richtung, die der im Text angegebenen ganz entgegengesetzt ist, und gänzlich unzuverlässig erscheint die Strecke Wachore-Ukasa, welche unmöglich in der dafür übrigen Zeit zurückgelegt sein kann. Man sieht sich gezwungen anzunehmen, daß Dr. Peters, allen anderen Karten entgegen, Wachore viel zu weit nördlich verlegt hat. Wir wollen es bei diesen Nachweisen bewenden lassen, und nur bemerken, daß man von dem Manne, welcher Ravenstein den Vorwurf der Leichtfertigkeit macht, wissenschaftlich behandeltes Material hätte erwarten dürfen.

Im siebenten Capitel zeigt sich der Führer der Expedition wieder in seiner ganzen unbeugsamen Energie. Sein Marsch über das Leikipiaplateau ist eine äußerst anerkennenswerthe Leistung, seine Kämpfe beweisen Muth und Entschlossenheit. Nach unserer Empfindung zeigt sich der Verfasser in diesem Capitel als Schriftsteller von seiner liebenswürdigsten Seite. Seine Schilderungen sind packend; er versteht es, dem Leser seine eigene Stimmung mitzutheilen, und dieser verzeiht ihm daher auch gern die kleine Coquetterie der „Negativität der Lustempfindung." Zwar sehen wir voraus, daß man Herrn Dr. Peters über seine Kämpfe im Massailande von humanitärer Seite Vorwürfe machen wird, namentlich über Vorkommnisse, wie die auf S. 222 erzählte Tödtung des Massaihirten; allein man kann den Verfasser hier entschuldigen; er mußte sich mit Gewalt durch das Land schlagen, und in den Verhältnissen, in welchen er sich befand, konnte er ein einzelnes Menschenleben, gegenüber dem zu erreichenden Ziel, nicht in Anrechnung bringen.

Das achte Capitel beschreibt den Weitermarsch der Karawane durch das Gebiet des Beringo-Sees, auf welchem nichts Bemerkenswerthes vorfällt, außer daß die Wa-Elgejo durch Erschießung dreier ihrer Leute „beschwichtigt" werden. Auch erfährt Dr. Peters hier, daß die englische Karawane unter Mr. Jackson

in der Nähe ist, und er hilft dem Sultan von Sakwa, die Mangati zu schlagen. Hierauf schließt er mit Sakwa einen kurzen Vertrag, in welchem er, wie in den früheren Verträgen, sich als Herr des Landes anerkennen läßt.

Im neunten Capitel erzählt uns der Verfasser, wie er Informationen bezüglich der in Uganda herrschenden Zustände erhalten habe. Er beschließt, trotz der durch den Kampf mit den Mangati auf ein Minimum reducirten Munition nach Unjoro zu marschiren, sieht aber, daß er seinen Somalis, welche den Kern der Expedition bilden, nicht mehr unbedingt vertrauen kann. Durch eine Unterredung à la Stanley flößt er ihnen Muth ein und zieht weiter.

Endlich gelangen wir nach Wachore, und hier — ob im Dorf des Sultans oder auf einem andern Lagerplatz ist nicht genau angegeben — erhält Dr. Peters die Nachricht, daß Emin-Pascha schon längst aus Wadelai fort sei, und sich wahrscheinlich an der Küste befände. Schnell entschließt sich der Reisende, seiner Expedition einen andern Zweck, als den nun nicht mehr erreichbaren, zu geben. Er marschirt nach Uganda hinein, wo der entthronte König Muanga im Begriff ist, die Herrschaft wieder an sich zu reißen.

Man kann diese schnelle Entschlossenheit nur bewundern, selbst wenn sie von der Nothwendigkeit dictirt wurde. Bei der durch Munitionsmangel verminderten Wirkungsfähigkeit der Expedition war jedoch das Unternehmen tollkühn, wenn wirklich gekämpft werden mußte. Der Karawane stand dann rettungslos der Untergang bevor. Glücklicherweise hatten Stockes durch ein siegreiches Gefecht und wiederholte Munitionszufuhr, sowie die Missionare durch ihren Einfluß im Lande schon vorgearbeitet; und waren auch Muanga's Kräfte erst vor kurzer Zeit wieder unterlegen, so durfte doch angenommen werden, daß das Ansehen, welches die Expedition sich durch die Kämpfe mit den Massais erworben hatte, ein nicht unwesentlicher Factor zu Gunsten Muanga's sein werde. Es ist ein entschiedenes Verdienst des Expeditionschefs, diesen Umstand erkannt und schnell ausgenutzt zu haben. Sein Glück kam ihm zu Hülfe; seine Streitkräfte sind in Uganda nicht auf die Probe gestellt worden.

Das zehnte Capitel schildert den Aufenthalt der Karawane in Uganda. Den König Muanga findet Dr. Peters bereits wieder in seine Hauptstadt Mengo (Rubaka) zurückgekehrt, und mit ihm schließt er unter Beihülfe französischer Missionare einen Vertrag ab, in welchem sich Muanga, um sich die Sympathie der europäischen Nationen zu sichern, zu der Congo-Acte bekennt. Auch ein Verbot der Sklavenausfuhr erläßt er. Die Zeit wird lehren, wieviel von diesen schönen Versprechungen Muanga zu halten willig oder fähig ist. Die Furcht vor seinen Rivalen machte ihn zur Zeit geneigt, an Europa sich anzulehnen; es ist fraglich, ob dieses Gefühl noch vorherrschen wird, wenn Karema sein natürliches Ende gefunden hat.

In Uganda befaßt sich der Reisende zum ersten Male mit Beobachtung der Völker, mit denen er in Berührung kommt. Ohne etwas Neues über die Waganda zu bringen, gibt er doch einige recht anregende Ideen über die Möglichkeit eines früheren Zusammenhanges zwischen Aegypten und Uganda. Mit ganz besonderem Interesse hört man von dem nicht unwahrscheinlichen Vorhandensein von Papyrusrollen in den Wakintugräbern.

Als festgestellt worden, daß der angedrohte Zug Karema's auf Uganda nur eine Finte sei, um die Expedition hinzuhalten, wird der Abmarsch angetreten, und Dr. Peters verabschiedet sich von Uganda mit denselben Worten, mit denen er dem Schreiber dieses im Jahre 1884, im December, die Hand drückte, als er Muynie-Usagara verließ, nachdem wir zusammen die ostafrikanischen Erwerbungen gemacht hatten.

Im elften Capitel verläßt die Expedition auf den erst nach langem Bemühen zusammengebrachten Boten das Land Uganda. Schreckliche Gewitter begleiten sie. Im Lager wird ein Zelt umgeworfen, und der Inhaber muß im Nachtgewand Schutz in der Hütte seiner Somalis suchen. Der nicht freundlich gesinnte Minister aus Uganda sendet dem Karawanenchef ein heuchlerisches Schreiben nach, dessen Erwiderung durch Dr. Peters man mit Vergnügen liest. — Ungern scheidet man von dem prächtigen Père Lourdel, welcher bis zum letzten Augenblick der Expedition mit Rath und That beistand.

Ergreifend ist die Scene, wo der Verfasser mit Monseigneur Livinhac über dessen Rückkehr nach Europa und den Mr. Mackay spricht: in demselben Augenblicke langt die Nachricht vom Tode Mackay's und der Rückberufung Livinhac's an. Auf der Fahrt über den See begrüßen französische Missionare den Expeditionschef und fragen ihn, ob er noch nicht gestorben sei. Sie erhalten darauf einen sehr deutlichen Beweis seines besten Wohlbefindens, indem er, leider vergeblich, um einige Flaschen Cognac bittet.

In Busiba findet eine Unterredung mit dem hier herrschenden Sultan statt, welcher verspricht, Muanga in Zukunft den verweigerten Tribut wieder zu zahlen. Die Bitte Muanga's, einen anderen Häuptling zu züchtigen, muß die Expedition, da sie an dessen Provinz schon vorbei marschirt ist, unberücksichtigt lassen.

Auf Refuge-Island hat der Verfasser Gelegenheit, eine Angabe Stanley's, dem er gern Unrichtigkeiten vorwirft, abermals auf ihren Werth zu prüfen. Stanley erzählt, daß er hier sehr kriegerisch empfangen worden sei; einer der Leute habe ihn sogar an den Haaren gerauft, und er habe Gott gedankt, aus seiner Lage herauszukommen. Die Expedition findet ein harmloses, gutmüthiges Völkchen, welches sich beeilt, allen Wünschen so schnell wie möglich nachzukommen. Am Südende des Sees ruht die Karawane einige Zeit bei den französischen Missionaren aus. Von hier schreibt der Chef einen Bericht über den Verlauf der Reise, worin er sehr die Gegnerschaft betont, welche man, wie er glaubt, seinem Unternehmen entgegenbringt.

Im zwölften und letzten Capitel schildert der Verfasser seinen Aufenthalt auf der französischen Missionsstation. In Ukumbi hißt er die deutsche Flagge und schließt mit Hülfe eines französischen Missionars einen Vertrag mit dem Häuptling des Ortes, durch welchen dieser die deutsche Oberhoheit anerkennt. Auf der Mission führt die Karawane kurze Zeit ein idyllisches Leben. Das Zusammensein mit den ruhigen, hochgebildeten Missionaren, die kleinen Comforts eines verhältnißmäßig civilisirten Heimes, dazu die Ruhe nach den Anstrengungen, üben eine besänftigende Wirkung aus, und der Geist kann sich philosophischen Weltbetrachtungen hingeben.

Indessen wird ein beliebter Träger durch ein Krokodil weggefangen, nachdem schon früher der Diener von Dr. Peters durch einen Schuß aus seiner eigenen umfallenden Büchse das Leben verloren hatte.

Herr von Tiedemann erkrankt, und ein Fieberanfall wirft auch Dr. Peters aufs Krankenlager. Aber die kräftige Constitution des Reisenden bewährt sich, und nach etwa dreiwöchentlichem Aufenthalt wird der Rückweg zur Küste angetreten, zunächst durch das viehreiche Usukuma, wo Milch- und Fleischnahrung die herabgekommenen Kräfte bald wieder herstellen.

In Sekke, einem Ort, in dessen Nähe Stanley einen Kampf zu bestehen gehabt hatte, zeigen auch gegen Dr. Peters die Eingeborenen sich feindselig; doch lassen sie die Karawane in Frieden ziehen, nachdem einige von ihnen durch Gewehrschüsse niedergestreckt sind.

Ein neuer Fieberanfall zwingt zu langsamerem Vorrücken; dennoch wird der bequemere, wenn auch weitere Weg über Tabora verschmäht und die Route auf Mpwapwa in gerader Richtung durch die Wambaeresteppe genommen. In wenigen, aber eindrucksvollen Worten schildert der Verfasser die Steppe und erklärt, warum uns aus dem civilisirten Europa heraus so oft die Sehnsucht nach der Wildniß kommt. Wir können ihm in seiner Ansicht nur beistimmen.

In Usuri wird die deutsche Flagge gehißt, und die Expedition marschirt dann nach Ugogo. Dieses Land gibt dem Reisenden wieder Anlaß zu einem kleinen Ausfall gegen Stanley. Die Wagogo versuchen ihre herausfordernde Art des Betragens auch dieser Karawane gegenüber geltend zu machen, allein sie werden empfindlich gestraft; denn nach längerem Kampfe nimmt ihnen Dr. Peters zwei- bis dreihundert Stück Vieh ab und verbrennt zwölf Dörfer. Der Sultan übersendet ihm hierauf eine Anzahl Schlachtochsen, Milch und Honig zum Friedensgeschenk. Der Reisende zieht an der Spitze mehrerer Karawanen, die sich unter seinen Schutz begeben haben, in der Richtung auf Mpwapwa weiter. Hier findet er zu seinem Erstaunen Emin Pascha, und in der kurzen Zeit des Zusammenseins scheinen diese beiden durch gemeinsame Interessen und Thätigkeit verbundene Männer sich rasch befreundet zu haben.

Der Zug geht nun zur Küste weiter, und im Mkondoguathale steigen in Dr. Peters Erinnerungen auf an das Jahr 1884, in welchem wir hier den Grundstein legten zu dem Werk, welches sich jetzt zu so großen Dimensionen entwickelt hat. Ehe die Küste erreicht wird, findet noch ein Zusammentreffen mit dem früheren Begleiter Junker's, Herrn Bohndorf, statt.

Unter ganz eigener, aber völlig verständlicher Gemüthsbewegung erreicht Dr. Peters Bagamojo, wo er stürmisch begrüßt wird, zugleich aber auch die Mittheilung von dem deutsch-englischen Abkommen empfängt, durch welches er sich schmerzlich berührt fühlt. Während seines Aufenthaltes in Zanzibar trifft er den dort noch weilenden Admiral Freemantle, welcher nicht umhin kann, Dr. Peters einige Worte bedingungsweiser Anerkennung auszusprechen, für die er aber nur etwas ironischen Dank erntet. Das Bildchen, welches den Band schließt, erzählt mehr als ein ganzes Capitel über den Empfang, welcher dem energischen Reisenden in Deutschland zu Theil wurde.

Graf Joachim Pfeil.

Maritime Trugschlüsse.

Von

Vice-Admiral **Batsch**.

Unsere Nachkommen werden sich einigen Staunens nicht erwehren können, wenn sie ihren Blick — vielleicht nur ungern — auf die parlamentarischen Marineverhandlungen unserer Zeit lenken. Namentlich darüber werden sie verwundert sein, wenn sie sehen, daß es nur der etwas offenen Aussprache eines Staatssecretärs bedurfte, um eine Art von „Panik" hervorzubringen. So weit man von außen urtheilen kann, hat jene Aussprache sich darauf beschränkt, lediglich das zu sagen, was in den Denkschriften der Vorgänger nur verblümten Ausdruck fand. Es bezeichnet nicht einen gesunden Stand der öffentlichen Meinung, wenn Kernfragen immer nur gestreift werden; und ein „Streifen" kann man es nur nennen, wenn über „die Beherrschung der Meere", über „die engere Küstenvertheidigung" und über „die Nothwendigkeit der Betheiligung an Seeschlachten" in der Weise der bisherigen Denkschriften gesprochen wird.

Wer den jüngsten Reichstagsverhandlungen folgte, hat wieder viel über die Rangfrage der Flotte hören müssen. Man sprach darüber wie von einer Sache, die ganz vom Belieben der Regierung, und zum Theil von dem der gesetzgebenden Factoren, abhängig sei. Die Rangfrage der staatlichen Nothwendigkeit wird selten oder gar nicht berührt, und von den Abgeordneten des Reichstages war nur Einer, Herr von Kendell, der mit anerkennenswerther Offenheit dieser Frage gerecht wurde.

Die Vorwürfe gegen den Staatssecretär des Marineamtes ergingen sich bis zu einer förmlichen Anklage; dieselbe spitzte sich etwa dahin zu, daß er als „rabiater Fachmann" die deutschen Steuerzahler zu einer utopischen Flotte zwingen wolle. Die Presse oder ein Theil derselben hat nicht gesäumt, darin alle Symptome einer kleinen Cabinetskrisis zu erblicken, und die betreffenden Tagesblätter sind gewiß nicht wenig enttäuscht gewesen, daß der Herr noch heute unbehelligt seines dornenvollen Amtes waltet.

Auf solche Täuschungen hat der Titel dieses Aufsatzes keinen Bezug. Wohl aber handelt es sich um einen Trugschluß, dem die öffentliche Meinung in nicht geringem Grade ausgesetzt ist.

Die mehrfach betonte Denkschrift von 1889 entwickelt Grundsätze für die Weiterentwicklung der Flotte, die nicht zu bestreiten, und in der That auch nie bestritten worden sind. Es war ganz natürlich, daß die Gemüther zweifelhaft wurden, ob mit jener Denkschrift ein „neuer Curs" eingeschlagen, oder der „alte" beibehalten werde. Denn genau dieselben Grundsätze standen auch schon in ihren Vorgängern von 1887 und 1884; nur die damit begründeten Forderungen waren entgegengesetzter Art. So hatte die Denkschrift von 1884 die Nothwendigkeit von Schlachtschiffen nachgewiesen. Das Ergebniß war aber doch eine Forderung von Torpedobooten, mit Ausschluß von Schlachtschiffen. Es war auch bei diesem einmaligen Ausschluß nicht geblieben, sondern es wurde eine Reihe von Jahren darauf verzichtet, weil man einen gewissen Abschluß der Technik erst abwarten wollte. Die Erkenntniß, daß ein solcher Abschluß vergeblich erwartet wird, ist für die Denkschrift von 1889 bestimmend gewesen; und nach so langer Pause in der Vorwärtsbewegung hat die damalige Regierung mit Recht Werth darauf gelegt, daß mit der Inangriffnahme von mindestens vier Schiffen sogleich vorgegangen wurde.

Es ist auch in den neuerlichen Debatten betont worden, daß die letzterwähnte Denkschrift die Grundlage sei und bleibe. Das hat eine gewisse Beruhigung zur Folge gehabt, und doch unterscheidet sie sich von den vielangefochtenen neuesten Aeußerungen vom Bundesrathstisch nur dadurch, daß genau dieselben Grundsätze nur eine etwas verblümtere Form haben. Wenn man das Zurückgehen des Staatssecretärs auf jene Denkschrift für einen Rückzug hält, so irrt man sich, und das Land wird der Regierung späterhin danken, daß es ein solcher nicht ist.

Grundsätze stehen immer der Deutung offen, und wer Grundsätze nach seinen Wünschen deuten will, dem ist die Möglichkeit dazu nicht abgeschnitten. Nichtsdestoweniger bleiben sie, was sie sind, und wenn sie Wahrheiten enthalten, so kann man diese nicht nach Belieben zu Unwahrheiten machen.

Früher brauchte ein Geschwader für die Zurücklegung von eintausend Seemeilen einen Monat, heute weniger als eine Woche. Was damals eine mit langer Hand vorzubereitende schwierige Seereise war, ist heute der Beschluß eines Augenblicks, und die Ausführung fordert nur ein paar Tage. Glaubt man wirklich, daß man die heutige Küstenvertheidigung innerhalb desselben engen Gesichtskreises zu suchen hat, wie jener Zeit? Das wird im Ernst Niemand glauben, und doch könnte es so scheinen, wenn man hört, wie die enge Grenze der Küstenvertheidigung betont wird gegenüber der Offensivkraft.

Die Flottenfrage als solche ist hohe Politik, und man richtet sich an die falsche Adresse, wenn man ihre Vertretung als politische und finanzielle Frage im Reichs-Marineamt sucht. Es ist wohl Sache des Fachmannes, für die Handhabung und Verwaltung, nicht aber für die Existenzberechtigung seines Faches einzutreten; wird das Letztere von ihm verlangt, so ist eine Behandlung pro domo die Folge, und Verstimmung der Gemüther das weitere Ergebniß.

Daß der Kriegsminister von Roon für die Reorganisation der Armee sein Portefeuille einsetzte, war in der Ordnung; denn für die Beschaffenheit des vorhandenen Heeres war jene Reorganisation eine Lebensfrage; ob ein Heer sein solle oder nicht, kam dabei keineswegs in Frage, auch nicht, ob die Großmacht-

stellung Preußens in seinem Heere zur Geltung zu kommen habe. So und nicht anders steht es mit der Flotte. Es ist recht hohe Zeit, daß über diesen Punkt Klarheit geschaffen wird, denn das Hinhalten führt nicht zum Ziel.

Um an eine allen bisherigen Denkschriften eigene Wendung anzuknüpfen: zwischen einer Küstenvertheidigung, die Aussicht auf Erfolg hat, und einer Offensivkraft, die an der äußersten Grenze ihrer Tragweite einsetzt, ist kein Unterschied. Wer einen solchen Unterschied findet, muß Gründe haben, die dem gewöhnlichen Sterblichen nicht erkennbar sind.

Es ist als ein Unglück anzusehen, daß der Widerwille gegen kostspielige Panzerschiffe bei uns im Zenith stand, als in Frankreich der Admiral Aube zur Herrschaft kam. In Frankreich war das eine Frage der Modification des Systems, bei uns aber eine Frage des „aut — aut“ und eine Lebensfrage der Flotte überhaupt.

Es konnte damals nicht ausbleiben, daß eine Erfindung, der man einen ganz außergewöhnlichen Kriegswerth nicht absprechen konnte, überschätzt wurde. Es wurde zur fast allgemeinen Lehre, daß hier für den Schwachen das Mittel gefunden sei, sich dem Starken übermächtig zu zeigen. An vielen Orten rieb man sich die Hände, daß nunmehr wenigstens im Seekrieg dem Ueberwiegen der Finanzkraft die Spitze abgebrochen sei.

Man darf zum Ruhme unserer Staatsmänner wohl annehmen, daß keinem von ihnen das Unwahre einer solchen Lehre entgangen sei; dieselbe hat aber zu stark auf die öffentliche Meinung, selbst in Fachkreisen, und auf die Volksvertretung eingewirkt. Und da in Marinesachen der Reichstag sich sehr viel mehr an der „Hauptentscheidung“ betheiligt als in Armeesachen, so ist trotz besserer Einsicht der Staatsmänner die zersetzende Wirkung nicht ausgeblieben.

Und doch ist gerade diese Lehre ein verhängnißvoller Trugschluß.

Der Krieg ist ein Act der Gewalt, und das Schwergewicht der Gewalt liegt in der Finanzkraft; sie wirkt nicht nur auf die greifbaren Streitmittel, sondern sie wirkt auch auf die sogenannten „Imponderabilien“, d. i. auf alle der kriegerischen Tugend zu Hülfe kommenden sittlichen Kräfte. Und wenn es einem Staat gelänge, seine Küste in eine Wolke jener berüchtigten „Mikroben“ zu hüllen, so würde der finanzkräftigere Gegner im Stande sein, die Wolke zu vernichten, und der Kampf würde mit anderen Mitteln von Neuem beginnen.

Jeder Kampf ist ein Wettbewerb in der Entfaltung größerer Kraft; die Mittel sind Beiwerk; sie sind niemals der Maßstab der Kraft, sie geben nur das Gesetz für die Mittel des Gegners.

Hat aber eine solche Lehre sich erst befestigt, so knüpfen sich daran Folgerungen der eigenthümlichsten Art. So hat es eine ganze Reihe von Jahren geschehen können, daß dem Reichstag eine Legende aufgetischt wurde von einer kleinen Corvette, der es gelungen sei, die Blokade der Danziger Bucht aufzuheben. Es ist ein günstiges Zeichen, daß diese kleine Geschichte neuerdings verstummt ist, und nicht mehr erscheint. Man fühlt Befriedigung, wenn mit Trugschlüssen aufgeräumt wird, denn es sind ihrer noch genug zu beseitigen. Die Literatur leistet ihnen willkommenen Vorschub, und die öffentliche Meinung läßt es an Empfänglichkeit nicht fehlen.

Die Marinepolitik aller Staaten der Welt ist namentlich in technischer Beziehung in den letzten drei Jahrzehnten den radicalsten Schwankungen unterworfen gewesen. Das war selbstredend ein unerschöpfliches Füllhorn für Kritiker aller Art, von der guten wie von der bösen Sorte.

In einer solchen Zeit gibt es kein der Ausbeute fähigeres Gebiet als z. B. die Lehre von dem Veralten der Schiffe. Wie lange wird es dauern, bis auch die „dreifache Expansion" der Maschinen durch etwas Neues überboten wird, so daß die gesammte Rhederei, die des Krieges und des Handels, vor einem veralteten System steht. Aber welchem ruhig denkenden Menschen würde die Folgerung einleuchten, daß man sich so lange mit Segeln zu behelfen habe? Nicht ganz unähnlich liegt die Frage der Panzerschiffe, und in allen Staaten hat die Kritik darin unerschöpflichen Stoff gefunden.

Es ist neuerdings unter dem Titel „Unsere Marine in der zwölften Stunde", eine vortreffliche Schrift erschienen, die, statistisch genau belegt, einen nicht günstigen Vergleich der unsrigen mit anderen Flotten aufstellt. Es wird in dem anonymen Verfasser wohl nicht ein Seeofficier zu suchen sein; ein solcher würde größere Neigung gehabt haben, im Punkte der Schnelligkeit der Schiffe die praktischen Bedenken des Marinestaatssecretärs zu theilen; der Letztere behauptete, die für fremde Flotten veröffentlichten Fahrtangaben beständen in der Hauptsache nur auf dem Papier; aber auch sonst sei die Gewinnung der Fahrtangaben auf ganz verschiedene Factoren begründet. Beide Behauptungen sind richtig[1]).

So ist bei den jüngsten Verhandlungen im Reichstage der politische Ursprung der Flotte einmal wieder erwähnt worden. Keine Partei will ihn sich nehmen lassen. Im Allgemeinen nimmt man an, der Liberalismus habe die Flotte geschaffen. Die Behauptung ist nicht ganz unwahr, sie ist aber auch nicht ganz zutreffend. Von den vorhandenen Parteien hat keine einzige den ausschließlichen Antheil.

Die Zeit der Schöpfung fällt mit der Märzrevolution zusammen, und das ist der Hauptvorwand für jene politische Pathenschaft. Sieht man genau hin, so hatten weder die Heppenheimer noch die Offenburger eine Flotte in ihrem Programm, noch weniger allerdings die Metternich'sche Schule.

Wenn jemals eine Einrichtung der unwiderstehlichen Macht der Verhältnisse ihren Ursprung verdankt, so ist es die deutsche Flotte. Und wenn jemals der Beginn einer neuen Schöpfung an der Unfähigkeit aller Parteien gescheitert ist, so war es wiederum die Flotte.

Wäre jener so übel beurtheilte ideale Zug Friedrich Wilhelm's IV. und das noch idealere Streben des Prinzen Adalbert nicht gewesen, so hätten wir aller Wahrscheinlichkeit nach auch heute noch keine Flotte; und es steht zur Frage, ob der Liberalismus von heute sie schaffen würde. Gegen früher haben die Ansichten über die Bedeutung einer Flotte sich wesentlich geändert; die Verhandlungen des

---

[1]) Vergl. de Lanessan ..... „le noyeau le plus solide de notre flotte („Amiral Baudin", „Formidable" etc.) a atteint ou depassé 14 nœuds aux essais ....." und das sind die in seiner Schrift als die besten bezeichneten französischen Schiffe.

Reichstages über den Marineetat und über die Vertretung heimischer Interessen im Auslande — es handelte sich um Chile — geben dafür den besten Beweis.

Ob sich aber die neueren Anschauungen zum Richtigeren geändert haben, das möchte dahingestellt bleiben. Schreiber dieses gehört der alten Schule an, und diese alte Schule vermochte einen grundsätzlichen Unterschied nicht anzuerkennen, der seit einer Reihe von Jahren festzustehen scheint. Das ist die Unterscheidung, die gemacht wird zwischen Kriegsschiffen für den Krieg, und solchen für den Frieden, oder wie man es auszudrücken pflegt, für den politischen Dienst. Die alte Schule hat einen solchen Unterschied nicht gekannt. Man nahm an, daß ein jedes bewaffnete Schiff, groß oder klein, den Beruf habe, wo es auch sei, für die Ehre der Flagge einzustehen bis aufs Aeußerste, und man nahm an, daß für die Auswahl solcher Schiffe nicht sowohl politische und sociale Repräsentationsrücksichten, als die Beschaffenheit wahrscheinlicher, oder möglicher, Gegner maßgebend seien.

Die neue Anschauung hat sogar zu der Annahme geführt, im Kriegsfall müßten solchen Fahrzeugen eigentliche Kriegsschiffe zur Hülfe geschickt werden; und erst diesen sei es vorbehalten, die wahre Kriegsarbeit zu thun[1]).

Da nun aber die Mittheilung der Kriegserklärung mit dem Telegraphen geht, das schnellste Dampfschiff aber doch erhebliche Zeit braucht, um auf eine entlegene Station zu kommen, so liegt der Trugschluß auf der Hand. Zwischen den am Ort befindlichen Parteien möchte dann die Hauptentscheidung wohl schon erledigt sein. Es wäre denn, daß man die für den politischen Dienst bestimmten Schiffe anwiese, sich einer Action zu enthalten, was doch nicht ohne Bedenken ist.

In Folge dieser neueren Anschauung ist denn auch nichts natürlicher, als daß man in plötzlich auftretenden Fällen einer rein diplomatischen Fürsorge den Vorzug gibt, und sich scheut, Machtmittel ins Spiel zu bringen, deren Auftreten in jedem Falle gröberer Natur ist. Man möge nur berücksichtigen, daß dann das alte Lied von den „Consuls sans canons" wieder in sein Recht tritt, und mit diesem Liede hatte die „alte Marineschule" geglaubt nachgerade fertig zu sein. Und sie wird damit trotz aller neueren Anschauungen Recht behalten.

Je weiter ein Schiff von der Heimath entsendet wird, desto kriegstüchtiger und desto schlagfertiger muß es sein; denn es hat eine doppelte Front; entsteht Krieg in Europa, so hat es den Forderungen und Möglichkeiten desselben auf der Stelle gerecht zu werden, und von den vielen Möglichkeiten der Interessenconflicte am Ort ist es trotzdem nicht entbunden, und muß dem Einstehen für dieselben ebenfalls gerecht werden.

Es ist richtig, daß selbst mit einer Vervielfältigung solcher Möglichkeiten und mit den Actionen, die sich daran knüpfen, „Hauptentscheidungen" niemals verbunden sind. Es können aber „Entscheidungen" damit verbunden sein, die auf die Hauptaction wesentlich einwirken.

Daß die letztere am Ende für alle Nebenentscheidungen maßgebend bleibt, ist gewiß richtig; daraus folgt aber nicht, daß man den Nebenentscheidungen keinen Werth beilegt.

[1]) Vergl. die amtlichen Denkschriften von 1884, 1887 und 1889.

Die Schule der Neuzeit behauptet, für das Deutsche Reich wichtige Hauptentscheidungen wurden nur zu Lande getroffen. Gegen das Wort „nur" könnte man Einwand erheben. Daß die Behauptung in den weitaus meisten Fällen zutrifft, ist nicht zu leugnen; fast alle Kriege unserer Zeit geben die Bestätigung. Ob es mit Dänemark sich ganz so verhalten hätte, steht dahin. Man könnte sagen, daß das Vorhandensein einer achtunggebietenden deutschen Flotte den Erlaß des offenen Briefes vielleicht ganz verhindert hätte. Indeß, alle anderen Kriege unserer Zeit geben der Behauptung ein gewisses Recht. Sie ist zur Schulansicht geworden, und trägt großentheils die Schuld, daß man Anträgen auf Verstärkung der Flotte heute mit der bekannten „Beängstigung" gegenübertritt.

Schlagworte sind verfänglich, weil sie nur zu leicht Jedermanns Eigenthum werden, und dann für geraume Zeit eine Art Herrschaft ausüben, und gegen diese ist es schwer, anzukämpfen. Der Einwand, daß Kriege denkbar sind, deren Hauptentscheidungen zur See fallen, würde, wenn nicht ungehört, doch ungeglaubt, verhallen.

Es scheint nicht so unmöglich, daß Deutschland der Hauptverbündete einer von zwei miteinander im Krieg befindlichen Seegroßmächten ist. In diesem Fall würde die Möglichkeit der Hauptentscheidung zur See schon näher rücken; und warum in solchem Fall heute eine Seeschlacht nicht dieselbe Bedeutung und Tragweite haben sollte, wie seiner Zeit Trafalgar, ist eigentlich nicht abzusehen. Daß es nur eben moderne Schulmeinung ist, kommt dann nicht weiter in Betracht.

Man darf nicht übersehen, daß es gerade jetzt eine allen politischen Parteien sehr bequeme Schulmeinung ist; denn für alle Parteien bedeutet die Verstärkung der Flotte eine erhöhte Anstrengung der Finanzkraft des Landes, und für die Ultras der Liberalen überdem eine bedenkliche Verstärkung der monarchischen Machtsphäre.

Um allem dem vorzubeugen, wird einem Trugschluß, wie dem von den „Hauptentscheidungen" gern das Ohr geliehen.

Daß es ein solcher, und nichts Anderes ist, könnte man den amtlichen Denkschriften leicht entnehmen, wenn sich diesen nur nicht eben Alles entnehmen ließe.

„Immer mehr," so sagte der damalige Chef der Admiralität in seiner Denkschrift von 1884, „immer mehr hören die Meere auf, die Nationen zu trennen, und immer mehr scheint der Gang der Geschichte darauf hinzuweisen, daß sich ein Staat von der See nicht zurückziehen darf, wenn er auch über die nächste Zukunft hinaus sich eine Stellung in der Welt zu erhalten trachtet."

Schreiber dieses ist Seeofficier, spricht pro domo, und muß deshalb der letzte sein, der bei solchen Worten zur Acclamation auffordert; er will sich deshalb darauf beschränken, vor den Trugschlüssen beliebter und in Mode gekommener Schlagworte zu warnen.

Es war doch auffallend, daß ein Chef der Admiralität, dem man hervorragende Klarheit der Gedanken nachrühmt, und übertriebene Voreingenommenheit für die militärische Seite des Seewesens nicht vorwerfen konnte, sich gemüßigt sah, in solchem Ton zu sprechen. Man warnt nicht vor einem Zurückziehen von der See, wenn man es nicht befürchtet; und die Neigung zum Rückzug muß in

der That schon recht entwickelt sein, wenn ein Staatsmann warnt, der sonst keine Neigung verräth, einer übereilten Entwicklung der Flotte das Wort zu reden.

Schon oben wurde flüchtig erwähnt, wie gründlich der Seeverkehr sich geändert hat. Es wurde gesagt, daß heute ein Geschwader in wenigen Tagen eine Strecke zurücklegt, für die es sonst einen Monat brauchte; eintausend Seemeilen — das ist etwa vom Englischen Canal bis Gibraltar — in fünf Tagen. Das ist nicht viel länger, als etwa die Hälfte mehr an Zeit, die man zu Lande per Bahn braucht. Es ist nur zu richtig: die Meere trennen nicht, sondern sie verbinden die Nationen; und auf demselben Gebiete, auf dem sie sich verbinden, verzweigen sich auch die Rücksichten der gegenseitigen Macht. Als man bis zu den Thoren des Gegners einen Monat brauchte, konnte das Erscheinen vor denselben nicht nur als „offensiv", sondern auch als „aggressiv" gelten; denn bei der geringen Bewegungsfähigkeit der Segelflotten genügte es zum eigenen Schutz viel mehr als heute, daß man in mäßiger Entfernung von den eigenen Häfen Wache hielt. Das breite Meer mußte man ohnehin preisgeben, man mochte vor den eigenen, oder vor den Häfen des Feindes liegen.

Heute, wo ein Geschwader das, wozu man damals einen Monat brauchte, in noch nicht einer Woche macht, wo der Dampfer nur ein Viertel der Zeit braucht für die Fahrt des Seglers von damals, heute gestaltet sich das anders. Die Tragweite der Machtmittel — der Rayon — ist weiter hinausgeschoben. Die Fühlung mit den Machtmitteln des Gegners muß enger gehalten werden; die Wache vor dem eigenen Thor hört auf, eine Vertheidigungsstellung zu sein; und wer sich überhaupt vertheidigen will, muß den Machtquellen des Gegners näher rücken.

Dies ist keine Utopie, sondern erklärt sich für Jeden, der es sehen will, aus der veränderten Technik im Seeverkehr. Man spricht von unmöglichen Blokaden, übersieht dabei aber, daß die Torpedomänner sich heute anheischig machen, ein beliebiges Gewässer mit Streuminen fast hermetisch zu sperren. Wenn der Versuch noch nicht stattgefunden hat, so liegt das daran, daß die Torpedo-Aera überhaupt durch den Seekrieg noch nicht auf die Probe gestellt wurde; warum es bei weiterer Entwicklung nicht möglich sein soll, ist schlechterdings nicht abzusehen.

Daß auch einen so nüchternen Beurtheiler der Sachen, wie dem Chef der Admiralität von 1884, ein Gefühl dafür nicht fremd war, entnehmen wir seiner Denkschrift. Er sagt an der Stelle, wo er die Mittel für eine Kriegsbetonnung — als eine dringende Sache — beantragt: „Das Material hierzu wird beschafft und bereit gehalten werden müssen. Es wird so einzurichten sein, daß, wenn wir im Stande sind, den Krieg an feindliche Küsten zu tragen, dasselbe Material benutzt werden kann, um uns dort Orientirungsmittel für die Navigirung selbst herzustellen." Das ist nicht bloß ein Erscheinen, das ist häusliche Einrichtung vor den Thoren des Gegners, und es ist in der That die richtige Auffassung für die Zeichen der Zeit.

Es wird den damaligen Chef der Admiralität und heutigen General-Reichskanzler Niemand des seemännischen Chauvinismus zeihen wollen; man wird dagegen die Vertrauensseligkeit patriotischer Volksvertreter bewundern müssen, denen ein Offensivvermögen der Flotte so verwerflich scheint.

Es ist ein Trugschluß, zu glauben, daß die Seeflanke nur an der eigenen Küste ihren Schutz findet, und je eher man sich dieses Trugschlusses entledigt, desto besser wird es sein.

Schreiber dieses ist, wie schon mehrfach erwähnt, Seeofficier, und verlangt nicht blinden Glauben in Dingen, in denen er pro domo spricht; er glaubt aber die Aufmerksamkeit auf diese Dinge hinleiten zu sollen, denn er befürchtet, daß die öffentliche Meinung darüber nicht die nöthige Klarheit besitzt.

Citate einzelner Sätze aus zusammenhängenden Denkschriften sind bedenklich, namentlich wenn man ihre Gedanken als springende Punkte einer daran geknüpften Folgerung behandelt. Das ist mit den beregten Citaten nicht der Fall; sie werden nur angeführt zur Bekräftigung dessen, was hier gesagt ist.

Es liegt bei uns eine Gefahr darin, daß man schablonenhaft von den taktischen Rücksichten des Landheeres auf die der Flotte folgert. In der Marine selbst hat es nur einen Mann gegeben, der davon ganz frei war, der deshalb aber auch vielfach angefeindet wurde; vielleicht würde die Unbefangenheit seines Standpunktes mehr Eindruck gemacht haben, wenn nicht Aeußerlichkeiten dabei hie und da eine zu große Rolle gespielt hätten; und gerade diese sind von seinen Gegnern benutzt worden, um das, was Unbefangenheit des Standpunktes war, dem Spott preiszugeben, und dem landesgewohnten Hang zur Anerkennung zu verhelfen.

Man ist vor den Geistern, die man rief, später selbst oft bange geworden; man hat sie aber nicht mehr bannen können, weil sie im Fleisch und Blut der Nation begründet sind, und sie haben endlich beigetragen, eine ganze Reihe von Trugschlüssen im Schwung zu erhalten. Das gilt von allen, deren wir erwähnten, und auch noch von einigen anderen.

Nicht unterlassen darf man es, jenen Einzelvertreter des Absonderlichen zu nennen. Es war kein Anderer, als der eigentliche Gründer der Flotte, der Prinz Adalbert.

Er hat die großen Vorzüge der Wehrpflicht auch für die Flotte vollkommen anerkannt. Er stieß in Handelskreisen auf nachhaltigen Widerstand, als er sie der kleinen Marine jener Zeit zu eigen machen wollte; es gelang nur in sehr geringem Maße; sein Hauptstreben aber war darauf gerichtet, den Dienst der Flotte den Seeleuten selbst populär zu machen. Er legte deshalb besonderen Werth darauf, die Mannschaften der Schiffe, wenn sie ins Ausland gingen, verhältnißmäßig gut zu besolden.

Er war sich des Grundsatzes wohl bewußt, daß der seiner Wehrpflicht genügende Mann auf eigentlichen „Sold" keinen Anspruch habe; er übersah aber nicht, daß die Entledigung einer Wehrpflicht im Auslande, in steter Berührung mit der Steuerpflicht, die das Ausland unerbittlich auch vom gemeinen Mann fordert, ein ander Ding sei, und daß man dem in der Besoldung des Mannes gerecht werden müsse.

Was hier Steuerpflicht genannt wird, muß man in ziemlich weitem Sinne auffassen. In gewissem Grade erhebt das Ausland eine indirecte Steuer von jedem Mann, der sich auf See befindet. Es ist das nicht bloß für die Officiere der Fall; für diese allein wird es anerkannt, denn man erhöht ihre Tafelgelder, sobald das Schiff Dover passirt. Es ist klar, daß ihr Fall mit dem der Mann-

schaften nicht in Parallele zu stellen ist; denn die letzteren verpflegt der Staat, während die Officiere sich selbst verpflegen. Es kommen aber, ganz abgesehen von der Verpflegung an Bord, für den im Ausland befindlichen Mann noch eine Menge Dinge hinzu, für deren Bestreitung er auf seine Privatmittel angewiesen ist, und wenn diese fehlen, so muß er sich Entsagung auferlegen. Das ist aber namentlich in den Seehäfen des Auslandes nicht ganz leicht, und die den Matrosen früher gezahlten Lohnsätze standen zwar mit denen der Kriegsschiffs-Matrosen anderer Nationen nicht im Vergleich, sie waren aber doch so bemessen, daß es den Leuten nicht schwer wurde, im Verkehr mit den Kameraden anderer Nationen eine sociale Gleichberechtigung zu beanspruchen.

In dieser Beziehung sind aber vor etwa zwanzig Jahren andere Wege eingeschlagen worden. Man zog die Consequenz der Wehrpflicht „pur et simple", und von den bis dahin vorhandenen vier Lohnsätzen wurden die beiden höchsten gestrichen, und nur die beiden niedrigsten beibehalten. Die wegfallende Differenz der höheren Lohnsätze wurde von da ab in Dienstalters- und Seefahrtzulagen umgewandelt; ein Vortheil, der an sich zwar nicht zu verkennen ist, der aber selbstverständlich nur den Capitulanten zu Gute kam.

Die scheinbar verlorenen pecuniären Vortheile sollten also auf diesem Wege den Leuten wieder zugänglich gemacht werden, und das ist auch geschehen; immerhin aber nur für einen Procentsatz, und im großen Ganzen hat die Sache nicht dazu beigetragen, den Dienst auf der Flotte populärer zu machen.

Man ist bei der Uebertragung des Gedankens der Wehrpflicht auf die seemännische Bevölkerung nicht ganz folgerichtig verfahren. Einen wichtigen Theil der Landesvertheidigung überwies man einer Berufsgenossenschaft; d. h. also einem Theil der Gesammtbevölkerung, der sich seinen Beruf frei erwählt. Das ist sehr verschieden von der Form, in welcher die Vertheidigung der terrestrischen Grenzen in der Wehrpflicht ihren Ausdruck findet. Es ist ungefähr dasselbe, als wenn das Wehrgesetz damit anfinge: „alle Bauern gehören der Armee"; denn was die Bauern für die Armee, sollte man meinen, wären die Matrosen für die Flotte. Das ist aber ein Trugschluß. Zunächst beschränkt sich das Wehrgesetz nicht auf die bäuerliche, sondern auf die gesammte Bewohnerschaft des Landes. Die Geburtsliste des Standesregisters ist das Grundbuch der Armee, und erst diejenigen scheiden aus, die nach freier Wahl zur See gehen wollen. Jene freie Wahl aber hängt von den Handelsconjuncturen ab; und wenn diese in Verbindung mit noch anderen Umständen der freien Wahl nicht günstig sind, dann behält das Grundbuch der Flotte leere Blätter.

Der große Unterschied liegt eben darin, daß der Ersatz des Heeres mit Berufsarten nichts zu thun hat. Er bevorzugt weder die bäuerliche noch die städtische Bevölkerung, sondern man verfährt damit rein geographisch, und nimmt erst in den weiteren Schritten, in denen der Vertheilung und Verwendung, Rücksicht auf die Berufsart.

Ganz in Uebereinstimmung mit diesem Grundsatz ist die Wehrpflicht für eine Seevertheidigung nur in den alten nordischen Königreichen gehandhabt worden. Dort hatte die Küstenbevölkerung, nach Bezirken eingetheilt, den Stamm zu bilden für die Bemannung der Flotte. Diese Einrichtung der grauen Vorzeit hat sich

nirgends auf unser Zeitalter übertragen und kann wegen großer Verschiedenheit der Flotten nicht als Beispiel herangezogen werden. Karl der Große hat nach Barthold's Erzählung die gesammte Küste seiner Staaten mit einem Ring solcher Wehrhaftigkeit umgeben; derselbe ist aber von außen her nicht auf die Probe gestellt worden, und die Sache hat mit dem Zerfall des Reiches ein Ende gehabt.

Die Uebertragung der Wehrpflicht auf die seemännische Bevölkerung, wie sie im Deutschen Reiche heute gehandhabt wird, ist in ihrem Wesen gut; nur darf man sich in der Ausführung nicht an die Schablone des Heeres halten; was für dieses und für die Landbevölkerung paßt, paßt nicht Alles für die Flotte und die Seeleute. Mit der in den siebziger Jahren erfolgten Verringerung der Lohnsätze hat man, soweit es eingeschiffte Leute betrifft, einen Fehlgriff gethan; man hat zwar allmälig den Versuch gemacht, ihn auf andere Weise wieder auszugleichen; es sind aber weder die Dienstalters- noch die Seefahrts-, noch die Specialitätszulagen im Stande, jenem Mißgriff gerecht zu werden, weil sie nicht der Allgemeinheit zu Gute kommen. Es wird zwar von den Vertheidigern der Maßregel behauptet, daß es der Fall sei; das ist aber ein Trugschluß, und man kann wohl die Frage aufwerfen, ob es denn mit der Popularität des Seekriegsdienstes so bestellt ist, wie es sein sollte.

Hat der Staat als solcher das Bedürfniß, Individuen, die von ihm zum Dienst herangezogen werden, durch Geldentschädigung abzufinden, so hat er auch die Pflicht dazu; man weiß, in welchem Grade eine solche Pflicht für den Dienst im Heere anerkannt wird, und es ist die Frage, ob derselbe Grad der Anerkennung auch für den Seedienst genügt.

Zahl und Stärke der Bataillone geben den Maßstab für die Art, wie eine Armee sich ihrer Aufgaben entledigt. Den Hauptfactor dabei bildet die Anzahl der Individuen. Ihre Ziffern wachsen enorm, wenn die Zahl der Bataillone imposant sein soll.

Den entsprechenden Maßstab geben für eine Flotte die Zahl und Stärke der Schiffe. Beide können imposant sein, aber die Ziffer der Individuen bleibt doch nur in kleinen Schranken.

Als in den Napoleonischen Kriegen die Kreuzer Großbritanniens den ganzen Erdball bedeckten, stieg die Kopfzahl ihrer Besatzung nicht viel über hunderttausend. Jedermann weiß, daß der Zahl nach England an den Landkriegen jener Zeit nur einen mäßigen Antheil hatte, und doch belief sich die Kopfzahl seiner kleinen Armeeen auf mehr als zweimal hunderttausend.

Man kann den Vergleich der einer Flotte gestellten Aufgabe mit der einer Armee verschieden bemessen und schätzen; man wird aber nicht leugnen können, daß der Antheil an der Lösung solcher Aufgabe, der auf das einzelne Individuum fällt, bei der Flotte größer ist, als bei der Armee.

Die dem Individuum von der Natur verliehenen Gaben sind bei beiden, Heer und Flotte dieselben. Die Forderungen, die der Dienst stellt, sind aber, wie wir sahen, ganz ungleich.

Von einem guten Bombardier im Heere verlangt man nicht, daß er ein guter Scharfschütze mit dem Magazingewehr und dem Revolver, groß und klein, daß er ein Tirailleur, Mineur, Sappeur und gleichzeitig auch ein guter Reep-

schläger sei. Das verlangt man aber von dem Artilleristen der Flotte, und versteigt sich in dieser Forderung bis zu den niedrigsten Chargen.

Von dem Rekruten der Armee verlangt man nichts Gelerntes; es ist gleichgültig, ob er einem Gewerbe angehört. Nicht so bei der Flotte: ein bereits gelernter Beruf ist die Voraussetzung; und zwar muß der Lehrgrad im Beruf schon ein recht vorgerückter sein. Denn mit fünfzehn Jahren geht man als Cajütswächter und Decksjunge zur See, und nach fünf Jahren erst tritt man in den Seekriegsdienst. Es ist eine Zeit, wo man in den Gelernten schon eine Capitalkraft erblickt.

Man könnte hier einwenden, daß der Armeerekrut sich in derselben Lage befindet. Ganz gewiß; das Erlernte ist aber seine Privatsache und hat für den Heeresdienst nur sehr nebensächliche Bedeutung; beim Matrosen verhält sich das anders: er ist werthlos für den Seedienst, wenn er das Erlernte nicht mitbringt, denn er muß dem Antheil genügen, den die Aufgabe der Flotte von ihm fordert.

Trotzdem steht es zur Frage, ob der Staat ein Interesse daran hat, den Seemann für diese Mehrforderung — wenn es eine solche ist, — durch Geld zu entschädigen. Die Frage auf Grund des Armeegebrauchs zu verneinen, ist nicht berechtigt. Es tritt nämlich der Umstand hinzu, daß die Lohnfrage in der Armee durch die in Betracht kommende Kopfzahl einen anderen Hintergrund hat in finanzieller Beziehung.

Der Finanzeffect spielt in diesen, wie in einer Menge anderer Dinge, eine weitaus verschiedene Rolle. Beim Beginn der Flotte war diese Rücksicht noch viel einleuchtender als jetzt, und man ist deshalb dem Armeegebrauch nicht gefolgt, und hat sich in manchen Schöpfungen von weniger eng gefaßten Anschauungen leiten lassen. Dieselben Gründe waren maßgebend, als es sich für den ersten Leiter der Flotte, den Prinzen Adalbert, um die Lohnsätze der Mannschaften handelte, und daß die Beseitigung seiner Anschauung richtig war, soll erst noch bewiesen werden.

Zu einer Zeit, wo man hin und wieder von dem Rückgang der seemännischen Bevölkerung hört, ist auch dieser Gegenstand der Betrachtung werth. Was Landwirthschaft und Bauernstand für die Armee, das ist Rhederei und Hochseefischerei für die Flotte. Leider findet aber gerade jetzt die Hochseefischerei bei der Küstenbevölkerung wenig Anklang. Die deutsche Walfischfahrt, die eine Zeit lang geblüht hat, ist ganz eingegangen. Die Bewohner der Halligen und nordfriesischen Inseln haben sich ihr abgewendet, und sollen jetzt meistens der Auswanderung obliegen; auch die Küstenbewohner des östlichen Schleswig-Holstein betrieben früher die Walfischfahrt; auch sie haben sich diesem Gewerbe entfremdet, und der dort früher landläufige Trinkspruch: „Op Mord und Todtschlag in Grönland" ist heute schon in Vergessenheit gerathen.

Den Friedensdienst auf der Flotte dem Kauffahrer und Fischer populär zu machen und zu erhalten, ist wohl der Mühe und des Dankes werth.

Die eigentlich seemännische Bevölkerung beschränkt sich sonach im Wesentlichen auf die Rhederei, also den Seehandel. Es ist deshalb nicht befremdend, wenn in Verbindung damit gesagt wird, die Flotte sei ein Apparat des Frei-

handels, sie befördere die Rhederei, mit dieser die Aus- und Einfuhr, den Seehandel überhaupt, und mittelbar die Ausbreitung und überseeische Politik.

Allgemein genommen kann man dem beipflichten; die Wirksamkeit der einzelnen dabei betheiligten Factoren nimmt aber einen anderen Gang. Die Wehrpflicht wirkt nur insofern fördernd auf die Rhederei, als sie ihren Mannschaftsstamm kräftigt, schult, disciplinirt und verbessert. Sie vermehrt die Zahl kriegstüchtiger Leute, sie wirkt aber nicht unmittelbar vermehrend auf die Zahl der seemännischen Bevölkerung. Der kosmopolitische Hang, der beim Seemann nicht zu vermeiden ist, sträubt sich etwas dagegen, und trägt zur Vermehrung nicht bei.

Wenn man nun behaupten will, die Abnahme der seemännischen Bevölkerung stände damit in directer Verbindung, so ist das nicht gerechtfertigt; ist die Thatsache an sich begründet — was nicht ohne Weiteres zuzugeben ist — so gibt es der directen Gründe genug, die es wohl herbeiführen können.

Die Umwandlung der Segel- in Dampffahrt ist noch nicht abgeschlossen; der Abschluß wird auch noch auf sich warten lassen; es geht nicht so schnell, wie man denkt; es gibt noch zu viele Frachtgüter, die nur unter Segel rentiren. Aber auch so, wie die Umwandlung vor sich geht, ist eine Verminderung des rein seemännischen Elementes erklärlich, und es ist ein ganz natürlicher Vorgang, daß die Theerjacke dem Heizer Platz macht.

Ein anderer directer Grund ist die jenseits des Atlantik stattfindende Erschwerung des Absatzes unserer Producte; die Mac Kinley-Bill ist in dieser Beziehung epochemachend; hat die amerikanische Zollunion Aussicht, so wirkt das ungünstig auf die europäische Rhederei; zum Glück ist jene Union fürs Erste nur doctrinär. Solange die Bedürfnisse des Schiffbaues übermäßig vertheuert werden, hat die europäische Rhederei den Wettbewerb Amerika's nicht zu fürchten.

Betrachtet man den Stand der öffentlichen Meinung in diesen Dingen, so findet man der Trugschlüsse nicht wenige. Auf noch mehr derselben einzugehen, fehlt der Raum; aber es ist kaum möglich, eine Sache unberührt zu lassen, die gerade jetzt vielfacher Erörterung unterzogen wird. Verfasser dieses ist wegen seines Standes zur Befestigungsfrage von Helgoland heftig angegriffen worden. Psychologen pflegen zu sagen, daß Heftigkeit und Erregtheit sich am leichtesten da einstellen, wo ein Gefühl der Unsicherheit ist. Wir leben in einer Zeit, wo baulustige Strategen über die wunderbaren Vortheile in Erregung gerathen, die dem Reich aus der Befestigung der Nordseeinsel erwachsen sollen. Der Verfasser hat Vortheile der Befestigung wohl anerkannt, hat aber die Nothwendigkeit einer starken Flotte in die erste Linie gestellt. Man hat ihm vorgeworfen, daß er zum Schaden der anderen strategischen Vortheile einem ungebührlichen Wachsthum der Flotte das Wort rede. Das ist nicht der Fall, und er muß sich gegen Unterlegung von Motiven verwahren, die er weder hat noch aussprach.

Er will aber einen naheliegenden Trugschluß nicht unerwähnt lassen. Der Nordseecanal hat die Jedermann bekannten — vom Generalfeldmarschall v. Moltke allerdings nicht ganz anerkannten — strategischen Vortheile. Man weiß aber auch, daß es zur Vertheidigung des Canales an seinem Westende des Baues einer Flottille von besonderer Specialität bedurfte; eine kostspielige Maßregel, denn die vielbesprochenen Panzerfahrzeuge sind nur diesem Zweck, und nicht anderen

Zwecken bestimmt. Es wird gewiß nicht nöthig sein, für Helgoland eine besondere Flotte zu bauen; ein verhängnißvoller Trugschluß wäre es aber, zu glauben, daß die in eine Art Kronstadt verwandelte Insel der Fürsorge einer Flotte weniger bedürfte, als der einfache Schutzhafen. Und gegen einen solchen wird sich Niemand verwahren.

Damit könnten diese Betrachtungen fürs Erste geschlossen werden. Die Eindrücke der letzten Etatsverhandlungen sind noch zu neu, um sich ihrer ganz zu entschlagen. Solange der Reichstag nur einen Abgeordneten hat, der ein Verständniß bekundet für den Werth des Offensivvermögens einer jeden Flotte, — möge sie ersten, zweiten oder anderen Ranges sein — solange kann auch dieser Punkt nicht eindringlich genug erörtert werden.

Einen Trugschluß elementarer Art möchte der Verfasser zum Schluß dieses Aufsatzes noch zur Sprache bringen. Er betrifft die Erziehung der Flotte. Dasselbe Capitel hat schon viele Federn beschäftigt, und sie sind der Aufgabe zuweilen mit vielem, zuweilen auch mit wenigem Geschick nahe getreten. Der Gegenstand bietet so viel Stoff zur Erörterung, daß zu einem tieferen Eingehen hier nicht der Raum ist. Die Kernfrage soll aber nicht unberührt bleiben, und die Kernfrage der Erziehung ist die Marinepolitik. Frankreich ist in zweiundzwanzigjährigem Seekrieg seinem Gegner nicht etwa unterlegen, weil es Mangel an tüchtigen Schiffen und tüchtigen Menschen gehabt hätte, sondern weil Convent, Directorium und Imperator eine Marinepolitik für gut fanden, die den Forderungen des Seekriegs nicht gerecht wurde.

Das Lebenselement einer Seevertheidigung ist das Offensivvermögen, und der ernste Wille es zur Geltung zu bringen. Seit den Verhandlungen der Marinecommission des Jahres 1869 bis zu den Reichstagsreden über den Etat 1892, also seit nahezu dreißig Jahren wird diese Wahrheit von dem überwiegenden Theil der Volksvertretung verkannt, und hoffentlich gelingt es der Monarchie auch diesmal, wie schon einmal, der verkannten Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Ueber die Lehre vom Gewissen.

Akademische Rede

von

G. Rümelin.

(Tübingen 1884.)

Man sollte denken, daß die Fragen, ob dem Menschen als allgemeines Gattungsmerkmal ein Gewissen beizulegen sei, und wenn dies bejaht wird, worin dessen wesentliche Eigenschaften und Functionen bestehen, ob es etwas Einfaches oder Zusammengesetztes, etwas Angeborenes oder Erworbenes ist, vor Allem den Psychologen angehen und zu dessen interessantesten, für die Wissenschaft wie für das praktische Leben gleich hochwichtigen Aufgaben gehörten. Denn welche Folgerungen müßten sich sofort aufdrängen, wenn es sich herausstellte, daß nur ein Theil der Menschen mit einem Gewissen ausgestattet ist, ein anderer nicht, und daß es von zufälligen Anlagen und Erlebnissen abhängt, ob das Eine oder das Andere zutrifft. Gleichwohl wird man sich in der Erwartung, hierüber von den Psychologen belehrt zu werden, sehr getäuscht finden; man kann ganze Reihen älterer und neuerer Lehrbücher der Psychologie nachschlagen und wird bald gar keine, bald nur eine sehr dürftige und unbestimmte Auskunft über das Gewissen finden. Es ist schon schwer, für dasselbe einen bestimmten Platz in der Seelenlehre zu ermitteln. Denn wenn man auf Grund der bekannten Dreitheilung von Seelenthätigkeiten fragt, ob das Gewissen ein Erkennen oder ein Wollen oder ein Gefühl sei, so wird man sich sofort überzeugen müssen, daß jede dieser drei Fragen zu bejahen ist. Zumal für die neuestens beliebte und vorherrschende Richtung dieser Wissenschaft, wonach sie theils auf dem Grenzgebiet physiologischer und psychischer Thatsachen festere Ausgangspunkte zu gewinnen hofft, theils mit Darwin'schen Voraussetzungen die Entwicklung der Seelenvorgänge aus rohen Anfängen des animalischen Lebens heraus verständlich zu machen sucht, liegt ein Begriff wie der des Gewissens noch gar weit ab von ihren Wegen. Die Psychologen pflegen deshalb das ganze Thema der Moralwissenschaft oder, wie sie sonst heißt, der Ethik zuzuschieben. Hier gibt es nun allerdings eine ganze Literatur von allgemeineren oder monographischen Arbeiten über das Gewissen, ebenso von

philosophischer als von theologischer Seite. Aber man wird kaum zwei Schriftsteller finden, die in der Definition und Auffassung des Begriffs ganz miteinander zusammenträfen. Die Abweichungen gehen so weit, daß auf der einen Seite von einem so namhaften Forscher wie Richard Rothe der Rath ertheilt wird, das Wort Gewissen bei seiner Vieldeutigkeit und Unbestimmtheit lieber wenigstens aus dem wissenschaftlichen Sprachgebrauch ganz auszuscheiden und dafür die Namen der Theilbegriffe, die man darin zusammenfasse, einzeln zu verwenden, während andererseits noch hervorragendere Denker, wie Hermann Lotze und, wenn auch in abweichender Ausdrucksweise, Herbart die in den Gewissensaussagen empirisch gegebenen Billigungen und Mißbilligungen menschlicher Handlungsweisen zum Fundament für den ganzen Aufbau einer Sittenlehre machen.

Ich gedenke nun, die theologische Ethik, welche in die psychologische Frage das ihr fremde Element positiv religiöser Voraussetzungen einführt, ganz bei Seite zu lassen, auch auf die Abweichungen der Philosophen unter sich nicht näher einzugehen und beschränke mich darauf, von eben den psychologischen Ausgangspunkten aus, die ich hier schon wiederholt als Schlüssel zur Lösung von Fragen der praktischen Philosophie zu benützen versucht habe, Ihrer Aufmerksamkeit und Prüfung einige Bemerkungen als Beiträge zur Lehre vom Gewissen vorzulegen.

Es ist üblich und selten werthlos, der Untersuchung eines Begriffs eine kurze Auskunft über den sprachlichen Ursprung und die Geschichte des Worts vorauszuschicken. Gewissen kommt nicht, wie man lange und allgemein geglaubt hat, von „gewiß" her, so daß das Merkmal der Untrüglichkeit namengebend gewesen wäre, ebenso wenig von weisen im Sinne von anweisen, was sich auf die Function des Befehlens beziehen würde. Es ist vielmehr das Zeitwort „wissen", das mit der Vorsilbe „Ge" zum Hauptwort erhoben wurde, und diese Vorsilbe Ge, mit der lateinischen Vorsilbe co und con auch sprachlich verwandt, hat hier ihre ursprüngliche Grundbedeutung von Mit, Zusammen, von etwas Begleitendem. Und wenn nun noch hinzukommt, daß die ältere Form weiblichen Geschlechts war und die gewisseni lautete, so wird um so einleuchtender, daß das Wort die bewußte Nachbildung und Uebersetzung der lateinischen conscientia war, die sich im Französischen conscience und ähnlich in anderen modernen Sprachen erhalten hat und selbst wieder die Uebertragung eines gleichbedeutenden griechischen Worts (ἡ συνείδησις) war. Es hieß zunächst das Mitwissen, dann aber insbesondere das nach Innen gerichtete, die Vorgänge und Zustände der Seele begleitende Wissen oder das Bewußtsein, woran sich dann als dritte noch engere Bedeutung das Wissen von den Motiven und dem Werth unserer Handlungen oder das sittliche Bewußtsein anschloß. Unser deutscher Ausdruck beschränkte sich auf diese beste und engste Bedeutung des lateinischen Worts.

Da nun das Menschengeschlecht von seinem ersten Eintritt in die beglaubigte Geschichte an im Physischen wie im Geistigen mit den gleichen Grundkräften ausgestattet erscheint, da wir von keinen Anlagen oder Trieben wissen, die im Lauf der Jahrhunderte abhanden gekommen oder neu hinzugetreten wären, da es insbesondere keine Zeit und kein Volk gab, in welchem eine Unterscheidung von Gut und Böse, von Recht und Unrecht, also ein sittliches Bewußtsein gefehlt hätte,

so könnte man erwarten, daß auch die Sprache wenigstens der geistig entwickelteren Völker schon früh zur Bildung eines Worts gelangt sein müsse, das eben dies dem Menschen eigenthümlichste, ihn von der Thierwelt am schärfsten abgrenzende Merkmal seines Seelenlebens bezeichnete. Gleichwohl trifft diese Vermuthung nicht zu. Das alte Testament beschreibt zwar gleich in der Erzählung vom ersten Sündenfall genau und anschaulich eben das, was wir jetzt eine Function des Gewissens nennen, aber die hebräische Sprache kennt keinen Ausdruck für die innere Quelle dieser Vorgänge; und auch die uns überlieferten Reden Jesu enthalten kein in solchem Sinn deutbares Wort. Erst in den spätesten apokryphischen Schriften und in neutestamentlichen Briefen findet sich der volle Gebrauch des vorhin erwähnten, der griechischen Sprache entnommenen Ausdrucks.

Die verhältnißmäßig späte Entdeckung des psychologischen Begriffsworts läßt sich unschwer verstehen. Im orientalischen Alterthum herrscht die theokratische Gesellschaftsform, in welcher nicht nur Religion, sondern auch Recht und Sitte, das ganze öffentliche und Privatleben nicht als etwas menschlicher Willkür Entstammendes und Ueberlassenes, sondern als eine von der Gottheit geregelte, unverbrüchliche Ordnung erscheint, deren Ausleger und Wächter Priester oder Propheten sind. Im griechischen wie im römischen Alterthum ist zwar diese theokratische Grundanschauung mehr oder weniger durchbrochen und das politische wie gesellschaftliche Leben zur Ablösung vom Priesterthum und zu selbständigerer Gestaltung gelangt, aber in letzter Instanz werden doch auch hier die Grundlagen aller Gesittung, rechtlichen und socialen Ordnung auf den Willen der Götter, nicht auf die Forderungen eines sittlichen Bewußtseins zurückgeführt. Was wir jetzt ein böses Gewissen nennen, das war unter diesen Voraussetzungen die Furcht vor einem göttlichen Strafgericht; die inneren Vorgänge werden nach außen projicirt; die Erinnyen oder Furien verfolgen den Uebelthäter; das gute Gewissen hat die Form des Bewußtseins, den Göttern wohlgefällig zu sein.

Erst in späterer Zeit und auf griechischem Boden, als dort das Staatsleben bereits im Niedergang begriffen war, trat eine Kritik und allmälige Zersetzung der religiösen Voraussetzungen und Autoritäten ein und erstreckte sich auch auf die Ableitung der sittlichen Begriffe. Die Sophisten stellten jenen Satz auf, der den vollen Bruch mit allen überlieferten Anschauungen in sich schloß: der Mensch ist das Maß aller Dinge. Sokrates, wiewohl im Kampf gegen ihre radicalen, destructiven Theorien, und in der Meinung, den wahren Sinn der Gottheit zu deuten, machte doch selbst die menschliche Vernunft zum Sitz und Richter aller Sittlichkeit, wenn er die Tugend für ein Wissen, für die Erkenntniß des Besseren erklärt. Wie dann diese Verlegung der Quelle aller Moral in das Innere des Menschen sich weiter ausbreitete, wie zuerst in der griechischen Umgangssprache jenes unserem deutschen Gewissen entsprechende Wort entstand und bei den Philosophen, besonders den Stoikern und Philo, eine wissenschaftliche Fortbildung erfuhr, wie dann diese ganze Auffassung bei den römischen Denkern die geneigteste Aufnahme fand, kann ich hier nur flüchtig erwähnen. Cicero sagt: Glaubet nicht, daß wie ihr es in den Fabeln und auf dem Theater seht, diejenigen, welche gottlos und verbrecherisch gehandelt haben, durch die brennenden Fackeln

der Furien verfolgt und geschreckt werden. Jeden quält seine eigene Bosheit am meisten; jeden schrecken seine bösen Gedanken und sein Bewußtsein, Gewissen. Noch deutlicher spricht Seneca: ein sacer spiritus, eine heilige Regung, ein von der Gottheit stammender Zug der Seele wohnt in uns als ein Beobachter und Wächter über Gutes und Böses; wie wir ihn behandeln, so behandelt er uns. Eben damals schreibt Seneca's Zeitgenosse, der Apostel Paulus von Korinth an die Christen in Rom von den Heiden, die das Gesetz nicht haben und doch von Natur thun des Gesetzes Werk; die sich selbst ein Gesetz sind, indem sie zeigen, daß des Gesetzes Werk in ihre Herzen geschrieben ist, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Seit jenen übereinstimmenden Aussagen des heidnischen Philosophen und christlichen Apostels sind achtzehn Jahrhunderte verflossen und unzählige Schriften, die von diesem Thema handeln, verfaßt worden; ich meine aber, daß dem Begriff des Gewissens gegenüber von den Meinungen von Seneca und Paulus etwas Wesentliches weder hinzugefügt noch genommen worden ist; ich darf daher darauf verzichten, die Geschichte des Worts und Begriffs auch noch durch Mittelalter und Neuzeit zu verfolgen und finde es an der Zeit von dem Wort und seiner zeitlichen Entwicklung zur Sache selbst überzugehen.

Hier muß ich mir nun erlauben, ohne nähere Begründung von der schon wiederholt an dieser Stelle dargelegten Auffassung unseres Seelenlebens auszugehen, wonach die treibende Grundkraft unseres gesammten bewußten und unbewußten inneren Lebens in einem Wollen besteht, aber nicht in einem ziel- und schrankenlos umherschweifenden Wollen, sondern in einem solchen, welchem durch eine Mehrheit von besonderen, unter sich specifisch verschiedenen, angeborenen Triebreizen, die sich im Gefühl als Regungen von Lust oder Unlust kundgeben und aufdrängen, die Richtungen auf bestimmte Ziele und Zwecke vorgezeichnet sind. Durch sie werden dem Intellect als dem Ganzen unserer Erkenntnißkräfte die Aufgaben gestellt, die er zu lösen hat, und in allem unserem Denken, Fühlen und Thun ist nichts, dessen Entstehung nicht schließlich auf die menschlichen Grundtriebe und ihre mannigfaltigen Combinationen zurückzuführen wäre. Auch unsere höheren und höchsten Geistesthätigkeiten machen hievon keine Ausnahme. Es gäbe kein Wissen und keine Wissenschaft, wenn nicht ein Wissenwollen, ein Drang nach Erkenntniß in uns läge; es gäbe keine Lust am Schönen und keine Kunst, wenn wir nicht eine Empfänglichkeit und ein Verlangen besäßen, die Wirklichkeit zum anschaulichen Ausdruck ihrer idealen Bedeutung zu verklären; es gäbe keine Religion, wenn wir nicht ein dunkles Bedürfniß in uns fühlten, unser Ich zu geahnten allwaltenden Mächten, zu dem höchsten für uns Denkbaren in unmittelbare Beziehung zu setzen. Und so wäre auch kein Recht und keine Sittlichkeit möglich, wenn nicht angeborene Keime dafür, wenn nicht ein sittlicher Trieb zu unsern Gattungsmerkmalen gehörte.

Es liegt darin zugleich der bestimmteste Widerspruch gegen die Ansicht derjenigen, welche mehr mit neuem Eifer und Erfolg als mit neuen Gründen Recht und Moral nur aus der geschichtlichen Erfahrung, aus der Wahrnehmung und Reflexion über das, was sich für das gesellschaftliche Zusammenleben als das Gemeinnützigste und Zweckmäßigste erweist, ableiten zu können glauben, als

ob es nicht immer schon sittliche Motive voraussetzte, das Gemeinnützige auch da, wo es dem eigenen Interesse widerspricht, vorzuziehen. Es wird niemals gelingen, einer leeren oder von bloßen Nützlichkeitsrücksichten beherrschten Seele durch die Hinweisung auf äußere Thatsachen das Bewußtsein allgemein bindender, an sich werthvoller Normen des Handelns oder gar die Neigung und Verpflichtung zur Selbstaufopferung für fremde Interessen einzuprägen.

Es versteht sich dabei von selbst, daß, wenn man von angeborenen Wurzeln oder Keimen der Sittlichkeit spricht, damit nur gemeint sein kann, daß einer gewissen Art von Anlaß gebenden Vorgängen eine Empfänglichkeit und Neigung, in einer bestimmten Weise dadurch angeregt zu werden, entgegenkommt, nicht aber, daß wir für eine Anzahl sittlicher Vorschriften das Bewußtsein ihrer Verbindlichkeit gleich fertig mit auf die Welt brächten.

Aber die Schwierigkeit und die wesentliche Aufgabe ist nun, jenen angenommenen sittlichen Trieb genauer zu bestimmen; anzugeben, worin seine Functionen bestehen und wieweit dieselben zum Verständniß der geschichtlich gegebenen Gesellschaftszustände wie der individuellen Erfahrungen ausreichen und wieweit nicht.

Die vorherrschende, fast allgemein übliche Auffassung derjenigen, welche von einem angeborenen sittlichen Trieb reden, bezeichnet diesen als ein Gefühl eines unbedingten Sollens. Ich halte diese Deutung insofern für eine verfehlte und irre führende, als sie etwas erst Abgeleitetes und Secundäres zum Kern- und Ausgangspunkt macht. Alle menschlichen Grundtriebe enthalten ein Verlangen, eine Forderung, eine Initiative; einem Gefühl des Sollens, der Gebundenheit, der Schranke wäre niemals der Name Trieb beizulegen. Und so muß auch ein sittlicher Trieb seiner Natur nach ein Streben nach einem Gut, ein Wollen, nicht ein Müssen sein. Dies trifft auch insofern völlig zu, als die erste und wesentlichste Function desselben in einem Verlangen nach einer festen Ordnung unseres in sich zwiespältigen und vielfach collidirenden Trieblebens besteht. Denn die verschiedenen Triebreize stehen keineswegs im friedlichen Einklang untereinander, sondern widerstreiten und widerstreben sich nach allen Richtungen. Die mächtigen und aufdringlichen Reize der Selbstsucht finden sich schon beengt durch diejenigen, auf welchen das Familienleben beruht, die geschlechtlichen Neigungen und die Liebe zu dem Erzeugten. Es stellen sich ihnen die allgemeinen geselligen Triebe in den Weg, durch welche wir uns an eine Gemeinschaft gebunden, von ihr, ihrer Hülfeleistung, ihrem Urtheil über uns abhängig fühlen. Wie dem Egoismus das Mitgefühl, so treten den sinnlichen Bedürfnissen und Begierden die Lustgefühle einer anderen Gattung, der Erkenntnißtrieb, die Lust am Schönen, die religiöse Anlage fremdartig und störend gegenüber. Das thierische Trieblebeu ist in sich einfach und zusammenstimmend; es kennt keine Conflicte des Wollens, außer etwa die Ansätze von solchen, die sich aus den menschlichen Eingriffen in dasselbe ergeben können, das menschliche dagegen ist nicht bloß zwiespältig, sondern hundertspältig. Daraus fließt nun der sittliche Trieb als das Bedürfniß, in dem verworrenen Chaos von Willensansätzen und Reizen Ordnung zu schaffen. Ordnung aber ist der Ur- und Stammbegriff des Menschengeistes. Denn alles Denken ist selbst nur ein Ordnen von Empfindungen und Wahrnehmungen. Ordnen heißt viele neben- und außereinander liegende Dinge zusammenfassen als zusammen-

gehörig, sie nach einem leitenden Gedanken in eine Reihe bringen und jedes an den Platz stellen, den ihm jener leitende Gedanke zuweist. Der sittliche Trieb geht demnach, und es ist dies das erste und wesentlichste seiner Merkmale, auf eine Herrschaft über die Triebe, durch welche jedem derselben sein Platz und das Maß seiner Geltung angewiesen wird; er setzt einen inneren Herrscher, eine einheitliche Centralkraft ein, die alles einzelne Handeln zu lenken und zu bestimmen beansprucht. Und daraus scheint es mir auch verständlich zu werden, wie sich uns jener sittliche Trieb nicht als ein Verlangen nach einer Ordnung, sondern als ein Gefühl der Unterwerfung unter ein Herrschendes, eines Sollens und Gebundenseins darstellen kann, obgleich dies erst das Abgeleitete ist.

Allein mit diesem sittlichen Trieb wäre nichts oder sehr wenig geholfen, wenn er bloß das Verlangen wäre, daß nur überhaupt irgend eine Ordnung, sei es welche es wolle, festzustellen sei. Zu allem Ordnen gehört ein Princip des Ordnens, ein das Einzelne und Verschiedene je nach seinen besonderen Merkmalen unterscheidender, leitender Gedanke und Zweckbegriff. Der menschliche Intellect stünde aber rathlos vor der Aufgabe, ein solches Princip des Ordnens zu finden, wenn er es nur aus seinen eigenen Mitteln zu schaffen hätte; denn er ist für sich interesselos, übt stets nur seine logischen Functionen und ist keiner ursprünglichen, sondern nur abgeleiteter Werthurtheile fähig; so wenig der Verstand über den Wohlgeschmack einer Speise ohne den thatsächlichen Gaumenreiz etwas zu sagen wüßte, so wenig kann er über den Werth der Familienliebe, der Ehre, der Erkenntniß, der Schönheit, des Wohlwollens ohne die Anhaltspunkte der sie begleitenden, nach Art und Grad sehr verschiedenen Lustgefühle ein Urtheil fällen. Werthe und Werthunterschiede werden nur gefühlt, vom Verstand nicht erfunden, sondern bloß vorgefunden. Diese Gefühle sind nun zwar erfahrungsmäßig keineswegs eindeutig, übereinstimmend, in festen Maßen begrenzbar, da die Stärkegrade der einzelnen Triebe nach Völkern und Zeiten, nach Alter, Geschlecht, Bildungsstufe, Individualität weit von einander abweichen; aber trotz dieser fließenden Grenzen muß man es doch als eine übereinstimmende und allgemein menschliche Grundanschauung bezeichnen, daß die sinnlichen Triebe, obwohl mächtig, aufdringlich und bis zu gewissen Graden zwingend, doch schon darum, weil wir sie mit der gesammten Thierwelt theilen, das Wesen und die Bestimmung des Menschen nicht ausmachen können, daß die Neigungen, die uns an unsere Nebenmenschen in mancherlei Formen und Abstufungen binden, die Reize des Wissens, der Einsicht, der ästhetischen Genüsse, der gläubigen Andacht, wenn auch von weit schwächerem Andrang, doch von einem Gefühl ihrer edleren Abkunft und Qualität begleitet sind. Und so sind der Ausgleich der selbstischen Neigungen mit den gesellschaftlichen, die Unterordnung der Sinnlichkeit unter den Geist die beiden festen Grundpfeiler aller Sittlichkeit jederzeit gewesen und werden es immer bleiben.

Indem aber der Verstand an der Hand dieser ihm vom Gefühl vorgezeichneten Werthunterschiede an die Aufgabe, nun eine Ordnung unseres Triebslebens zu suchen, herantritt, kann es nicht anders geschehen, als daß sich dabei die Natur seiner eigenen Functionen in eingreifender Weise geltend macht. Er muß die logischen Gesetze, die sein Denken beherrschen, auch auf das Handeln

übertragen; denn er verfügt über keine anderen. Und dies gilt nicht nur im Allgemeinen, sondern in ganz bestimmter Weise. Dem logischen Gesetz, vom Gleichen Gleiches zu denken, entspricht das Postulat, im gleichen Falle gleich zu handeln; dem Gesetz des Widerspruchs die Forderung, nicht sich widersprechenden Maximen zu folgen; dem Gesetz vom ausgeschlossenen Dritten die Norm, daß es für jede Handlung, die unter sittliche Gesichtspunkte fällt, neben Ja und Nein, Sollen und Nichtsollen, Thun und Unterlassen nichts Drittes gibt. Dem Causalgesetz des Denkens steht die Causalität des Handelns gegenüber, für welche an die Stelle von Ursache und Wirkung das Verhältniß von Zweck und Mittel tritt. So entsteht aus den Normalgesetzen des Denkens das formale Normalgesetz des Handelns, daß es ein in sich widerspruchloses, das Gleiche gleich stellendes, von dem Gegensatz des Ja und Nein, des Rechten und Unrechten beherrschtes, in den Causalzusammenhang der Außenwelt durch die Causalität der Zwecke verständig eingreifendes Wollen und Verfahren sein müsse. Diese Bedingungen schaffen dem Handeln zwar noch keinen bestimmten Inhalt, aber es gibt ohne sie keine sittliche Lebensordnung.

So werden denn die Begriffspaare Humanität und Logik, Vernunft und Liebe die Quellen und Leitsterne, rücksichtsvoll und rationell die Prädicate alles sittlichen Handelns.

Allein diese großen Principien Vernunft und Liebe sind zunächst nur ideale Ziele, welche der von dem sittlichen Trieb angeregte Intellect entwirft. Ihre concrete Ausführung an dem spröden Stoff der Wirklichkeit ist Gegenstand der geschichtlichen Entwicklung, die mit rohen Anfängen beginnt, aber doch so, daß die treibende Idee sofort schon erkennbar ist.

Sowohl die Ansicht, daß in dem angeborenen sittlichen Trieb nichts enthalten sei, als ein Bewußtsein eines unbedingten Sollens ohne Bezeichnung des gesollten Inhalts, als die andere Auffassung, für welche es überhaupt keine angeborenen Keime der Sittlichkeit, sondern nur aus der Erfahrung hervorgegangene und für das menschliche Zusammenleben als nützlich erprobte Regeln des Handelns gibt, berufen sich auf die enormen, bis an die Grenze thierischer Zustände hinabgreifenden Unterschiede der sittlichen Vorstellungen in der Urgeschichte der Menschheit, bei den wilden Völkern der Gegenwart, bei den zahllosen Ausnahmen auch innerhalb der modernen Gesittung und glauben mit Rücksicht darauf behaupten zu dürfen, daß von einem gemeinsamen Grundstock sittlicher Begriffe der Menschheit nicht die Rede sein könne.

Seit jener ersten von dem Engländer Locke gelieferten Blumenlese abscheulicher Völkergebräuche hat sich hierüber ein unübersehbares Material angehäuft, von welchem die Utilitarier der Ethik, die alles Angeborene leugnen, eifrigsten Gebrauch machen. Die Sitten der Naturvölker werden bald in helleren, bald in dunkleren Farben gezeichnet und finden ihre Vertheidiger wie ihre tendenziösen Verächter. Jene berufen sich darauf, daß äußere Nachrichten meist sehr unsicher und widersprechend seien, daß Vieles, was uns als das Abstoßendste erscheint, wie Menschenopfer, Kannibalismus, die martervolle Tödtung der Gefangenen oder gar das Schlachten und Verzehren alter und gebrechlicher Eltern, mehr auf Motiven des Aberglaubens als auf Unempfindlichkeit für Mitleid zu beruhen

pflege; daß man sorgfältig zu unterscheiden habe, was die Sitte befiehlt und was sie bloß nicht hindert, daß vielfach Spuren von ursprünglich reineren Anschauungen und späterem Verfall der Sitten nachweisbar seien. Wie es sich aber auch damit verhalten möge, so glaube ich doch jedenfalls zweierlei Thatsachen als Zeugnisse dafür anführen zu können, daß die elementarsten Wirkungen eines sittlichen Grundtriebes nie und nirgends fehlen. Wie immer die Sitte und rechtliche Ordnung des Zusammenlebens im Einzelnen beschaffen sein möge: darin, daß überhaupt eine solche besteht und noch nirgends ganz vermißt wurde, ist enthalten, daß Jeder, wer er auch sei, ein Allgemeines, dem er sich zu fügen hat, das seiner Willkür und Selbstsucht Schranken setzt, über sich gelten zu lassen hat. Es ist wenigstens die erste Forderung eines sittlichen Triebs, daß überhaupt eine Ordnung und ein Herrschendes da sei, verwirklicht. Sodann finden wir doch nie und nirgends, daß man sich Lob und Auszeichnung durch Essen und Trinken — in letzterem Punkt wäre wohl auch innerhalb der gesitteten Völker ein Vorbehalt zu machen — oder durch Faullenzen, durch Feigheit, Wankelmuth, Prahlerei, Verlogenheit erringen kann, wohl aber, daß überall Muth, Tapferkeit, Ausdauer, Verachtung von Schmerz, Geistesgegenwart, Einsicht und Wissen, Beredsamkeit hochgeschätzt wird; selbst jede körperliche Fertigkeit, wenn sie auch nur im Laufen, Klettern, Schwimmen, im Bogenschießen und Bumerangwerfen besteht, hat insofern ein sittliches Moment in sich, als sie ohne Mühe, Geduld und Selbstbeherrschung nicht erworben werden kann. Jede höhere Geistesanlage ist aber nach dem Zeugniß der Weltgeschichte darauf angewiesen, von der Pike auf zu dienen, sich zuerst mühsam als zarter Keim aus dem Uebermaß von sinnlicher Roheit und Selbstsucht herauszuarbeiten. So wenig wir eine angeborene Empfänglichkeit für ästhetische Reize darum leugnen, weil sie ihren Weg bis zu Raphael, Mozart und Goethe mit Bemalen und Tättowiren des Körpers, mit Ringen durch Nase und Lippen, mit hundsköpfigen Göttern, mit Scheusalen von Götzenbildern beginnen mußte; so wenig wir ein allgemein menschliches Verlangen nach Erkenntniß und Wahrheit darum bestreiten, weil nichts so thöricht und unsinnig ist, daß es nicht schon gedacht worden wäre und Zustimmung gefunden hätte; so wenig wir einem religiösen Bedürfniß des Menschengeistes darum die Anerkennung verweigern, weil es sich auch in den abstoßendsten und greulichsten Formen bethätigt hat: ebenso wenig dürfen wir uns auf die Gebräuche der Karaiben, Botokuden, Feuerländer und Australneger als Belege dafür berufen, daß zu den menschlichen Gattungsmerkmalen nicht doch auch ein sittlicher Trieb gehöre, dessen wesentliche Functionen in der formellen Forderung einer Ordnung unseres Trieblebens und in der materiellen Unterordnung der animalischen unter die humanen Triebreize bestehen.

Wenn ich nun aber im Bisherigen nur von einem sittlichen Trieb geredet habe, während mein Thema auf das Gewissen lautet, so ist dieß, wie ich glaube, kein Abweg und kein Umweg gewesen. Jener sittliche Trieb ist nicht gleichbedeutend mit dem Gewissen, aber er ist in ihm enthalten, mit ihm verschmolzen; er bildet dessen wichtigsten und werthvollsten Bestandtheil, die treibende und Richtung gebende Grundkraft. Aber es muß noch etwas Weiteres hinzukommen.

Denn derselbe vermag nicht frei aus sich selbst heraus eine auf die Wirklichkeit anwendbare Ordnung, ein System bestimmter Normen und sittlicher Vorschriften zu erzeugen; er stellt nur allgemeine Principien, ideale Forderungen auf, die dann zu concreter Gestaltung gelangen sollen und hierzu ein Doppeltes erfordern oder voraussetzen. Einmal bietet die Wirklichkeit den einer sittlichen Ordnung bedürftigen Stoff in den allgemein menschlichen Lebensverhältnissen und Gesellschaftszuständen, wie sie theils durch physiologische, theils durch sociale Thatsachen erzeugt und bedingt sind, in den leiblichen Bedürfnissen der Familie, im Erwerbs- und Verkehrsleben, im Volksthum, in den Forderungen der höheren Geisteskräfte. Sodann erfolgt die Durchdringung dieses gegebenen Stoffs mit sittlichen Ideen nur stufenweise in der Form geschichtlicher Entwicklung, von niedrigen Anfängen unter wechselnden und mannigfaltigen Bedingungen zu stetig wachsender Vertiefung. Jedes Zeitalter und Volk gibt dem gleichartigen sittlichen Grundtrieb wieder eine etwas abweichende Ausgestaltung und ordnet das menschliche Zusammenleben nach anderen Normen. Der Einzelne wächst in dem Vorstellungskreis seiner Umgebung auf, nimmt vermöge jenes angeborenen Triebs die sittlichen Begriffe derselben mit entgegenkommender Empfänglichkeit in sich auf, fügt nach Umständen individuelle, theils steigernde, theils abschwächende Zuthaten bei. Das Ganze dieser sittlichen Vorstellungen lagert sich nun im Gewissen als das Bewußtsein bestimmter, verpflichtender Normen für unser Wollen und Handeln ab. Das Gewissen ist so der sittliche Trieb in seiner concreten Gestaltung, in seiner durch thatsächliche Momente mitbestimmten Entwicklung. Es ist eine wenigstens für die meisten Menschen unbewußte und unlösbare Einheit von Angeborenem und Erworbenem. Ich möchte es definiren als das Gefühl einer inneren Nöthigung, unser Wollen und Handeln nach dem Maßstab der von uns als verpflichtend vorgefundenen und anerkannten Normen zu prüfen und zu richten.

Diese Auffassung, wonach das Gewissen als die Verschmelzung von zwei verschiedenen Elementen erscheint, einem Angeborenen und Erworbenen, einem Idealen und empirisch Beschränkten, einem Ewigen und Vergänglichen, kann, wie ich glaube, auch als Schlüssel dienen, um auf manche zweifelhafte oder bestrittene Fragen eine Antwort zu finden.

So fragt man, ob es ein irrendes Gewissen gebe, oder ob dessen Stimme als untrüglich zu gelten habe. Ein Irrthum ist natürlich in doppelter Weise möglich und darum auch in der Erfahrung tausendfältig vorhanden. Es können einmal die Normen unrichtig sein, die als bindend angenommen werden; sodann kann von richtigen Normen eine unrichtige Anwendung auf die gegebenen Einzelfälle gemacht werden. So wurde es durch Jahrhunderte und wird auch noch in die Gegenwart herein da und dort als eine bindende Gewissensnorm angesehen, abweichende Glaubensmeinungen nicht zu dulden, sie, wenn auch nicht mehr mit Feuer und Schwert auszurotten, doch noch durch Verweigerung bürgerlicher Gleichstellung und auf andere Weise zu erschweren; hier ist die Norm eine falsche, obgleich sie unter dem Druck religiöser Voraussetzungen mit gutem Glauben angenommen sein kann. Andererseits ist die Pflicht der Wahrhaftigkeit eine richtige Norm. Wenn man aber daraus die Folgerung ableitet, daß man bei

jedem Anlaß auszusprechen habe, was man denke, daß man Jedermann sein Urtheil über ihn ins Gesicht zu sagen, daß man im geselligen Verkehr die üblichen Höflichkeitsformen zu unterlassen habe, wo sie mit der wirklichen Gesinnung nicht übereinstimmen, so ist die Anwendung eine falsche. Im einen wie im andern Fall liegt jedoch nur ein Irrthum des Verstandes, des sittlichen Urtheils vor, nicht des Gewissens selbst. In seiner Grundfunction zu verlangen: Du sollst nicht wider besseres Wissen handeln, du sollst die Normen, die du selbst als bindend erkannt hast, nicht verletzen, sowie in dem Urtheil, ob dies geschehen ist oder nicht, müssen wir das Gewissen, soweit überhaupt das Prädikat der Untrüglichkeit auf den Menschen anwendbar ist, untrüglich nennen, als den einzigen und unmittelbarsten Zeugen des inneren Vorgangs. Der Irrthum fällt auf den Antheil des Erworbenen und Zufälligen, die Wahrheit auf den angeborenen und idealen Factor.

Das Gewissen weiß und sagt überhaupt nicht, wie im Einzelfall zu handeln sei; dies ist Sache der Einsicht und Ueberlegung. Das Gewissen begleitet diese Ueberlegung nur als Wächter darüber, ob in den gesetzten Zwecken und gebrauchten Mitteln keine Verletzung der bindenden Normen enthalten ist. Ueber die Zweckmäßigkeit selbst hat es nicht mitzusprechen; man kann die thörichtste und verfehlteste Handlung mit gutem Gewissen begehen, die vernünftigste, ja allein richtige nicht ohne vorgängige Einrede und Beunruhigung des Gewissens zu vollbringen haben.

Der Ausdruck „gutes und böses" Gewissen beruht überhaupt auf einem eigenthümlichen Sprachgebrauch. Das Gewissen ist ja niemals böse und übt seine Functionen um so vollkommener, je böser es im üblichen Sinne wird. Wie wenn man von einem bösen Zahn oder Finger spricht, heißt hier böse so viel als verletzt oder schmerzhaft, wofern man das Bösewerden nicht im Sinne von Zornig- oder Ergrimmtwerden zu deuten vorzieht. Das gute Gewissen aber ist der Regel nach nichts Positives, sondern nur die Negation des Bösen. Es ist ein Verhältniß wie zwischen Gesundheit und Krankheit: wir empfinden die Gesundheit nur als positives Gut, wenn sie gestört ist oder war, in der Genesung oder im Anblick fremder Leiden; sonst nehmen wir sie als das Normale und Selbstverständliche ohne ein besonderes Lustgefühl hin. Aehnlich haben wir das positive Gefühl eines guten Gewissens nur, wenn dessen Sieg zuvor in Frage stand und doch schließlich errungen wurde, oder gegenüber von bestimmten Vorwürfen und Anklagen, wenn sie grundlos waren. Wenn sich das Gewissen aber nicht auch auf das Institut der Verjährung und Amnestie einließe, so würde es uns niemals eine ruhige Stunde gönnen können.

Jene Unterscheidung des Angeborenen und Erworbenen, des idealen Grundtriebes und seiner empirischen Ausbildungsstufe scheint mir aber auch ein Licht zu werfen auf die sehr praktischen, ebenso wichtigen als schwierigen Fragen, ob und in welchem Sinne allen Menschen ein Gewissen beizulegen ist, ob und in welchem Sinne alle ein gleichartiges Gewissen haben. Eine Verneinung dieser Allgemeinheit und Gleichartigkeit müßte vom größten Einfluß sein auf unsere ganze Beurtheilung menschlicher Handlungen, auf den Begriff der Zurechnungsfähigkeit, auf das gesammte Institut der Strafjustiz. Wie stände es mit dieser,

wenn man die Einrede eines Angeklagten, er habe kein Gewissen oder kein solches, wie andere Menschen, beachten müßte?

Ob es Menschen ohne alle sittlichen Gefühle und Vorstellungen gibt, läßt sich nicht erfahrungsmäßig durch Beobachtung an Einzelnen entscheiden. Denn der Einblick in das Innerste eines anderen Menschen ist uns versagt. Niemand kennt auch nur sich selbst genau, am wenigsten der Ungebildete, dem schon die Ausdrücke für die Bezeichnung innerer Seelenvorgänge völlig fehlen. Auch bei den sittlich verwildertsten Naturen wird es gleich schwer sein, das völlige Fehlen wie das Vorhandensein sittlicher Regungen nachzuweisen. Wir könnten aber ebenso wenig auf diesem empirischen Wege feststellen, daß allen Menschen Fassungskraft, Urtheil, Schlußvermögen beizulegen ist, obgleich wir zum voraus außer Zweifel sind, daß derjenige überhaupt kein Mensch mehr zu nennen wäre, dem diese Merkmale völlig fehlten. Ebenso müssen wir die Fähigkeit, Gesolltes und Nichtgesolltes, Gutes und Böses zu unterscheiden, jedem Menschen als einen unfehlbaren Bestandtheil seiner Vernunftanlage zuerkennen. Der Gegensatz von Gut und Böse ist aber von allen andern conträren Begriffspaaren, wie hell und dunkel, warm und kalt, gerade und krumm, dadurch specifisch unterschieden, daß er nicht eine bloße sinnliche oder unsinnliche Vorstellung gibt, sondern einen Appell an den Willen, das Bewußtsein eines Sollens schon mit sich führt. Die biblische Erzählung versetzt den Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen gleich in den Garten des Paradieses und läßt Gott nach dem Sündenfall sagen: siehe, Adam ist geworden wie unser einer und weiß was gut und böse ist. Die Strafgesetze aller Völker und Zeitalter machen den Menschen, wofern er nicht ein unmündiges Kind oder durch Krankheit in dem normalen Gebrauch seiner Geisteskräfte gehindert ist, verantwortlich für all sein Thun und setzen eben dabei die Kenntniß des Unterschieds von Recht und Unrecht voraus, ohne hierüber einen Gegenbeweis zuzulassen. Sie könnten dies unmöglich thun, wenn die sittlichen Gebote, wie die Utilitarier und Materialisten sagen, keine angeborene Wurzel im Menschengeist hätten, sondern bloße Erfahrungssätze wären, die wir nur durch äußere Mittheilung kennen lernen und um ihrer Nützlichkeit willen anerkennen sollen. Wenn das Wissen von sittlichen Normen nur etwas wäre, wie ein beliebiges anderes Wissen, wie z. B., daß die Erde eine Kugel sei und sich um die Sonne drehe, so könnte die Einrede eines Uebelthäters, jene Erfahrungssätze seien ihm nicht mitgetheilt worden, und wenn dies je geschehen sein sollte, so habe er sie wieder vergessen, was ja kein Verbrechen sein könne, nicht zurückgewiesen werden. Alles Strafrecht setzt in diesem Sinn eine sittliche Anlage als allgemein menschliches Gattungsmerkmal voraus.

Anders aber verhält es sich mit den erworbenen Bestandtheilen des Gewissens. Alle Menschen kennen den Unterschied von gut und böse und fühlen sich durch allgemein gültige Normen verpflichtet. Aber diese Normen selbst können außerordentlich verschieden sein und sind es thatsächlich, nach der Bildungsstufe von Zeitalter, Volk und Individualität.

Demnach müssen wir sagen, daß nicht nur alle Menschen überhaupt ein Gewissen, sondern daß sie insofern auch das gleiche Gewissen haben, als dessen einfache Grundfunction zu prüfen, ob unsere Handlungen mit den von uns als

bindend erkannten Normen, wie dieselben nun auch lauten mögen, übereinstimmen oder nicht, somit dies entscheidende Ja oder Nein für alle dasselbe bleibt und nur dem einen Gewissen stärkere Versuchungen und geringere Beihülfe aus sonstigen Faktoren geboten sein können, als dem andern.

Ich versuche noch von den gleichen Voraussetzungen aus, wenn auch nur in flüchtiger Andeutung die Fragen zu berühren, die über den psychologischen Standpunkt hinauszustreifen scheinen, ob und wie die sittliche und die religiöse Anlage zusammenhängen, ob und wie insbesondere gerade das Gewissen als eine Stimme und Offenbarung Gottes bezeichnet werden kann.

Daß Etwas, was irren kann und thatsächlich in zahllosen Fällen irrt, sich nicht das Ansehen einer göttlichen Beglaubigung beilegen kann, ist von selbst einleuchtend. Ebenso wenig wird die Erfahrung zu bestreiten sein, daß thatsächlich und häufig mit einer sehr schwachen Empfänglichkeit für religiöse Gefühle ein rechtschaffener Wandel, eine edle und gewissenhafte sittliche Lebensführung verbunden erscheint, und daß andererseits auch die ausgesprochenste Erregbarkeit für Eindrücke religiöser Art keineswegs eine sichere Bürgschaft auch gegen grobe sittliche Verfehlungen bietet.

Gleichwohl ist das Verlangen des Menschengeistes nach einer Einheit seines gesammten Denkens und Lebens stark und mächtig genug, um den Gedanken nicht zu ertragen, daß die Erzeugnisse der höchsten menschlichen Triebe und Kräfte, daß die Ideen des Wahren, Schönen, Guten, der Gottesgemeinschaft, je in isolirte Spitzen neben und außer einander auslaufen, ohne daß auch sie noch irgend ein höheres Band unter sich verknüpfte. Wer nun aber in der Idee des Guten, in dem Gefühl der Gebundenheit an unbedingt werthvolle und verpflichtende Ziele und Normen unseres Willens den höchsten Maßstab menschlichen Werths oder Unwerths, die Beglaubigung unserer wahren Bestimmung erkennt, dem wird sich die Schlußfolgerung nahe legen, daß die sittliche Ordnung, die für die Vernunftwesen unseres Planeten gilt, ein Glied und Bestandtheil des allgemeinen Weltplans sein, in den Gedanken und Zwecken der Gottheit ihre letzte Quelle haben möge. Die Folgerung ist nicht logisch zwingend, weil wir diesen allgemeinen Weltplan nicht kennen und auf Unerkennbares keine Schlüsse zulässig sind; sie ist mehr eine Ahnung, ein Glaube, im logischen Sinne eine Hypothese, die sich weder beweisen noch widerlegen läßt, aber für einen gegebenen Thatbestand eine Erklärung bietet, die wenigstens befriedigender ist als jede andere, von der wir wissen. Die Religionen aller Culturvölker machen nun aber diese Folgerung gleich zu einem Glaubenssatz und festen Ausgangspunkt. Da uns ein anderer Weg, eine Vorstellung von der Gottheit auszubilden, nicht offen steht, als daß wir das, was wir an uns selbst als das Höchste und Werthvollste erkennen, ihr in idealer Vollendung beilegen, so statten wir sie mit den potenzirten sittlichen Eigenschaften der Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe, Heiligkeit aus und leiten alle sittlichen Forderungen von ihrem Willen ab. Damit tritt auch das Organ, das diese sittlichen Forderungen erzeugt und vertritt, eben jener sittliche Trieb, der angeborene Theil des Gewissens, in eine höhere Stellung, in eine engere Verbindung mit den religiösen Anlagen ein, wie er nach der anderen Richtung hin auch mit dem Sinn für Wahrheit und Schönheit Fühlung suchen wird.

Nur wird sich dabei die philosophische Betrachtung von der theologischen immer darin unterscheiden, daß jene von unten nach oben, von dem gegebenen sittlichen Bewußtsein auf einen Zusammenhang mit der allgemeinen Weltordnung und den Willen der Gottheit schließt, diese von oben nach unten die sittlichen Gesetze als geoffenbarte Gebote Gottes verkündigt.

Ich habe an der Natur des Gewissens noch eine Seite hervorzuheben, an welche sich wie an die Unterscheidung des Angeborenen und Erworbenen weiter tragende Folgerungen anknüpfen.

Das Gewissen ist ausschließlich nach innen gewendet; es verkehrt nur mit seinem Inhaber; mit der Außenwelt hat es nichts zu schaffen; über fremde Handlungsweise urtheilen wir nicht mit dem Gewissen, sondern mit dem Verstand. Wir wenden dabei zwar die gleichen Normen an, die wir für uns selbst als verpflichtend erkennen, nur in der Regel schärfer, mit weniger Nachsicht und Billigkeit als gegen uns selbst, weshalb ja die sittliche Meinung der Massen glücklicherweise stets strenger und besser ist als sie selber sind. Sodann ist das Gewissen darin auch etwas ganz Subjektives, daß es gar nichts Anderes und Weiteres erstrebt als den inneren Frieden, die Harmonie unseres Trieblebens; kein Trieb soll und kann ausgerottet werden, keiner so dominiren, daß die andern gar nicht mehr zum Wort kommen. Sein Ideal liegt in der individuellen sittlichen Vollendung, in der höchsten Ausbildung der Persönlichkeit.

Nun gibt es eine höchst achtungswerthe, von hervorragenden Denkern vertretene Theorie, welche als oberstes Moralprincip nur das Wirken für fremdes Wohl, die selbstlose Liebe gelten läßt. Die Bemühung um die eigene Wohlfahrt und Glückseligkeit sei zwar natürlich und nicht zu tadeln, aber auch nicht verdienstlich, nicht sittlich im engeren Sinne des Wortes. Pflichten gegen sich selbst gebe es nur in so weit, als sie bezwecken, den Einzelnen tüchtig zu machen für ein gemeinsames Wirken.

Ich kann in dieser Auffassung nur eine, wenn auch bestgemeinte Einseitigkeit erblicken. Sie thut dem Grundprincip des sittlichen Triebs, eine Ordnung und Harmonie unseres gesammten vielgestaltigen Trieblebens zu schaffen, Gewalt an, indem sie das Gefühl des Wohlwollens nicht bloß zu einem hochgültigen Factor, sondern zum Alleinherrscher macht, dem alles Andere zu dienen hat. Ich sprach vorhin von einem Ausgleich der selbstischen und gesellschaftlichen Neigungen als einem der beiden Grundpfeiler aller Sittlichkeit; ich nannte es Ausgleich, nicht Naturordnung. Ich glaube mich dafür auf die höchste aller Autoritäten berufen zu dürfen. Der Spruch Christi lautet: Liebe Gott und Deinen Nächsten, *wie* Dich selbst, nicht: statt Deiner selbst; auch nicht: mehr als Dich selbst. Die Selbstliebe wird als das Natürliche, das Unvermeidliche vorausgesetzt.

In der That führt jene Ansicht, wenn man vollen Ernst mit ihr macht, zu ganz unhaltbaren Folgerungen.

Wenn die Glückseligkeit aller übrigen Menschen ein vollberechtigter Selbstzweck ist, dem ich zu dienen habe, warum sollte nur meine eigene eine Ausnahme machen und zwar so, daß nur ich nicht darauf bedacht sein dürfte, wohl aber alle übrigen Menschen hiezu verpflichtet wären. Was müßte dabei herauskommen, wenn Jeder des Andern Geschäfte betreiben, ihm die Güter und Genüsse ver-

schaffen und aufdringen sollte, auf die er selbst zu diesem Zweck zu verzichten sich verbunden halten müßte, wenn Jeder das Seelenheil, die geistige und sittliche Bildung des Nebenmenschen für die Hauptsache halten, Jeder Jeden belehren und bessern wollte, statt vor Allem vor der eigenen Thüre zu kehren.

Die Sache ist damit freilich auf die Spitze getrieben und nicht so schlimm gemeint. Das aber scheint mir unzweifelhaft, daß sich die sittlichen Gebote keineswegs im Bemühen um fremdes und gemeines Wohl erschöpfen. Sehr Vieles, was Jedermann zur Sittlichkeit rechnet, was von Jedem sein sittliches Gefühl verlangt, hat keine oder nur sehr fernliegende Beziehungen zu den Nebenmenschen. Schon die formellen Verbindungen aller Sittlichkeit, Selbstbeherrschung, Consequenz, Beharrlichkeit, Geduld, Mäßigkeit, Besonnenheit, noch mehr die Bezwingung der Leidenschaften und Begierden, die ganze innere Zucht des zerfahrenen, unsteten, widerspruchsvollen Wollens, die gesammte Charakterbildung, soll alles Dies nicht einen Werth in sich selbst haben, sondern nur um des Nutzens willen, den es für ein erfolgreiches Wirken zu fremdem Glück haben kann? Wenn die Wahrheit, die Weisheit und die Erkenntniß, wenn die Freude am Schönen in Natur und Kunst zu den edelsten und menschenwürdigsten Gütern gehören, kann sie Jemand anders genießen, als der, der sie für sich erstrebt und erwirbt, und soll ihr Werth stets nur im Mittheilen und Weitergeben bestehen? Alles wahre religiöse Leben, der unmittelbare, andächtige Aufschwung der Seele zu Gott, wird und muß er nicht immer etwas Subjektives, am Einzelnen Haftendes bleiben, wofür Mittheilung und Gemeinschaft zwar förderlich, aber niemals bedingend und unerläßlich sein kann? Sollte, um dies bei den Moralisten beliebte Beispiel zu gebrauchen, ein Robinson allein auf einer verlassenen Insel darum keine sittlichen Aufgaben mehr haben, weil er keinen Nebenmenschen hat, das heißt: sollte er aufhören ein Mensch zu sein? Es ist aber gar nicht einmal nöthig, zu so vereinzelten und abnormen Fällen zu greifen. Es sind allezeit Hunderttausende und Millionen in der Gesellschaft, für welche das Gebot, fremdes Wohl zu fördern, keine oder nur sehr wenig praktische Bedeutung haben kann. Es sind alle Unmündigen, alle Kranken und Gebrechlichen, die von fremder Hülfe leben, die Unzähligen, die im Bann der Selbsterhaltung, im harten Kampf ums Dasein gar nicht daran denken können, auch noch fremdes Wohl zu fördern. Müßte man denn schließlich nicht dazu gelangen, zwei Sittengesetze aufzustellen, ein höheres und volles für die darbietenden, activen, nach Mitteln und Bildung bevorzugten Personen, ein niedrigeres und halbes für die Empfangenden, die Passiven, die Leidenden, die keine selbstlose Liebe zu bethätigen vermögen?

Allein die Sache näher angesehen will mir dies Alles doch mehr nur wie ein Gegensatz von Schulmeinungen erscheinen, welche für die Praxis des Lebens kaum in Betracht kommen. Ob der Einzelne seine eigene Vervollkommnung, die sittliche Arbeit an sich selbst oder die Förderung seines Nächsten und des Gemeinwohls zum Leitstern für sein Wollen und Handeln erhebt, das mag für die Theorie recht weit auseinander rücken und wie ein unausgleichbarer Dualismus erscheinen, in der Wirklichkeit werden sowohl derjenige, der sich morgens beim Erwachen fragt, was kann ich heute für fremde Wohlfahrt leisten, wie Derjenige,

der sich die sittliche Durchbildung seiner Persönlichkeit und seines Charakters vor Augen stellt, wenn sie verständige Leute sind, zu dem gleichen Schlußergebniß gelangen, daß sie an dem bestimmten Platz, auf welchen sie sich gestellt finden, die Aufgaben, die ihr Tagewerk mit sich führt, gewissenhaft und mit dem ganzen Aufwand ihrer Kräfte zu vollbringen haben. In dem Gefühl der Pflichten, die Jedem wieder in besonderer Gestalt nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, zu Hause und nach außen vorgezeichnet sind, verliert sich der Gegensatz von Selbst- und Nächstenliebe, der der Theorie so viel Schwierigkeiten bereitet.

Ich will mich auf ein kleines aber nächstliegendes Beispiel berufen. Wenn ich hier eine Rede halte und bemüht bin der Aufgabe nach Kräften gerecht zu werden, so würde ich der Wahrheit nicht die Ehre geben, wenn ich sagen wollte, daß die Liebe zu meinen Zuhörern oder Zuhörerinnen, oder die Meinung und Absicht, ihre Bildung zu fördern, einen erheblichen Antheil an meinen Motiven habe. Aber noch viel weniger treibt mich die Selbstliebe dazu; ich fühle es als eine Belästigung, von der ich gerne enthoben wäre. Ich thue einfach, was mir obliegt und thue es so gut ich kann. Und wenn man dann auch noch fragen wollte: warum erfüllst du deine Pflicht, so müßte ich antworten: absehend von äußeren Motiven, weil ich sonst mir Vorwürfe zu machen hätte und unbefriedigt wäre. Und wenn man dann immer noch weiter fragte: warum mußt und willst du denn aber befriedigt sein, so gibt es meines Erachtens keine andere Antwort mehr als etwa die ganz allgemeine: jedes beseelte Wesen, es mag wollen oder nicht, wird und muß nach Befriedigung, nach Stillung der Strebungen trachten, die in seine Natur gelegt sind, und diejenigen, die auch das noch Egoismus und Eudämonismus nennen, die wissen entweder überhaupt nicht mehr, was sie wollen, oder suchen sie nun eben ihre Befriedigung gerade darin, daß sie sich noch klüger, sittlich strenger und consequenter vorkommen als andere Menschenkinder.

Das ist das Bedeutende und Entscheidende in dem Begriff der Pflicht, daß er alle anderen Motive in sich auflöst. Die Frage, warum erfüllst Du Deine Pflicht, stellen wir nicht mehr; wir bedürfen und wissen keine Antwort darauf. Es ist dies der einzige vernünftige Sinn des sonst anfechtbaren und mißverständlichen Satzes, man müsse das Gute um des Guten willen thun. Es ist wohl auch das, was Kant mit der Verwerfung jedes Motivs der Glückseligkeit gemeint haben kann, nur daß er ohne Noth zu einer unhaltbaren Polemik gegen die sittliche Berechtigung aller der Momente fortschritt, auf welchen sich der sachliche Inhalt unserer Pflichten im Besonderen allein aufbauen läßt.

Die gesellschaftliche Sitte und Ordnung weist Jedem begrenzte Kreise von Thätigkeiten, bestimmte Ziele und Tagewerke zu, der Jugend, die sich für die Aufgaben der Zukunft tüchtig zu machen, und dem Mann, der seinem Erwerb nachzugehen hat, der Hausfrau, den Eltern, Kindern, Geschwistern, dem Bürger in Gemeinde und Staat, dem öffentlichen Diener, dem Gelehrten und Künstler, den Herrschenden und den Dienenden. Sie wissen in der Regel nicht und brauchen sich nicht darüber zu besinnen, ob sie dies um ihret- oder um Anderer willen thun; fast in allen Fällen wird Beides nebeneinander Platz finden. Im Einzelnen und in der Ausführung behält dabei Selbstsucht und Nächstenliebe den weitesten

Spielraum, aber Recht und Sitte setzen der Willkür die nothwendigen Schranken, noch engere das natürliche sittliche Gefühl, dessen Organ das Gewissen ist. Es gibt jedoch auch neben der Pflicht noch Etwas, das außerhalb des Gegensatzes von Egoismus und Nächstenliebe steht und zu dem Besten gehört, was dem Menschen beschieden ist: es ist die selbstvergessende Versenkung des Geistes in die Objecte seiner Thätigkeit. Alle die großen Geister, an deren Werken wir uns erfreuen und bilden, die Denker und Dichter, die Künstler, Erfinder und Entdecker hatten keine Pflicht, originell und schöpferisch zu sein; sie thaten es nicht um Anderer und nicht um ihres Vortheils willen, oft genug mit Aufopferung ihres Lebensglücks, aber sie folgten einem unwiderstehlichen Drang ihres Genius; der innere Gehalt dessen, was sie suchten, zog sie an und ließ sie nicht mehr los. Dabei konnten immerhin noch die Nebenmotive des Verlangens nach Beifall, Ehre, Ruhm, auch nach Erwerb einigen Antheil haben. Obschon in schwächerem Maße, gilt das auch für die mittleren und kleineren Geister; und die selbstlose Vertiefung in das Object der geistigen Arbeit, die reine Hingabe an den Werth der Sache, die sich im Kleinen als ein ahnungsvolles Vorbild höherer Daseinsformen einem bewußten Aufgehen im Weltganzen vergleichen läßt, gehört zu den glücklichsten Momenten, zu den Höhepunkten des Menschenlebens.

Es hat sich schließlich für unsere Betrachtung der Begriff der Pflicht dem Gewissen so an die Seite gestellt, daß die beiden Sprüche: Folge deinem Gewissen und erfülle deine Pflicht, ganz das Gleiche zu besagen scheinen. Es wird auch in den allermeisten Fällen in der That so sein, daß der Zeiger des Gewissens und des Pflichtgefühls genau auf den gleichen Punkt hindeuten. Aber dennoch können sie auch auseinander treten. Die Pflicht ist concret und sachlich bestimmt, sehr oft auch äußerlich bindend. Das Gewissen, ein innerer Drang aus idealen Wurzeln sprossend, übt seine Functionen frei von Fall zu Fall. Die Pflicht kann auch zweifelhaft werden; es treten Collisionen verschiedener Pflichten ein. Für ihre Lösung kann es keine allgemeinen Regeln geben, so wenig als es Theorien gibt, um Räthsel oder verschlungene Knoten aufzulösen. Jeder Fall ist ein individueller, und die Casuistik pflegt stets nur Beispiele zu behandeln, die sich nicht generalisiren lassen. Die beste Entscheidung muß immer beim Gewissen stehen oder genauer durch die vom sittlichen Gefühl geleitete und controlirte Vernunft erfolgen. Das Gewissen ist in diesem Sinne schon die Magnetnadel der Sittlichkeit genannt worden.

Ich glaube mich hierfür wie für einige Hauptpunkte meiner ganzen Ausführung auf eine in meinen Augen auch in dieser Richtung große Autorität berufen zu können.

Der deutsche Dichter, dessen Werken tiefere Einblicke in die Geheimnisse der Menschenseele zu entnehmen sind als allen Hand- und Lehrbüchern der Psychologie zusammen, hat in hohen Jahren, im charakteristischen Stil seines Alters die Summe seiner Lebensweisheit in einem denkwürdigen Lehrgedicht, das den Titel „Vermächtniß" führt, in gedrängten Worten zusammengefaßt. Nachdem er von der Unsterblichkeit der Seele und von dem reichen Schatz der bereits feststehenden und nicht erst noch zu suchenden Wahrheit gesprochen hat, fährt er fort:

Sofort nun wende dich nach innen.
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirst keine Regel da vermissen;
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Sittentag.

Er sieht in dem Gewissen die Sonne, die auch in die dunkelsten Lebenspfade noch helles Licht wirft, fügt aber das bedeutsame Beiwort, „das selbständige Gewissen", hinzu und kann darunter nichts Anderes verstehen als das von jeder äußeren Autorität, der weltlichen wie der geistlichen unabhängige, nur dem reinen und unbeirrten sittlichen Gefühl folgende Gewissen.

An einem anderen Ort, in einer seiner Spruchsammlungen, sagt Goethe in Frage und Antwort: „Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche deine Pflicht zu thun und du weißt gleich, was an dir ist. Was aber ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages."

Wir sehen aus diesen und den vorausgegangenen Erwägungen: die Schwierigkeiten, unser Leben nach der Idee des Guten zu ordnen, liegen nicht darin, daß wir nicht wüßten, was wir zu thun, wie wir zu handeln haben. Gewissen und Vernunft sind sichere Leitsterne; nur fehlen ihnen die Zwangsmittel, um die widerstrebenden Begierden zu bändigen. Sie sind wie zarte Pfropfreiser einer edleren Gattung eingesenkt in das Gestrüppe wild wuchernder Zweige. Allein so zart und machtlos diese Keime erscheinen mögen, so sind sie doch unzerstörbar und bilden eine unverlierbare Mitgift der menschlichen Ausstattung. Auf ihrem Fundament ruht der ganze Bau menschlicher Gesittung. Wenn nach den Lehren alter und neuester Materialisten, Positivisten und Utilitarier die sittlichen Vorschriften nur aus der Erfahrung ihrer Nützlichkeit für die Gesellschaft erwachsen wären und ihr Ansehen schöpften, so wäre es schlimm um sie bestellt. Wären Humanität, Schonung und Pflege der Schwachen und Gebrechlichen, der entbehrlichen, unbrauchbaren, schädlichen Elemente der Gesellschaft nicht von unserem sittlichen Gefühl gefordert, ihre praktische Nützlichkeit wäre oft sehr anfechtbar, und auch das vielberufene Gesetz vom Kampf ums Dasein könnte nur sehr ungünstigen Erfolg in Aussicht stellen. Aber im Laufe der Zeiten fassen jene zarten Schößlinge Wurzel und gelangen zu festerem Bestand; durch die Anregungen hervorragender Individuen bildet sich ein Grundstock sittlicher Begriffe, der von Geschlecht zu Geschlecht anwächst, in Recht und Sitte, die den Einzelnen zugleich emporheben und zwingen, allmälig zur Macht und äußeren Autorität gelangt. Ohne einen angeborenen sittlichen Trieb, ohne das diesen in sich tragende und fortbildende Gewissen wäre die Geschichte der Menschheit nicht verständlich, deren weiterer Fortschritt nicht denkbar.

Erinnerungen an Heinrich Schliemann.

Von

Arthur Milchhöfer.

Mit Heinrich Schliemann ist eine der merkwürdigsten und am meisten bemerkten Persönlichkeiten, welche die Alterthumsforschung jemals in ihren Reihen hatte, aus dem Leben geschieden. Schliemann hat diesen Zweig der Wissenschaft geradezu in weitesten Kreisen populär gemacht. Den Schlüssel zu solchem Erfolge, wie zu allen anderen, liefert in erster Linie seine eigenartige Persönlichkeit. Die scheinbar widerstrebenden Eigenschaften des Enthusiasten — um nicht zu sagen des Schwärmers — und des vielgewandten Praktikers vereinigten sich in ihm zu einem realistischen, von zähester Energie und Ueberzeugungstreue getragenen Idealismus.

Schliemann hat selber diese persönliche Seite seiner Leistungen durchaus in den Vordergrund gerückt; sein ganzes früheres Leben, die wechselvollen Schicksale seiner Jugendzeit, wie den kühnen und rapiden Aufstieg zum großen Kaufherrn, zum vielfachen Millionär betrachtet und schildert er ausdrücklich nur als Vorstufen zur Verwirklichung seiner letzten Ziele. Auch in dieser Epoche, den zwei Decennien seiner Forscherthätigkeit, ist er der Gleiche geblieben, bei allen Wandlungen, die er an sich vollzog. Vorzüge und Schwächen entspringen aus demselben Grunde, und so lenkt sich das Interesse immer wieder auf das Charakterbild des Mannes zurück.

Nachfolgende „Erinnerungen" haben daher den Zweck, einige Züge desselben festzustellen, wie sie mir gerade in Folge persönlicher Berührungen lebhafter entgegentraten. Die thatsächlichen Ereignisse aus Schliemann's Bildungsgang und späterer Wirksamkeit auf classischem Boden sind ja weithin bekannt und insbesondere dem Leserkreise dieser „Rundschau" schon öfter vorgeführt worden[1]). Es schien somit für den Wunsch, dem Abschlusse seiner Laufbahn auch an dieser Stelle ein Gedenkblatt einzufügen, fast nur eine solche Nachlese übrig zu bleiben.

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1876, Bd. VII, S. 252 ff.: Roßmann, Ueber Schliemann's Troja; 1877, Bd. XI, S. 214 ff.: Lang, Argos und Mykenä; 1880, Bd. XXII, S. 26 ff.: Virchow, Troja und der Burgberg von Hissarlik; 1881, Bd. XXVII, S. 392 ff.: Milchhöfer: Heinrich Schliemann. Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Der freundlichen Aufforderung der Redaction entspreche ich um so lieber, als jeder Gedanke an Schliemann und nun gar an seinen Tod in mir stets eine Reihe der allerpersönlichsten Empfindungen weckt. Es traf sich, daß bereits meine ersten Schritte in Griechenland mich gerade in den Bannkreis seiner neuesten Entdeckungen trugen und daß dieses mehr vom Zufall angeknüpfte Verhältniß seither fast unausgesetzt bestehen geblieben ist.

Ende October 1876 traf ich als junger Stipendiat des archäologischen Institutes in Athen ein. Es war eine Zeit neuer Anregungen und Funde. Das Unternehmen des Deutschen Reiches zu Olympia trat eben seine zweite Campagne an; Beamte und Officiere unseres Generalstabes hatten eine topographische Vermessung von Athen und Attika begonnen; die Ausgrabungen der Griechen am Südabhange der Akropolis förderten täglich neues Material ans Licht. Von Schliemann hörte man damals nicht viel; es war jedoch bekannt, daß er bereits seit Juli in der Ebene von Argos Untersuchungen anstellte.

In der zweiten Woche nach meiner Ankunft bot sich Gelegenheit, einen auf wenige Tage berechneten Ausflug in jener Richtung mit drei deutschen Reisegenossen zu unternehmen. Einer derselben, mit Untersuchungen über Asklepios beschäftigt, wünschte das wichtigste Heiligthum dieses Gottes in Griechenland, den Tempel- und Kurort bei Epidauros, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Beim Abschiede hatte der Director des Institutes mich auch an Schliemann erinnert, über dessen Thätigkeit zuverlässigere Erkundigungen wünschenswerth erschienen. Mit günstiger Brise trug uns eine Segelbarke in wenig Stunden nach Aegina hinüber, während wir nahezu den ganzen nächstfolgenden Tag verbrauchten, um bei völliger Windstille die gleiche Strecke bis zur Küste von Argolis, nach dem Hafen von Epidauros (heute Piali) zurückzulegen. Das eigentliche „Hieron" des Heilgottes liegt landeinwärts, zwischen weichen Bergformen, damals noch ein echt „arkadisches" Landschaftsidyll. Heute hat sich das Bild zu Gunsten der wissenschaftlichen Erkenntniß gar wesentliche Aenderungen gefallen lassen müssen, seitdem Spitzhaue und Spaten der Griechen die herrliche Vegetation vom Theater des Polyklet weggeräumt und den ganzen Ruinencomplex der heiligen und profanen Bauten des alten „Sanatoriums" freigelegt haben. Am vierten Tage ging es weiter zur Hauptebene der Landschaft, die der Inachos durchströmt, an deren Meeresufer auf beiden Enden die kühnen Akropolen von Nauplia und Argos Wacht halten. Der sagenhafte Ruhm dieser Namen tritt noch zurück hinter denjenigen zweier anderen Burgen von sehr verschiedener Lage. Die eine — Tiryns — erhebt sich mit ihren Riesenmauern nahe dem Meere auf niedrigem Felsplateau inmitten des flachen Schwemmlandes, nicht bloß ein Zufluchtsort gegen seeräuberische Angriffe, sondern selber einst Beherrscherin von Meer- und Küstengebiet. Die andere — Mykene — thront hoch landeinwärts, wo die umrahmenden Berge sich nördlich im spitzen Winkel zusammenschließen und die Paßwege nach Korinth hinüberführen.

Innerhalb der cyklopischen Umwallung von Tiryns stießen wir auf die ersten charakteristischen Spuren von Schliemann's Thätigkeit. Nach seiner Art hatte er die verheißungsvolleren Stellen (hier den südlichen, etwas höheren Theil des langgestreckten Burgplateaus) mit breiten Einschnitten und Schachten bis

auf den gewachsenen Felsgrund durchgraben. Bruchstücke uralten Thongeräthes lagen herum. An wesentlichen Aufklärungen hatte die Tiefe nichts ergeben; Schliemann war deshalb bereits im August nach Mykene übergesiedelt. Dennoch schien ein fast an der Oberfläche gelegenes Fundament ganz geeignet, die Aufmerksamkeit zu fesseln. Mehrere kreisrund geschnittene Steine, die damit in Verbindung standen, konnten nur Säulenbasen sein, deren alterthümlich primitive Form bei dem Mangel an sonstigen Resten auf Holzsäulen schließen ließ. Ich benutzte die erste Gelegenheit, Schliemann daran zu erinnern; aber erst im Jahre 1884 hat er, unter Dörpfeld's technischer Führung, diese Spuren weiter verfolgt, die ihm Anfangs nicht tief genug unter Schutt lagen, um Beachtung zu finden. Bekanntlich kamen dann dort die Reste des alten Königspalastes so vollständig zum Vorschein, daß wir heute nicht nur über den Grundriß, sondern zum guten Theile auch über den Aufbau und den decorativen Schmuck desselben unterrichtet sind. Gleiche Anlagen sind dann auch in Mykene und Troja erkannt worden. Wohl ist es eine glückliche Fügung zu nennen, daß Schliemann erst spät und mit geschulten Kräften an diese Aufgabe herangetreten ist.

Noch an demselben Tage, der uns nach Tiryns gebracht hatte (16. November) ritten wir die schweigende, wenig bebaute Ebene nach Mykene aufwärts. Es lag etwas Geheimnißvolles in dem grauen, steinigten Landschaftsbilde; das Ziel wurde überhaupt nicht sichtbar, und doch schien über dem Ganzen eine Stimmung ausgebreitet, die an altersgraue Vergangenheit gemahnt. Dem Reisenden von heute freilich, den bereits die Eisenbahn zur Stelle bringt, wird für diese Art von Sammlung wenig Spielraum gelassen.

Unsere Spannung wurde noch begreiflich vermehrt, da ein Depeschenbote Schliemann's auf dem Wege zum Telegraphenamt in Nauplia mit dem Zurufe „Gold, viel Gold" an uns vorüberjagte.

Es war Abend geworden, als die unansehnlichen Hütten eines Dorfes dicht vor uns auftauchten; wir befanden uns in Charvati und somit bereits am Fuße der Unterstadt von Mykene. Dieser Ort bildete das Standquartier Schliemann's und seiner hundertfünfzig Arbeiter. Mit der sinkenden Sonne war gerade die Feierstunde angebrochen, und fast gleichzeitig mit unserer Ankunft fluthete von oben her eine Menschenmenge in die eben noch todte Hauptstraße hinab.

Ein Blick lehrte, daß Charvati unmöglich eine Ausnahme von der Regel machen würde, nach welcher sich in griechischen Dörfern durchaus keine Vorkehrungen zur Unterkunft der Fremden zu befinden pflegen; wir mußten uns also wieder auf die „hellenische Gastfreundschaft" verlassen, zu welcher jedesmal der Vornehmste am Orte berufen erscheint. In unserem Falle galt es also, Schliemann selber direct anzugehen. Alsbald wurde uns der Gesuchte bezeichnet, wie er unter den Letzten seiner Colonne auf einem Maulthier den Abhang herunterritt, eine mittelgroße Gestalt, in etwas vorgebeugter Haltung. Der stark entwickelte Kopf zeigte frische Gesichtsfarbe; Haupthaar und Schnurrbart waren kurz geschnitten. „Ist ein Archäologe unter Ihnen, meine Herren?" lauteten seine ersten Worte; in sichtlich gehobener Stimmung hieß er uns um so mehr willkommen, als wir einen so günstigen Zeitpunkt getroffen hätten.

Die Sorge um unsere Unterkunft war rasch erledigt. Bald sind wir in einem Hause einquartirt, das früher ein Beamter Schliemann's bewohnt hatte. Um nichts besser oder schlechter erschien die von ihm selber bezogene Hütte, deren einziger langgestreckter Raum nothdürftig durch Bretterwände in Küche, Schlafgemach und Wohnzimmer getheilt war; letzteres mußte zugleich als Bibliothek, Speise- und Empfangssalon dienen. Hier versammelten wir uns alsbald wieder zur Abendmahlzeit, für welche der Herbst mancherlei willkommenes Federwild geliefert hatte.

Eigenartig bewegt war das Gespräch unter dem Eindrucke des Tages, der neuesten Funde, sowie der schlichten und doch so heroischen Persönlichkeit des Mannes, der nunmehr, nach monatelangen Entbehrungen und Hindernissen verschiedener Art, sich einem großen Ziele endlich zu nähern schien. Von den körperlichen Strapazen, die er bereits seit der Gluthzeit des Sommers in dieser Abgeschiedenheit ertragen hatte, machte er kein Aufhebens; weit schlimmer empfand er gewisse Schwierigkeiten, welche ihm die Griechen bereiteten, sowie die mangelnde Anerkennung seitens der Deutschen. Aber immer wieder leuchteten Energie und Begeisterung aus seinen Reden heraus, und dann erhielt die sonst einfache, nicht allzu lebhafte Sprechweise, welcher man die mecklenburgische Heimath noch recht wohl anmerken konnte, eine etwas pathetische Färbung. Mit Schliemann theilte seine Gattin Sophia, eine ihm seit sieben Jahren vermählte Griechin, wie in Troja so auch hier die Beschwerden der Ausgrabungen. In Folge derselben hielt sie gerade jetzt ein leichter Fieberanfall ans Bett gefesselt, und es blieb darum unsere Bekanntschaft mit ihr in Mykene seltsam genug eine solche von Ohr zu Ohr, da die dünne Scheidewand sie noch weniger als die Krankheit hinderte, mit ihrer klangvollen Stimme an unserer Unterhaltung theilzunehmen. Erst später in Athen bin ich ihr auch persönlich näher getreten, einer Frau von seltener Geistes- und Herzensbildung, von stattlichem Wuchs und gewinnendsten Formen, von äußerlich ruhigem Temperament. Frau Schliemann durfte als der gute Genius ihres rastlosen Gatten bezeichnet werden. Wenn es wahr wäre, wie man in Athen wohl erzählen hörte, daß Schliemann sich diejenige Frau erkoren habe, welche die meisten Homerverse auswendig wußte, so hätte ihn daneben noch ein seltener Glückszufall geleitet. Aehnlich wird seine Trennung von einer russischen Gattin (die mit zwei Kindern noch in Petersburg lebt) mit ihrer mangelnden Neigung für seinen Lieblingsdichter erklärt. Von der zweiten Gattin besaß er damals ein sechsjähriges Töchterchen, Andromache, während sein Sohn, Agamemnon, erst in dem folgenden Jahre (1877) geboren wurde.

Noch an demselben Abend mußten wir unter Schliemann's Leitung in tiefer Dunkelheit zu dem Hause des griechischen Commissars hinüberziehen, unter dessen Obhut die bis dahin gemachten Einzelfunde standen. Ich habe hier kein Bild von den Gegenständen selber und von den befremdenden Eindrücken zu entwerfen, welche diese ersten Vertreter einer bis dahin völlig unbekannten Kunstperiode in uns hervorriefen. Schliemann näherte sich damals erst den Hauptresultaten seiner Ausgrabungen, aber schon das Vorhandene: Steinreliefs, Thonwaare, Goldsachen und geschnittene Steine, bildete ein Museum ganz einziger Art. Ich erwähne diese Besichtigung vielmehr um eines anderen, persönlichen Umstandes willen, der

uns sofort auffallen mußte. Während Herr Stamatakis, so hieß der Delegirte der griechischen Regierung, welche gesetzlich in den Besitz sämmtlicher Funde trat, uns Fremden alle Schätze auf das Eifrigste und Bequemste vorwies, behandelte er Herrn Schliemann selber mit so unverhohlenem Mißtrauen, ja fast mit Nichtachtung, daß wir uns eines peinlichen Gefühles nicht erwehren konnten. Ich habe später Herrn Stamatakis als einen zwar etwas starren, doch überaus ehrenwerthen und lauteren Charakter kennen gelernt; von ihm erfuhr ich denn auch den von allzu peinlicher Gewissenhaftigkeit dictirten Grund zu seinem Verhalten.

Im Mai 1873 hatte Schliemann bei seinen Ausgrabungen in Troja den berühmten „Schatz des Priamos" gehoben. In einer Tiefe von achtundzwanzig Fuß erregte während der Arbeiten ein auffallender kupferner Gegenstand seine Aufmerksamkeit; sofort ließ er, zeitiger als gewöhnlich, die Frühstückspause ankündigen und löste nun mit Hülfe seiner Gattin, die alle Gegenstände in ihr Umschlagetuch packte, die goldenen und silbernen Gefäße, Geschmeide und anderen Kostbarkeiten aus der durch eine Brandkatastrophe verhärteten Umhüllung von Schuttmassen heraus, während eine überhängende Mauer jeden Augenblick herabzustürzen drohte. Bald darauf brach Schliemann die Ausgrabungen überhaupt ab und nahm diesen seinen bedeutendsten Fund nach Athen mit sich. Er motivirte die eigenhändige und geheimnißvolle Bergung des Schatzes mit der Habgier der Arbeiter, welche thatsächlich Unterschleife verübt haben. (Einige Goldsachen wurden ihnen wieder abgejagt, z. Th. bereits in landesüblichen Frauenschmuck umgegossen, den man jetzt im Museum zu Constantinopel betrachten kann.) Der türkischen Regierung gegenüber, welche contractlichen Anspruch auf die Hälfte aller Funde hatte, war Schliemann freilich im Unrecht. Aber nimmermehr hätte er sich von seinem „Priamosschatze" getrennt; daß ihn nicht Habgier leitete, beweist am besten seine Schenkung dieser und aller anderen trojanischen Funde an das Deutsche Reich. Er ließ sich damals also durch einen griechischen Gerichtshof zu zehntausend Franken Schadenersatz verurtheilen und übermittelte den Türken „zur Verwendung für das kaiserliche Museum" freiwillig die fünffache Summe, womit dieselben anscheinend ganz zufrieden waren. Echt Türkisch und echt — Schliemannisch! Immerhin verzögerte sich auch nach dieser Erledigung des Processes der Ferman zu weiteren Ausgrabungen auf Troja bis in das Jahr 1876 hinein, als Schliemann den Spaten bereits in Mykene eingesetzt hatte. Die weit wichtigeren und folgenreicheren Resultate auf diesem Boden waren somit eigentlich Früchte einer unfreiwilligen Muße. Aber mit den auf ihre Alterthümer weit eifersüchtigeren Griechen hatte Schliemann in Folge jener Vorgänge einen schwierigen Stand; daher die Argusaugen und die schützend ausgebreiteten Arme des Herrn Stamatakis im provisorischen Museum zu Mykene.

Der nächste Tag sollte uns die localen Ergebnisse und die Arbeitsweise Schliemann's vorführen, in ewig denkwürdiger Umgebung und unter hoch gespannten Erwartungen.

Um sechs Uhr Morgens wurde es im Dorfe lebendig. Begleitet von dem unvergeßlichen Bilde des Sonnenaufganges über Berge und Meer stiegen wir die Viertelstunde zur Akropolis hinan. Der Weg durchschnitt die geringen Reste der Unterstadt und führte schon nahe vor dem berühmten Löwenthore der Burg an

jenen gewaltigen, unterirdischen Grabgewölben mykenischer Könige vorüber, deren Zugang und Inneres Schliemann bereits so weit als möglich gesäubert hatte.

Gegenwärtig aber war er bei der merkwürdigsten Stätte seiner gesammten Ausgrabungsthätigkeit beschäftigt. Innerhalb der Burg, nahe dem Hauptthore hatte sich unter dem Schutte ein weiter Doppelring aus aufrechten (und einst horizontal verbundenen) Steinplatten aufgethan; daß er Wichtiges umschloß, konnte bereits aus bedeutsamen Anzeichen vermuthet werden. In noch größerer Tiefe waren Kalksteinreliefs zum Vorschein gekommen, die auf Gräber schließen ließen; die Erde hatte außer Thonwaare schon mancherlei Goldsachen gespendet; wo der Felsgrund erreicht war, schienen Einschnitte auf schachtartige Anlagen hinzuweisen. Unter allen Leistungen Schliemann's gibt es keine, welche seinem Tastsinne ein glänzenderes Zeugniß ausstellt, als die Ermittelung dieses uralten Bestattungsortes mykenischer Fürstengeschlechter mit seinem ungeahnt und unvergleichlich reichen Inhalt.

So wurden denn die Arbeiten in jenen Tagen mit verdoppeltem Eifer betrieben. Ameisenartig erschien das Gewimmel der Hackenden und Schürfenden in dem vertiefsten Grunde der kreisförmigen Einhegung; Andere schütteten die Erde aus Mattenkörben über den Rand der Burgmauer. Von erhöhten Punkten aus führte Schliemann mit beständig ermunternden Zurufen das Commando, sammelte und verzeichnete Stamatakis sorgfältig die Funde, — in diesen Schichten meist nur verstreute Thonwaare ältester Technik.

Ein Ueberblick der Gesammtanlage war damals noch kaum zu gewinnen; vor Allem ließ sich nicht absehen, wann die entscheidenden Tiefen erreicht sein würden. Auch der Einzelne mußte Bedenken tragen, Schliemann's bereitwillige Gastfreundschaft auf so unbestimmte Dauer hin in Anspruch zu nehmen; mehrere Genossen waren schon durch die beschränkte Zeit zu raschem Aufbruch genöthigt. Ein reichliches Mittagsessen vereinigte uns noch einmal auf cyklopischen Mauerblöcken zu frohem Gedankenaustausch, dann ging es wieder hinab nach Nauplia, nicht ohne die stille Hoffnung, im rechten Moment wieder an Ort und Stelle sein zu können. Leider hielt dann die Windstille unser Fahrzeug tagelang an einsamen Küstenstrichen zurück, und als wir endlich, die halb Verschollenen, nach einer kleinen Odyssee in Athen wieder eintrafen, begannen bereits die Telegramme Schliemann's Schlag auf Schlag von Goldfunden zu erzählen, die jedesmal vermuthen ließen, daß nun der letzte Schatz gehoben sei. Thatsächlich waren die Grabungen so geführt worden, daß der Hauptinhalt der fünf von Schliemann entdeckten, durchschnittlich je drei Leichen enthaltenden Gräber innerhalb weniger Tage ausgeräumt werden konnte; ein sechstes wurde nachträglich von Stamatakis aufgedeckt, da Schliemann (wie es scheint, in Folge eines endgültigen Zerwürfnisses) bereits Anfang December nach Athen zurückgekehrt war.

Bald trafen auch die beweglichen Funde ein, um zunächst in den Gewölben der Nationalbank sichere Unterkunft zu finden. Dort wurden uns die wichtigsten Stücke durch die Güte des Generalaufsehers der Alterthümer nach und nach zugänglich, später auch dem weiteren Publicum durch eine provisorische Ausstellung. Die erste Bekanntschaft damit wirkte auf weite Kreise von Gelehrten und Laien betäubend und verwirrend. Schätze des Alterthums, unter denen der Material-

werth der Goldsachen allein sich auf mehr als Hunderttausende Francs belaufen mochte, hatte noch Niemand beisammen gesehen; sie schienen das homerische Beiwort des „goldreichen Mykene" vollauf zu rechtfertigen. In der Beurtheilung derselben erhob sich jedoch alsbald ein aufregender Widerstreit der Meinungen, bei dem das Gefühl mindestens ebenso sehr wie das Wissen betheiligt war. Schliemann freilich hatte bereits am 28. November in einem Telegramm an den König Georg von Griechenland die von ihm entdeckten Gräber für diejenigen des Agamemnon und seiner Begleiter in Anspruch genommen, welche nach ihrer Rückkehr aus Troja von Klytaemnestra und Aegisthos schändlich hingemordet worden seien. An dieser Ueberzeugung hat er denn auch meines Wissens unerschütterlich festgehalten. Leute wie Gladstone sind ihm hierin gefolgt. Aber auch für die, welche nicht an die Wirklichkeit der Sage glauben, lag es doch am nächsten, den Maßstab homerischer Cultur, Kunst und Sitte anzulegen. Wie groß war das Befremden! Vergebens schaut das Auge aus nach Erinnerungen an die vertraute Dichtung! Auf einem Goldgefäß sind ein paar Vögel gebildet, die Tauben sein und an den „Becher des Nestor" erinnern könnten. Doch ein solcher Anknüpfungsversuch bleibt nur allzu vereinzelt. Einen Gegensatz bildet schon das Leichenbegräbniß anstatt der homerischen Verbrennung; und nun der phantastische Todtenapparat und sonstige Schmuck, die Goldmasken, Diademe, Brustschilde, die goldenen Ringe, Kleiderbesätze u. s. w.! Die Kunstfertigkeit selber, sie hat nichts gemein mit den wenn auch kindlichen, so doch jugendfrischen, gewissenhaften Erstlingsarbeiten der bekannten griechischen Kunst — sie erschien überladen, in Routine erstarrt — byzantinisch. Man ist bei dem letzten Wort nicht bloß vergleichsweise geblieben, sondern hat die mykenischen Alterthümer in vollem Ernste für Producte einer verhältnißmäßig jungen, nachclassischen Epoche und zum Theil sogar für modern erklärt.

Solche Urtheile, denen damals auch höchst beachtenswerthe Autoritäten zuneigten, konnten einen Anfänger fast bedenklich machen. Und dabei hatte ich bereits zu Beginn December in einem gerade unter der Presse befindlichen Hefte der „Mittheilungen des archäologischen Institutes" zu diesen Fragen Stellung genommen, die Cultur der Schliemann'schen Gräber für eine einheitliche und dem Ursprung nach vorhellenische erklärt! Eine sehr willkommene Unterstützung wurde mir dann erst im März durch den berühmten Archäologen Newton, der eigens von London herübergekommen war, um die mykenischen Alterthümer zu studiren. Fast gleichzeitig konnte mich ein neu entdecktes Höhlengrab bei Spata in Attika ermuthigen; ich glaubte es ohne Zögern der gleichen Epoche zuweisen zu können, ein Vergleich, gegen den sich wiederum Schliemann energisch sträubte.

Schliemann hat es, seinen Traditionen getreu, sehr wohl verstanden, bedeutende oder doch renommirte wissenschaftliche Firmen in sein Interesse zu ziehen und sich ihrer Beihülfe zu versichern. Er ist darin in den späteren Jahren besonders glücklich gewesen; ich nenne nur Virchow als Anthropologen und Naturforscher, Dörpfeld als Architekten und Beobachter. Den Archäologen hat er sich niemals in gleicher Weise genähert; dieses Gebiet blieb seine eigene Domäne, und wo er in seinen Büchern hierzu Anderen das Wort gibt, sind es Beiträge englischer oder französischer Dilettanten und Orientalisten von mehr als zweifel-

haftem Werth. Um so größere Hochachtung, ich möchte sagen, etwas von werbender Ehrfurcht, brachte er namentlich den deutschen Gelehrten im persönlichen Verkehr entgegen; sicherlich hat ein Fachgenosse Recht, wenn er diese Erscheinung aus dem Bildungsgange Schliemann's erklärt. Auch uns Jüngere behandelte er mit stets gleichbleibender Auszeichnung; er zog uns bei jeder Gelegenheit in sein geselliges Haus und: „alle Deutsche Ihrer Bekanntschaft sind ebenfalls recht sehr eingeladen," lese ich heute wieder in einem seiner Briefe, der mir gerade in die Hände fällt. Schon damals füllte stets eine internationale Gesellschaft seine Räume; noch größer war der Zudrang, als sich Ende der siebziger Jahre in der Akademiestraße der stolze Palast „zum Hause Ilion" erhoben hatte. Schliemann und sein Haus galten fortan als erste „Sehenswürdigkeit" Athens. Niemals hat der Mann, auch dem lästigsten Besucher gegenüber, das schlichte Wesen und den verbindlichen Umgangston aufgegeben, trotz manchen, für die Näherstehenden vernehmlichen Seufzers, wenn wieder neue Fremde antraten. Dagegen konnte er ein ungestümer und rastloser Gegner werden, wenn es galt, öffentliche Angriffe auf den Charakter und den Werth seiner Funde zurückzuweisen. Seine Taktik bestand gewöhnlich darin, selber angriffsweise vorzugehen, alle Kraft und verfügbaren Mittel zunächst an das eine Ziel zu setzen, insbesondere auch die Stimmen Anderer zu sammeln, um den Bekämpften gleichsam zu erdrücken. Der einzige Fall von directer Mitarbeiterschaft, in die ich auf Schliemann's Drängen hineingezogen worden bin, betraf eine solche Polemik. Dieselbe wurde ausgefochten im — „Petersburger Herold", wo zuerst ein übereifriger Anhänger des dortigen Akademikers und Directors an der Eremitage, L. Stephani's, allerneueste Resultate dieses Gelehrten ins weitere Publicum getragen hatte. Darnach stammten die Schliemann'schen Goldfunde aus christlicher Zeit und zwar aus — Südrußland. Gothische Scharen, wahrscheinlich die Heruler vom Jahr 267, hätten dieselben nach Griechenland verschleppt und in Mykene eingescharrt! Selbst die trojanischen Kostbarkeiten wären auf gleiche Art zu erklären. Alleiniger Träger dieser lustigen Hypothesen war — der Schmetterling. Kunstdarstellungen desselben seien von der Zeit vor Alexander dem Großen sonst nicht bekannt; wenn solche auf mykenischen Goldblättchen vorkämen, so müßten diese nothwendig jünger sein. Damit sei aber auch der späte Ursprung der Grabanlagen selber erwiesen; denn „ein Grab kann niemals älter sein, als das jüngste in demselben gefundene Industrieproduct." Ganz außerordentlich wahr! Wenn nur das Schmetterlingsargument nicht in jedem Sinne verkehrt und unhaltbar gewesen wäre. Der Schmetterling wurde in alexandrinischer Zeit beliebt als Symbol der Seele, der Psyche, und deshalb häufiger dargestellt; weshalb sollte er aber als Ornament nicht früher verwerthet worden sein? In Mykene ist er lediglich Ornament; die mykenische Kunst ist überdies noch nicht im eigentlichen Sinne griechisch; sie läßt mancherlei Analogieen zu der ägyptischen erkennen; die Aegypter haben den Schmetterling ruhig abgebildet u. s. w.

Ich bin bei diesem Beispiel ausführlicher gewesen, um zu zeigen, wie leicht es an sich war, eine so dünne Spitze der Beweisführung abzubrechen und auch den Laien von der Unhaltbarkeit der Theorie Stephani's zu überzeugen. Daß dieselbe mit jenen paar Hinweisen abgethan sei und in sich selbst zerfallen würde,

daß auch ohnedies kein Sachverständiger daran geglaubt hätte, suchte ich Schliemann vergebens einzuwenden. „Ich bin meinen Petersburger Bekannten gründliche Antworten schuldig," damit schrieb er selber und erbat er von seinen Bekannten „etwa sechs Spalten lange Artikel," um sie der Reihe nach zu immer neuen Vorstößen im „Herold" zu benutzen.

Weit einfacher und doch nicht minder energisch vollzog sich die Widerlegung eines berühmten englischen Architekten, der nach einem flüchtigen Besuche auf Tiryns die von Schliemann aufgedeckten Reste in der Heimath nicht als die der alten Königsburg, sondern nur als byzantinisches Gemäuer gelten lassen wollte. Schliemann reiste darauf in Dörpfeld's Begleitung direct von Athen nach London, um Penrose in einer Sitzung der archäologischen Gesellschaft zur Disputation herauszufordern. Das Resultat war ein klares und für beide Theile ehrenvolles. Der Gegner sah ein, daß er die Ruinen einer altchristlichen Kirche für das Wesentliche genommen hatte und zog seine Einwendungen freimüthig zurück.

Schliemann gewann es bei seinem Temperament und Bildungsgange nur schwer über sich, irgend welchen Lieblingsideen oder Beobachtungen endgültig den Abschied zu geben, welche den Glanz seiner Funde zu erhöhen geeignet erschienen. Dennoch hat er so manche phantastische Aufstellung seiner früheren Jahre allmälig beseitigt oder doch herabgemindert. Agamemnon und Priamos hören auf, eine so persönliche Rolle in seinen Berichten zu spielen: die eulenköpfigen Pallasbilder treten uns in seinem Buche „Troja" weit schüchterner entgegen. So klang auch der einzige Conflict, in den ich indirect mit Schliemann verwickelt wurde, milde und versöhnlich aus. Derselbe ist für beide Seiten des Mannes charakteristisch genug, um hier berichtet zu werden.

Ein bevorzugter Mitarbeiter Schliemann's, Professor Sayce in Oxford, hatte bereits in einem Anhange zu dessen „Ilios" (1881) eine vage Theorie über das Volk der Hittiter als einstiger Vorherrscher über ganz Kleinasien entwickelt und insbesondere auf trojanischer Thonwaare eine Anzahl hittitischer Inschriften nachweisen zu können geglaubt. Inzwischen war die Schenkung der trojanischen Alterthümer an das deutsche Reich erfolgt. Schliemann leitete persönlich die Aufstellung derselben in einigen Sälen des Kunstgewerbemuseums zu Berlin, wobei ich gelegentlich hülfreiche Hand leisten konnte. Bald darauf trug mir Professor Bastian, der intellectuelle Begründer des damals noch im Bau begriffenen „Museums für Völkerkunde", in das jene Funde später gelangen sollten, die Inventaraufnahme derselben an. Da nun Professor Sayce Ende 1883 in seiner Vorrede zu Schliemann's „Troja" seine Anschauungen von neuem in einem höchst zuversichtlichen System vortrug, erschien es mir nach mehrmonatlicher Beschäftigung mit den trojanischen Alterthümern als beinah persönliche Pflicht, zu erklären, daß jene Hypothesen jeder thatsächlichen Unterlage entbehrten. In einem Aufsatze der Münchener „Allgemeinen Zeitung" wies ich darauf hin, daß unter den trojanischen Fundobjecten weder von hittitischen Inschriften noch überhaupt von Schriftzeichen die Rede sein könne, daß jene paar hervorgesuchten Zeichen, wie tausend andere, nur flüchtig in den Ton gekritzelte oder eingedrückte Verzierungen darstellten, deren regelmäßigere Formen sich gleichfalls nachweisen ließen.

Damit schien die Sache für mich und, soviel ich weiß, für alle Gelehrten abgethan; auch Herrn Sayce bin ich auf diesem Gebiete nicht wieder begegnet. Um so mehr überraschte mich ein förmlicher Absagebrief Schliemann's voll heftigster Vorwürfe. Sein erster Zorn sah in jenem Artikel nur Angriffe auf den Werth seiner Arbeiten und Funde, ja — wie er mir in dem gewohnten klassischen Griechisch feierlich auseinandersetzte, — einen Versuch, das Vaterland zu schädigen, da ich seinen Besitz in den Augen Anderer zu entwerthen suche. Meine Antwort, welche Persönliches vom Sachlichen schied und wohl hätte befriedigen können, ergab sich fast von selber; doch bezweifle ich, ob sie unmittelbar ihren Zweck erreichte. Wenigstens schwieg er lange Zeit, bis die ruhige Erwägung, schwerlich eine Sinnesänderung bezüglich der „Inschriften", ihn versöhnlicher gestimmt haben mochte. Als ich ihn bei einem erneuten Besuche Athens (1886) zum ersten Male in einer Gesellschaft wiedersah, begrüßte er mich scherzend mit den Homerversen, die Voß also übersetzt:

„Aber vergangen ja sei das Vergangene, kränk' es auch innig;
Unsern Muth im Herzen bezähmen wir auch Gewalt uns!"

Vergeblich suchte ich die Schuld auf das „Verhängniß" abzuwälzen:

„— — — Dessen sind *wir* nicht
Schuldig, ein schlimmer Dämon war's und das böse Verhängniß."

Am nächsten Tage erhielt ich eine Karte, welche nichts enthielt, als die Worte, welche ich hätte sprechen *sollen*:

„Freude Dir, Vater und Gast, und ward ein kränkendes Wort ja
Hingeschwatzt, schnell mögen hinweg es raffen die Stürme."

Es blieb also dabei, ich war der Schuldige!

Fortan aber hatte sich das alte, ungetrübte Verhältniß wieder hergestellt. Gemeinsame Interessen und Ziele, über die wir bereits vor Jahren verhandelten, kamen aufs Neue zur Sprache. Vor Allem lag mir *Kreta* am Herzen. Längst glaubte ich mit Erfolg dargelegt zu haben, daß Kreta schon vermöge seiner Lage der älteste und wichtigste Kreuzungspunkt jener Einflüsse gewesen sei, aus denen sich die „mykenische" Cultur zusammensetzte. Hier mußte sie sogar ihre erste Ausgestaltung empfangen haben. Denn unverkennbar tritt aus der sagenhaften Umhüllung schon bei den homerischen Sängern als historische Thatsache hervor die uralte Epoche, welche wir als die Seeherrschaft des kretischen Inselkönigs *Minos* kennen. Mancherlei verheißungsvolle Einzelfunde konnten bereits zu weiterer Begründung dieser Annahme herangezogen werden. Niemand schien berufener, das in Mykene begonnene Werk auf Kreta durch systematische Ausgrabungen zu krönen, als Schliemann selber.

Bereitwillig war dieser auf solche Pläne eingegangen. Im Frühjahr 1883, bald nach dem Erscheinen meiner Schrift, schien die Angelegenheit bereits in Fluß zu kommen. Schliemann's Buch über seine letzten Ausgrabungen auf Troja war im englischen Manuscript gerade vollendet. Die Briefe, welche ich von ihm noch besitze, lassen erkennen, wie sein Interesse sich nun auf Kreta wirft. Er hatte dem türkischen Gouverneur der Insel, Photiadis Pascha, das Anerbieten gemacht, einen Ausgrabungsvertrag unter den gleichen Bedingungen abzuschließen, wie das Deutsche Reich mit Griechenland in Bezug auf Olympia, fügte aber gleich die

Bemerkung hinzu, daß es wohl nöthig sein würde, mit dem kretensischen „Landtage" persönlich zu verhandeln und die einflußreicheren Abgeordneten „durch kleine Geschenke" zu gewinnen. Seine Vorahnung erweist sich als sehr richtig. Bald erfährt er, daß der Regierungsbeamte in Kreta eigentlich gar nichts zu bedeuten habe, der Abgeordnete Alles.

Inzwischen muß er nach Holland, um ein (zweites) Doctordiplom in Empfang zu nehmen, nach Oxford, wo er als Ehrenmitglied (honorary fellow) am Queen's College eingeführt werden soll, womit lebenslängliche luxuriöse Wohnung und Kost verbunden ist, („wovon ich wahrscheinlich keinen Gebrauch machen werde", bemerkt er scherzend!); dann nach London, nach Ankershagen (seinem Heimathsort), nach Wildungen, Leipzig, Paris — kurz vor November kann er unmöglich in Kreta sein. Aber die Herren Kretenser, welche so gern über Vergewaltigung klagen, sind die eigenwilligsten Selbstherrscher. Auch unter einander in Parteien zerspalten, erweisen sie sich bei den Verhandlungen äußerst schwierig und anspruchsvoll. Im Jahre 1886 knüpft Schliemann von Neuem an. Er hatte gemeinsam mit Dörpfeld an der Stätte des alten Knosos einen Hügel ins Auge gefaßt, auf dem sichere Anzeichen von der Existenz eines Palastes, ähnlich dem von Tiryns, vorhanden waren. Vorläufig scheiterte Alles wieder an den unverschämten Forderungen, ja Betrugsversuchen des Grundbesitzers. Endlich im Frühjahr 1889 schien das Unternehmen durch die Beihülfe des neuen, kunstsinnigen General-Gouverneurs, der eine Petition Schliemann's beim Parlament durchzusetzen versprach, in Gang kommen zu wollen.

Daß auch jetzt nichts geschah und alle Pläne mit Schliemann nunmehr ins Grab gesunken sind, haben wir leider jener Polemik zu danken, in welcher sich Schliemann durch den Hauptmann a. D. Böttticher verwickeln ließ. Galt es doch der geliebten Stätte von Troja und entsprach es doch ganz seiner nun schon hinreichend gekennzeichneten Eigenart, selbst dilettantische Angriffe, die das große Publicum irre führen konnten, mit Aufbietung aller Mittel zurückzuweisen. Böttticher hatte bekanntlich unter kühner Umdeutung älterer Schliemann'scher Ausgrabungsberichte, ohne je an Ort und Stelle gewesen zu sein, die ungeheuerliche Behauptung gewagt, jener Hügel von Hissarlik (mit seinen mächtigen Thoren, Thürmen und Mauern!) stelle nichts Anderes dar, als einen Leichenverbrennungsort, eine „Feuernekropole". In Belgien und Frankreich fand er sogar einige Ermuthigung, noch mehr aber darin, daß Schliemann und Dörpfeld seine Auslassungen regelmäßig ausführlicher Antworten würdigten. Die Wissenschaft so wenig wie Schliemann's Ruf hätten irgend Etwas eingebüßt, wenn es bei den Worten vom „furchtbaren Unsinn" geblieben wäre, mit denen Virchow in der Wiener Anthropologenversammlung (1889) die Zumuthung Böttticher's ablehnte, sich dort mit seinen Aufstellungen zu beschäftigen. Wie fruchtlos die Mühe war, welche sich Schliemann darauf mit seiner Person gegeben hat, beweist das Folgende. Auf eigene Kosten lud er Böttticher und zwei Sachverständige nach Troja ein; zu Anfang December 1889 traf man dort zusammen; Böttticher ließ sich zwar herbei, eine Reihe falscher Annahmen zurückzuziehen, nicht aber die gegen Schliemann gerichteten Beschuldigungen und ebensowenig, wie sich bald nach seiner Rückkehr herausstellte, den Kernpunkt seiner Behauptung.

Die Sachverständigen gaben ihre, mit Schliemann und Dörpfeld übereinstimmenden Ansichten zu Protokoll. Das gleiche Resultat hatte Ende März 1890 eine wiederum von Schliemann an Ort und Stelle berufene internationale Gelehrtenconferenz. Schon damals wurde von dem Unermüdlichen für das nächste Frühjahr eine neue Ausgrabungscampagne beschlossen. Aber eben dort führte auch eine heftige Erkältung den acuten Zustand jenes Ohrenleidens herbei, welches ihn am 26. December zu Neapel auf das Todtenbett geworfen hat.

Dieser Verlauf der Ereignisse muß uns mit verstärkter Wehmuth, ja mit Bitterkeit erfüllen. Man hebt wohl hervor, daß der durch Böttticher veranlaßte Streit immerhin den Erfolg gehabt habe, zu weiteren Forschungen beim Hissarlikhügel anzuregen. Niemand aber wird leugnen, daß diese nur Bestätigungen und Aufklärungen im Einzelnen, kaum wesentlich Neues zu unserer Kenntniß einer so oft untersuchten und verhältnißmäßig einförmigen Cultur hinzubringen konnten.

Nicht an und für sich, sondern um der Zurücksetzung willen, welche Schliemann's Absichten auf Kreta deshalb erfahren mußten, beklagen wir die Wendung der letzten Jahre. Wenn auch nicht in diesem ursächlichen Zusammenhange, so finde ich doch in allen Nachrufen, die dem unvergeßlichen Todten bisher von kundiger Seite gewidmet wurden, unter den mit ihm zu Grabe getragenen Erwartungen immer wieder den Namen Kreta betont.

Vielleicht ist dennoch nicht alle Hoffnung aufzugeben. Noch lebt Schliemann's Geist und Feuereifer in seiner hochsinnigen Gemahlin fort. Zuverlässig erfahre ich, daß sie auch das Testament seiner unerledigten Forschungen anzutreten gedenkt, ja bereits angetreten hat. Sie war stets die erste Vertraute und die verständnißvollste Pflegerin seiner Pläne.

Schon seit Jahren hat die überaus verdiente archäologische Gesellschaft der Griechen selber auf ihrem eigenen Boden den Resten jener wundersamen Glanzzeit des zweiten vorchristlichen Jahrtausends nachspüren lassen. Ihrem ausgezeichneten Ephoros, Herrn Tsuntas, sind auf der Burg von Mykene wie im Gebiete von Sparta herrliche Entdeckungen gelungen.

Wenn nun unsere Kunde von dieser sagenumwobenen Vorzeit, mit der bereits unzertrennlich der Name Schliemann's verknüpft ist, ihre Ergänzung außerhalb des heutigen Königreiches sucht, dann vermag kein anderes Unternehmen dem Geiste und dem Gedächtnisse des Entschlafenen gerechter zu werden. In der Aufdeckung einer „Mykene-Cultur" hat sich, auch mit homerischem Maßstabe gemessen, Schliemann's Lebensziel doch wahrlich nicht weniger verwirklicht, als in der des bevorzugten „Ilion".

Leben um zu lieben.

Erzählung
von
Salvatore Farina.

I.

Zur Sommerszeit, wenn in meiner guten Gemeinde Trezeri, Bezirk Quattrozeri, Provinz Genua, uns die Langeweile stärker überfällt, und die Fliegen sich verabredet zu haben scheinen, uns keine Ruhe zu lassen im Haus (und das ist immer in den verdrießlichen Stunden zwischen den beiden Mahlzeiten), dann bilden wir, Junge und Alte, uns ein, im Club eine Stunde der Erholung zu finden, wo wir in der That nur andere Fliegen und andere Langeweile finden; aber wenn wir nicht Tarok spielen, nehmen wir wenigstens noch einmal die Politik der Zeitungen durch.

Wir haben große und kleine Organe von allen Farben: die „Perseveranza", den „Secolo", den „Corriere", den alten „Monitore di Quattrozeri" (ein gemäßigtes Blatt), den „Nuovo Monitore di Quattrozeri" (ein anarchistisches Blatt), und nie fehlt uns der „Osservatore Romano".

Seit langer Zeit haben wir in unserem Club vier Säle; doch die Alten erinnern sich (auch ich erinnere mich nur zu gut), daß ihrer einst kaum zwei waren, und daß, wo jetzt der Lesesaal ist, Brot gebacken wurde und, an der Stelle des großen Tisches mit der Petroleumlampe darüber, der Backofen sich aufthat, der im Winter den ganzen Club erwärmte, im Sommer aber die wenigen Mitglieder, welche den Brand nicht scheuten, braun röstete.

Jemand, dem es beschieden war, den Club in seiner jetzigen Blüthe schon vor zwanzig Jahren zu kennen, mag wohl glauben, daß er in derselben Weise fortblühen werde bis ans Ende der Jahrhunderte, da in dieser ganzen Zeit nichts Anderes hinzugekommen ist, als die Petroleumlampe, die jetzt uns Alle beleuchtet, Conservative, Republikaner und Rückschrittsmänner, wenn wir um den Tisch herum sitzen.

Manchmal sind wir in großer Gesellschaft, und wenn dann die eben angekommene Zeitung nicht für Alle ausreicht, so trage ich, der gut zu lesen ver-

steht, mit den erforderlichen Modulationen, Pausen und Haltepunkten, einen Leitartikel vor; dann hört der Eine von den Clubmitgliedern mir mit offenem Munde zu, und wenn ihm scheint, daß die Zeitung Recht habe, nickt er beifällig mit dem Kopfe; ein Anderer wendet sich mit seinem Gedanken nach Haus, wo die Frau ihm das Abendessen bereitet; ein Dritter schläft ein.

Aber zuweilen ereignet es sich auch, daß wir uns ein wenig unterhalten über das weltliche Leben von Trezeri, wohin alle Jahr im Monat Juli von weit her ganze Nester voll piemontesischer und lombardischer Kinder kommen, um sich in dem Sand am Strande des Meeres zu vergraben. Und mit den Kindern kommen die Mamas, begleitet von den Mägden und, am Sonnabend, besucht von den Ehemännern, welche den Sonntag damit verbringen, sich zu langweilen und am Montag mit dem ersten Zuge wieder abreisen. Den Rest der Woche arbeitet die Jugend von Trezeri daran, diese Verlassenen zu erobern. Um die Wahrheit zu sagen, es gelingt nicht immer; dennoch hat man alljährlich erlebt, daß von den am Strand aufgestellten Fallen und von den ins Meer geworfenen Netzen eines wenigstens einen Fang gemacht hat. Dann gibt es viel zu reden im Club.

Das Jahr jedoch, welches ich meine, schien ein dürftiges zu sein; der Juni war schon eine volle Woche alt, und noch waren die Wohnungen unvermiethet, welche Trezeri bereit hält für die Stammgäste von Mailand und Turin. Im Club sagten wir, daß der Aufenthalt in den Alpen Mode geworden sein müßte, und daß das Gebirge sich am Meere rächen wolle.

Ich selbst hatte den Bademeister gesehen, einen alten Esel, schwarz, mager und krumm wie ein verbogener Nagel, und das Jahr zuvor, nicht sehr erbaut davon, daß der Kinder zu viel und die Mütter zu ängstlich wären, ich, mit diesen Augen, hatte ihn gesehen, wie er am Ufer umherstrich, seine nackten Füße betrachtend und nach dem Winde schnuppernd, ob der ihm nicht vielleicht so ein Dutzend Kinder auf den Strand niedersetzen werde, deren Mütter bereit waren, jedesmal ein Trinkgeld zu geben, so oft ihnen Toni den Sohn aus den salzigen Fluthen zurückgebracht hätte.

Auf alle Fälle hatte Toni zwei Badehütten errichtet, um dem nichtswürdigen Geschick zu verstehen zu geben, daß wie er als Bademeister, so möchten nun auch alle Anderen ihre Pflicht und Schuldigkeit thun! . . Und Jedermann weiß, daß die Pflicht und Schuldigkeit des Geschickes während der Sommermonate diese sein sollte: nachdem es das ganze Jahr lang, Gott weiß was für Krankheiten in den Städten ausgesäet hat, sie nun ein wenig durch das Meer zu kuriren. Solches behauptete Toni jeden Tag, und als er von der erbärmlichen Concurrenz des Gebirges hörte, rief er aus:

„O, was sagen Sie mir? Das Gebirge! Was kann das Gebirge Gutes thun? Sagen Sie es, Herr Doctor!"

Um den Betrübten zu trösten, setzte ich die Heilwirkung des Gebirges auf ein Geringes herab im Vergleich zu der des Meeres, welches der Luft, die man einathmet, einen wohlthätigen Salzgehalt verleiht. Auf die Seeluft allerdings gab Toni nicht viel, desto mehr auf das Wasser, und indem er um Entschuldigung bat, daß er dabei bleibe, behauptete er, das Wasser sei ganz etwas Andres.

Wir schrieben den 10. Juni, und noch hatte kein ernstlicher Badegast sich an den Bürgermeister oder den Arzt gewandt, um vier möblirte Zimmerchen zu suchen; man hatte schon einen Verdacht, daß der Notar, der geheimnißvolle Mann von Trezeri, der stets versiegelt war, wie ein Testament (ich meine, so lange der Testator noch lebt), der Mann, welcher Tarok spielte um nicht sprechen zu müssen, als ob jedes seiner Worte Gefahr liefe, aufgefangen und auf Stempelpapier gebracht zu werden — diesen Notar hatte man in Verdacht, daß er die Wohnung im zweiten Stock seines Hauses vermiethet habe; aber er liebte nicht, über seine Angelegenheiten befragt zu werden, und wenn man es that, so riskirte man eine sehr kurze Abfertigung.

Da war es am Mittag des 13. Juni, daß die Post Alle wieder aufathmen machte. Man denke: an einem und demselben Tage, vielleicht beinahe um dieselbe Stunde, waren in drei von einander entfernten Ortschaften drei Briefe aufgegeben worden, alle drei mit der Adresse: Trezeri, Bezirk Quattrozeri. Zwei von diesen Briefen waren an den Bürgermeister gerichtet, der dritte an den Dr. So und so, Bezirksarzt.

Da der Bezirksarzt Dr. So und so ich bin, der gern von allen seinen Angelegenheiten redet, und den es schon peinigt, daß er aus Rücksicht auf seine Profession den Ort, an welchem er seine heilsame Kunst ausübt, und sogar den eignen Namen unter einem Pseudonym verbergen muß — so will ich den Brief hier mittheilen:

„Sehr geehrter Herr Doctor! Erinnern Sie sich noch des Fräuleins Julie Hochburg?"

Ob ich mich erinnerte! ein ausgezeichnetes Mädchen; sie war vor zwanzig Jahren mit einer reichen Familie als Erzieherin nach Trezeri gekommen; sie hatte ein capriciöses Köpfchen, welches die Zeit nicht aus meinem Gedächtniß verwischt hat; . . . aber lesen wir weiter:

„Es sind so viele Jahre vergangen, und wenn Sie mich jetzt sähen, würden Sie mich gewiß nicht wiedererkennen; ich bin alt geworden . . ."

Schade! sie hatte hellblonde, fast aschfarbene Haare, nach italienischer Art geschnitten, wie man es einst nannte; ein Stumpfnäschen, und Augen, o was für Augen! Die Augen so vieler Mädchen scheinen ein Paradies zu verheißen, von dem sie nicht einmal wissen, worin es besteht; aber Fräulein Julien's Augen waren wirklich werth, die schönen und die heiligen Dinge zu schauen.

Wenn es Augen gibt, um ins Paradies zu blicken, so sind es gewiß solche. Große Augen voll Licht, nachdenklich, fast schwärmerisch. Wenigstens die Augen werden ihr geblieben sein, armes Geschöpf! So dachte ich.

„In meinem armen Leben sind andere Dinge geschehen, die mir sehr vielen Schmerz gemacht haben; ich will Ihnen nur sagen, daß die Familie des Banquiers, in welcher ich Erzieherin war, dahin ist; der Vater todt, die Mutter todt, todt die kleinen Geschöpfe, welche Sie gekannt haben; übrig geblieben ist nur eine dritte Tochter, welche zu der Zeit, wo wir den Sommer in Trezeri verlebten, noch nicht geboren war. Ich hatte seit einigen Jahren die Erziehung auch dieses lieben Mädchens, das so schön und so gut war, beendet; und durch den Tod eines wohlhabenden Onkels in die Lage versetzt, mein Leben nicht mehr dem Unter-

richt widmen zu müssen, ergab ich mich darein, meine einsamen Tage in Ruhe zu verbringen. Aber als das furchtbare Geschick meiner Mary, Einen nach dem Andern, Vater, Mutter und Schwestern genommen hatte, bin ich zu ihr zurückgekehrt; denn da war mein Platz; meinen Sie nicht auch? Und seit fünf Jahren haben Mary und ich uns an das Unglück und den Schmerz gewöhnt; kaum leiden wir noch und betrüben uns fast darüber. Ich liebe Mary sehr; ich betrachte sie wie meine Tochter; auch sie liebt mich, und nennt mich Mama . . ."

Ich las noch einmal diese traurigen Worte: „in meinem armen Leben sind andre Dinge geschehen, die mir sehr vielen Schmerz gemacht haben." Die „anderen" Schmerzen, — ich wußte wohl, welcher Art sie waren; wußte auch wie muthig sie dieselben getragen hatte, ohne jemals von dem Glauben an ihre Pflicht abzuweichen.

Zu jener Zeit hatte ich einen Freund. Massimo war jünger als ich, aber mit mir hatte auch er Medicin studirt auf der Universität zu Pavia; noch fehlten ihm zwei Jahre bis zum Doctorexamen, als ich das Glück hatte, Bezirksarzt zu Trezeri zu werden; eine Stelle, die ihren Mann nährt. In jenem Jahre fand sich Massimo bereit, ein paar Tage seiner Ferien in meinem Hause zu verbringen; er begleitete mich auf felsigen Pfaden bei meinen Besuchen in den Hütten, sprach mit mir während des Aufstiegs über „schöne Fälle", hörte jedoch auf dem Rückweg schweigend die Stimme dieses unsers herrlichen Meeres, das uns zu rufen schien mit zornigen oder schmeichelnden Worten, kaum, daß wir über eine Höhe dahinschritten.

Seit Kurzem war die Familie des deutschen Banquiers eingetroffen, und das seltsame Gesicht Fräulein Julien's hatte Massimo verwundet. Um die Wahrheit zu sagen, es hatte mich auch verwundet. Aber ich hatte den ganzen Sommer, um mein Uebel zu erkennen und es zu heilen; Massimo dagegen, der auf eine Woche gekommen, hatte keine Zeit zu verlieren, und machte mich darum sofort zum Vertrauten. Ich will nicht sagen, daß er es gethan habe, um mich zu entwaffnen, ich sage nur, daß er aus Instinkt handelte.

Als ich erfuhr, daß er sich in die Erzieherin verliebt habe, kam es mir sogleich auf die Lippen: auch ich!

„Auch Du?" stammelte er entmuthigt, „und was nun? . . ."

Hierauf fuhr ich munter fort: „Ich scherze; an Fräulein Julie gefällt mir sehr Vieles, das empfindsame Gesicht, das lose lockige Haar und die nachdenklichen Augen; nichts weiter für jetzt; aber wer weiß, vielleicht war ich auf dem Wege, Alles an ihr schön zu finden, bis auf den Hut, den sie trägt."

Und das war ein sehr wunderliches Ding von einem Strohhut, eine Kuppel! Massimo unterbrach mich, um mir zu versichern, daß er schon so weit gekommen sei: er liebte die ganze Erzieherin vom Hut bis zu den Schuhen. Und es war nicht leicht, sich in die Schuhe des Fräuleins zu verlieben; denn sie waren darauf berechnet, durch die Nässe zu waten, wenn sie, des Morgens früh, ihre Zöglinge vor sich her über die Berge trieb.

„Und was nun?" fragte noch einmal Massimo, der in mir einen unbarmherzigen Nebenbuhler fürchtete.

„Und nun . . . nun liebe Du sie allein; ich lasse sie Dir."

Massimo war noch in vielen Dingen naiv; in vielen war auch ich es, trotz der Universität und des Hospitals; aber der Instinkt ist immer schlau. Ich rieth daher meinem Freund, auf der Stelle dem Fräulein seine Erklärung zu machen, damit ich durch den Anblick ihrer Liebe von der meinigen geheilt werde; und Massimo machte seine Sache so gut, daß er eine Woche später um die Hand der Erzieherin anhielt, die ihm zuerst mit ihren Paradiesesaugen ins Gesicht schaute, dann schweigend das zarte Händchen in die Hand des Verliebten legte.

Man mußte die Befriedigung Massimo's sehen, mit welcher er mir verkündete, daß sie Verlobte seien! Dieses Wort schien ihn vollständig sicher zu machen, und selbigen Tages ging er zu Fuß nach Quattrozeri, um den Ring zu besorgen.

Das Fest war nicht lang, denn in jenem Jahre hatte der August Flügel, und auch die wenigen Septembertage, welche die Familie des Banquiers noch für Trezeri zugestand, eilten rasch dahin.

Massimo blieb bis zuletzt als mein Gast, entschuldigte sich Abends und Morgens, daß er mich zu lange belästige, worauf ich ihm jedesmal versicherte, daß er mir keine Last, daß er mir vielmehr ein großes Vergnügen mache, und ich sagte die Wahrheit.

Als die Familie des Banquiers abgereist war, blieb Massimo wie gedankenlos auf dem Bahnhof von Trezeri; man hätte glauben können, seine Seele oder seine Vernunft sei mit dem Fräulein davongefahren.

Ich nahm ihn unter dem Arm, und ließ ihn ein Stück Weges im Trabe machen, den Berg hinauf, mit dem Vorwande, daß ich in größter Eile einen Schwerkranken zu besuchen habe.

„Ist es ein so ernster Fall?" fragte er, indem er Mühe hatte, mir zu folgen, denn er hatte kürzere Beine als ich.

„Nur gut, daß Du gesprochen hast! ein Zeichen, daß die Zunge Dir noch gehorcht; ein Zeichen, daß die Zelle, welche das Geschäft hat, an Fräulein Julie zu denken, müde geworden ist. Schön von der Zelle! Wenn Du nicht gesprochen hättest, so würde ich Dich in diesem Schritt bis auf den Gipfel des Berges geschleppt haben; jetzt können wir Athem schöpfen."

„Und der Schwerkranke?"

„Trezeri hat in diesem Augenblick keinen solchen, Gott sei Dank; der, welchen wir besuchen, hat sich einfach einen Arm ausgerenkt; ich habe ihn gestern eingerichtet, und wir wollen eben sehen . . . Aber blicke doch einmal auf dies herrliche Meer, welches Dir einst so sehr gefiel; sieh dort Toni, der die letzte Badehütte auseinander nimmt; von hier sieht er gar nicht verdrießlich aus, und vielleicht ist er es auch nicht, weil er das Trinkgeld vom Banquier erhalten hat. Aber freilich, die Menschen scheinen immer besser, wenn man sie von der Höhe aus betrachtet."

„Ach ja, das Meer! wie schön ist es!" seufzte Massimo, und suchte sich von dem Gedanken los zu machen, der ihm keine Ruhe gab; „welche seltsame Palette hat es heute ausgebreitet! am Ufer zartes Grün, auf der Höhe dunkles Azur, am Horizont Nebel oder Asche . . . wie die ferne Zeit."

Die ferne Zeit bedeutete sicherlich den Tag der Hochzeit mit Fräulein Julie; aber ich that, als verstände ich nicht, und setzte die Betrachtung des Meeres fort.

„Siehe dort! was zum Teufel ist das Schwarze dort hinten? Du, der Du gut siehst, müßtest unterscheiden können, ob es ein Fisch ist oder ein Stück Trümmer . . .“

Massimo blickte eine Weile aufmerksam hin und versicherte mich, daß es eine Boje sei, welche zur Bezeichnung eines Netzes angebracht werde. Aber als ich ihm von dem beweglichen Silbersaum sprach, welchen die Bewegung um das unendliche Meer zog, und von den Goldreflexen, welche man da und dort wahrnahm, hatte er kaum ein Wort der Beistimmung. Er war schon wieder bei seiner Verlobten.

Nun besann ich mich auf eine Arznei, die besser ist für die Verliebten, und erweiterte ihm den Horizont mit wenigen Worten:

„Sprich mir von Deiner Julie; was hat sie Dir heut Morgen gesagt? welche Versprechungen habt Ihr Euch gemacht? wie viel Küsse hast Du ihr gegeben? wie viele von ihr zurückbekommen? Ich will Alles wissen.“

Er erwiderte trübselig:

„Nur einen Kuß auf dem Bahnhof; dann führte der Zug sie fort.“

„Das habe ich gesehen . . . Die Familie des Banquiers war dabei, und die Leute sperrten die Augen auf . . . aber vorher? im Geheimen? wie viele?“

Sehr viele, sehr viele; aber sie verloren allen Werth gegen den einen im Momente der Abreise. Und auch die Versprechungen, die man sich gegeben, ließen die Zukunft nicht allzu heiter erscheinen für ein nervöses Temperament wie dasjenige Massimo's: er sollte erst Doctor der Medicin werden und Fräulein Julie die Erziehung der Mädchen vollenden; sie waren nicht reich, weder der Eine noch der Andere, und bevor man zusammen ein Haus gründete, mußte man wenigstens so viel haben, um zu leben.

„Wir werden mit sehr Wenigem auskommen,“ schien das Fräulein ihm versprochen zu haben, um ihn zu trösten; aber wenn mein Freund bedachte, daß, um Doctor zu werden, ihm noch zwei volle Jahre fehlten, und dann noch ein paar Jahre der Praxis im Hospital, und dann die Anstellung in irgend einem Nest, und dann erst die Patienten — fürwahr, wenn er alles Dies bedachte, mochten ihm die Arme wohl am Leibe herunterfinken, und er sagte:

„Sie kann warten; sie hat mir erklärt, daß die Verlobten in Deutschland zwei, drei, vier Jahre warten, ehe sie sich heirathen, und ohne viel zu leiden; aber wären wir nur wenigstens an demselben Ort, sähen wir uns wenigstens alle Tage. In Berlin geht der Bräutigam ins Haus der Mama, holt sich seine Braut, und führt sie im Thiergarten spazieren bis zehn Uhr Abends. Auf die Art kann man warten, . . . so würde ich auch warten . . .“

Ich schüttelte den Kopf, da ich starken Zweifel hegte, daß mein Freund selbst auf die Art so lange zu warten im Stande sein werde.

Um es kurz zu machen, anstatt zu studiren, verfiel Massimo aus Ungeduld darauf, Pläne für unmögliche Speculationen zu machen. Wenn man ihm zuhörte, so hatte er immer das Zeug zum Speculanten gehabt; aber was er träumte,

war sehr schwer: es sollte Alles ohne Capital und im Handumdrehen gemacht werden — vier und vier sind acht.

In diesem Seelenzustande verließen wir uns, und wir sahen uns nicht wieder. Eine kurze Zeit hindurch schrieb er mir regelmäßig, und ich erfuhr, daß er den medicinischen Cursus nicht besuchte, daß er ein von seinem Vater ererbtes Häuschen verkauft und den geringen Ertrag zu Speculationen verwandt habe, die alle schlecht ausgefallen waren. Von der letzten, welche ein Stück Gold einbringen sollte, hörte ich nichts mehr, und nachdem ich vergeblich mehrmals nach seinem Heimathsort, nach der Universität geschrieben hatte, und mir der Gedanke gekommen war, mich beim Bürgermeister nach ihm zu erkundigen, erhielt ich zur Nachricht, daß er nach diesem letzten „goldenen" Geschäft ein allerletztes in Monte Carlo gemacht hatte. Auch dieses war ihm nicht gelungen; hierauf, nachdem er ein ganzes Jahr vergeudet, und ihm schien, daß er sich von Julie zu weit entfernt habe, um sie jemals wieder erreichen zu können, war er nach Südamerika gegangen. Wohin? Nicht einmal der Bürgermeister wußte es; er schrieb mir nur, daß der Betreffende sich mit anderen Auswanderern nach Rio eingeschifft. Ich hatte nichts weiter weder von ihm noch von Fräulein Julie gehört.

Erst zwei Jahre später erhielt ich einen Brief von der Erzieherin, worin sie mich bat, ihr irgend eine Nachricht über ihren Verlobten zu geben, wenn ich Etwas von ihm wüßte, da sie seit sechs Monaten keine Briefe mehr erhalten habe. Mir ist folgender Satz in Erinnerung geblieben: „wenn ich Dem Gehör geben müßte, was mein Herz mir sagt, so würde ich trostlos sein — und doch hoffe ich noch."

Aber verwickeln wir uns nicht in andere Briefe; lesen wir den zu Ende, den wir angefangen haben:

„So geht unser Leben ruhig, fast heiter dahin. Mein Alter — denn ich bin alt, lieber Doctor, älter als Sie sich vorstellen können — hat sich einen lichten Ausblick bewahrt, der mir vielleicht vom Himmel kommt. Ich denke viel an die theuern Menschen, welche ich geliebt habe, und die ich sicherlich in einer anderen Welt wiederfinden werde; aber ich habe keine Eile, zu ihnen zu kommen, denn sie leben noch in meinem Herzen, und bis in meine Träume. Dies Geplauder soll nur den Boden ebnen für eine große Belästigung, welche ich Ihnen bereite; wir haben beschlossen, Marie und ich, nach Italien zu gehen, nach der Riviera von Genua, nach dem unvergeßlichen Trezeri, wo meine ganze Jugend zurückgeblieben ist. Mein Töchterchen hat mich so viel von dem Zauber dieses Meeres sprechen hören, daß sie sich darin verliebt hat. Und nun möchte ich Sie bitten, lieber Doctor, mir eine Wohnung von einigen hübschen Zimmern zu verschaffen; fünf oder sechs genügen, denn wir bringen nur die Köchin mit. Wir würden sofort kommen, wenn sich eine Unterkunft für uns findet. Verzeihen Sie die Freiheit und betrachten Sie mich als

Ihre ergebenste Freundin
Julie."

II.

Die verfügbaren Wohnungen in Trezeri konnte man an den Fingern einer Hand zählen; die beste von allen war die im Hause des zugeknöpften Notars. Ich suchte ihn sogleich auf, und dies geheimnißvolle Pergament, als ich es kühn befragte, offenbarte mir, daß die sechs Zimmer bereits vermiethet wären für den Rest des Sommers und den Herbst. Diese Enthüllung zu machen kostete den Notar viel; aber in die Enge getrieben, konnte er nicht weniger thun. Dennoch verbarg er, so viel zu verbergen war; wer die Miethsleute seien und wann sie in Trezeri ankommen würden, sollte ein Geheimniß bleiben.

Nach diesem mißglückten Versuch begab ich mich zu dem Capitän Stombio, der sehr erfreut war, mir fünf Zimmer abtreten zu können, die eine Terrasse hatten, mit dem Blick aufs Meer. Es waren winzige Zimmer, aber sehr niedlich und wiewohl mit seemännischer Einfachheit möblirt, doch höchst sauber; denn auf seinen weiten Fahrten hatte Stombio gelernt, sein Schiff, wie auch die unter sein Commando gestellte Carkasse beschaffen sein mochte, stets ordentlich und rein zu halten. Fräulein Julie und Marie würden im Hause des Capitäns jedenfalls eine außerordentliche Accuratesse gefunden und darin auch manche andere Dinge bewundert haben; im Salon, zum Beispiel, zwei verschiedene Modelle von Dreimastern, mit allen Segeln aufgespannt; eine Sammlung unbezahlbarer Muscheln; einen ungeheueren Seestern, an der Wand aufgehängt, und auf der Komode die leere Schale einer prächtigen Schildkröte; ferner zwei weittragende Fernröhre, durch welche die beiden Fräulein vom Fenster aus die Personen auf dem Deck der Schiffe hätten zählen können, sobald diese kaum in Sicht gekommen. Dieses Vergnügen, die Augen auf das Haus der Entfernten zu heften, scheint ebenso erlaubt und ehrbar, wie es gemein ist, zu beobachten, was die Nachbarn thun.

Nach Vereinbarung über die Miethe, schrieb ich denselben Abend einen Brief von drei Seiten an Fräulein Julie und adressirte ihn nach Berlin W., Lützowplatz.

Acht Tage darauf benachrichtigte mich ein Briefchen, daß die beiden Mädchen in Begleitung einer Dienerin sich schon auf die Reise begeben hatten. Von einer Stunde zur andern konnten sie in Trezeri sein.

Der Gedanke, mich jener seltsamen Dame gegenüber zu finden, welche zwanzig Jahre früher, ohne es zu wissen, mein Herz nur mit dem Licht ihrer schwärmerischen Augen entzündet hatte, erweckte mir ein neues Interesse, welches ich fürchten würde, durch eine Erklärung zu verderben. Ganz gewiß war es nicht Liebe, aber es war auch keineswegs einfache Neugier. Doch was immer dies geheimnißvolle Gefühl sein mochte, es entschwand sogleich, als Fräulein Julie mir vor Augen trat. Ach! Nichts war von der Vergangenheit geblieben! Nur der hohe Hut, den sie auf dem Kopf hatte, fuhr heute fort, Etwas von dem andern zu sagen, der ihn damals bedeckte; wiewohl in der Façon verändert, war er durchaus identisch in Umfang und Wunderlichkeit; aber selbst die Augen, welche ich unwandelbar geglaubt, sahen, von kleinen Runzeln eingefaßt, ganz anders aus. Die kleine Person war immer noch beweglich und flink, und nur zu sehr; denn sie hatte die entsetzliche Magerkeit der krankhaft reizbaren Frau angenommen. Doch sie lächelte noch mit der Güte von ehedem, und mir die Hand drückend,

als ich ihr beim Aussteigen aus dem Waggon half, sagte sie mir „grazie“ mit der Stimme von damals.

Marie hingegen war ein Rosenknöspiein; das Gesichtchen ruhig, dem Anschein nach, aber leuchtend, Augen und Haare ganz schwarz, und ein paar Lippen, um einen unerfahrenen Sperling zu täuschen, der sicherlich daran hätte picken wollen; ihr Stimmchen war hell und klar, und hatte einen seltsamen Zauber, wenn sie unsere Sprache mit dem deutschen Accent redete. Zwanzig Jahre früher hätte ich mich an ihr nicht satt sehen und hören können: vielleicht würde ich gewünscht haben, auch ein junger Sperling oder eine Amsel zu sein, um mich zu vergewissern, ob ihre Lippen Kirschen seien; aber mit fünfzig Jahren kann man, ohne Schaden, einen Augenblick bewundern, und nicht mehr daran denken.

Nachdem ich meinen kleinen Tribut Marien gezollt hatte, wandte ich mich zu meiner alten Flamme. Sie hatte Recht: es war wirklich Asche. Die Haare, welche ihr einst auf die Schultern herabgefallen waren, trug sie in einen Knoten gewunden, welcher unter der außerordentlichen Kopfbedeckung verschwand; das Gesicht war von Furchen gezeichnet, und der schwärmerische Ausdruck ihrer Augen, die viel geweint hatten, ließ mich kalt. Die Köchin, welche sie mitgebracht hatten, hieß Charlotte, und da sie keine Silbe Italienisch verstand, so dachte sie, wenn sie auf den Markt ging, sich mit Zeichen und vielem Gelächter verständlich zu machen; sie war ein stämmiges Frauenzimmer, blond und roth, von jener starken pommerschen Rasse, welche den Berliner Familien die besten Köchinnen gibt; kaum war sie ins Haus getreten und hatte einen Blick in die Küche geworfen, so ging sie sofort aus, mit bloßen Armen, um einzukaufen.

Ich erbot mich, sie zu begleiten; aber sie antwortete mir, daß sie ihre Sachen schon ohne Dolmetscher finden werde. Ich, schon um die Damen nach der langen Reise allein zu lassen, ging in einiger Entfernung hinter ihr her. Der Instinct der Köchin betrog sie nicht; kaum auf der Straße, blickte sie einen Moment hierhin und dorthin und trat in den Laden des Schlächters. Mittelst einer merkwürdigen, aber einfachen Mimik ließ sie sich das Stück Fleisch geben, welches ihr zusagte, und bezahlte es, ohne ein Wort zu sagen; der Metzger lachte, indem er ihr wieder herausgab; auch sie lachte, nachdem sie sich mit einiger Mühe überzeugt hatte, daß die Rechnung stimmte; dann verließ sie den Laden und lachte, als sie an mir vorbeiging, und immer lachend erfüllte sie die Straße mit ihrem schweigsamen guten Humor, bis sie sich ohne viel Besinnen in den Laden des Obsthändlers begab.

Da Charlotte ihrer Sache so sicher war, konnte ich in den Club gehen, um erst die Zeitung zu lesen, und dann meine Besuche zu machen: drei Kranke unter der ganzen Einwohnerschaft von Trezeri, fünf auf den Dörfern und Meierhöfen. In zwei Stunden war ich frei, den Rest des Tages dem Sonnenuntergang Fräulein Juliens, dem glänzenden Morgenroth Mariens zu widmen.

Ich war pünktlich da zur verabredeten Stunde, damit Marie ihr erstes Bad nehmen könne.

„Und Sie wollen nicht in die Wellen tauchen?“ fragte ich Fräulein Julie. Ja, sie wußte nicht recht, ob sie es thun solle; die Leidenschaft für die See war ihr schon seit einer Weile vergangen. Und warum das? Sie blickte, ohne die

Spur von Sentimentalität, gen Himmel, wie um mir stumm zu sagen, daß Alles, was sie auf Erden und im Meere geliebt hatte, dahin sei, daß ihr aber noch eine Hoffnung im Himmel bleibe.

Diese Gebärde war wirklich so einfach, daß ich Julien eine Weile ins Antlitz sah, ohne zu antworten; dann ergriff ich ihre Hand und sprach ernsthaft zu ihr, als ob sie noch das junge Mädchen von damals wäre und ich allein den traurigen Gewinn des Alters und der Einsicht gemacht hätte.

„Folgen Sie mir; jetzt bin ich Ihr Arzt; nehmen auch Sie ein Bad, nur eins, um sich den Staub der Reise vom Gesicht zu waschen. Und so lange Sie in Trezeri sind, geben Sie sich nicht der Schwermuth hin; suchen Sie sich zu zerstreuen, so viel Sie können!"

Während ich so sprach, war Marie fröhlich in eine von Toni's Badehütten gesprungen, um sich auszukleiden.

Fräulein Julie dankte mir durch einen Blick, und um mir ihre Fügsamkeit zu zeigen, nahm sie sogleich den kuppelförmigen Hut ab und erklärte, daß sie das verordnete Bad nehmen werde.

„Sobald Marie herauskommt, gehe ich."

Das herrliche Mädchen, in weniger Zeit umgekleidet, als man braucht, es zu sagen, steckte das Köpfchen durch den Vorhang der Hütte, blickte rund umher, und da sie Alles sicher fand, ließ sie sich ganz sehen. Es war wirklich eine Pracht; das Badecostüm schien einzig für sie gemacht, und eine Zeitlang hatten die Neugierigen, die wenigen Badenden und selbst Toni nur Augen für sie.

„Mama, soll ich jetzt?" fragte Marie.

Fräulein Julien's Gesicht gab einen schwachen Schimmer bei diesem Wort; sie küßte ihr Töchterlein auf die Wange und sagte „ja, geh'." Und fort wie ein Blitz, über den kurzen Strand, ging sie ins Meer, tauchte unter und verschwand in den Wellen.

Es währte ein Weilchen, bis sie wieder zum Vorschein kam, und als sie auf der Oberfläche schwamm, glaubte ich in die Hände klatschen zu müssen, wie um eine tapfere That zu belohnen; aber vielleicht war es nur ein unaufhaltsamer Ausbruch der Bewunderung für das Bild, welches ich staunend betrachtete, oder vielleicht war es ein unbewußter Schreck, daß die See das schöne Geschöpf der Erde, das heißt uns Allen, rauben wolle.

Gewiß! Manches, was gar zu schön ist, die Kinder und die Frauen besonders, scheinen mir der ganzen Menschheit anzugehören; Marie, welche ich erst seit wenigen Stunden kannte, war schon mein; mir war, als ob ich eifersüchtig auf jedes Uebel sei, das sie treffen könne.

Fräulein Julie betrachtete ihr Kind eine Zeit lang, dann beurlaubte sie sich und ging gleichfalls zum Umkleiden in die Hütte. Als sie herauskam, stimmte mich's wehmüthig, bei ihrem Anblick das armselige Körperchen zu errathen, welches sich unter dem Badecostüm verbarg. Und auf dem kurzen Wege von der Hütte bis zum Meere sprach mir diese magere Gestalt von keuschen Schlaflosigkeiten, von fieberndem Verlangen, von den Qualen, in langem Harren erduldet, sprach mir von der Schwere des Opfers und dem Preis der Entsagung. Ich schaute den beiden Freundinnen in den Wellen zu; denn als Marie von

Weitem sah, daß die „Mama“ in die Hütte getreten war, lief sie rasch nach dem Strand, um sie dort zu erwarten, und nun, da Julie sich im Wasser befand, hielt sie sich ihr zur Seite, laut mit ihr redend in ihrer Sprache, die Worte mit Gelächter unterbrechend. Die alte Erzieherin lachte auch ein paar Mal; aber was für ein Lachen war das!

Meiner Vorschrift gemäß wandte sich Julie, nachdem sie einmal untergetaucht, gegen das Ufer; und da ich bemerkte, daß sie sich schäme, jetzt von mir gesehen zu werden, wo die indiscrete Welle ihr den Bademantel an den hageren Körper geklebt hatte, so kehrte ich mich ab, um Toni Etwas zu sagen. Sie benutzte den Augenblick, um aus dem Meere in die Hütte zu eilen; Marie suchte noch einmal das Weite und verschwand ab und zu in den Wogen. Aber den reizenden Anblick, welchen das Mädchen mir bieten würde, wenn sie aus dem Wasser stieg, wollte ich nicht verlieren; welche List auch Fräulein Julie, die sich mir wieder zur Seite gesellte, anwenden mochte, um mich am Hinsehen zu hindern, ich sah hin und bereute damals nicht, hingesehen zu haben, und bereue es auch heute noch nicht.

„Sie ist ein herrliches Mädchen,“ sagte ich zu Fräulein Julie, als Marie in der Hütte war.

„Und so gut,“ erwiderte Julie; „möchte sie das Glück haben, das sie verdient!“

Ich zeigte ihr einen entfernten Stuhl und bot mich an, ihn zu holen; sie lächelte und ließ sich auf den Sand nieder.

„Erinnern Sie sich? So machte ich es damals.“

Ich hatte seit einer Weile im Sinn, sie zu fragen, wie sie Trezeri finde; da ich aber fürchtete, daß der Eindruck des Wiedersehens von Plätzen, wo sie geliebt und von Glück geträumt, ihr zu viel Schmerz bereitet hätte, so wollte ich die Dinge nicht verschlimmern, indem ich plötzlich auch die Erinnerungen wieder erweckte. Als ob sie in meinen Gedanken lese, fuhr sie selber fort: „Es ist Alles geblieben wie früher!“

„Scheint es Ihnen?“

„Wenigstens, was ich bis jetzt gesehen habe; da ist ein Fleischerladen, der zu meiner Zeit nicht da war, und der Bäckerladen ist verschwunden, um Ihren Club zu vergrößern; habe ich nicht recht gesehen? Ich bin schon vielen Leuten begegnet, die damals jung waren; ich habe sie unter den Runzeln und weißen Haaren wiedererkannt; Einige erkannten auch mich wieder, und haben mir traurig zugelächelt; es erschien vielleicht ihnen wie mir, wir hätten Alle eine schlecht gelungene Maskerade aufgeführt. Was sagen Sie dazu?“

„Es ist wahr. Wenn man an einem Orte lebt und immer dieselben Gesichter sieht, dann merkt man nicht, daß sie altern; wenn aber Einer zurückkehrt, den wir lange nicht gesehen haben, dann sind wir betrübt, weil er so sehr verändert ist; in der That schmerzt uns das nur, weil er uns schweigend sagt: auch Ihr seid alt geworden.“

Diese Philosophie, in Form eines Scherzes, machte sie kaum lächeln. Dann sprach sie mir von ihrer Absicht, die Plätze zu sehen, welche ihr einst theuer waren; eine gewisse Pinie, welche wie ein ausgespannter Regenschirm auf dem

Gipfel eines Hügels stand und zu der man in jener Zeit mit so vielen guten und fröhlichen Menschen, die jetzt todt waren, athemlos und hungrig hinaufstieg, um in einem Augenblick ein auf dem Grase bereitetes Vesperbrod zu vertilgen; und sie fragte mich, ob ein gewisser ungeheurer Felsblock, der über dem Meere hing, noch nicht herabgestürzt sei, ob man durch ein Gewölbe des Strandes nach Quattrozeri hin noch mit der Barke fahren könne.

Ich beeilte mich, ihr zu sagen, daß der Felsen noch in der Höhe sei, wo sie ihn gelassen, und das Meer die Wölbung respectirt, aber aus einem einzelnen Pfeiler zwei Doppelsäulen gemacht habe.

„Wir werden das Alles sehen, nicht wahr?"

Da wir angefangen, ein wenig Vertrauen zu einander zu haben, nachdem wir ein wenig von uns selbst wieder hatten erstehen lassen, so benutzte ich das sogleich, um eine Frage zu stellen, von der ich fühlte, daß sie erwartet sei.

„Massimo hat kein Lebenszeichen mehr gegeben, seit er nach Brasilien ging?"

Die gute Signora blickte mich mit jenen Augen an, in welchen die Schwärmerei von ehedem geblieben war, die mir aber nicht mehr wie ehedem gefielen, und erwiderte mir einfach:

„Ein ganzes Jahr hindurch schrieb er mir immer aus Rio; er hoffte, bald zurückzukehren, reich genug, damit wir heirathen könnten; dann schrieb er mir nicht mehr . . . ich habe immer auf ihn gewartet."

Sie hatte mir nicht Alles gesagt; sie dachte einen Augenblick über ihre Worte nach und fügte dann hinzu:

„Ich habe Nachrichten erbeten mittelst der Consulate; es war niemals etwas Bestimmtes in Erfahrung zu bringen: man erfuhr, daß er sich nicht in Rio befinde, daß er wahrscheinlich nicht mehr lebe."

„Und Sie haben immer auf ihn gewartet?"

„Ja; denn wir hatten uns versprochen, Einer des Andern zu sein für das ganze Leben; er hat es mich schwören lassen; nun ist er todt; aber ich bin immer sein."

„Und wessen sonst könnte dies alte Skelett noch sein?" Dieser Gedanke kam mir unwillkürlich; er kam auch ihr, und sie fuhr scherzend fort:

„Und wessen sonst könnte ich sein? Es ist jetzt kein Verdienst für uns, treu zu sein, das sehe ich wohl; aber ich rühme mich auch nicht."

Sie rühmte sich wirklich nicht, armes Fräulein Julie!

Eine Weile schwieg sie, die Augen auf das ruhige Meer geheftet und dann, die Stimme senkend, wie, um mir ein Geheimniß anzuvertrauen, begann sie wieder:

„Massimo hat mich nicht verlassen; dieser häßliche Gedanke ist mir nie gekommen; er ist nur todt . . . und wir werden uns eines Tages vermählen."

Sie versicherte sich, daß ich nicht lache, und setzte mit einem Anflug von Heiterkeit hinzu: „Dann werde ich wieder hübsch geworden sein, und das Brautgewand tragen können . . ." Sie blickte mich noch einmal rasch an, und da sie sah, daß meine Lippe nicht lächelte, sagte sie ernst: „meine Seele ist geblieben, die sie war, und so wird sie bleiben, bis der Tod mich zu ihm zurückführt . . . Er weiß es . . . und erwartet mich . . . O Gott, da ist er wieder."

Diese letzten Worte mit einer andern Stimme gesprochen und von einem ärgerlichen Gesichtsausdruck begleitet, ließen mich den Kopf wenden, um zu sehen, wer gekommen sei, und ich erblickte den jungen Advokaten Emilio, den Sohn des Bürgermeisters von Quattrozeri. Ein vortrefflicher junger Mann, in Wahrheit ein guter Sohn, jeder möglichen Art von Verehrung fähig, ausgenommen eine: er verehrte seinen Vater, das Gedächtniß seiner seligen Mutter, die Freunde, die Wahrheit, die Gerechtigkeit, und sogar auf seine Weise, den Ewigen Vater, den er nicht Gott nennen wollte, sondern nur „den großen Baumeister des Weltalls", wie ihn seine Brüder, die Freimaurer, gelehrt hatten. Er war eben Doctor der Rechte geworden. Vor einigen Tagen hatte er mir seine Dissertation geschickt, in welcher er eine wichtige Frage der gerichtlichen Medicin behandelt. Noch war ich ihm den Dank dafür schuldig, und als Emilio auf mich zukam, erhob ich mich, um ihm auszusprechen, wie sehr ich mich gefreut habe; aber er machte nur eine Bewegung des Erstaunens, drückte mir eilig die Hand, und verbeugte sich, um Fräulein Julie zu grüßen und ihr höchst liebenswürdig zu sagen, daß er sich glücklich schätze, sie wieder gesehen zu haben. Fräulein Julie, unfähig ihren Unwillen offen zu zeigen, war doch nicht sehr geschickt darin, ihn ganz zu verbergen; sie machte ein Zeichen der Zustimmung, wie um zu sagen, daß auch sie das Glück zu schätzen wisse, fügte aber kein lügnerisches Wort hinzu, um glauben zu machen, daß sie sehr befriedigt darüber sei.

Aber wenn auch; der eben erst in die Toga geschlüpfte Advokat war so glückselig, so sehr seiner gewiß, daß er nicht an die Möglichkeit glaubte, einem Andern könne seine Gegenwart lästig, oder seine Vertraulichkeit taktlos erscheinen.

„Und die Signorina ist zu Haus geblieben?" . . . fuhr er fort; „oder . . . sollte sie vielleicht in der Hütte sein? . . . Ja . . . will sie ein Bad nehmen?"

„Sie hat es schon genommen," sagte rasch die ehemalige Erzieherin, und ließ eine unerklärliche Befriedigung durchblicken, daß der junge Rechtsgelehrte zu spät gekommen sei.

Nun wandte sich der junge Rechtsgelehrte zu mir, um bescheiden meine Glückwünsche entgegen zu nehmen für seine ausgezeichnete Dissertation und den Scharfsinn, mit welchem . . .

Aber während ich vom Scharfsinn sprach und er mit Vergnügen mein Lob anhörte, trat Marie aus der Badehütte, frischer, schöner, als sie hineingegangen war. Die tiefschwarzen und noch vom Salzwasser feuchten Haare gelöst über den Schultern, schien sie ein Mädchen, eigens vom Himmel gesandt, die jungen Advocaten verliebt zu machen, zum Verdruß der alten Mediciner, welche nicht im Stande sind, die Verliebten zu heilen, wohl aber, wenn Jupiter ihrer nicht Acht hat, sich ein letztes Mal zu verlieben.

Ich, mit des Himmels Hülfe, bin diesem Unheil entgangen, und kann deswegen Punkt für Punkt erzählen, wie die Sache weiter verlaufen ist.

III.

Ich bin nicht ganz sicher, aber mir schien, daß Marie, als der junge Advocat, mit dem Hut in der Hand, sie fragte, wie sie sich befinde, ob das Wasser kalt sei, und viele andere Dinge, ein wenig roth geworden; aber ohne die geringste

Verwirrung zu zeigen, erwiderte sie den Gruß und machte keine Schwierigkeit, das weiße Händchen einen Augenblick ihrem Anbeter zu überlassen; denn sofort schien mir nicht nur, sondern ich war ganz sicher, daß mein junger Advocat ein Anbeter sei.

Aus den Worten, welche der Neu-Graduirte scheinbar sprach, um mir den glücklichen Zufall ihres Begegnens zu erklären, in Wahrheit aber, um die Unterhaltung in die Länge zu ziehen und Boden zu gewinnen, erfuhr ich, daß der glückliche Zufall, der dem Advocaten so merkwürdig erschien, einfach dieser war: in Alessandria hatten sie den Zug verfehlt, und in der Stadt umherschlendernd, um auf einen andern zu warten, waren sie sich an jeder Ecke begegnet; eine Stunde vor diesem andern Zug waren sie auf der Station, um ihn nicht zu versäumen . . . es fügte sich so, daß die Damen in einen Waggon gestiegen waren, in welchem auch er Platz genommen hatte und die Fahrt von Alessandria nach San Pier d'Arena schien eine Wonne (wenigstens ihm); so groß war der Verdruß über den verfehlten Zug gewesen . . . „Ach ja, es war schön," bestätigte Marie; „die genuesische Landschaft ist so mannigfaltig, so malerisch . . ." „Nur schade," bemerkte der Advocat, „daß von Busalla an so viele Tunnel in der Dunkelheit zu durchfahren sind . . . denn die Lampe im Waggon ist wie ein Todtenlicht . . . eine große Unannehmlichkeit . . ." Dann hatten sie sich trennen müssen, da der Advocat in der Richtung nach Genua weiterfuhr, und die Damen in San Pier d'Arena ausstiegen, um den Zug zu wechseln.

„Ich glaubte wirklich, daß Sie nach San Remo oder nach Nizza gingen; wenn ich auf den Gedanken gekommen wäre, zu fragen, hätt' ich früher gewußt, daß Sie in meinem Lande Halt machen wollten . . . Mein Vater ist der Bürgermeister von Quattrozeri, und ich kann Sie gleichsam wie Angehörige meines Verwaltungsbezirks betrachten."

So sprechend, machte der Advocat mir den Eindruck eines Patienten, den der Arzt einen Fingerhut voll köstlichen Weines hat trinken lassen und der nun auf den Grund des Bechers mit kläglichem Auge blickt. Der Vergleich, um zutreffend zu sein, ermangelte eines Elements: nicht ich war es gewesen, der den Becher dargereicht; aber der Rest stimmte; denn wenn der junge Rechtsanwalt nicht damals an der Liebe zu Marie erkrankte, so verschlimmerte sich doch sein Uebel in meiner Gegenwart, und die Arznei war seine Krankheit selbst, Marie, die er, kaum wiedergefunden, verlassen mußte, um mit dem ersten Zug nach Quattrozeri zu eilen, wo die höchste Einheit der Gemeinde, Bürgermeister und Vater, ihn mit offnen Armen erwartete.

Und wenn man den wahren Grund wissen will, warum der junge Rechtsanwalt Emilio, anstatt spornstreichs in die väterlichen Arme zu eilen, sich an der vorhergehenden Station aufgehalten hatte, so war es dieser allein, daß der Vater Bürgermeister es nicht leiden konnte, wenn sein Sohn, sein Blut, nicht auf die Minute pünktlich war. Zu früh oder zu spät zu kommen, war für diesen mit Vorschriften und Verordnungen auswattirten Mann das gleiche Verbrechen. Der Advocat hatte sich dessen bei Zeiten erinnert, und war in Trezeri ausgestiegen.

„Das ist der wahre Grund," versicherte er demüthig; „aber es muß noch ein anderer da gewesen sein, welchen ich gleichsam errathen habe, wenn ich an das Vergnügen denke, welches das Geschick mir bereitet hat, indem ich den Damen begegnete . . . und dem Doctor, meinem lieben Freund. Zuweilen ist, was uns der Grund einer Sache scheint, nur der Vorwand," sprach er tiefsinnig, „der wahre Grund ist uns vom Geschick verborgen, und manchmal verstehen wir ihn erst später."

Ich weiß nicht, ob Marie recht begriffen hatte, was der Advocat mit seiner philosophischen Sentenz sagen wollte; aber als ich Fräulein Julie ansah, bemerkte ich in ihrem Gesicht eine peinliche Unruhe.

„Um wie viel Uhr geht der Zug?" fragte sie.

„In einer Stunde," seufzte der Advocat; aber um sich zu trösten, versicherte er, daß in Zukunft das Ziel all seiner Fahrten mit dem Velociped Trezeri sein würde, und wenn sie erlaubten, wolle er sie begleiten, um ihnen die bemerkenswerthen Punkte der Umgegend zu zeigen. . . .

Unglücklicher! Fräulein Julie kannte die Umgegend von Trezeri besser als den Stadtplan von Berlin; sie wußte alle Pinien und alle Oliven auswendig, wußte wohin man gehen mußte, um auf den Hügeln Kräuter zu suchen, wo man das beste Quellwasser fand, und welche Aussicht man hat von jeder Anhöhe. Sie wettete, daß der Rechtsanwalt ihnen in dieser Hinsicht nichts zeigen könne. Wer weiß? Der Rechtsanwalt war sozusagen in Trezeri geboren und aufgewachsen.

Schlechte Empfehlung; wer an einem Ort geboren ist, kümmert sich wenig darum, ihn zu sehen; zum Beispiel Fräulein Julie hatte in ihrem Notizbuch die Wunder jeder fernen Gegend verzeichnet, während, sie schämte sich's zu sagen, ihr noch niemals die Versuchung gekommen war, das Berliner Zeughaus zu besichtigen.

Der junge Mann war geschlagen, und dennoch lächelte er die alte Erzieherin mit solcher Ergebenheit an und erwies ihr, in dieser verfügbaren Stunde, so viele Aufmerksamkeiten, daß er bei der Heimkehr nach Quattrozeri sich sagen konnte, er habe seine Sache fast gewonnen.

„Er scheint ein guter junger Mensch," sagte mir das Fräulein, ihr feindseliges Benehmen bereuend, sobald der Advocat sich empfohlen hatte, um den Zug nicht zu verfehlen.

Dabei blickte sie Marie verstohlen an, die sich damit unterhielt, im Sande Halbkreise um sich herumzuziehen.

„O Gott! Sollte sie schon an ihn denken!"

Dies Erschrecken meinte ich in den großen Augen zu lesen, welche mir einst so sehr gefallen hatten.

„Ja, er ist ein guter Junge," erwiderte ich, um sie zu beruhigen; „sein Vater ist einer der reichsten und angesehensten Grundbesitzer; er ist einziger Sohn."

Ich sagte dies, um zu verstehen zu geben, daß es, wenn die Sache ernst würde, kein Unglück sei, sie heirathen zu lassen . . .

Aber Fräulein Julie dachte aus Instinct anders; sie war so unglücklich geworden, weil sie sich in Trezeri in einen Italiener verliebt hatte, daß sie ein ähnliches oder noch größeres Unglück für ihr Töchterchen fürchtete.

So sagte sie mir eines Tages, als der Advocat, der in Trezeri per Velociped eingetroffen war, wie er jetzt häufig that, und da er die deutschen Damen nicht gleich gefunden, weder an der Marina noch zu Hause, sie in der Allee eingeholt hatte.

„Doctor," sagte sie, „wissen Sie, was ich glaube?"

„Ich weiß es, aber sagen Sie es mir."

„Ich glaube, daß der Advocat sich in meine Marie verliebt hat; er läßt sie nicht einen Augenblick in Ruhe; Marie hat mir übrigens nichts mitgetheilt, und ich schließe daraus, daß er sich noch nicht erklärt hat. Was sagen Sie dazu?"

„Ich fürchte nichts, weil dazu kein Anlaß vorliegt; aber ich bin gewiß, daß der junge Herr bis über die Ohren verliebt ist und bald genug um Mariens Hand anhalten wird. In diesem Fall, wenn Marie in Berlin nicht gebunden ist . . . wenn Emilio ihr nicht mißfällt . . . wissen Sie etwas darüber?"

„Er mißfällt ihr sicher nicht, warum sollte er ihr mißfallen?"

„Das heißt also, er gefällt ihr! Dieser Advocat hat Glück . . . nun denn, wenn er ihr gefällt, so nehme sie ihn, und mögen sie sich heirathen."

Ich wiederholte ihr, daß der Bürgermeister von Quattrozeri ein vermögender Mann sei, daß er für seinen einzigen Sohn, den jungen Advocaten, sein Hemd hergeben würde, wenn es nöthig wäre; daß Emilio, außer dem Doctordiplom, auch noch ein wenig natürlichen Verstand, ein wenig Bildung, ein wenig Sinn für Literatur besitze . . .

„Es ist sogar zum Verwundern, daß er noch nicht seine Verse zu lesen gegeben hat . . . denn er pflegt Umgang mit den Musen, und ich bin gewiß, daß er zu dieser Stunde bereits „Maria" mit „mia" hat reimen machen. Sie werden seiner Zeit sehen, wessen dieser gute Jüngling fähig ist."

Während ich es mir angelegen sein ließ, die alte Julie wieder aufzuheitern, gingen die beiden jungen Leute nebeneinander die Allee entlang, uns um gute zwanzig Schritte voraus. Ich wunderte mich, daß die Hecken diesen Kindern nichts zu sagen hatten, während sonst immer ein beständiges Geschrei gewesen war, weil Marie eine Eidechse gesehen oder der Advocat sich in die Hand gestochen hatte beim Pflücken einer prachtvollen Brombeere, die er seiner Gefährtin darbieten wollte. Heute, nein; sie gingen schweigend, ohne weder rechts noch links zu blicken, wie wenn eine Katastrophe bevorstehe. Ich dachte: er hat sie vielleicht um ihre Liebe gebeten; sie denkt darüber nach und will nicht gleich ja sagen; oder aber, sie wartet darauf, daß er spreche, und er kann sich nicht entschließen, weil er Furcht vor einem Korb hat.

Auch Fräulein Julie hatte still über meine Worte nachgesonnen.

„Sie haben gewiß Recht; ich bin sicher, daß der Advocat ist, wie Sie ihn schildern, aber ich würde ruhiger sein, wenn Marie sich mit einem Berliner verheirathete."

Sie bereute sogleich den Gedanken, welchen sie mit diesen Worten in mir hervorgerufen haben konnte.

„Mein Massimo war gut und würde mich geheirathet haben, wenn er nicht gestorben wäre. O Gott, ich spreche nicht so, um den Italienern Unrecht zu

thun, aber . . . ich weiß nicht einmal, warum ich so spreche . . . es ist ein Instinct, dessen ich mich sogar schäme."

In diesem Augenblicke ward von den Beiden, welche uns voranschritten, das Schweigen gebrochen; der Advocat sprach, sich zu Marie wendend, welche gesenkten Hauptes zuzuhören schien; und plötzlich, ohne zu antworten, kehrte sie sich nach uns um, vielleicht ein Entrinnen suchend. Aber der Advocat sagte wahrscheinlich andere Worte, welche das schöne Geschöpfchen bewogen, den Rest anzuhören.

Nach einer weiteren Strecke Weges blieb Fräulein Julie stehen und sagte mir: „Sollen wir umkehren? — Ja, kehren wir um — Marie!"

Bei der Stimme der Mama wandte sich das reizende Mädchen um:

„Wir kommen," sagte sie, und die Hand des Advocaten erfassend, näherte sie sich uns. „Mama," fügte sie hinzu, als sie uns erreicht hatte, „der Advocat will mich zur Frau, und wenn Du nichts dagegen hast, sage ich ihm ja."

Von diesem feierlichen Augenblicke sind mir in Erinnerung geblieben, als wenn ich es noch sähe, das strahlende Gesicht des glücklichen Bräutigams, das Antlitz Juliens, verjüngt durch eine Freude, welche jeden Schreck besiegt hatte, und das liebevolle Schweigen der Landschaft.

„Soll ich es ihm sagen?" wiederholte Marie mit einem leichten Zittern der Stimme.

Die Mama schloß sie in die Arme und küßte sie auf die Stirn; sie sprach kein Wort.

Die Verlobten, die sich abermals auf dem ganzen Heimweg von uns trennten, gingen Arm in Arm, leise miteinander schwatzend, wie die Kinder, und sich unaufhörlich in die Augen blickend.

Wir Alten hingegen wandelten schweigend; ich glaubte, daß meine Gefährtin ungefähr dasselbe dächte, was mir durch den Kopf ging, daß nämlich die Jugend eine schöne Sache sei und daß sie nicht wiederkehrt, wenn man sie einmal verloren hat; aber nein, Fräulein Julie dachte an das Geschick ihres Töchterchens und ließ es mich aus einem Wort erkennen, welches ihr entschlüpfte, als wir unser Oertchen betraten:

„Die Hochzeit muß rasch — sie soll sogleich stattfinden."

(Fortsetzung folgt.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte April.

Der deutsche Reichstag und der preußische Landtag haben nach den Osterferien die parlamentarischen Arbeiten wieder aufgenommen. Während im Reichstage die Berathungen der Gewerbeordnungs-Novelle fortgesetzt wurden, wobei insbesondere die auf den Vertragsbruch bezüglichen Bestimmungen den socialdemokratischen Abgeordneten Anlaß boten, ihren ablehnenden Standpunkt zu betonen, erregte im Abgeordnetenhause die zweite Berathung der Landgemeindeordnung ein ungemein lebhaftes Interesse. Hatten die Conservativen ursprünglich ihren Gegensatz zu dieser Reformgesetzgebung scharf accentuirt, so führte dann das entschiedene Eintreten der Regierung zu einem Compromisse, das sich nunmehr als stichhaltig erweisen sollte, in Wahrheit aber sehr bald von einer aus Conservativen und Centrum bestehenden Majorität in Frage gestellt wurde. Anfechtung von Seiten der Conservativen erfuhr vor dem „Compromisse" namentlich der die Bildung neuer Gemeinden betreffende Paragraph der Vorlage über die Landgemeindeordnung. Das Compromiß bestand dann in dieser Hinsicht darin, daß der Regierung die Befugniß zuerkannt wurde, in letzter Instanz neue Gemeindebildungen auch gegen die Gutachten der Selbstverwaltungsbehörden anzuordnen. Nachdem diese Bestimmung zur Annahme gelangt war, fehlte es allerdings auch im Uebrigen nicht an Klippen, die dem wichtigen Reformgesetze Gefahr drohen, abgesehen davon, daß noch das Herrenhaus später seine Entscheidung treffen muß. Die Dispositionen dieser parlamentarischen Körperschaft lassen sich um so weniger mit Bestimmtheit vorhersehen, als die mit der Prüfung des vom Abgeordnetenhause durchberathenen Einkommensteuergesetzes betraute Commission des Herrenhauses ebenfalls eine wesentliche Veränderung vorschlägt, indem sie den höheren Procentsatz für Einkommen über 9500 Mark ablehnt. Jedenfalls wird die gegenwärtige parlamentarische Session im deutschen Reichstage, sowie im preußischen Landtage noch mannigfaches Interesse bieten, da Zwischenfälle nicht ausgeschlossen sind.

Inzwischen dauern die Angriffe gegen den noch gar nicht abgeschlossenen deutsch-österreichischen Handelsvertrag fort, dessen Zustandekommen andererseits vom Gesichtspunkte der hohen Politik gewünscht werden muß, weil das Bündniß der beiden Monarchien dann auch auf wirthschaftlichem Gebiete zum charakteristischen Ausdrucke gelangen würde. Zeigte sich doch unlängst von Neuem, eine wie zuverlässige Friedensbürgschaft gerade dieses Bündniß und dessen Erweiterung, die Tripelallianz, darstellt. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, wie die Widersacher bereits die Möglichkeit escomptiren, daß der europäische Friedensbund nach seinem Ablaufe im Jahre 1892 nicht erneuert werden könnte. Die ruhige Zurückhaltung, welche die leitenden Staatsmänner in Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn allen solchen Gerüchten gegenüber beobachten, legt vollgültiges Zeugniß dafür ab, daß der Dreibund auf so festen Grundlagen beruht, daß eine Lockerung im Hinblick auf die Lebensinteressen der betheiligten Staaten selbst in absehbarer Zukunft nicht zu befürchten steht.

Mögen Pessimisten in der Verleihung eines hohen russischen Ordens an den Präsidenten der französischen Republik, Carnot, dessen Friedensliebe sich übrigens bisher in vollem Maße bewährte, ein welterschütterndes Ereigniß sehen, oder in der Ermordung des bulgarischen Finanzministers Beltschow ein untrügliches Kennzeichen für die unmittelbar bevorstehende Aufrollung der orientalischen Frage erblicken, so darf andererseits mit Rücksicht auf die Widerstandsfähigkeit des europäischen Friedensbündnisses eine ruhige Auffassung der internationalen Beziehungen Platz greifen. Zeigte sich doch gerade aus Anlaß der jüngsten Vorgänge in Sofia, daß die Zustände in Bulgarien durch das zielbewußte Vorgehen des Prinzen Ferdinand und seines ersten Berathers Stambulow befestigt worden sind. Kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß der Mordanfall gegen den Ministerpräsidenten selbst gerichtet war, so daß der Finanzminister Beltschow, der sich im Augenblicke des Verbrechens in der Begleitung Stambulow's befand, allem Anschein nach gar nicht zum Opfer ausersehen war, so gehören doch derartige Verbrechen auf der Balkanhalbinsel nicht zu den Seltenheiten. Bedeutsam erscheint aber, daß die bulgarische Regierung nach dem Vorgange, der angeblich russischen Interessen dienen sollte, eine durchaus maßvolle Haltung an den Tag legte. Andererseits wäre es aber durchaus verfehlt, die russische Regierung selbst für den begangenen Meuchelmord verantwortlich machen zu wollen, wenn selbst die Mörder im Dienste Rußlands zu handeln glaubten. Der Zar, der sicherlich keine Veranlassung hat, gewissermaßen eine Prämie auf Meuchelmord setzen zu lassen, ist jedenfalls der erste, der das Verbrechen in Sofia aufs Schärfste verurtheilte. Mit der angeblichen Absicht Rußlands, nunmehr auf der Balkanhalbinsel die orientalische Frage in Fluß zu bringen, hängt also wohl die Ermordung Beltschow's kaum zusammen.

Jenseits des Weltmeeres zeigten sich am politischen Horizonte gleichfalls schwarze Punkte, als die Greuelthaten von New-Orleans, bei denen wehrlose Angeklagte von einem Theile der Bevölkerung „gelyncht" wurden, mittelbar zu einem diplomatischen Conflicte zwischen den Regierungen Italiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Anlaß boten. Der Ermordung des Chefs der Polizei, Hennessy, angeklagt, war eine Anzahl Italiener von der Jury von New-Orleans freigesprochen worden, während die öffentliche Meinung in dieser Stadt der Ansicht zuneigte, ein Theil dieser Jury wäre von der Maffia bestochen worden, da die Angeklagten dieser angehörten. Mag nun auch dahingestellt bleiben, ob amerikanische Schwurgerichte sich in der That Bestechungen zugänglich erweisen, so darf doch die Behauptung, daß die Maffia sich wirksam erwiesen habe, nur mit großer Skepsis aufgenommen werden. Wird bereits im Vaterlande der Maffia, Sicilien, mit diesem Begriffe arger Mißbrauch getrieben, da ihr alle Verbrechen zur Last gelegt werden, denen juristischer Scharfsinn und polizeilicher Spürsinn nicht beizukommen vermögen, so läßt sich noch schwerer absehen, wie die „berechtigte Eigenthümlichkeit" Siciliens in großem Stile nach den Vereinigten Staaten verpflanzt worden sein soll; man müßte denn etwa annehmen, daß überall, wo eine Rotte italienischer Verbrecher sich zusammenfindet, die Maffia am Werke ist. Jedenfalls hätte sich aber der Zorn der durch den angeblichen Rechtsbruch in New-Orleans erbitterten Menge an erster Stelle gegen die amerikanischen Einrichtungen, insbesondere die bestechliche Jury, richten müssen, nicht aber gegen die wehrlosen Angeklagten, zumal da das gerichtliche Verfahren gegen diese keineswegs vollständig abgeschlossen war, vielmehr nach amerikanischem Rechte eine neue Jury berufen werden sollte. Wird von amerikanischer Seite behauptet, daß bereits seit geraumer Zeit das Geschwornenunwesen die heftigsten Vorwürfe herausgefordert habe, so daß der jüngste Wahrspruch nur als letzter Tropfen das volle Glas zum Ueberlaufen gebracht habe, so ist dies ein weiteres Argument dafür, daß die den „Richter Lynch" als letzte Instanz anrufende Bevölkerung von New-Orleans besser gethan hätte, gegen ihre heimischen Institutionen Front zu machen. Dies darf jedoch nicht dahin verstanden werden, daß sie etwa gegen die angeblich bestechlichen Mitglieder des Schwurgerichts in der Weise wie gegen die angeklagten Italiener vorgehen sollte, vielmehr wäre es ihre Aufgabe gewesen, in gesetzlicher Weise die Mißstände klarzulegen, um Abhülfe herbeizuführen.

Als das Unheil in New-Orleans geschehen war, wurde sogleich mit geschäftiger Eile versichert, daß die „gelynchten" Italiener sämmtlich naturalisirte Bürger der Vereinigten Staaten geworden wären; eine Behauptung, die dadurch erhärtet werden sollte, daß die Namen der Ermordeten sich in den Wählerlisten befänden. Allerdings würde selbst eine solche Thatsache kaum beweisen, daß die betheiligten Italiener nun auch wirklich das amerikanische Bürgerrecht erlangt, mithin auf den Schutz ihres Vaterlandes keinerlei Anspruch haben. Ist doch sehr wohl bekannt, wie in der Hitze des amerikanischen Wahlkampfes oft genug die beiden erforderlichen Zeugen im Interesse ihres Candidaten auch die Eintragung der Namen von Solchen in die Wählerlisten erwirken, die keineswegs den Bedingungen für die Naturalisation Genüge leisteten. Sehr bald zeigte sich auch die Vergeblichkeit des Versuches, die Intervention der italienischen Regierung abzulenken, als von amerikanischer Seite zugestanden werden mußte, daß ein Theil der Ermordeten das italienische Bürgerrecht nicht aufgegeben habe.

Mit Recht durfte man darauf gespannt sein, wie der Nachfolger Crispi's in der Leitung der italienischen Regierung, insbesondere der auswärtigen Angelegenheiten, Rudini, den Zwischenfall auffassen würde. Die Zustimmung, die der italienische Conseilpräsident im Hinblick auf sein energisches Vorgehen bei den Organen aller Parteien mit Ausnahme der Klerikalen gefunden hat, beweist am deutlichsten, daß die Erklärung, unverzüglich den Gesandten in Washington abzuberufen, falls nicht vollständige Genugthuung gewährt würde, der öffentlichen Meinung in Italien durchaus entsprach. Auf zwei Punkte legte der italienische Gesandte in den Vereinigten Staaten, als er den Standpunkt seiner Regierung darlegte, mit Fug das hauptsächliche Gewicht: daß das regelmäßige Verfahren gegen die Schuldigen unverzüglich eingeleitet und den Familien der Opfer von New-Orleans eine ausreichende Entschädigung gewährt werde. Wurde mehrfach angenommen, daß der Staatssecretär des Auswärtigen der Vereinigten Staaten, Blaine, um so eher geneigt sein könnte, Schwierigkeiten zu bereiten, als mit Rücksicht auf die im nächsten Jahre bevorstehende Präsidentenwahl in der Union eine internationale Verwicklung das Prestige des gegenwärtigen Präsidenten und seines Staatssecretärs heben könnte, so durfte der Letztere doch nicht im Zweifel sein, daß das Rechtsgefühl im gesammten Europa auf Seiten der italienischen Regierung wäre. So erklärte denn Blaine ohne Weiteres, daß die Regierung der Vereinigten Staaten die Pflicht, die Familien der ermordeten Italiener zu entschädigen, anerkenne. Minder unzweideutig war die Erwiderung auf das Verlangen, daß das regelmäßige Verfahren gegen die Schuldigen unverzüglich eingeleitet werde. Unter dem Vorwande, daß die Unionsregierung nicht in der Lage sei, die Bestrafung der angeblich Schuldigen zuzusichern, erhob der Staatssecretär Blaine Competenzbedenken, die um so grundloser waren, als die italienische Regierung keineswegs die unverzügliche Bestrafung, sondern die Einleitung des regelmäßigen Verfahrens verlangt hatte. Wird aber in der amerikanischen Presse hervorgehoben, daß die Bundesregierung der Stadt New-Orleans und dem Staate Louisiana gegenüber in diesem Falle machtlos wäre, da der Präsident der Vereinigten Staaten nur den Gouverneur des letzteren Staates auffordern könnte, Bericht zu erstatten, um seine entsprechenden Maßregeln zu treffen, so erscheint dieser Einwand wenig stichhaltig. Mit Recht würde jede europäische Regierung derjenigen der Vereinigten Staaten erwidern, daß diese keineswegs sich durch derartige Competenzbedenken zurückhalten lasse, selbst Beschwerde zu führen, sobald ein amerikanischer Bürger, der zufällig in Europa verweile, sich irgendwie gekränkt fühle, wobei dann die gesammte amerikanische Presse den Chor zu bilden pflege.

Jedenfalls ist es eine aus den allgemeinen Grundsätzen des Völkerrechts folgende Pflicht der Unionsregierung, dahin zu wirken, daß die regelmäßige gerichtliche Untersuchung gegen die Mörder der angeklagten Italiener von New-Orleans eingeleitet werde, da die Regierung der Vereinigten Staaten den Anspruch erhebt, den internationalen Verkehr nach den für civilisirte Nationen geltenden Grundsätzen zu pflegen. Wenn aber der Anführer der Mörder von New-Orleans, Parkerson, erklärt, daß er sich keineswegs vor einer gerichtlichen Untersuchung fürchte, vielmehr auf seine Frei-

sprechung durch die Jury rechnen dürfe, so mag dieses Vertrauen für die amerikanischen Rechtszustände sehr charakteristisch sein; es entbindet jedoch die Unionsregierung nicht von der Pflicht, Herrn Parkerson vor Gericht stellen zu lassen. Freilich wird es sich dann empfehlen, nicht etwa eine Jury von New-Orleans über den Fall entscheiden zu lassen, sondern ein anderes Schwurgericht, das minder befangen ist, mit dem Verdicte zu betrauen. Nach amerikanischem Rechte wäre dies durchaus zulässig, sollten auch die Empfindlichkeiten in New-Orleans oder im Staate Louisiana erregt oder gar die „berechtigten Eigenthümlichkeiten" der Südstaaten der Union ins Treffen geführt werden.

Daß in Italien das energische Vorgehen des Conseilpräsidenten Rudini auch dazu beigetragen hat, die Stellung des neuen Cabinets zu befestigen, kann nicht überraschen. Die wiederholten Erklärungen, welche der italienische Ministerpräsident und Leiter der auswärtigen Politik hinsichtlich des treuen Festhaltens an der Tripelallianz abgegeben hat, waren ebenfalls geeignet, die Stetigkeit in dieser auswärtigen Politik erkennen zu lassen, so daß die von betheiligter Seite ausgehenden Verdächtigungen auf unfruchtbaren Boden fallen mußten. Da die Widersacher des europäischen Friedensbündnisses in jüngster Zeit sich insbesondere auf eine Kundgebung des ehemaligen Unterrichtsministers der Consorteria, Bonghi, berufen, darf daran erinnert werden, daß dieser stets darauf rechnete, wieder maßgebenden Einfluß zu erlangen, sobald ein Ministerium der Rechten berufen würde. Um so größer mußte daher die Enttäuschung Bonghi's sein, als der Führer der jungen Rechten, Rudini, mit der Neubildung des Cabinets betraut, auf die Dienste des franzosenfreundlichen Staatsmannes verzichten zu können glaubte.

Immerhin ist es von Interesse, die Gesichtspunkte kennen zu lernen, von denen aus Bonghi die Tripelallianz beurtheilt. Während nach allen früheren Versicherungen Crispi's und den gegenwärtigen Rudini's kein Zweifel darüber bestehen kann, daß das Bündniß der europäischen Centralmächte einen überwiegend defensiven Charakter hat, behauptet Bonghi, der Dreibund sei eine Liga gegen Frankreich. Allerdings unterläßt dieser Staatsmann nicht, hinzuzufügen, daß er den Vertrag nicht kenne; eine Thatsache, die zwar auf die Unbefangenheit oder Naivetät der Beurtheilung, jedoch nicht auf die Sachkenntniß des Urtheilenden schließen läßt. Trotzdem versichert dieser ganz ernsthaft, daß die Tripelallianz sehr an Credit verloren habe, und daß sie, falls sie erneuert werden sollte, doch nicht mehr die sichere Grundlage der europäischen Politik bilden würde. Bonghi erweist sich zugleich als Conjecturalpolitiker, indem er, von der Ansicht ausgehend, daß Frankreich in militärischer und wirthschaftlicher Hinsicht viel stärker geworden sei, als die Urheber der Tripelallianz vorausgesehen hätten, versichert, daß es zwischen Frankreich und Rußland gar keines Bundesvertrages bedürfe, da zwischen ihnen ein gemeinschaftliches Interesse bestehe, das stärker sei als jeder Vertrag. Bonghi betont zugleich, daß unter gewissen Voraussetzungen wie die italienischen Radicalen auch die gemäßigten und conservativen Parteien bereit sein würden, ihre Freundschaft für Frankreich laut zu bekunden und jedes ihm feindliche Bündniß unmöglich zu machen. Da zugleich darauf hingewiesen wird, daß Frankreich sein Entgegenkommen beweisen solle, indem es auf den Zollkrieg gegen Italien verzichte, gerade wie Cavour und Napoléon III. im Jahre 1859 das politische Bündniß zwischen Frankreich und Piemont durch die Handelsfreiheit eingeleitet hätten, braucht nur auf die ausgeprägt schutzzöllnerischen Bestrebungen der französischen Kammern hingewiesen zu werden. Als im vorigen Jahre die italienische Regierung eine Reihe von Zollerleichterungen gewährte, acceptirte Frankreich diese Zugeständnisse bereitwilligst, ohne jedoch das geringste Aequivalent zu bieten. Der große französische Zollausschuß, der mit den Vorschlägen behufs Festsetzung eines neuen Generaltarifs beauftragt war, hat denn auch seine Arbeiten in diesem Sinne abgeschlossen, der mit den Vorschlägen Bonghi's schlecht im Einklange steht. Sind nun aber die Franzosen auf handelspolitischem Gebiete wenig geneigt, irgend welche Zugeständnisse zu machen, so bewegt sich Bonghi in Bezug auf die allgemeinen internationalen Verhältnisse noch weit mehr in Illusionen. Die ernsthaften italienischen Staatsmänner wissen sehr wohl, welche Bedeutung die Tripelallianz gerade für Italien hat. Obgleich Bonghi für sich die

Entschuldigung anführen könnte, daß er den Bündnißvertrag zwischen Italien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht kenne, müßte er doch wissen, daß das durch die Tripelallianz verbürgte Gleichgewicht im Mittelländischen Meere für Italien von vitaler Bedeutung ist. Die Besetzung Tunesiens durch Frankreich zeigte bereits deutlich genug, in welcher Richtung sich die Wünsche der französischen Republik bewegen. Daß auch im Uebrigen der status quo, insbesondere der Besitz Roms durch die Tripelallianz besser gewährleistet wird als durch eine Annäherung an Frankreich, kann Herrn Bonghi nicht verborgen geblieben sein, obgleich er den Bündnißvertrag nicht gelesen hat.

In Italien selbst werden die Annäherungsversuche Bonghi's an Frankreich um so weniger ernst genommen, als letzteres sicherlich nicht gewillt ist, „pour les beaux yeux de M. Bonghi" auch nur auf handelspolitischem Gebiete irgend welches Entgegenkommen zu zeigen. Bei der hohen Bedeutung, welche die wirthschaftlichen Verhältnisse im internationalen Verkehre gegenwärtig beanspruchen dürfen, erhalten die in der französischen Deputirtenkammer bevorstehenden Verhandlungen über den neuen Zolltarif ein besonderes Interesse. Der große Zollausschuß, der mit der Vorbereitung dieses Tarifs beauftragt war, hat unter den Auspicien des Schutzzöllners Méline einen Maximal- und einen Minimaltarif ausgearbeitet, von denen jedoch der Letztere seinen Namen sehr mit Unrecht führt, so daß auch auf ihn der Vergleich: lucus a non lucendo passen würde. In Wirklichkeit ist er so wenig ein Minimaltarif im wirklichen Sinne des Wortes, daß durch die hohen Zollsätze, wie mit Recht hervorgehoben wird, die betheiligten Staaten genöthigt sein werden, der französischen Republik die Meistbegünstigung zu verweigern, von deren Einräumung die Anwendung des Minimaltarifs abhängig gemacht werden soll. Hierzu kommt, daß der letztere eine Reihe wichtiger Einfuhrartikel, insbesondere eine Anzahl landwirthschaftlicher Erzeugnisse, überhaupt nicht aufführt oder mit Zollsätzen belastet, die hinter denjenigen des Maximaltarifs keineswegs zurückstehen. Unter diesen Umständen würde es sich für die betheiligten Staaten empfehlen, unter einander Vereinbarungen zu treffen, durch die sie in den Stand gesetzt werden, mittelst eines engen wirthschaftlichen Zusammenschlusses den Kampf gegen das französische Prohibitivsystem aufzunehmen. Nicht verhehlt werden darf, daß hierbei insbesondere zwei Schwierigkeiten werden überwunden werden müssen. Die eine besteht darin, daß die widerstreitenden Interessen der betheiligten Staaten selbst ausgeglichen werden, die andere folgt aus dem Frankfurter Friedensvertrage, laut welchem Deutschland und Frankreich einander die Meistbegünstigung gewähren, so daß Deutschland diejenigen Vortheile, die es z. B. in dem abzuschließenden Handelsvertrage mit Oesterreich-Ungarn letzterem Staate gewährt, der französischen Republik nicht vorenthalten könnte.

Hervorgehoben zu werden verdient andererseits, daß in Frankreich selbst eine starke Strömung gegen die weitgehenden Beschlüsse des großen Zollausschusses besteht. Als dieser sich geneigt zeigte, die für die französische Fabrikation, insbesondere für die Seidenindustrie nothwendigen Roherzeugnisse mit hohen Schutzzöllen zu belegen, wurden aller Orten Entrüstungsmeetings gehalten, auf denen dann energische Proteste beschlossen wurden. Diese sind auch nicht erfolglos geblieben. Wirkt aber die Unzufriedenheit der schwer getroffenen Industrien mit dem Kampfe gegen das französische Absperrungssystem zusammen, der von Seiten der zu einer engen wirthschaftlichen Vereinigung zusammengeschlossenen Staaten geführt wird, so kann der Zeitpunkt nicht fern sein, in dem die maßgebenden Kreise in Frankreich sich zu einer Umkehr auf wirthschaftlichem Gebiete entschließen müssen. In dieser Hinsicht ist denn auch bezeichnend, daß aus Anlaß der am 6. April vollzogenen Eröffnung der Generalräthe, der Vertretungen der verschiedenen Départements, Anträge gegen die geplante Schutzzollgesetzgebung sogleich in der ersten Sitzung eingebracht worden sind. Allerdings fanden in anderen Départements die Beschlüsse des großen Zollausschusses Zustimmung oder wurden sogar für nicht weitgehend genug erachtet. Spiegeln sich nun in den Départemental-Vertretungen bereits die wirthschaftlichen Gegensätze in Frankreich deutlich wider, so wird dies in der Deputirtenkammer und im Senate, die das letzte Wort

in diesen Angelegenheiten zu sprechen haben, in noch weit höherem Maße geschehen. Die Verhandlungen über die neuen Zolltarife werden jedenfalls eine sehr geraume Zeit in Anspruch nehmen. Sicherlich wird es aber im Parlamente auch nicht an Stimmen fehlen, die darauf hinweisen, wie Frankreich unter dem bisherigen Régime der Handelsverträge zu Wohlstand gediehen ist. Nur ist es wenig wahrscheinlich, daß diese Kassandra-Rufe zunächst eine Wirkung erzielen werden.

Während Frankreich unter dem Vorgeben, die nationale Industrie und Arbeit schützen zu wollen, ein umfassendes Prohibitivsystem anstrebt, legt der unlängst in Paris gehaltene internationale Bergarbeiter-Kongreß Zeugniß dafür ab, daß die socialistische Bewegung keinerlei nationale Schranken anerkennt. Obgleich der Generalstreik in Paris nicht beschlossen, sondern nur unter gewissen Voraussetzungen angedroht worden ist, waren doch die englischen, französischen, deutschen und belgischen Grubenarbeiter darüber einig, daß der achtstündige Arbeitstag eingeführt werden müsse. Bemerkenswerth ist, daß in demselben Paris, in dem vor mehreren Wochen die Chauvinisten sich ereiferten, weil eine größere Anzahl französischer Maler an der Jubiläums-Ausstellung in Berlin theilnehmen zu wollen erklärte, die französischen Grubenarbeiter nunmehr mit den deutschen aufs Herzlichste fraternisirten.

Die Socialdemokratie ermangelt denn auch nicht, bei jeder Gelegenheit zu betonen, daß sie berufen sei, nationale und andere von ihr als künstlich bezeichnete Schranken fortzuräumen, gerade wie sie allein im Stande sei, bei den deutschen Parlamentswahlen die Candidaten aller Parteien allmälig aus dem Felde zu schlagen. In diesem Zusammenhange wird darauf hingewiesen, daß selbst Candidaten des Centrums, sowie der elsaß-lothringischen Protestpartei dem Ansturme der Socialdemokratie bereits in einzelnen Wahlkreisen weichen mußten. Mögen daher die Beschlüsse des Pariser Bergarbeiter-Kongresses zunächst einen gewissermaßen akademischen Charakter tragen, so dürfen doch die Gefahren für die bürgerliche Gesellschaft nicht unterschätzt werden, die aus dieser internationalen Bewegung selbst folgen. Allerdings fehlt es bei der letzteren auch nicht an retardirenden Momenten, unter denen die in Paris selbst bei verschiedenen Fragen bekundete Uneinigkeit der Grubenarbeiter der einzelnen Nationen an erster Stelle in Betracht kommt. Seltsamerweise waren es gerade die Franzosen und die Deutschen, die bei solchen Gelegenheiten gemeinsam vorzugehen pflegten.

Einen eigenthümlichen Charakter hat die Bewegung der auf dem Pariser Congresse gleichfalls vertretenen belgischen Grubenarbeiter angenommen. Diese verbinden mit der Forderung des achtstündigen Arbeitstages auch diejenige einer Verfassungsrevision, insbesondere der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes. Daher ist die Eventualität nicht ausgeschlossen, daß in Belgien ganz unabhängig von der Frage des Normalarbeitstages ein allgemeiner Ausstand erfolgt, sobald die Verfassungsrevision im Sinne der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes zurückgewiesen wird. Allerdings wird sich auch in Belgien zeigen müssen, ob die Grubenarbeiter über die erforderlichen Mittel verfügen, um den im großen Stile geplanten allgemeinen Ausstand durchzuführen. Obgleich die Bergarbeiter der übrigen Länder die belgischen Genossen bei ihren besonderen Bestrebungen zu unterstützen gewillt sind, werden sie doch nicht verhindern können, daß die belgische Industrie bei einem Ausstande ihren Bedarf an Kohlen anderwärts bezieht; sie müßten denn etwa gleichfalls den allgemeinen Ausstand inscceniren, falls in Belgien nicht das allgemeine Stimmrecht eingeführt wird. So weit ist jedoch die Solidarität der Grubenarbeiter, trotz der internationalen Kongresse noch nicht gediehen, wie denn auch der Arbeiterfeiertag am 1. Mai keineswegs gleichmäßig festlich begangen werden wird. Das zielbewußte Vorgehen der Industriellen, die sich im vorigen Jahre keineswegs von der Socialdemokratie einschüchtern ließen, hatte zur unmittelbaren Folge, daß die besonneneren Elemente innerhalb dieser Partei in diesem Jahre von Anfang an darauf verzichteten, am 1. Mai, einem Werktage, selbst zu feiern, vielmehr beschlossen, am folgenden Sonntage zu Gunsten des achtstündigen Normalarbeitstages zu demonstriren. Dieser Vorgang hat ein symptomatisches Interesse, weil er zeigt, daß auch die socialdemokratischen Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Literarische Rundschau.

Literatur und Kunst.

Die Günderode. Ausgabe von 1840. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.
Friedrich Hölderlin's Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Bearbeitet und herausgegeben von Carl C. T. Litzmann. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1890.
Lenz und Goethe. Mit ungedruckten Briefen von Lenz, Herder, Lavater, Röderer, Luise Körig. Von Dr. Johann Froitzheim. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1891.
Goethe und die italienische Kunst. Von Andreas Heusler. Basel, R. Reich. 1891.
Schiller als Dramaturg. Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Albert Köster. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.
Otto Ludwig's Gesammelte Schriften. Leipzig, F. W. Grunow. 1891.

1. Bettinens Schriftstellerei wuchs, wie H. Grimm bündig gesagt hat, aus dem persönlichen Erlebniß. Ihrem vergötterten Dichter, ihrer bewunderten und beklagten Herzensfreundin, ihrem geliebten, verlorenen und durch sie in seiner Jugend geretteten Bruder, ihrem jungen Correspondenten Nathusius, ihrer allmälig mythisch gewordenen Frau Rath setzte sie Denkmäler. Die vergegenwärtigende Fülle der üppigen Phantasie, das einzige Concert von Begeisterung und Witz, die unversiegliche Jugend, die hinreißende Unmittelbarkeit des Stils, die innere Wahrheit haben bei den „Guten", für die Bettina die Feder rührte, gesiegt über alles nüchterne Mäkeln und Spötteln. Wir sind dankbar für diese dem „Briefwechsel Goethe's mit einem Kinde" nachgeschickte Erneuerung und bitten die Trias lebendigster Schöpfungen der Jungromantikerin recht bald durch „Clemens Brentano's Frühlingskranz" zu runden, so wie wir sehnsüchtig der verheißenen Mittheilung Armin'scher, Grimm'scher, Brentano'scher Briefwechsel entgegenschauen, um in einer verzweigten, hoch und gleich gestimmten Familie noch heimischer zu werden. „Die Läubli tröpfle noch" rief der wunderliche Meusebach, als er das vorliegende Buch recensirte oder vielmehr durch eine fein auffädelnde Perlenstickerei für sich selbst reden ließ. Morgenfrische, Jugend, Enthusiasmus ist das Element. Wie liebt die ruhelose, laute Bettina dies ernste, sinnende, auch im Scherz maßvolle, entsagende, feierlich schöne Stiftsfräulein Caroline von Günderode, das nicht geht, sondern wandelt, kein Kleid trägt, sondern ein Gewand, und den Schmerz betrogener Liebe mit freiwilligem Tod beendet. Dem Leser wäre ein knapper Vorbericht, zur Erläuterung wenigstens des räthselhaften Titels, erwünscht. Die Katastrophe der Dichterin „Tian" ist im „Briefwechsel eines Kindes" wundervoll erzählt, Arnim weiht ihr ergreifende Worte vor der „Isabella von Aegypten", Goethe aber geht dem Blutgeruch dort am Rhein rasch aus dem Weg und weiter zu den — Gerbereien der Gegend. Seine Mutter könne er nach diesem Selbstmord nicht fragen, sagte er zu Frau Frommann, denn die würde kurzweg erklären, es sei Verrücktheit. So dürfte Bettinens herrlicher Nachruf kaum eine Botschaft an Frau Rath sein.

2. Die Freundinnen haben zuerst in Deutschland Hölderlin tief gewürdigt, mit ihnen Clemens, und den Geschwistern Brentano ist dieser Cultus geblieben. Caroline von Günderode fand in dem unseligen Schwaben einen Religionsverwandten: „Erde, du meine Mutter, und du mein Vater, der Lufthauch" betete sie, dem Aether opferte er und bekannte „ich verstand die Stimme des Aethers, der Menschen Stimme verstand ich nie". Zu dieser Generalbeichte des verbannten Griechenschwärmers liefert Litzmann's Buch auf fast siebenhundert Seiten einen erschöpfenden Commentar. Es ist eine Gabe der Liebe. Der namhafte Gynäkolog war nicht umsonst ein Jugendfreund Geibel's und lyrischem Spiele zugethan gewesen; er sammelte lange Jahre im Stillen die Blätter seines Lieblings, trat in der Muße des Alters mit gründlichen Studien hervor und starb, nachdem er das Buch vollendet und die späten Herbstblumen seiner Lebensgefährtin gewidmet hatte. Ob die Art, immer vor einem Abschnitt biographischen und auch ästhetischen Bericht zu erstatten, dabei oft schon Hauptstellen der folgenden Briefe vorweg zu nehmen, ob die volle Wiederholung alles seit Schwab Bekannten und der unverkürzte Abdruck alles so sorgsam Neuaufgebrachten das günstigste Verfahren war, darüber ist nicht mehr zu rechten. Die Briefe sind sehr auf Einen Ton gestimmt, einen wehmüthigen, langsam in die Nacht verklingenden, der nur die Barbaren, die „Frechen" langweilen kann, aber Geist und Gemüth allmälig bis zu eigener Krankheit bedrängt. Kaum ein heiteres Bild; Hölderlin vergleicht sich einem Blumenstock, der schon einmal in die Gasse hinabgefallen. Die Nähe der Großen Weimar-Jenas beugt ihn, die Liebe bricht ihm das Herz, das Ende ist vierzigjähriger Wahnsinn, in dem er mechanisch fortdichtet mit der alten Meisterschaft des Klangs und vornehmen Worten, aber ohne Zusammenhang. Aus der idyllischen Stille der Kindheit in die Stille der Nacht, die heilig ist wie eine blitzgetroffene Stätte, führt das Buch: „so durchlauf' ich des Lebens Bogen." Wer es liest, wird auch die unübertroffene Musik mancher Ode, mancher Hyperionblätter nachhallen hören, wird durch Litzmann mehr als eine Legende zerstört finden und immer wieder den edlen Kopf „Diotima's" (Susette Gontard) vorn andächtig beschauen: „nicht wahr, sie ist eine Griechin?"

3. Von Hölderlin's Gräcomanie zum Wirrwar und Untergang des erst kürzlich in diesen Blättern, im Anschluß an Weinhold's schöne Ausgabe der Lyrik, gewürdigten Goethe'schen Jugendgenossen Jacob M. R. Lenz, vom hellenischen Profil der Muse Diotima zu der von Froitzheim entdeckten Porträts zweier an Stand und Bildung sehr ungleicher Damen, die in Lenzens Leben und Dichten gar seltsam eingriffen, ist ein weiter Schritt. Mit verweilender, lang zurückhaltender Hingebung sammelte und malte Litzmann; rasch in vier Heften nacheinander, die sehr wohl in eines von gleichem Umfang hätten verdichtet werden können, reichte Froitzheim archivalische und andere Funde dar. Seine Neigung, Lenz aus wirklichen und vermeinten Vorurtheilen auf Kosten Goethe's herauszuhauen, Ueberschätzung des Entdeckten und eine ungestüme Polemik thaten unserer Freude über allerlei gewichtige und leichtere Spenden zur Kenntniß des Straßburger Kreises Abbruch. Weniger wäre mehr, und allzu scharf macht schartig; aber der Sammler entschädigt doch durch manche Gabe für die Fehlgriffe des Darstellers. Im neuen Heft, dem das Bild der auch mit Goethe verbundenen Baronin von Oberkirch beigegeben ist, spricht Froitzheim maßvoll, nur gegen Weinhold überhebend. Er lichtet biographisches Gestrüpp. Die Briefe enthalten viel Spreu — muß denn Alles gedruckt werden? Sehr hübsch schreibt der elsässische Theolog Röderer (Juni 1776): „Dem Kaufmann hab ich ein paar Portraits zur Physiognomik, die er doppelt hatte, aus seinem Portefeuille gemaußt, hab auch Goethe bekommen, weist den ich Dir wieder geben mußte für die zu Säsenheim, solltest sehn wie ich drüber stolzire und froh bin, er hengt in goldnen Rahm unter Luther."

4. Lenz wurde aus Dämmerung in Umnachtung gezogen, Goethe stand männlich am Steuer, und sein sonnenhaftes Auge sah das gelobte Land classischer Kunst. Auf wenigen Seiten, die sich den Grimmpreis der Berliner Universität verdienten, stellt Heusler entwickelnd und ohne gelehrtes Gepäck, frisch, anschaulich, geistreich Goethe's

Verhältniß zu den Italienern dar, aus seiner Individualität und aus seiner Zeit heraus, den großen Winckelmann beleuchtend wie den kleinen Bädeker Volkmann. Er declamirt und schöngeistert nirgends auf diesem Marsch in Siebenmeilenstiefeln. Mit dem Gildenhochmuth, der auf Goethe's „Dilettantismus" gönnerhaft niedersah und den wackren Meyer zum Prügelknaben nahm, ist es vorbei. Nicht zu verschweigen scheint uns, auch in einer Skizze der künstlerischen Bildung, Goethe's Aufenthalt in der Düsseldorfer „Gallerie voll Menschengluth und Geistes".

5. Neben Goethe findet Schiller nach einer mehr quantitativ als qualitativ fruchtbaren Zeit nun manche berufene Pflege. Drei Biographen sind am Werk. Minor schreitet rüstig vor. Köster's vortrefflich fundirtes und vortrefflich geschriebenes Buch will erschöpfen, und seine einzige Schwäche, für ein Erstlingswerk verzeihlich genug, liegt in der Neigung, zu viel aufzupacken, nicht bloß in den Schlußanmerkungen. Der Verfasser ist mit reichen Kenntnissen, feinem Stilgefühl und künstlerischem Geschmack daran gegangen, Schiller's Bearbeitungen fremder Dramen für das weimarische Theater weitausschauend und das Einzelne erörternd zu beurtheilen. Nur über die Einrichtung des „Egmont" eilt er, wir wissen nicht warum, hinweg. Die französischen Lustspiele werden, wie billig, kurz abgefertigt. Aber das Macbethcapitel bringt auch eine, zum Theil gegen Werder gerichtete, Analyse der Tragödie, die wirre Geschichte ihres Lebens und Leidens in Deutschland vor Schiller (wo bleibt Herder?), die Zusammenhänge mit Schiller's eigenem Dichten; das Turandotcapitel sucht die Masse deutscher Versuche am Gozzi zu bewältigen; die „Phädra" gibt Anlaß zu zwanglosen und sehr fruchtbringenden Excursen über Goethe und Voltaire; beim „Nathan" galt es, die Abweichungen vom Urtext nicht bloß aus dem Bedürfniß des Theaters, sondern auch aus dem Gegensatze der Dichter herzuleiten. Ueberall, für die Nachdichtungen, die ein ausländisches Werk in einen anderen Stil eindeutschen wollen, wie für die Einrichtungen, die auch ein heimisches Original, nicht immer ohne Gewaltthätigkeit, der Bühne dienstbarer machen, bewährt Köster ein klares, unbefangenes, literarisch und dramaturgisch durchgebildetes Urtheil, und wir dürfen uns nach solchem Anfang viel Gutes von ihm versprechen. Was kann die vergleichende Literaturgeschichte kräftiger fördern, als die sichere Erkenntniß, wie Schiller mit Shakespeare und Racine verkehrte und ihr Metall mit eigenem legirte?

6. Wir begreifen, was ein reproducirender Künstler wie W. Schlegel gegen Schiller als Dramaturgen auf dem Herzen hatte, so ungezogen diese Einwände ausgesprochen wurden. Wir haben später mit Otto Ludwig's Shakespeare-orthodoxem Credo gegen Schiller abgerechnet. Ludwig hat ein Recht, als Dichter und Kritiker sehr ernst genommen zu werden. Dafür wurde schon durch Freytag, Julian Schmidt, Treitschke, Auerbach, Scherer weithin gesorgt. Mit halsbrecherischen Bearbeitungen posthumer Stücke ist seinem Andenken nicht gedient, aber diese neue Ausgabe sei allen Literaturfreunden warm empfohlen. Sie gründet sich auf den gesammten Nachlaß, den die Familie treu verwaltet und hoffentlich über kurz oder lang der Hut des Goethe-Schiller-Archivs übergeben darf, damit Thüringens größter Dichter für alle Zeiten das würdigste Obdach habe. Eine Biographie von A. Stern, mit Benutzung der Briefe, wird beigegeben; die Lyrik sehr vermehrt; einiges an Erzählungen eingereiht, wenn es auch nicht die Höhe von „Zwischen Himmel und Erde" erklimmt; der Band Shakespeare-Studien, bisher obenhin zusammengerafft, neu aus den Kladden herausgearbeitet; von dem Scherbenberg der Entwürfe, die der kranke Grübler immer von Neuem formte und immer wieder zerschlug, sollen nur gerundete Bruchstücke herbeigetragen werden, denn die Masse der Skizzen geht ins Ungeheure und kann hier bloß in einer Uebersicht vorbeigleiten. Die Ausstattung ist würdig. Bis Weihnachten wird das Ganze in fünf Bänden vorliegen. Otto Ludwig, dem Dichter von ausgeprägter Eigenart, dem unermüdlichen Arbeiter, dem treuen Mann, ist das Leben so schwer geworden wie wenigen; mögen über seinem Erbe freundliche Sterne leuchten.

S.

c. **Karl von Hase's Leben.** Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1890.

Die gesammelten Werke Karl von Hase's bringen in dem unlängst erschienenen elften Bande dessen bereits bekannte „Ideale und Irrthümer" und die noch nicht veröffentlichten „Briefe aus Italien". Für die zahlreichen Schüler des gefeierten Jenenser Lehrers hat es einen außerordentlichen Reiz, die Art des seltenen Mannes in einem früheren Stadium seiner Entwicklung kennen zu lernen. Denn diese Briefe stammen aus seinem dreißigsten Lebensjahre. Es ist ein anderes Italien, das Hase 1830 sah, als das von heute, ein romantischeres, unwegsameres, unverbrauchteres, und Hase betritt es mit der Sehnsucht, die die romantische Schule allen jungen Herzen zu wecken wußte. Gesund, voll Humor und eine Natur von unerschütterlichem Gleichmuth, läßt er sich durch die Unbequemlichkeiten der Reise nicht enttäuschen, durch die Unarten des Volks nicht irre machen und findet so wirklich, was seine hochgespannten Erwartungen gesucht. Dieses tägliche sich Aussprechen über Reiseerlebnisse macht uns bald vertraut mit der liebenswürdigen Art des Verfassers, der in späterem Lebensalter schweigsam war und auch Freunde nicht allzunah an sich herankommen ließ. Man hat den alten Hase oft mit dem alten Goethe verglichen. Auch die vorliegenden Briefe zeigen Parallelen. Wie Goethe seine Berichte an Frau von Stein richtete, doch so, daß die Hauptsache einem weiteren Kreise mitgetheilt werden konnte, so sind Hase's Briefe „an eine künftige Geliebte" gerichtet, das heißt an seine künftige Frau, mit der er officiell noch nicht verlobt war und nur in dieser indirekten Form der Einsendung eines Reisetagebuchs correspondiren durfte. Die Briefe erhalten dadurch etwas Individuelles, ohne doch den Charakter der Erinnerungsblätter zu verlieren. Man hat Goethe's Toleranz gegen das papistische Italien gerühmt; sie beruht auf Goethe's Herzensgüte und der Gewohnheit, die Dinge ästhetisch, nicht moralisch zu nehmen. Bei Hase kommt noch zu Beidem das historische Denken, das die katholische Wirklichkeit als geschichtliches Product faßt und sich freut, die alten Typen, die er als Gelehrter viel studirt hat, nun in lebenden Formen vor sich zu sehen. Er rechtet mit dem Katholicismus aber auch darum nicht, weil er selbst niemals in dem confessionellen Gegensatz gestanden hat. Seine Jugend war erfüllt von den Gedanken der deutschen Philosophie und den Idealen der romantischen Schule; den beschränkten Standpunkt des Luther'schen Pastoren hat er nie eingenommen. Sein Protestantismus war zu sehr mit andern Bildungselementen versetzt, um gegen katholisches Wesen stark zu reagiren. So nimmt er den Katholicismus als die für Italien passendste Religion und freut sich der malerischen Staffage, die den Reiz des schönen Landes noch unterstützt. Der Leser aber freut sich dieses Künstlerauges, das das Charakteristische der Landschaften und Zustände scharf erfaßt und in treffender Weise zu schildern versteht. Wir sind heute übersättigt mit Büchern über Italien, dennoch wird Niemand es bereuen, dieses Buch gelesen zu haben: es macht uns mit dem innern Leben eines großen und guten Menschen bekannt, und daß dieser auch andere Interessen hat als die, die man heute bei Theologen voraussetzt, wird kein unbefangener Leser als einen Mangel empfinden.

a. **Wilhelm Siemens.** Von William Pole. Berlin, Julius Springer. 1890.

Werner Siemens hat uns vor einigen Jahren in meisterhaften Zügen den mächtig umgestaltenden Einfluß geschildert, den Naturwissenschaft und Technik im Bunde auf die geistige und materielle Entwicklung unserer Zeitperiode ausgeübt haben. Auf der einen Seite die Zeit, als Dampfschiff und Locomotive ihre ersten schwachen Versuche machten, als die Menschen mit ungläubigem Staunen die Mähr vernahmen, daß die räthselhafte neue Kraft, die Elektricität, mit Blitzesgeschwindigkeit Nachrichten durch ganze Continente und das sie trennende Weltmeer übermittelte, daß dieselbe Kraft Metalle aus ihren Lösungen ausschied und die Nacht mit tageshellem Lichte zu vertreiben vermochte. Heute sind dies alles selbstverständliche Dinge, ohne welche sich unsere Jugend ein civilisirtes Leben kaum noch vorstellen kann, in einer Zeit, wo nach Reuleaux' Berechnung für jeden civilisirten Menschen mehrere eiserne Arbeiter Tag und Nacht arbeiten, wo durch Eisenbahnen und Dampfschiffe täglich nach Millionen zählende Mengen von Menschen und unermeßliche Gütermassen auf weite Strecken in früher kaum denkbarer Geschwindigkeit befördert werden, wo der weltverbindende Telegraph sogar unseren Verkehrsbedürfnissen nicht mehr genügt und der Übertragung des lebendigen Wortes durch das Telephon Platz machen muß, wo die Elektrotechnik in ihrem rapiden Entwicklungsgange der Menschheit immer neue, in ihrer Ausdehnung noch ganz unübersehbare Gebiete für weitere Erforschung und nützliche Anwendung der Naturkräfte eröffnet.

An der Wende dieser Zeit, unter Denen, die den eben geschilderten Fortschritt angebahnt haben, einer der Hervorragendsten, steht William Siemens, der im Jahre 1883 gestorbene jüngere Bruder unseres Werner Siemens. Auch ihn dürfen wir mit Stolz zu unseren Landsleuten zählen: aber, seit frühester Jugend mit allen materiellen und geistigen Beziehungen im englischen Leben fußend, hat er sich so sehr seiner zweiten Heimath angepaßt, daß man ihn auch jenseits des Kanals als einen Zugehörigen reclamirt: kein geringer Ruhmestitel für den Ingenieur, von den ersten und stolzesten Ingenieuren der Welt für sich in Anspruch genommen zu werden.

Von diesem William Siemens entrollt uns Pole das Lebensbild, und da des einen Bruders Lebenswege untrennbar mit denen des andern verknüpft sind, gestaltet sich dasselbe zu einer Geschichte des allmäligen Emporblühens der weltumfassenden Unternehmungen, die dem Genie zweier der größten Erfinder unsres

naturwissenschaftlich-technischen Zeitalters ihren Ursprung verdanken. Die Kunst, die großen Kräfte in der Natur zum Nutzen und Frommen der Menschheit zu lenken, war der Inhalt ihres reichen Lebens, und von diesen Kräften sind es wieder in erster Linie Wärme und Elektricität, die sie in die Formen ihrer wunderbaren modernen Entwicklung gezwungen haben. Es hat für Jeden, der mit Verständniß unserer neuesten Culturentwicklung bis in ihre Ursprünge nachgeht, einen eigenthümlichen Reiz, die Lebensgeschichte dieser beiden Männer zu verfolgen, mit deren Namen die Geschichte der elektrischen Telegraphie, die Entdeckung des dynamo-elektrischen Princips, die Auffindung metallurgischer Processe, die einem der wichtigsten Constructionsmaterialien, dem Stahl, die ausgedehnteste Verwendung eröffnet haben, für immer untrennbar verknüpft sind. Die Form, in welche der Autor sein Lebensbild gefaßt hat, gestattet es auch dem Laien, sich diesen Genuß zu verschaffen. Niemand, der das vortreffliche Buch zur Hand nimmt, wird es, ohne reiche Belehrung daraus geschöpft zu haben, bei Seite legen.

7. **Nachrichten von der Soester Familie Sybel.** 1423—1890. Von Friedrich Ludwig Karl von Sybel, Regierungsrath. München, R. Oldenbourg. 1890.

Eine Familie, welcher der bedeutendste der jetzt lebenden deutschen Historiker entstammt und welche außerdem beinahe drei Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung der Kanzel und der Schulverwaltung befähigte Männer zugeführt hat, verdiente es wohl, in einer Monographie behandelt zu werden; denn in ihrer Geschichte spiegelt sich die Tüchtigkeit deutschen Bürgerthums. Der Name des Geschlechts lautet auch Sibel oder Siebel und ist ohne Zweifel nichts Anderes als das alte Sigibald, d. h. Siegwalter, woraus Sigbold, Sibold, Sibel, Sybel geworden ist. Der erste Angehörige des Geschlechts, welcher historisch nachweisbar ist, heißt Hans Sybel; er ward 1432 (so S. 2, der Titel hat 1423), Bürger von Soest, was ebenso gut heißen kann, daß er von Geburt Soester war und, volljährig geworden, den Bürgereid leistete und in die Liste eingetragen ward, als daß er aus der Fremde zuzog und in Soest bürgerlich wurde. Als Stammherr des Geschlechts muß aber Cyriakus Sybel gelten, welcher 1605 zwei Kinder hatte und 1619 „verordneter Stabherr" war, d. h. Erblaßgefälle zu erheben hatte. Die Familie ist in der Reformationszeit lutherisch geworden; und sie gereichte der neuen Lehre sehr zur Stütze, indem nicht weniger als elf Theologen (neben einem Rektor, einem Mediciner und einem Juristen) aus ihr der Reihe nach hervorgingen, über welche das Buch alle erreichbaren Nachrichten mittheilt. Von besonderem Interesse ist das „Gedenkbuch" des Juristen Heinrich Philipp Ferdinand von Sybel, welcher der Vater Heinrich's von Sybel, des Historikers, ist und 1846 als fünfundsechzigjähriger Mann dieses Gedenkbuch verfaßt hat, das eine Reihe interessanter Schilderungen, namentlich aus der Franzosenzeit, enthält. Heinrich Ph. Ferd. von Sybel, der 1870 als Geh. Regierungsrath außer Dienst in Bonn starb, hat auch der Familie das Rittergut Isenburg bei Mühlheim am Rhein erworben, über das unser Buch ebenfalls eingehendere Nachrichten enthält Am Schluß folgt noch eine Reihe von Stammtafeln, welche den Bestand der Familie bis 1890 verfolgen. Wenn es ein Verdienst ist, tüchtiger Väter zu gedenken und ihren Namen nicht untergehen zu lassen — und wer möchte das in Abrede ziehen? — so gebührt dem einfachen und gehaltvollen Buche die schlichte und ehrliche Anerkennung, daß es das Gedächtniß wackerer deutscher Männer, wie sich's gebührte, erneuert hat. Was für ein im besten Sinne des Worts konservatives Moment in der Pflege der Familiengeschichte liegt, das brauchen wir nicht erst weiter auszuführen.

8. **Graf Julius Szapáry an der Spitze Ungarns.** Ein Lebens- und Charakterbild. Leipzig, Duncker & Humblot. 1891.

Als im März 1890 Koloman von Tisza das Präsidium des ungarischen Kabinets nach fünfzehnjähriger Amtsdauer niederlegte, um als „Gemeiner" in die Reihen der Partei zurückzutreten, an deren Spitze er die stolzesten parlamentarischen Schlachten gekämpft, erregte es in den Kreisen, welche dem Parteileben Ungarns ferner stehen, einige Ueberraschung, daß der erfolggekrönte greise Staatsmann den Speer, der seinem Arme zu schwer geworden, in die Hände des Grafen Julius Szapáry legte. Gerade in diesem haben die Wenigsten den „kommenden Mann" vermuthet. Nicht als ob er ein homo novus gewesen wäre. Im Gegentheil. Graf Julius Szapáry, einem alten autochthonen Adelsgeschlecht entstammend, gehört zu den erquicklichsten Erscheinungen der magyarischen Gentry. Obwohl mit Glücksgütern reich gesegnet, widmete sich Graf Szapáry in der neuen constitutionellen Aera frühzeitig dem Staatsdienste, und seit 1868 begegnet man ihm nicht bloß in der Arena des Reichstages, sondern gar häufig auf den trotz ihrer Polsterung meist sehr unbequemen Sitzen der Regierungsvertreter. Nur, daß er dieselben oft und ohne viel Federlesens wechselt, vermag einige Bedenken zu erregen. Wer heute das Portefeuille des Innern mit dem der Communicationen, morgen dieses Ministerium mit der Schatzkanzlerschaft vertauscht, um übermorgen Ackerbauminister zu sein, geräth in den Verdacht eines Universalgenies oder eines Strebers. In Wahrheit ist Graf Szapáry das Eine so wenig, wie das Andere, ja er ist am allerwenigsten einer jener Parlamentarier, die ein Kabinet noch lieber in seiner Mitte sieht, als sich gegenüber. Eine angeborene Tüchtigkeit, gepaart mit sittlichem Ernst und mit Ausdauer, dazu die werthvolle Begabung, sich von fachkundigen Männern belehren zu lassen und glückliches Auffassungsvermögen, das sind, wenn der Glanz eines ruhmvollen Namens, unabhängige Stellung, Integrität und Hofgunst noch dazu kommen, Eigenschaften genug, um es begreiflich zu machen, daß kein Ministerium seiner Mitgliedschaft entrathen wollte, und daß der scharfsichtige und feinfühlige Tisza dem öden Parteikampfe Einhalt

zu thun hoffte, wenn er diesen ruhigen, leidenschaftslosen Mann zu seinem Nachfolger erkor. Für die eigentliche Arbeitsleistung gab er ihm Barosz, Wekerle, Szilagyi zur Seite, lauter jüngere Kräfte, deren Magyarenthum dem der enragirtesten Achtundvierziger nichts nachgibt. — Wenn wir in der Erwartung, Solches und Aehnliches in der vorliegenden Schrift zu erhalten, einigermaßen enttäuscht worden sind, da sie mehr ein Panegyricus ist, als eine Geschichte: so wird doch der deutsche Leser, dem sonst seltener Gelegenheit wird, sich über die politischen Vorgänge in Ungarn zu unterrichten, sachlich manche Belehrung darin finden. Angenehm berühren wird ihn auch die freundliche Gesinnung, welche der Verfasser für die deutsche Nation und das deutsche Reich an den Tag legt.

q. **Gesammelte Werke** von Ludwig Anzengruber in zehn Bänden. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger. 1890.

Zum erstenmal erscheinen hier die Werke des großen Volksdichters, der allzu früh „heimg'funden" hat, in einer vollständigen Ausgabe, die seiner und der Verleger würdig ist. Wir wünschen derselben die weiteste Verbreitung: Anzengruber's Dichtung sollte nicht nur von der Schaubühne herab wirken, sondern er sollte in seiner ganzen literarischen Persönlichkeit erkannt und hochgehalten werden. Der Poet, der sich den reichlich verdienten Lorbeer in seiner engeren Heimath erst so spät errungen hat, ist der Fels, an dem die Fluth der modernsten literarischen Richtung machtlos brechen wird; denn was die „Jungen" und „Jüngsten" mit aufdringlichem Lärm als Programm der Zukunft preisen, Anzengruber hat es still und bescheiden vollbracht: ihm war keine Wahrheit zu düster, kein Elend zu herb, er legte die Hand in die Wunde, nicht um in widerwärtiger Gier darin zu wühlen, sondern um ihr Heilung zu bringen. Wenn er schmerzbewegt aus der Hütte des Bauern trat, so blickte er auf zu den einsamen Gipfeln, welche von der goldigen Gluth der Sonne leuchteten. Nicht abwärts, aufwärts führte sein Weg, nicht zur Verzweiflung, sondern zur Läuterung. Sein unerbittlicher Realismus ist gepaart mit jener idealen Weltfreude, die an Shakespeare's dichterische Lebensführung mahnt. Wäre Anzengruber nicht durch romantischen und clericalen Dumpfsinn in seiner praktisch-technischen Reife gehemmt worden, so könnten wir ihn heute zu unseren Klassikern stellen. Als Dramatiker ist Anzengruber der Nation längst vertraut. Die neue Ausgabe lehrt ihn uns nun auch als Epiker schätzen: sie enthält unter den Dorfromanen und Kalendergeschichten manch kostbares Stück. Die Werke sind folgendermaßen in den zehn Bänden geordnet: die Dorfromane „Der Sternsteinhof", und „Der Schandfleck", „Dorfgänge" in zwei Banden, „Kalendergeschichten, Gedichte und Aphorismen", Bauernstücke („Der Pfarrer von Kirchfeld", „Der Meineidbauer", „Die Kreuzelschreiber", „Der G'wissenswurm", „Doppelselbstmord", „Der ledige Hof", „'s Jungfernguft", „Stahl und Stein", „Die Trutzige", „Der Fleck auf der Ehr", „Die umgekehrte Freit'"), Dramen („Elfriede", „Hand und Herz", „Bertha von Frankreich") und endlich die Wiener Volksstücke („Alte Wiener", „Das vierte Gebot", „Heimg'funden"). Die zehn Bände gehören fortan zu dem literarischen Besitzthum des deutschen Volkes.

q. **Johann Nestroy's gesammelte Werke.** Herausgegeben von V. Chiavacci und L. Ganghofer. Stuttgart, A. Bonz u. Comp.

Das erste Heft der trefflich ausgestatteten Sammlung enthält das einst so beliebte, aber bisher noch ungedruckte Volksstück „Zu ebener Erde und im ersten Stock". Es werden ihm mehr denn sechszig Dramen des „Wiener Aristophanes" folgen, dessen kaustischer, derber, an Johann Fischart erinnernder Witz den Triumphen des größeren Raimund ein Ende bereitet hatte. Auf Nestroy wird derjenige Dramatiker fußen müssen, welcher uns Deutschen das schmerzlich entbehrte satirische Lustspiel erwecken soll. Die Herausgeber griffen nicht in allen Fällen auf die in ihrem Besitze befindlichen Originalmanuscripte zurück, sondern zogen es vor, diejenigen Umarbeitungen und Einschaltungen aufzunehmen, welche aus der Bühnenpraxis entstanden sind. Man wird sie darum nicht tadeln; denn Nestroy, der selbst, und mit Recht, für den berühmtesten Darsteller der Hauptrollen seiner Stücke galt, vermochte seinen Dichtungen jene lebensvolle Wandlungsfähigkeit zu erhalten, an der es Buchdramen stets gebricht. Sobald uns die Ausgabe, welche mit einer Biographie schließen soll, vollendet vorliegen wird, kommen wir auf dieselbe zurück.

q. **Verse** von Theodor Suse. Berlin, Asher & Co. 1891.

Zur Empfehlung dieser „Verse" können wir sagen, daß sie von einer außerordentlichen Formengewandtheit zeugen. Das einfache Lied, das Sonett, Terzinen, das Metrum der Ode handhabt der Dichter mit seltenem Geschick, und sogar französische Gedichte gelingen ihm. Aber es ist mehr Eleganz und Parfüm in diesen „Versen", als eigentlicher Ideengehalt, und irgend ein individuelles Gepräge darin zu entdecken wäre ebenso schwer, wie des Dichters bevorzugte Muster und Meister zu nennen. Sie reichen bis zu Pindar hinauf, umfassen Eichendorff und Storm, Lermontow und Carducci und geben einen Beweis für Suse's guten Geschmack und feine Bildung. Am besten ist er, wo Heine'sche Töne angeschlagen werden:

Weil schon Andre vor mir
Gottgeküßten Munds
Liebesopfer und Dank
Dir geweiht, soll ich
Schweigen, o wogendes Meer?

Immerhin ist es erfreulich, einem Jüngeren zu begegnen, der, statt an den Ausschreitungen des Tages theilzunehmen, sich den strengen Maßen und guten Traditionen unserer Dichtung anschließt.

q. **Psyche.** Eine Erzählung von Adolf Schmitthenner. Zweite Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing. 1891.

Die ergreifende Erzählung berichtet die Geschichte eines Mädchens, das, um Mittel zur Pflege ihrer kranken Mutter, einer Wäscherin, zu erhalten, sich unter die kleinen Tänzerinnen des Ballets einreiht. Als sie reifer wird, der Confirmationsunterricht ihr Nachdenken weckt und eine erste Liebe ihre Gefühlswelt aufregt, empfindet sie ihre Schaustellung immer peinlicher als Schmach. Durch eine Reihe von unglücklichen Verwicklungen kommt sie bei ihren Lehrern und dem Pfarrer, der sie confirmirt, in den Verdacht, ihre jungfräuliche Ehre eingebüßt zu haben, und da sie die Vorwürfe auf ihr Handwerk als Tänzerin bezieht, gesteht sie durch Schweigen etwas zu, dessen sie nicht schuldig ist. Da man ihr gesagt hat, falls sie in ihrem Berufe verunglücke, erhalte ihre Mutter eine Pension, führt sie selbst ein solches Unglück herbei und stirbt, nachdem der Irrthum aufgeklärt ist und der Pfarrer an der Sterbenden die Confirmation auf dem Todtbette vollzogen hat. Der Verfasser versteht unseren Antheil im Innersten zu erregen und erreicht diesen Erfolg durch die Weise seiner Erzählung, die, ruhig und langsam fortschreitend, nichts im Dunkel läßt, so daß wir nothwendig von den erzählten Vorgängen tief ergriffen werden, weil er uns Zeit läßt, daß seine Bilder Wurzel in uns schlagen. Diese Gaben, die vor Allem den guten Erzähler ausmachen, besitzt Schmitthenner in hohem Grade. Der Ernst der Erzählung beruht auf dem pastoralen Interesse, das der Verfasser, der selbst Prediger ist, an dem Geschicke des unglücklichen Kindes nimmt, dessen Geschichte er erzählt; stellenweise aber kehrt er auch den modernen Realisten heraus, der diese beste Welt in ihrer ganzen Entsetzlichkeit uns vorführen will. Das Leben ist heuer gewiß nicht lustig, weder für Alte noch Junge; aber auch das ärmste Kind findet Blumen an seinem Wege, Lichter an seinem Himmel, und von diesen hätte das Buch mehr reden dürfen. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Der Dichter muß uns so hoch über den Jammer stellen, den er schildert, daß wir nicht in demselben untergehen. Eine poetische Kraft, wie die seine, wird diese wahrhaft künstlerische Höhe sicher noch gewinnen, auf der die poetische Verklärung des Schmerzes den Leser zugleich erhebt und befreit. Es ist jetzt Sitte geworden, den Sekt möglichst sauer zu machen, die Landschaften bei Regenwetter zu malen und Balletratten als zerknirschte Büßerinnen aufzufassen. Vor einem solchen Realismus, der uns bedrückt, statt unsere Seele zu befreien, möchten wir warnen. Das Buch aber darf mit gutem Gewissen als eine ganz hervorragende Leistung bezeichnet werden. Schmitthenner besitzt die Gabe des rechten Dichters, Gestalten zu schaffen. Er hat eine Kraft der Phantasie, daß alle seine Figuren, die Wäscherin, der beschäftigte Pfarrer, die leichtsinnige Collegin völlig anschaulich herausgekommen sind, und wer das Buch gelesen hat, wird es nicht vergessen. Darum wünschen wir um so mehr, daß seine Muse ihm bald freundlichere Bilder vorgaukeln möge, deren die Gegenwart, gerade weil sie so schwer ist, doppelt bedarf.

μ. **Bilder aus Japan.** Schilderungen des japanesischen Volkslebens von Dr. Hugo Kleist. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Wenn einst das Kaiserreich Japan seinen Platz unter den Culturstaaten der Welt eingenommen haben wird, was, wenn es in gleichem Tempo wie bisher auf der beschrittenen Bahn fortfährt, in nicht allzu ferner Zeit der Fall sein kann, dann dürfen wir Deutsche uns einen beträchtlichen Antheil an dieser erfreulichen Entwicklung zuschreiben. Offiziere, Lehrer, Beamte und Aerzte holt sich dieses höchst begabte Volk aus unserem Vaterlande, während es andererseits seine Jugend auf deutsche Hochschulen schickt, seine Staatsdiener unsere Einrichtungen studieren läßt, ja selbst sein Parlament nach dem Muster unseres Reichstages ins Leben gerufen hat. Kein Wunder, daß unsere Tagesliteratur reich ist an Schilderungen aus Japan, zu deren besten das vorliegende Werk gezählt werden darf. Aus eingehenden Studien hervorgegangen, läßt es uns in anziehender Reihenfolge den Japaner zu Hause, im öffentlichen Leben, und im Umgang mit Ausländern kennen lernen, ebenso aber auch das in Japan vertretene Deutschthum an der Arbeit sehen, wie es mit dem Eingeborenen um die Wette ringt, das Reich auf die Stufe europäischer Cultur zu erheben. Daß nicht überall im japanischen Volke dieser Drang nach europäischer Gesittung und europäischen Einrichtungen vorhanden ist, lehrt uns das Buch freilich auch, und wir ersehen aus ihm, daß hier wie allenthalben der Weg zu einer höheren Gesittung kein dornenloser ist. — Dem Buche voran sind die, wie wenigstens der nach eigener Anschauung urtheilende Verfasser versichert, wohlgelungenen Abbildungen des japanischen Kaiserpaars gestellt, das mit edlem Eifer und Beispiel der Reformbewegung vorangeht. Dreißig Abbildungen nach Originalphotographien begleiten den Text und die zum Schlusse mitgetheilte, wörtlich übersetzte und bisher noch nirgends veröffentlichte Novelle charakterisirt geschickt die früheren Zustände in Japan. Obwohl ihr Inhalt an sich mager ist, wird sie gerade wegen ihres culturhistorischen Interesses dennoch gern gelesen werden.

$\beta\varkappa\gamma$. **Laura Bridgman.** Erziehung einer Taubstumm-Blinden. Eine psychologische Studie von Wilhelm Jerusalem. Wien, Pichler's Wwe. u. Sohn. 1890.

Daß ein taubstummes, blindes Mädchen durch geschickte Entwicklung ihres Tastsinns zur Menschlichkeit herangebildet wird; daß sie nützlich arbeiten lernt, in der Fingersprache lebhaft konversirt, erhabene Lettern rasch liest, hübsche Briefe schreibt, fertig rechnet, von Geographie und Geschichte etwas erfährt: daß sie Freundschaft genießt, zu Gott betet und sich ihres Daseins mit Bewußtsein freut, ist gewiß nicht bloß dem Philanthropen interessant, sondern höchst wichtig für die Psychologie. Der experimentelle Beweis ist dafür geliefert, daß der Tastsinn allein genügt, um eine ganze Raumwelt aufzubauen. Natürlich hat die Seelenforschung den Fall längst benutzt: aber mit solcher Vollständigkeit des Materials ist er nie verarbeitet worden wie in vorliegender Schrift. Der Verfasser weiß als wohlgeschulter Fachmann die wichtigen Thatsachen erläuternd ans Licht zu stellen. Die Schreibart ist fließend und leichtverständlich: auch manchen Nichtphilosophen dürfte das kleine Buch fesseln.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Aristoteles' Schrift vom Staatswesen der Athener. Verdeutscht von Georg Kaibel u. Ad. Kiessling. Strassburg, Karl J. Trübner. 1891.

Brehm's Thierleben. Allgemeine Kunde des Thierreichs. Mit 1800 Abbildungen im Text, 9 Karten und 180 Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt. Dritte, gänzlich neubearbeitete Aufl. von Prof. Dr. Pechuel-Loesche. Säugethiere. Dritter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut 1891.

Broc. — La France pendant la révolution. Par le vicomte de Broc. 2 vols. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie. 1891.

Brociner. — Doctor Hamlet und anderes. Deutsche u. rumänische Geschichten von Marco Brociner. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1891.

Cavaignac. — Formation de la Prusse contemporaine. Les Origines. — Le ministère de Stein (1806—1808) par Godefroy Cavaignac. Paris, Hachette & Cie. 1891.

Clvis Germanus sum. Von einem Juden deutscher Nation. Erster Teil. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Classiques populaires. Édités par Lecène, Oudin & Cie.: Saint-Simon. Par J. de Crozals. — Ronsard. Par G. Bizos. — Dante. Par Édouard Rod. Paris, Lecène, Oudin & Cie. 1891.

Tantschenko. — Hinter den Kulissen. Roman von Was. Nemirowitsch-Tantschenko. Mit Genehmigung des Verf. a. d. Russischen übersetzt von Alexis Markow. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Tanz. — Anna von Medici. Ein historisches Schauspiel in 4 Akten von W. Tanz. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Der Briefwechsel der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller. 1789—1809. — Herausgegeben von Eduard Haug. Erster Halbband: 1789—1799. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1891.

Die Bismarckiade fürs deutsche Volk. Berlin, A. Hofmann & Co. 1891.

Döllinger. — Die Papst-Fabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Joh. Jos. Ignaz von Döllinger. Zweite Auflage. Mit Anmerkungen vermehrt herausgegeben von J. Friedrich. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl., Nachfolger. 1890.

— Kleinere Schriften, gedruckte und ungedruckte. Von Joh. Jos. Ignaz v. Döllinger. Gesammelt u. herausgegeben von F. H. Reusch. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1890.

Dove. — Der Wiedereintritt des nationalen Princips in die Weltgeschichte. Akademische Festrede von Alfred Dove. Bonn, Emil Strauß. 1890.

du Bois-Reymond. — Ueber die Grundlagen der Erkenntniss in den exacten Wissenschaften. Von Paul du Bois-Reymond. Nach einer hinterlassenen Handschrift. Tübingen, H. Laupp'sche Buchhandlung. 1890.

Ebner-Eschenbach. — Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte, durchgesehene Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Engel. — Ausgewiesen und andere Novellen von Eduard Engel. Dresden und Wien, Verlag des Universum. 1891.

Fritz. — Thoren und Thörinnen. Kleine Geschichten von S. Fritz. Leipzig, Carl Reißner. 1891.

Ganghofer-Brociner. — Die Hochzeit von Valeni. Schauspiel in vier Aufzügen von Ludwig Ganghofer und Marco Brociner. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1891.

Ganer. — Die Frau Rechtsanwalt. Berliner Sitten-Roman v. C. Ganer. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Grüneberg. — Martin Luther. Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von R. Grüneberg. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Guillaumet. — Tableaux Algeriens par Gustave Guillaumet. Paris, E. Plon, Nourrit & Cie.

Hellwald. — Ethnographische Kosselsprünge. Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen von Friedr. von Hellwald. Leipzig, Carl Reißner. 1891.

Herrmanowski. — Die deutsche Götterlehre und ihre Verwerthung in Kunst und Dichtung von Dr. Paul Herrmanowski. 2 Bde. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Stricker). 1891.

Herzfelder. — Goethe in der Schweiz. Eine Studie zu Goethe's Leben. Von J. Herzfelder. Leipzig, S. Hirzel. 1891.

Hilty. — Glück. Von Prof. Dr. Hilty. Zweite Auflage vermehrt durch den Aufsatz „Die Kunst, Zeit zu haben". Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1891.

Hoffmann. — Das Gymnasium zu Stolpenburg. Novellen von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

— Ruhm. Novelle von Hans Hoffmann. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Holmblad. — Professor Sylvan's junge Ehe u. andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Hopfen. — Der alte Prattikant. Eine bayrische Dorfgeschichte von Hans Hopfen. Dritte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Hopfen. — Die fünfzig Semmeln des Studiosus Taillefer. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Hopfen. — Der Stellvertreter. Erzählung von Hans Hopfen. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Jameson. — Forschungen und Erlebnisse im „dunkelsten Afrika". Geschichte der Nachhut der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition von James S. Jameson. Nach dessen Tode herausgegeben von Frau J. S. Jameson. Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert. Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei, A.-G. (vormals J. F. Richter). 1891.

Jellinek. — Die Sage von Hero und Leander in der Dichtung. Von Dr. Max Hermann Jellinek. Berlin, Speyer & Peters. 1890.

Kellen. — Bilder und Skizzen aus dem Leben der Bienen und den Wundern ihres Staates. Von Tony Kellen. Nördlingen, C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1890.

Koester. — Poesien von Hugo Koester. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Kolloden. — Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen von M. Kolloden. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Löwenfeld. — Gespräche über und mit Tolstoy. Von Raphael Löwenfeld. Berlin, Richard Wilhelmi. 1891.

Malybrok-Stieler. — Seerosen. Neue Dichtungen von O. Malybrok-Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1890.

Menkes. — Aus Noth-Rußland. Zersplittert. Zwei Novellen von Hermann Menkes. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Nabe. — Begriffsversuche im Unbegreiflichen. Von Dr. Friedrich v. Nabe. Wien, Carl Konegen. 1891.

Schulpe. — Harfe und Harnisch. Ein Romanzero aus dem Mittelalter von Georg v. Schulpe. Zweite vermehrte Auflage. Dresden u. Leipzig. E. Pierson's Verlag. 1891.

Schulpe. — Licht und Schatten. Dichtungen von Georg v. Schulpe. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Schwaab. — Maientraum und Winterschnee. Gedichte von Josef Schwaab. München, E. Rißler's Verlag.

Storm. — Immensee. Von Theodor Storm. 35. Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Sutermeister. — Im Abendgold. Neue Dichtungen von Otto Sutermeister. Frauenfeld, J. Huber's Verlag. 1891.

Taine. — Die Entstehung des modernen Frankreich. Von H. Taine. Autorisirte deutsche Bearbeitung von L. Katscher. Dritter Band: Das nachrevolutionäre Frankreich. I. Abthlg. Leipzig, Abel & Müller.

Torresani. — Auf gerettetem Kahn. Roman von Carl Baron Torresani. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Tour. — Les élections épiscopales dans l'église de France du IXe au XIIe siècle. (Étude sur la décadence du principe électif. 814—1150.) Par P. Imbart de la Tour. Paris, Librairie Hachette et Cie.

Trute. — Gedanken und Stimmen des Herzens. Geistliches und Weltliches in Gedichten von W. Trute. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Villamaria. — Aus Dorf und Wald und Schloß. Drei Erzählungen von Villamaria. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Scenischer Epilog

zur Festvorstellung des Weimarer Theaters

am 7. Mai 1891*).

Von

Ernst von Wildenbruch.

Beim Aufgange des Vorhanges ist die Bühne fast dunkel. In dämmernden Umrissen gewahrt man das Doppelstandbild Goethe's und Schiller's, wie sich dasselbe vor dem Theater zu Weimar erhebt; hinter dem Standbilde sieht man ein in antikem Stile gehaltenes Gebäude, mit säulengetragenem Vorbau. Zwischen den Säulen sind schwere, geschlossene Vorhänge. Nachdem die Musik, welche den Vorgang einleitet, verklungen ist, flammt über dem Gebäude im Hintergrunde ein Halbbogen von sieben leuchtenden Sternen auf, deren Licht sich auf die Gestalten der Dichter ergießt.

Goethe.

(Reckt sich, tief aufathmend, aus seiner Starrheit auf, führt die rechte Hand, die den Kranz hielt, langsam über Stirn und Augen, indem er den Kranz in Schiller's Hand gibt.)

Woher dies Licht? — Bist du's, geliebter Mond,
Der seinen Strahl, vertraulich und gewohnt
Aus stillen Höhen mir herniedersendet,
Und mir nach starren Schlummers langer Ruh'
Erwachens süße Freude wieder spendet?

Schiller.

(In der einen Hand den Kranz haltend, hebt langsam die andere Hand und legt sie auf Goethe's Schulter.)

Nicht war's der Mond —

Goethe.

Freund und Gefährte Du,
Zerstob auch Dir des Schlummers tiefe Nacht?

*) Zur festlichen Begehung des Tages, an dem vor hundert Jahren Goethe die Leitung des Weimarer Theaters übernahm, veranstaltete dieses in den ersten Tagen des Monats Mai eine Feier, bei welcher am 7. des genannten Monats „Die Jäger" von Iffland, mit denen seiner Zeit das Theater eröffnet ward, zur Aufführung gelangten. Dem Stücke, welchem der vor hundert Jahren von Goethe gedichtete Prolog voranging, schloß sich alsdann der hier zum Abdruck gebrachte Epilog Ernst von Wildenbruch's an.

Schiller.

Ich schlief wie Du — wie Du bin ich erwacht.

Goethe.

Gewahrst auch Du den wunderbaren Glanz,
Der flammend durch die stillen Lüfte schreitet?
Wie einer Krone goldgefügter Kranz
Sich um die Zinnen jenes Hauses breitet?

Schiller.

Ich seh' das Licht — das Haus ist mir bekannt —
In meiner Seele heben sich und regen
Gewalten, die, vom Schlummer übermannt,
Wie Träume der Vergangenheit gelegen.

Es zeigt das Licht den Ort mir noch einmal,
Wo meine Thaten sich der Welt verkündet,
Es auferwacht des Schaffens süße Qual,
Die einst so lodernd dieses Herz entzündet.

Und wieder naht des Grames düst're Macht,
Daß allzu früh der Schlaf mich überschattet,
Und daß vom Werke, das nur halb vollbracht,
Die Hand entsank, vor ihrer Zeit ermattet.

(Er lehnt das Haupt an Goethe's Brust.)

Goethe.

Nicht vor der Zeit; sprich Trauer nicht und Gram,
Nicht Zufall war's, der früh hinweg Dich nahm.
Zufall ist Schlangenbiß, der Kleines sticht;
Ans große Dasein rührt der Zufall nicht.

Schiller.

Und soll ich preisen, wenn's das Schicksal war,
Die Macht, die mir Feindseliges verhängte?
Die der Gestalten halbgeborne Schar
Zurück ins Nichts des Ungebornen drängte?

Goethe.

Ein jedes Leben trägt im eignen Schoß
Sein frühes oder spätes Todesloos.
Vorahnend, daß man früh Dich rufen werde,
Bist Du hinausgestürmt in diese Erde
Der Flamme gleichend, die sich selbst verzehrt
Und dadurch Anderen das Licht gewährt.

Mein Leben war der Baum, der langsam steigt,
Der Wurzeln senkt, in Aesten sich verzweigt;
Die Ernte, die Jahrzehnte mir getragen,
Du pflücktest sie in wenigen Lebenstagen,
So schritten Beide wir den Lebenspfad
Der uns geschrieben war im Götterrath.

Schiller.

O wahres Wort — hochragend steht dein Baum,
Mit Aesten, die sich um die Erde breiten;
In seiner Blätterfülle wohnt der Traum,
Durch seine Krone braust der Sturm der Zeiten.

Und wie der Wind die Zweige ihm durchwühlt,
Wird er zur Laute ew'ger Harmonien,
Daß jede Zeit sich wieder kennt und fühlt
Lebendig neu im Wort, das Du geliehen.

Mich aber riß es aus der Mitte fort,
In Wollens Fülle wurde ich gebrochen,
Das glühend in der Brust mir lag, das Wort,
Das letzte Wort, es ward nicht ausgesprochen.

Goethe.

Und darum eben wird Dein hoher Geist
In Deinem Volke unvergänglich leben,
Denn Beides, was Unsterblichkeit verheißt,
Geheimniß wird und Sehnsucht Dich umschweben.

Am Bild des Dichters, der zu früh entwich,
Wird Phantasie und Liebe weiter bauen;
Zum Freiheitssänger kürt der Jüngling Dich,
Zum Hohenpriester wählen Dich die Frauen.

Wo Großes sich in deutschem Volk begibt,
Da wirst Du immer wieder ihnen fehlen;
Beweint, ersehnt, bewundert und geliebt,
So wirst Du aufersteh'n in ihren Seelen.

Ein Seufzer wird durch alle Seelen zieh'n,
Es wird ein Wunsch aus allen Herzen brechen:
O wäre Schiller heute uns verlieh'n,
Am großen Tag zu seinem Volk zu sprechen.

Schiller.

Ich lausche Dir — mein sehnend Herz beglückt
Am Wort des Freundes sich, das mich entzückt.
Noch einmal öffne Dich, Prophetenmund,
Thu' mir noch einmal frohe Botschaft kund:
An meines Volkes Seele darf ich glauben?
Die Stunde wird nicht kommen und nicht sein,
Da fremder Wahn und falscher Götzen Schein
Ihm seine Dichter nehmen wird und rauben?
O sprich — o sprich —

Goethe.

Frag' Andere als mich —

(Er reckt die Hand. Leuchtende Tageshelle überströmt die Bühne; der Vorhang, der die Säulenhalle schloß, rauscht auseinander. Zwischen den Säulen, auf hohem Postament aufgestellt, sieht man die Büste Karl August's, mit goldenem Lorbeer gekränzt, hinter der Büste, amphitheatralisch im Inneren des Gebäudes gereiht, Männer, Frauen und Kinder in festtäglicher Gewandung. Die Kinder tragen Kränze in den Händen.)

Goethe

(auf die Büste Karl August's deutend).

Befrage ihn, sein Antlitz siehst Du ragen,
Den Theuern, Großen, der uns Heimath schuf;
Er liebte uns; die Gluth, die er getragen,
Sie ward den Enkeln heiliger Beruf.

Sieh' Weimars Haus, zu dem in alter Stunde
Den Grundstein wir dem Boden anvertraut;
Es wuchs empor zu einer Tempelrunde,
Die heut' das ganze Deutschland überbaut.

Es geht ein tiefes Brausen durch die Halle,
Du hörst den Odem eines Volkes weh'n;
Zu ihnen sprich, befrage diese Alle,
Ob wir lebendig noch mit ihnen geh'n.

(Er wendet sich zu dem Volke in der Halle.)

Ihr, hergeströmt aus Nähe und aus Ferne,
In Andacht hier zu lauschen und zu schau'n,
Gebt Antwort mir, damit von Euch er lerne,
Ich frage Euch, Ihr Männer und Ihr Frau'n:

Spricht Goethe's Geist noch heut' zu Eurem Geist?
Ist Schiller's Wort der Gottesherold noch,
Der Euch erlöst vom schweren Tagesjoch
Und Euch den Weg zu ew'gen Dingen weist?

Sind wir im Leide noch, sind wir in Lust
Vertraute Eurer tief verschwieg'nen Brust?
Sind Deutschlands Dichter ihrem Volke nah,
Lebendig heut' noch den Lebend'gen?

Das Volk

(erhebt sich von seinen Plätzen und ruft mit donnerndem Jubelschrei,

Ja!!!

(Das Volk stimmt den Chorgesang: „Freude schöner Götterfunken" ꝛc. an, verläßt singend seine Plätze, kommt herabgestürmt, die Kinder schwingen die Kränze, sie kommen, immerfort singend, nach vorn, ziehen um die Gestalten Goethe's und Schiller's her, und legen die Kränze zu ihren Füßen nieder. Während dies geschieht, kehren die Gestalten der beiden Dichter zur Ruhe der Statue zurück, und unter den Klängen des Gesanges fällt langsam der Vorhang.)

Unwiederbringlich.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Schluß.)

Einunddreißigstes Capitel.

Nahezu anderthalb Jahre waren seitdem vergangen, Ende Mai war, und die Londoner Squares boten das hübsche Bild, das sie zur Pfingstzeit immer zu bieten pflegen. Das galt im Besonderen auch von Tavistock-Square; der eingegitterte sorglich bewässerte Rasen zeigte das frischeste Frühlingsgrün, die Fliederbüsche standen in Blüthenpracht, und die gelben Rispen des Goldregens hingen über das Gitter fort in die breite, dicht daran vorüberführende Straße hinein.

Es war ein reizendes Bild, und dieses Bildes freute sich auch Holk, der in einem alten, übrigens sehr wohl erhaltenen und in seiner doppelten Front von einem Balkon umgebenen Eckhause die Zimmer des ersten Stocks inne hatte. Er liebte diese Gegend noch aus der nun zwanzig Jahre zurückliegenden Zeit her, wo er, als junger Attaché der dänischen Gesandtschaft, in eben diesem Stadttheile gewohnt hatte und nahm es, als er im Laufe des letzten Novembers in London eintraf, als ein gutes Zeichen, daß es ihm gelungen war, gerade hier eine ihm zusagende Wohnung zu finden.

Ja, seit November war Holk in London, nachdem er bis dahin in der Welt umher gefahren und an all den berühmten Schönheitsplätzen gewesen war, an denen jahraus jahrein viele Tausende Zerstreuung suchen, um schließlich die Wahrnehmung zu machen, daß auch das ödeste Daheim immer noch besser ist als das wechselvolle Draußen. Er hatte sich nach schriftlicher Verabschiedung von der Prinzessin und nach einem ausführlichen und herzlichen Briefe an Arne, den er anrief, ihn in diesen schweren Tagen nicht verlassen zu wollen, erst nach Brüssel und dann nach Paris begeben, aber so wenig zu seiner Zufriedenheit, daß er um Ostern bereits in Rom und einige Wochen später auch schon in Sorrent eingetroffen war, in demselben Sorrent, in dem er gehofft hatte, mit Ebba glückliche Tage verleben zu können. Diese glücklichen Tage waren nun freilich ausgeblieben;

aber der all' die Zeit über auf ihm lastende Druck war im Verkehr mit einer liebenswürdigen englischen Familie, mit der er gemeinschaftlich eine Dependance des Tramontana-Hotels bewohnte, doch schließlich von ihm abgefallen und er hatte wieder leben und, was noch wichtiger, sich um das Leben Anderer kümmern gelernt. So waren Wochen vergangen, unter Wagenfahrten nach Amalfi und unter Bootfahrten nach Capri hinüber, wobei die Schiffer ihre Lieder sangen; aber die heiße Jahreszeit, die bald einsetzte, vertrieb ihn, früher als ihm lieb war, aus dem ihm zusagenden Idyll bis in die Schweiz hinauf, die es ihm diesmal freilich, so sehr er sie sonst liebte, nirgends ganz recht machen konnte: der Genfer See blendete zu sehr, der Rigi war zu sehr Karawanserei und Pfäffers zu sehr Hospital. So beschloß er denn, weil's ihn, wenn nicht in die Heimath, so doch wenigstens weiter nordwärts in die germanische Welt überhaupt zurückzog, es mit London zu versuchen, an das ihn freundliche Jugenderinnerungen knüpften und wohin ihn die mit ihm zugleich von Sorrent aus abgereisten englischen Freunde mit einer Art Dringlichkeit geladen hatten. Nach London also! Und da war er nun seit einem halben Jahr und empfand unter Verhältnissen und Lebensformen, die den schleswig-holsteinischen einigermaßen verwandt waren, so viel von Heimathlichkeit wie sie der Heimathlose gewärtigen konnte. Ja, die gesellschaftlichen Verhältnisse konnten ihn befriedigen, und manches Andere kam hinzu, das wohl angethan war, ihn von dem immer wachsenden Gefühl seiner Einsamkeit auf wenigstens Stunden und Tage frei zu machen. Eine kleine Theaterpassion, die schon in zurückliegender Zeit die Tage seiner Londoner Attachéschaft so angenehm gemacht hatte, wurde wieder lebendig, und das ganz in der Nähe von Tavistock-Square gelegene Prinzeß-Theater sah ihn regelmäßig auf einem seiner Parquetplätze, wenn der gerade damals mit seinen Shakespeare-Revivals epochemachende Charles Kean heute den „Sommernachtstraum" oder das „Wintermärchen" und morgen den „Sturm" oder „König Heinrich VIII." in bis dahin unerhörter Pracht auf die Bühne brachte. Zu diesem Charles Kean trat er denn auch im Laufe des Winters in persönliche Beziehungen, und als er schließlich in dem von Künstlern und Schriftstellern vielbesuchten Hause des berühmten Tragöden auch noch die Bekanntschaft von Charles Dickens gemacht hatte, sah er sich, übrigens ohne deshalb seine dem Landadel angehörigen Freunde Sorrentiner Angedenkens vernachlässigen zu müssen, in allerlei Theater- und Literaturkreise hineingezogen, deren lebhaftes und von heiterster Laune getragenes Treiben ihn ungemein sympathisch berührte. Namentlich Dickens selbst war seine Schwärmerei geworden und bei Gelegenheit eines Whitebait-Dinners in Greenwich ließ er seinen neugewonnenen Freund leben, den großen Erzähler, von dem er zwar nur den „David Copperfield" kenne, der aber als Verfasser dieses Buches auch der Sanspareil aller lebenden Schriftsteller sei. Mehr von ihm zu lesen, wozu er von den übrigen Anwesenden am Schluß seines Toastes unter Lachen aufgefordert wurde, behauptete er ablehnen zu müssen, da Copperfield auch von Dickens selbst schwerlich übertroffen worden sei, weshalb ein weiteres Lesen eigentlich nur zur Herabminderung seiner Begeisterung führen könne.

Reunions wie diese, daran auch gefeierte Damen aus der Künstlerwelt, namentlich die schöne und vielumworbene Miß Heath und vor Allem die geniale Lady Macbethspielerin Miß Atkinson beinahe regelmäßig theilnahmen, waren

mehr als eine bloße Zerstreuung für Holk, und er hätte sich durch diesen Verkehr nicht bloß seiner Einsamkeit entrissen, sondern auch geradezu gehoben und erquickt fühlen können, wenn er sich einigermaßen frei gefühlt hätte. Dies war aber genau das, was ihm fehlte; denn gerade der Fleck Erde, daran er mit ganzer Seele hing, auf dem er geboren und durch Jahrzehnte hin glücklich gewesen war, gerade der Fleck Erde war ihm verschlossen und blieb es auch muthmaßlich, wenn es ihm nicht glückte, seinen Frieden mit der Gesellschaft zu machen, einen Frieden, der wiederum eine Versöhnung mit Christine zur Voraussetzung hatte. Daran war aber nach Allem, was er aus der Heimath hörte, nicht wohl zu denken: denn so sehr die Gräfin darauf hielt, daß Seitens der Kinder an schuldiger Rücksicht nichts versäumt und beispielsweise jeder Brief des Vaters (er schrieb oft, weil ihn ein Gefühl der Verlassenheit dazu drängte) respectvoll erwidert wurde, so vergeblich waren doch andererseits alle bisher unternommenen Schritte zur Herbeiführung eines Ausgleichs gewesen. Mit der ihr eigenen Offenheit hatte sich Christine, dem Bruder gegenüber, über diese Frage verbreitet und zwar diesmal unter Beiseitelassung alles moralischen Hochmuths. „Ihr Alle," so schrieb sie, „habt Euch daran gewöhnt, mich als abstract und doctrinär anzusehen, und ich mag davon in zurückliegenden Jahren mehr gehabt haben als recht war, jedenfalls mehr als die Männer lieben. Aber das darf ich Dir versichern, in erster Reihe bin ich doch immer eine Frau. Und weil ich das bin, verbleibt mir in all dem Zurückliegenden ein Etwas, das mich in meiner Eitelkeit oder meinem Selbstgefühl bedrückt. Ich mag es für nichts Besseres ausgeben. Holk, um es rund herauszusagen, ist nicht recht geheilt. Wenn er das Fräulein drüben geheirathet und über kurz oder lang eingesehen hätte, daß er sich geirrt, so fände ich mich vielleicht zurecht. Aber so verlief es nicht. Sie hat ihn einfach nicht gewollt, und so besteht denn für mich, um das Mindeste zu sagen, die schmerzliche Möglichkeit fort, daß das Stück, wenn sie ihn gewollt, einen ganz anderen Verlauf genommen hätte. Die Reihe wäre dann muthmaßlich nie wieder an mich gekommen. Ich spielte in dieser Tragikomödie ein bischen die faute de mieux-Rolle, und das ist nicht angenehm." Von diesem Briefe Christinens hatte Holk die Hauptsache wieder erfahren, und was sich darin aussprach, das stand beständig vor seiner Seele, trotzdem der alte Petersen und Arne gemeinschaftlich bemüht waren, seine Hoffnung auf einen guten Ausgang wieder zu beleben. „Du darfst Dich diesem Gefühle von Hoffnungslosigkeit nicht hingeben," schrieb Petersen an Holk. „Ich kenne Christine besser als ihr Alle, selbst besser als ihr Bruder, und ich muß Dir sagen, daß sie, neben ihrer christlichen Liebe die ja Verzeihung für den Schuldigen lehrt, auch noch eine rechte und echte Frauenliebe hegt, so sehr, daß sie Dir gegenüber in einer gewissen liebenswürdigen Schwäche befangen ist. Ich sehe das aus den Briefen, die von Zeit zu Zeit aus Gnadenfrei bei mir eintreffen. Es liegt Alles günstiger für Dich, als Du's glaubst und als Du's verdienst, und es würde mir meine letzte Stunde verderben, wenn's anders wäre. Mit Achtzig weiß man übrigens wie's kommt, und dafür verbürge ich mich, Helmuth, daß ich Eure Hände noch einmal wieder in einander lege, wie ich's vordem gethan, und das soll meine letzte heilige Handlung sein, und dann will ich aus meinem Amt treten und abwarten, bis Gott mich ruft."

* * *

Das war Anfang April gewesen, daß Petersen so geschrieben und wenn Holk der mehr als halben Sicherheit, die sich darin aussprach, für seine Person auch mißtraute, so kamen ihm doch immer wieder Stunden, in denen er sich daran aufrichtete. So war es auch heute wieder, und von heiteren Bildern erfüllt, saß er auf dem Vorderbalkon seines Hauses, unter dem Gezweig einer schönen alten Platane, die hier schon gestanden haben mochte, als, vor nun gerade hundert Jahren, dieser ganze Stadttheil erst errichtet wurde. Die hohen, bis auf die Diele niedergehenden und nach unten zu halb geöffneten Schiebefenster gestatteten einen freien Verkehr zwischen Zimmer und Balkon, und das Feuer in seinem Drawing-Room, das mehr des Anblicks als der Wärme halber brannte, dazu die Morgencigarre, steigerte das Behagen, das er momentan empfand. Neben ihm, auf einem leichten Rohrstuhl, lag die „Times", die, weil das anmuthige Frühlingsbild vor ihm ihn bis dahin abgezogen hatte, heute, sehr ausnahmsweise, bei Seite geschoben war. Nun aber nahm er sie zur Hand und begann seine Lektüre wie gewöhnlich in der linken Ecke der großen Anzeigebeilage, wo, durch schärfste Diamantschrift ausgezeichnet, die Familiennachrichten aus dem Londoner High Life verzeichnet standen: geboren, gestorben, verheirathet. Auch heute lösten sich die drei Rubriken unter einander ab, und als Holk bis zu den Eheschließungen gekommen war, las er: „Miss Ebba Rosenberg, Lady of the Bedchamber to l'rincess Mary Ellinor of Denmark, married to Lord Randolph Ashingham formerly 2d. Secretary of the British Legation at Copenhague."

„Also doch," sagte Holk, sich verfärbend, im Uebrigen aber nicht sonderlich bewegt und legte das Blatt aus der Hand. Vielleicht, daß es ihn tiefer getroffen hätte, wenn's plötzlich und als ein ganz Unerwartetes an ihn herangetreten wäre. Dies war aber nicht der Fall. Schon Ausgang des Winters hatte der ihn in seinen Briefen „au courant" erhaltende Pentz diese Vermählung als etwas über kurz oder lang Bevorstehendes angemeldet und zwar in folgenden Schlußzeilen eines längeren Anschreibens: „Und nun, lieber Holk, eine kurze Mittheilung, die Sie mehr interessiren wird, als alle diese Geschichten aus dem Hause Hansen, — Ebba Rosenberg hat gestern der Prinzessin Anzeige von ihrer Verlobung gemacht, die jedoch, zu leichterer Beseitigung entgegenstehender Schwierigkeiten, vorläufig noch geheim bleiben müsse. Der, den sie durch ihre Hand zu beglücken gedenkt, ist Niemand Geringeres als Lord Randolph Ashingham, dessen Sie sich, wenn nicht von Vincent, so doch vielleicht von einer Abendgesellschaft bei der Prinzessin her erinnern werden. Es war gleich zu Beginn der Saison von neunundfünfzig auf sechzig. Lord Randolph, von dem es heißt, daß er den Grund und Boden eines ganzen Londoner Stadttheils (vielleicht gerade des Stadttheils, den Sie zur Zeit bewohnen) und außerdem einen Waldbestand von fünfzehn Millionen Tannen in Fifeshire besitze, — Lord Randolph, sag' ich, hat sich ein Jahrlang in dieser Angelegenheit besonnen oder wohl richtiger besinnen müssen, weil von Seiten eines noch viel reicheren Erbonkels allerlei Bedenken erhoben wurden. Und diese Bedenken existiren in der That noch. Aber Ebba müßte nicht Ebba sein, wenn es ihr nicht glücken sollte, dem stark excentrischen Erbonkel den Beweis ihrer Tugenden auf dem Gebiete des Chic und High Life zu geben, und so wird denn die Verlobung ehestens proclamirt werden. Alles nur

Frage der Zeit. Uebrigens haben sich Beide, der Lord und Ebba, nichts vorzuwerfen; er, wie so viele seines Gleichen, soll schon mit vierzehn ein ausgebrannter Krater gewesen sein und heirathet Ebba nur, um sich etwas vorplaudern zu lassen, und von diesem Standpunkt aus angesehen, hat er eine gute Wahl getroffen. Sie wird jeden Tag Dinge sagen und später auch wohl Dinge thun, die Seine Lordschaft frappiren, und vielleicht zündet sie 'mal die fünfzehn Millionen Tannen an und stellt bei der Gelegenheit sich und den Eheliebsten in die rechte Beleuchtung. Und nun tout à vous, beau Tristan. Ihr Pentz."

So hatte damals der Brief gelautet, und die zwei Zeilen in der „Times" waren nichts als die Bestätigung. „Es ist gut so," sagte Holk nach einer Weile. „Das gibt reinen Tisch. Ihr Gespenst ging immer noch in mir um und war nicht ganz zu bannen. Nun ist es geschehen durch sie selbst; Alles fort, Alles verflogen und ob Christine mir auch verloren bleibt, vielleicht verloren bleiben muß, ihr Bild wenigstens soll in meinem Herzen wieder den ihm gebührenden Platz haben."

Unter diesem Selbstgespräche nahm er die bei Seite gelegte Zeitung wieder in die Hand und wollte sich ernsthaft in eine Berliner Correspondenz vertiefen, die ziemlich ausführlich, so schien es, von einer Heeresverdoppelung und einer sich dagegen bildenden Oppositionspartei sprach. Aber er hatte heut keinen Sinn dafür und sah bald über das Blatt fort. Von der nahen Sanct Pancras-Kirche, deren Thurm er dicht vor Augen hatte, schlug's eben neun, und durch die Southamptonstraße, die den Square an der ihm zugekehrten Seite begrenzte, rollten Cabs und wieder Cabs, die von der Euston-Square-Station herkamen und dem Mittelpunkt der Stadt zufuhren. Er brach, um damit zu spielen, ein dicht herabhängendes Platanenblatt ab, und erst als er die Spatzen über sich immer lauter quiriliren hörte, nahm er etliche Krumen und streute sie vor sich hin auf den Balkon. Sofort fuhren die Spatzen aus dem Gezweig hernieder, pickend und kriegführend unter einander, aber schon im nächsten Augenblicke huschten sie wieder auf, denn, von der Hausthür her, klang ein dreimal rasch wiederholtes Klopfen, das Zeichen, daß der „Postman" an der Thür sei: Holk, der am folgenden Tage Geburtstag hatte, horchte neugierig hinunter, und gleich darauf trat Jane ein und überreichte ihm vier Briefe.

Schon die vier Poststempel Gnadenfrei, Bunzlau, Glücksburg, Arnewiek ließen Holk keinen Augenblick in Zweifel, von wem die Briefe kamen, und auch ihr Inhalt schien ihm nicht viel Neues bringen zu sollen. Asta und Axel sprachen steif und förmlich und jedenfalls ziemlich kurz ihre Gratulationen aus, und auch Petersen, der sonst ausführlich zu schreiben pflegte, beschränkte sich heut auf eine Darbringung seiner Glückwünsche. Holk war nicht angenehm davon berührt und fand seine gute Stimmung erst wieder, als er auch Arne's Brief geöffnet und gleich den ersten Zeilen allerlei Liebes und Freundliches entnommen hatte. „Ja," sagte Holk, „der hält aus. Unverändert derselbe. Und wäre doch eigentlich der, der am ehesten mit mir zürnen dürfte." Der Bruder seiner geliebten Schwester. Aber freilich, da liegt auch wieder Grund und Erklärung. Er liebt die Schwester und vergöttert sie fast. Aber er hat lange genug gelebt, um, trotz aller Junggesellenschaft, sehr wohl zu wissen, was es heißt, an

eine heilige Elisabeth verheirathet zu sein. Und wenn sie noch die heilige Elisabeth wäre! Die war sanft und nachgiebig . . . „Aber nichts mehr davon," unterbrach er sich, „ich verbittere mich bloß wieder, statt mich ruhig und versöhnlich zu stimmen. Es ist besser, ich lese, was er schreibt."

Arnewiek, 27. Mai 61.

Lieber Holk!

Dein Geburtstag ist vor der Thür, und meine Glückwünsche sollen Dir nicht fehlen. Kommen sie einen Tag zu früh, wie ich fast vermuthe, so nimm es als ein Zeichen, wie dringlich ich es habe, Dir alles Beste zu wünschen. Ist es nöthig, Dir die Wünsche herzuzählen, die mich für Dich erfüllen? Sie gipfeln auch heute wieder in dem Einen, daß der Moment Eurer Aussöhnung nahe sein möge. Wohl weiß ich, daß Du dieser Möglichkeit mißtraust und Dein Mißtrauen aus dem Charakter Christinens zu begründen suchst. Und eine innere Stimme, die Dir zuflüstert, „daß ihre Haltung ihr gutes Recht sei," kann Dich in Deinem Mangel an Vertrauen allerdings nur bestärken. Aber es liegt doch günstiger. Du hast unter Deiner Frau Dogmenstrenge gelitten, und ich habe Christine, als an ernste Conflicte noch nicht zu denken war, liebevoll gewarnt, Dich nicht in ein auf Leineweber berechnetes Conventikelthum oder wohl gar in eine Deiner Natur total widerstrebende Askese hineinzwingen zu wollen. Was darin von Anklage gegen Christine lag, das war berechtigt, und ich habe, um oft Gesagtes noch einmal zu sagen, weder Willen noch Veranlassung Etwas davon zurückzunehmen. Aber gerade in dieser ihrer Bekenntnißstrenge, darunter wir Alle gelitten, haben wir auch das Heilmittel. Ob ihre noch immer lebendige Liebe zu Dir, wie sie sich in ihren Briefen, oft wohl gegen ihren Willen, zu erkennen gibt, die Kraft zu Verzeihung und Versöhnung besitzen würde, laß ich dahingestellt sein, ich sage nicht ja und nicht nein; aber was ihre Liebe vielleicht nicht vermöchte, dazu wird sie sich, wenn Alles erst in die rechten Hände gelegt ist, durch ihre Vorstellung von Pflicht gedrängt fühlen. In die rechten Hände, sag' ich. Noch kämpft es in ihr, und die brieflichen Vorstellungen unseres guten alten Petersen, der übrigens persönlich in seiner Zuversicht verharrt, haben bis zur Stunde wenig Erfolg gehabt, jedenfalls keinen Sieg errungen. Aber was dem alten rationalistischen Freunde, den sie so sehr liebt und den sie nur kirchlich nicht für voll ansieht, was unserem alten Petersen nicht gelingen wollte, das, denk' ich, soll im rechten Augenblick unserem seit vier Wochen zum General-Superintendenten ernannten Schwarzkoppen ein Leichtes oder doch wenigstens ein nicht Allzuschweres sein. An Schwarzkoppen, den ich in der letzten Woche beinahe täglich gesehen, hab' ich mich mit der dringenden Bitte gewandt, die Sache, bevor er uns und unsere Gegend verläßt, seinerseits in die Hand nehmen zu wollen, und da sich seine kirchlichen Ueberzeugungen mit seinen persönlichen Wünschen für Dich und Christine decken, so bezweifle ich keinen Augenblick, daß er da reüssiren wird, wo Petersen bisher scheiterte. Wenn Schwarzkoppen schon immer entscheidende Instanz für Christine war, wie jetzt erst, wo der Arnewieker Seminardirector ein wirkliches Kirchenlicht geworden ist. Er ist nach Stettin, in seine heimathliche Provinz Pommern, berufen worden und wird uns Ende September verlassen, um am 1. October sein neues Amt daselbst anzutreten.

Ich mag diesen Brief nicht weiter ausdehnen, am wenigsten aber Wirthschaftliches berühren. Davon ein andermal. Gräfin Brockdorff seh' ich jetzt häufig, theils in ihrem Hause, theils bei Rantzau's, aber auch gelegentlich hier in Arnewiek, wenn wir die Missionssitzungen haben, deren einer ich, freilich als ein sehr Unwürdiger, neulich präsidiren mußte. Christine hat meine Pfingsteinladung abgelehnt, angeblich weil die Dobschütz seit Frühjahr kränkle und der Pflege bedürfe. Der wahre Grund ist aber wohl der, daß sie nicht an Oertlichkeiten und in Kreise zurückkehren mag, die nur schmerzliche Erinnerungen in ihr wach rufen. In ihren Augen hat Gnadenfrei so viele Vorzüge und nicht zum wenigsten den sich vor der Welt verbergen zu können. Aber ich getröste mich, daß das Bedürfniß nach dieser Weltabgeschiedenheit in ihr hinschwinden soll, und daß wir sie recht bald in die Welt und in ein neues altes Glück zurückkehren sehen, in ein Glück, das nur ein Wahn unterbrach. Ein Wahn, aus dem zuletzt eine Schuld wurde. Was geb' ich darum, wenn dieses Pfingstfest schon Euern Einzug gesehen und die ganze Säulenhalle von Holkenäs in grünen Maien gestanden hätte, das alte Wappen über dem Eingang in einem wieder von Rosen durchflochtenen Kranz. Daß die Zukunft es so bringen möge, die nächste schon, mit diesem Wunsche laß mich schließen. Dein Arne.

Holk legte den Brief aus der Hand und sah freudig aufathmend nach dem Square hinüber, wo Alles grünte und blühte. Der Eindruck, unter dem er stand, war der der reinsten Freude; Möglichkeiten, an deren Verwirklichung er kaum noch geglaubt hatte, nahmen Gestalt an, begrabene Hoffnungen standen wieder auf und wollten Gewißheit werden, und die durch Jahre hin äußerlich und innerlich Getrennten zogen wieder ein in das „Schloß am Meere", und das alte Glück war wieder da.

Zweiunddreißigstes Capitel.

Und was Holk geträumt, es erfüllte sich oder schien sich doch erfüllen zu wollen.

Johannistag war, und ein sonniger blauer Himmel stand über ganz Angeln, am sonnigsten aber über Schloß Holkenäs. Wagen in langer Reihe hielten an den Treib- und Gartenhäusern hin, und das Holk'sche Wappen über dem Portale trug einen Epheukranz, in den weiße und rothe Rosen eingeflochten waren. Arne hatte Myrthe gewollt, aber Christine war dabei geblieben, daß es Epheu sein solle.

Und nun schlug es zwölf von Holkebye her, und kaum, daß die zwölf Hammerschläge verklungen waren, so kam auch schon ein allmäliges Schwingen in die mächtige, jetzt von zwei Männern gezogene Glocke, die nun weit ins Land hinein verkündete, daß die Feier, zu der sich alle befreundeten Familien von nah und fern her versammelt hatten, ihren Anfang nehme. So war es denn auch, und nicht lange mehr, so öffnete sich die hohe nach dem Park hinausführende Glasthür, und wer von Neugierigen, und ihrer waren viele, draußen zwischen den Gartenbeeten einen guten Stand genommen hatte, der sah jetzt, wie sich drinnen im Saal Alles zu einem Zuge ordnete, an dessen Spitze zunächst Holk und Christine erschienen, die Gräfin in weißem Atlas und einem Orangeblüthenkranz

im Haar, von dem ein Schleier niederhing. Hinter dem Paare, das nun wie zu neuem Ehebunde den Segen der Kirche empfangen sollte, schritten Asta und Axel, dann Arne, der die ältere Gräfin Brockdorff und dann Schwarzkoppen, der die Dobschütz führte, viel Andere mit ihnen, und zuletzt alle Die, die gebeten hatten, der Feier im Festzuge beiwohnen zu dürfen und deren Theilnahme, weil es Fernerstehende waren, die Herzen der wieder zu Trauenden besonders beglückt hatte. Dienerschaften schlossen sich an, und als der Zug, der sich auf Holkebye zu in Bewegung setzte, den zwischen den Tannen des Parkes hinlaufenden Kiesweg passirt hatte, trat man in ein Spalier ein, das die Holkebyer Bauerntöchter sammt den Mädchen aus den Nachbardörfern gebildet hatten. Alle hielten Körbe in Händen und streuten Blumen über den Weg, einige aber, die dem Ansturm ihrer Gefühle nicht wehren konnten, warfen die Körbe bei Seite und drängten sich an Christine heran, um ihr die Hand oder auch nur den Saum des Kleides zu küssen. „Sie machen eine Heilige aus mir," sagte die Gräfin und suchte zu lächeln; aber Holk, dem sie die Worte zugeflüstert hatte, sah wohl, daß ihr dies Alles mehr Pein als Freude schuf, und daß sie, wie das in ihrer Natur lag, ängstlich schmerzliche Betrachtungen oder vielleicht selbst trübe Zukunftsgedanken an dies Uebermaß von Huldigung knüpfte. Das volle Leben um sie her indeß entriß sie dem wieder, und als sie jetzt deutlich hörte, daß der Glocken immer mehr wurden und daß es klang, als ob alle Kirchen im Angliter Lande das seltene Versöhnungsfest mitfeiern wollten, da fiel, auf Augenblicke wenigstens, alles Trübe von ihr ab, und ihr Herz ging auf in dem Klange, der gen Himmel stieg.

Und nun waren sie bis an die niedrige Kirchhofsmauer gekommen, an der entlang, wie damals, wo Asta und Elisabeth hier gesessen hatten, wieder hohe Nesseln standen und zerschnittene Stämme hoch aufgeschichtet lagen, und als die Vordersten daran vorüber waren, bog der Zug in das Portal ein und bewegte sich, zwischen Gräbern hin, auf die Kirche zu, die weit aufstand und einen freien Blick auf den erleuchteten Altar am Ende des Mittelganges gestattete.

Da stand Petersen.

Er war hinfällig gewesen all die Zeit über, und zu der Last seiner Jahre war schließlich auch noch die Last schwerer Krankheit gekommen. Als er aber vernommen hatte, daß „Schwarzkoppen, wenn Petersen bis Johannistag nicht wieder genesen sei, die Traurede halten solle," da war er wieder gesund geworden und hatte denen, die zu Vorsicht und Schonung mahnen wollten, betheuert, daß er, und wenn's vom Sterbebett aus wäre, seine geliebte Christine wieder zum Glücke führen müsse. Das hatte alle Welt gerührt, ihm aber die Kraft seiner besten Jahre wiedergegeben, und da stand er nun so grad und aufrecht wie vor neunzehn Jahren, als er, auch an einem Johannistage, die Hände Beider in einander gelegt hatte.

Gesang hatte begonnen im selben Augenblicke, wo der Zug in den Mittelgang eintrat, und als das Singen nun schwieg, nahm Petersen zu kurzer Rede das Wort, alles Persönliche vermeidend, am meisten aber jeden Hinweis auf den „Ungerechten, über den mehr Freude sei im Himmel als über hundert Gerechte." Statt dessen rief er in einem schlichten, aber gerade dadurch alle Versammelten

tief ergreifenden Gebet die Gnade des Himmels auf die Wiedervereinten herab und sprach dann den Segen.

Und nun fiel die Orgel ein, und die Glocke draußen hob wieder an, und der lange Zug der Trauzeugen nahm jetzt den Rückweg dicht am Strande hin und stieg, als man den zur Dampfschiff-Anlegestelle führenden Bretterstieg erreicht hatte, links einbiegend die Terrasse nach Schloß Holkenäs hinauf.

Da war die hochzeitliche Tafel unter der vorderen Halle gedeckt, derart, daß alle Gäste den Blick auf das Meer hin frei hatten, und als der Augenblick nun gekommen war, wo, wenn nicht ein Toast, so doch ein kurzes Festeswort gesprochen werden mußte, erhob sich Arne von seinem Platz und sagte, während er sich gegen Schwester und Schwager verneigte: „Auf das Glück von Holkenäs."

Alle waren eigenthümlich von den beinah' schwermüthig klingenden Worten berührt und die, die dem Bräutigam zunächst saßen, stießen leise mit ihm an.

Aber eine rechte Freude wollte nicht laut werden, und jedem Anwesenden kam ein banges Gefühl davon, daß man das „Glück von Holkenäs," wenn es überhaupt da war, nur heute noch in Händen hielt, um es vielleicht morgen schon zu begraben.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Das Gefühl der Trauer, das bei der schönen Feier vorgeherrscht hatte, schien sich aber als ungerechtfertigt erweisen und „das Glück von Holkenäs" sich wirklich erneuern zu wollen. Diesen Eindruck empfingen wenigstens alle Fernerstehenden. Man lebte sich zu Liebe, sah viel Gesellschaft (mehr als sonst) und machte Nachbarbesuche, bei denen es von Seiten Holk's an Unbefangenheit und guter Laune nie gebrach, und nur wer schärfer zusah, sah deutlich, daß diesem Allen doch das rechte Leben fehlte. Friede herrschte, nicht Glück, und ehe der Herbst da war, war namentlich für die Dobschütz und Arne kein Zweifel mehr, daß, was Christine anging, nichts da war als der gute Wille zum Glück. Ja, der gute Wille! Von Meinungsverschiedenheiten war keine Rede mehr, und wenn sich Holk, was gelegentlich noch geschah, in genealogischen Excursen oder in Musterwirthschaftsplänen erging, so zeigte die Gräfin nichts von jenem Lächeln der Ueberlegenheit, das für Holk so viele Male der Grund zu Verstimmung und Gereiztheit gewesen war; aber dies ängstliche Vermeiden alles dessen, was den Frieden hätte stören können, das Abbrechen im Gespräch, wenn doch einmal ein Zufall ein heikles Thema heraufbeschworen hatte, gerade diese beständige Vorsicht und Controle brachte so viel Bedrückendes mit sich, daß selbst die letzten Jahre vor der Katastrophe, wo das eigentliche Glück ihrer Ehe schon zurücklag, als vergleichsweise glückliche Zeiten daneben erscheinen konnten.

Holk, bei seinem frischen, sanguinischen Naturell, wehrte sich eine Zeit lang gegen diese Wahrnehmung und ließ sich's angelegen sein, über die Zurückhaltung und beinahe Scheu hinwegzusehen, womit Christine seinem Entgegenkommen begegnete. Schließlich aber ward er ungeduldig, und als Ende September heran war, beschloß er in einem Gemüthszustande, darin Mißmuth und tiefe Theilnahme sich ablösten, mit der Dobschütz zu sprechen und ihre Meinung und wenn thunlich auch ihren Rath einzuholen.

Ueber Schloß und Park lag ein klarer frischer Herbstmorgen und die Sommerfäden hingen ihr Gespinnst an das hier und da schon blattlose Gesträuch. Asta war den Abend vorher aus der Pension eingetroffen und brannte darauf, gleich nach beendigtem Frühstück, zu dem man sich eben gesetzt hatte, nach Holkebye hinunter zu steigen und der Freundin unten im Dorf ihren Besuch zu machen. „Ich komme mit," sagte Holk, und da die Dobschütz schon vorher zugesagt hatte, Asta begleiten zu wollen, so stiegen nun alle Drei die Terrasse hinunter, um, am Strande hin, den etwas näheren und schöneren Weg zu nehmen. Die breite Wasserfläche lag beinahe unbewegt, und nur dann und wann schob eine schwache Brandung ihren Schaum bis dicht an die Düne heran. Asta war glücklich, das Meer wieder zu sehen und brach oft ab in Erzählung ihrer Pensionserlebnisse, wenn dann und wann ein wunderbarer Lichtschimmer gerade über die stille Fluth hinglitt oder die Möven ihre Flügel darin eintauchten; aber mit einem Male war ihr Interesse für Meer und Lichtreflexe hin, und Elisabeth Petersen's ansichtig werdend, die, von der Düne her, auf den Strand hinaustrat, eilte sie der Freundin entgegen und umarmte und küßte sie. Holk und die Dobschütz waren in diesem Augenblicke zurückgeblieben, was den beiden vor ihnen herschreitenden Freundinnen, die sich natürlich eine Welt von Dingen zu sagen hatten, sehr zu Paß kam, aber auch Holk war es zufrieden, weil ihm der sich rasch erweiternde Zwischenraum eine lang herbeigewünschte gute Gelegenheit bot, mit der Dobschütz ungezwungen über Christine zu sprechen.

„Es ist mir lieb, liebe Dobschütz," begann er, „daß wir einen Augenblick allein sind. Ich habe schon längst mit Ihnen sprechen wollen. Was ist das mit Christine? Sie wissen, daß ich nicht aus Neugier frage, noch weniger um zu klagen und am allerwenigsten um anzuklagen. Es hat Zeiten gegeben, wo Sie dergleichen mit anhören mußten, wo Sie schlichten sollten; aber wie Sie wissen, liebe Freundin, diese Zeiten liegen zurück und kehren nicht wieder. Aller Streit ist aus der Welt, und wenn ich mit Christine durch den Park gehe, wie's noch heute vor dem Frühstück der Fall war, und das Eichhörnchen läuft über den Weg und der Schwan fährt über den Teich, und Rustan, der uns begleitet, rührt sich nicht, vielleicht auch dann nicht, wenn ein Volk Hühner auffliegen sollte — so fällt mir immer ein Bild ein, auf dem ich 'mal das Paradies abgebildet gesehen habe; Alles auf dem Bilde schritt in Frieden einher, der Löwe neben dem Lamm und der liebe Gott kam des Weges und sprach mit Adam und Eva. Ja, liebe Dobschütz, daran erinnert mich jetzt mein Leben, und ich könnte zufrieden sein und sollt' es vielleicht. Aber ich bin es nicht, ich bin umgekehrt bedrückt und geängstigt. Handelte sich's dabei nur um mich, so würd' ich kein Wort verlieren und in dem, was mir, trotz des vorhandenen Friedens, an Behagen und Freude fehlt, einfach eine mir auferlegte Buße sehen und nicht murren, ja vielleicht im Gegentheil etwas wie Genugthuung empfinden. Denn ein Unrecht fordert nicht bloß seine Sühne, sondern diese Sühne befriedigt uns auch, weil sie unserem Rechtsgefühl entspricht. Also noch einmal, wenn ich jetzt spreche, so sprech' ich nicht um meinet-, sondern um Christinens willen, und weil jeder Tag mir zeigt, daß sie wohl vergessen möchte, aber nicht vergessen kann. Und nun sagen Sie mir Ihre Meinung."

„Ich glaube, lieber Holk, daß Sie's mit Ihrem Wort getroffen haben — Christine will vergessen, aber sie kann es nicht."

„Und hat sie sich in diesem Sinn gegen Sie geäußert? Hat sie zu verstehen gegeben, daß Alles doch umsonst sei?"

„Das nicht."

„Und doch leben Sie dieser Ueberzeugung."

„Ja, lieber Holk, leider. Aber Sie dürfen aus diesem mich allerdings beherrschenden Gefühle nichts Schmerzlicheres und namentlich auch nichts Gewisseres ableiten wollen als nöthig, als zulässig ist. Ich weiß nichts Gewisses. Denn wenn ich auch nach wie vor der Gegenstand von Christinens Freundschaft bin — und wie könnt' es auch anders sein, zeigt ihr doch jede Stunde, wie sehr ich sie liebe — so bin ich doch nicht mehr der Gegenstand ihrer Mittheilsamkeit. Wie sie gegen Alle schweigt, so auch gegen mich. Das ist freilich etwas tief Trauriges. Sie war daran gewöhnt, ihr Herz gegen mich auszuschütten, und als wir damals, ein unvergeßlich schmerzlicher Tag, aus dem Hause gingen und erst im Dorfe unten und dann in Arnewiek und zuletzt in Gnadenfrei die schwere Zeit gemeinschaftlich durchlebten, da hat sie nichts gedacht und nichts gefühlt, was ich nicht gewußt hätte. Wir waren zwei Menschen, aber wir führten nur ein Leben, so ganz verstanden wir uns. Aber das war von dem Tage an vorbei, wo Christine wieder hier einzog. In ihrem feinen Sinn sagte sie sich, daß nun wieder eine neue Glücks- und Freudenzeit angebrochen sei oder wenigstens anbrechen müsse, und weil ihr — Verzeihung, lieber Holk, wenn ich dies ausspreche — weil ihr die rechte Freude doch wohl ausblieb und ihr andererseits ein weiteres Klagen unschicklich oder wohl gar undankbar gegen Gott erscheinen mochte, so gewöhnte sie sich daran, zu schweigen, und bis diesen Tag muß ich errathen, was in ihrer Seele vorgeht."

Holk blieb stehen und sah vor sich hin. Dann sagte er: „Liebe Dobschütz, ich kam, um Trost und Rath bei Ihnen zu suchen, aber ich sehe wohl, ich finde davon nichts. Ist es so, wie Sie sagen, so weiß ich nicht, wie Hülfe kommen soll."

„Die Zeit, die Zeit, lieber Holk. Des Menschen guter Engel ist die Zeit."

„Ach, daß Sie Recht hätten. Aber ich glaub' es nicht; die Zeit wird nicht Zeit dazu haben. Ich bin nicht Arzt, und vor Allem verzicht' ich darauf, in Herz und Seele lesen zu wollen. Trotzdem, so viel seh' ich klar, wir treiben einer Katastrophe zu. Man kann glücklich leben, und man kann unglücklich leben, und Glück und Unglück können zu hohen Jahren kommen. Aber diese Resignation und dieses Lächeln — das Alles dauert nicht lange. Das Licht unseres Lebens heißt die Freude, und lischt es aus, so ist die Nacht da, und wenn diese Nacht der Tod ist, ist es noch am besten."

* * *

Eine Woche später war eine kleine Festlichkeit auf Holkenäs, nur der nächste Freundeskreis war geladen, unter ihnen Arne und Schwarzkoppen, auch Petersen und Elisabeth. Man saß bis Dunkelwerden im Freien, denn es war trotz vorgerückter Jahreszeit eine milde Luft, und erst als drinnen die Lichter angezündet wurden, verließ man den Platz unter der Halle draußen, um in dem großen Gartensalon zunächst den Thee zu nehmen und dann ein wenig zu musiciren.

Denn Asta hatte sich während ihrer Pensionstage zu einer kleinen Virtuosin auf dem Clavier ausgebildet, was, seit sie zurück war, zu fast täglichen Begegnungen und Uebungsstunden mit Elisabeth geführt hatte. Heute nun sollte dem innerhalb der nächsten Tage aus seiner Arnewieker Stellung scheidenden Schwarzkoppen zu Ehren mancherlei Neues zum Vortrag kommen, und als das Hin- und Herlaufen der Dienerschaften und das Geklapper des Theegeschirrs endlich ein Ende genommen hatte, begannen beide Freundinnen ziemlich hastig in der Musikmappe zu suchen, bis sie, was sie brauchten, gefunden hatten, nur zwei, drei Sachen, weil Holk alles Musiciren als eine gesellschaftliche Störung ansah. Das Erste, was zum Vortrag kam, war ein Lied aus Flotow's „Martha", woran sich das Robert Burns'sche „Und säh' ich auf der Haide dort", unmittelbar anschloß, und als die letzten Zeilen auch davon unter allseitigem Beifall verklungen waren, kündete Asta der immer aufmerksamer gewordenen Zuhörerschaft an, daß nun ein wirkliches Volkslied folgen solle; denn Robert Burns sei doch eigentlich auch nur ein Kunstdichter.

Schwarzkoppen bestritt dies entschieden und sah sich dabei von Seiten Arne's unterstützt, der, in seiner Eigenschaft als Oheim, hinzusetzen durfte: „das sei so moderner Pensionsgeschmack," und einmal im Zuge, wär' er sicher noch weiter gegangen und hätte der derartig herausfordernden Bemerkungen noch mehrere gemacht, wenn nicht Holk im selben Augenblicke mit der wiederholten Frage, wie das vorzutragende Volkslied denn eigentlich heiße, dazwischen gefahren wäre.

„Dies Lied heißt gar nicht," antwortete Asta.

„Unsinn. Jedes Lied muß doch einen Namen haben."

„Das war früher so. Jetzt nimmt man die erste Zeile als Ueberschrift und macht Gänsefüßchen."

„Ja wohl," lachte Holk. „Gänsefüßchen; das glaub' ich."

Und nun schwieg der Streit, und nach einem kurzen Vorspiel Asta's begann Elisabeth mit ihrer schönen, dem Text wie der Composition gleich angepaßten Stimme:

„Denkst Du verschwundener Tage, Marie,
Wenn Du starrst ins Feuer bei Nacht?
Wünschst Du die Stunden und Tage zurück,
Wo Du froh und glücklich gelacht?"

„Ich denke verschwundener Tage, John,
Und sie sind allezeit mein Glück,
Doch die mir die liebsten gewesen sind,
Ich wünsche sie nicht zurück . . ."

Als dies Lied schwieg und gleich danach auch die Begleitung, eilten Alle, sogar Holk, auf den Flügel zu, um Elisabeth, die verlegen die Huldigungen in Empfang nahm, ein freundliches Wort zu sagen. „Ja," sagte Asta, die sich des Triumphes der Freundin freute, „so schön hast Du's noch nie gesungen." Alle wünschten denn auch die Strophe noch einmal zu hören, und nur Eine war da, die sich dem Wunsche nicht anschloß, weil ihr inmitten des allgemeinen Aufstandes nicht entgangen war, daß Christine, ganz so wie vor zwei Jahren bei Vortrag des schwermüthigen Waiblinger'schen Liedes, den Salon in aller Stille verlassen hatte.

Die, die dies wahrnahm, war natürlich die Dobschütz, der zugleich ein Zweifel kam, ob sie der Freundin folgen solle oder nicht. Zuletzt entschied sie

sich dafür und stieg die Treppe hinauf, um Christine in ihrem Schlafzimmer aufzusuchen. Da saß sie denn auch, die Hände gefaltet, die Augen starr zu Boden gerichtet.

„Was ist Dir, Christine? was hast Du?"

Und die Dobschütz kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

„Was hast Du?" wiederholte sie ihre Frage und sah zu ihr auf. Christine aber, während sie die Hand aus der Hand der Freundin löste, sagte leise vor sich hin:

„Und die mir die liebsten gewesen sind,
Ich wünsche sie nicht zurück."

Vierunddreißigstes Capitel.

Eine Woche war vorüber seitdem.

Es war eine milde Luft, und wäre nicht der wilde Wein gewesen, der sich mit seinen schon herbstlich rothen Blättern um einzelne Säulen von Schloß Holkenäs emporrankte, so hätte man glauben können, es sei wieder Johannistag und das schöne Fest, das ein Vierteljahr vorher ganz Angeln mit begangen hatte, werde noch einmal gefeiert. Denn nicht nur lag es hell und beinahe sommerlich, wie damals bei der Wiedertrauung des gräflichen Paares, über Schloß und Park, auch die lange festliche Wagenreihe, die heute, genau wie am Tage der erneuten Trauung, zahlreiche Gäste gebracht hatte, war wieder da. Dazu klangen auch die Glocken wieder weit ins Land hinein, und die Mädchen von Holkebye standen, wie damals beim Erscheinen des hochzeitlichen Zuges, das Dorf entlang und streuten ihre Blumen. Aber heute waren es weiße Astern, die sie streuten, und die, die vom Schlosse her des Weges kam, war eine Todte; vorauf Musik, hinter dem Sarge Holk und die Kinder und dann in langem Zuge die Verwandten und Freunde. Petersen stand am Kirchhofseingang und dem Zuge vorauf schritt er jetzt auf das Grab zu, das neben der baufälligen alten Gruft bereitet war. Hier angekommen, schwieg der Choral, alle Häupter entblößten sich, und dann senkten sie den Sarg hernieder, und die Erde schloß sich über Christine Holk. Ein Herz, das sich nach Ruhe sehnte, hatte Ruhe gefunden.

* * *

Julie von Dobschütz an Generalsuperintendent Schwarzkoppen.

Schloß Holkenäs, den 14. October 1861.

„Ew. Hochwürden wollen von unserer Freundin hören, deren Tod das Erste war, was Sie, nach Ihrem Amtsantritt in Ihrer alten Heimath, von hier aus erfuhren. Ich komme Ihrem Wunsche freudig nach, denn neben allem Schmerzlichen ist es mir immer wieder ein Trost und eine Erhebung, von der theuren Todten sprechen zu dürfen.

An dem Tage, wo Sie sie zuletzt sahen, reifte wohl ein Gedanke in ihr, den sie lange mit sich umhertragen mochte. Vielleicht entsinnen Sie sich des elegischen, beinahe schwermüthigen Volksliedes, das Elisabeth Petersen an jenem Abende vortrug — Christine verließ gleich danach das Zimmer, und ich glaube, daß es von dem Augenblicke an in ihr feststand. Ich fand sie tief erschüttert und bekenne, daß bange Ahnungen sofort mein Herz erfüllten, Ahnungen, die

niederzukämpfen mir nur dadurch gelang, daß ich mir den christlichen Sinn und die ganze Glaubensfestigkeit der theuren Entschlafenen vergegenwärtigte, den christlichen Sinn, der das Leben trägt, so lange Gott es will.

Der nächste Tag schien mir auch ein Recht zu diesem meinem Vertrauen geben zu sollen. Christine hatte sich, wie sie mir sagte, spät erst zur Ruhe begeben, aber ihr Aussehen zeigte nichts von Ueberwachtsein, im Gegentheil, eine Frische gab sich zu erkennen, wie ich sie, seit dem Tage ihrer Wiedervereinigung, nicht mehr an ihr wahrgenommen hatte. Sie war, als sie zum Frühstück kam, entgegenkommender und freundlicher als gewöhnlich, schlug einen beinah herzlichen Ton an und redete Holk zu, sich an einer für den zweitnächsten Tag festgesetzten Jagdpartie zu betheiligen, zu der er eben eine Einladung von Graf Baudissin erhalten hatte. Dann besprachen sie sonderbarerweise Toilettenangelegenheiten, sogar ganz ausführlich, aber freilich nur mit Rücksicht auf Asta, die nun über siebzehn sei und in die Gesellschaft eingeführt werden müsse, bei welchem Worte sich ihr Auge mit Thränen füllte.

So verging der Tag, und die Sonne stand schon tief, als sie mich aufforderte, mit ihr an den Strand zu gehen. „Aber," setzte sie hinzu, „wir müssen uns eilen und unten sein, eh' es dunkel wird."

Und gleich danach stiegen wir die Terrasse hinab. Unten angekommen, war ihr der Weg am Strande hin nicht recht, der Sand sei so feucht und ihr Schuhzeug so leicht, und so gingen wir denn auf den Steg hinauf, in einem Gespräch, in dem die Gräfin absichtlich jedes ernstere Thema zu vermeiden schien. Als wir endlich bis an die Plattform und die kleine Treppe gekommen waren, an der die Dampfschiffe anlegen, setzten wir uns auf eine Holzbank, die Holk seit kurzem erst an dieser Stelle hat aufstellen lassen und sahen in die Sonne, deren Widerschein auf dem nur wenig bewegten Meere fast noch schöner war als ihre Farbenpracht in dem Gewölk darüber. „Wie schön," sagte Christine. „Laß uns den Untergang hier abwarten. Freilich, es wird schon kalt, und Du könntest uns wohl unsere Mäntel holen. Aber bitte, spare Dir die Stufen und ruf' es bloß die Terrasse hinauf. Asta wird es schon hören."

Sie sprach das Alles mit einem Anflug von Verlegenheit, denn etwas Unwahres sagen, widerstrebte ihrer Natur; aber wenn diese Verlegenheit auch gefehlt hätte, so wäre mir das Ganze doch aufgefallen, weil ihre fast zu weit gehende Zartheit und Güte gegen mich es immer ängstlich vermied, irgend einen Dienst von mir zu fordern. Sie sah auch, welche Richtung meine Gedanken nahmen, aber ich durfte sie's doch nicht klar und unumwunden wissen lassen, was an Besorgniß in meiner Seele vorging, und so ging ich denn den Steg wieder zurück und die Terrasse hinauf, denn das mit dem „Hinaufrufen bis Asta es höre," war nur so hingesagt worden.

Als ich wieder am Ausgang des Steges ankam, fand ich die Gräfin nicht mehr und wußte nun, was geschehen. Ich eilte zurück, um Hülfe zu holen, trotzdem ich sicher war, daß Alles nutzlos sein würde. Holk war wie betäubt und wußte sich nicht Rath. Endlich aber wurde das Dorf allarmirt und bis in die Nacht hinein suchte man an Steg und Strand. Auch Boote wurden abgelassen und fuhren ins Meer hinein, auf eine nur von wenig Wasser überspülte Sandbank zu, die dem Stege quer vorliegt. Aber durch Stunden hin ohne jeden Er-

folg, und erst am anderen Morgen kamen Holkebyer Fischer aufs Schloß und meldeten, daß sie die Gräfin gefunden hätten. Wir gingen nun alle hinunter. Der Ausbruch stillen Leidens, den ihr Gesicht so lange getragen hatte, war dem einer beinah' heiteren Verklärung gewichen, so sehr bedürftig war ihr Herz der Ruhe gewesen. Und auf einer Bahre, die man aus der Kirche herbeigeschafft hatte, trug man sie nun, weil man die Steigung der Terrasse vermeiden wollte, durch die Düne bis ins Dorf und dann den mäßig ansteigenden Parkweg hinauf. Alles drängte herzu, und die armen Leute, für die sie gesorgt, wehklagten, und bittere Worte wurden laut, die der Graf, so hoffe ich, nicht hörte.

Wie das Begräbniß war und wie Petersen sprach, der an diesem Tage, das muß ich bezeugen, auch das rechtgläubigste Herz zufrieden stellen konnte, das haben Sie gelesen in dem „Arnewieker Boten", den Ihnen Baron Arne geschickt hat und vielleicht auch in den „Flensburger Nachrichten".

Ich habe nur noch hinzuzufügen, was vielleicht angethan ist, uns über den Seelenzustand der Gräfin und über das, was sie den letzten Schritt thun ließ, ins Klare zu bringen. In derselben Stunde noch, als wir sie vom Strand heraufgebracht hatten, gingen wir auf ihr Zimmer und suchten, ob sich nicht ein Abschiedswort fände. Wir fanden auch wirklich mehrere Briefbogen, deren Anredeworte zeigten, daß sie den Willen gehabt hatte, von den ihr Zunächststehenden, von Holk, von Arne und auch von mir Abschied zu nehmen. Den Ueberschriften an Arne und mich waren ein paar Worte wie „Habe Dank" und „wenn Du diese Zeilen liest" hinzugefügt, aber Alles war wieder durchstrichen und dem Bogen mit der Anrede „lieber Holk" fehlte auch das. Dafür war dem für Holk bestimmten Bogen ein zerknittertes und dann wieder sorgsam glatt gestrichenes Blatt eingelegt, darauf das Lied stand, das Elisabeth Petersen, unmittelbar vor Holk's Abreise nach Kopenhagen, gesungen und dessen Vortrag damals, ähnlich wie jetzt das vorerwähnte Volkslied aus dem Englischen, einen so tiefen Eindruck auf Christine gemacht hatte. Dieses jüngst gehörten Volksliedes werden sich Ew. Hochwürden sicherlich noch erinnern, aber das früher gehörte wird Ihrem Gedächtniß entschwunden sein, weshalb es mir gestattet sein mag, der ersten Strophe desselben hier eine Stelle zu geben. Diese Strophe lautete:

Die Ruh' ist wohl das Beste
Von allem Glück der Welt;
Was bleibt vom Erdenfeste,
Was bleibt uns unvergällt?
Die Rose welkt in Schauern,
Die uns der Frühling gibt;
Wer haßt, ist zu bedauern,
Und mehr noch fast, wer liebt.

Die letzte Zeile war leis und kaum sichtbar unterstrichen. Eine ganze Geschichte lag in diesen verschämten Strichelchen.

Ihnen wird Ihr Amt und Ihr Glaube die Kraft geben, den Tod der Freundin zu verwinden, aus meinem Leben aber ist das Liebste dahin, und was mir bleibt, ist arm und schal. Asta bittet, sich Ihnen empfehlen zu dürfen, ebenso Elisabeth Petersen.

Ew. Hochwürden ergebenste
Julie von Dobschütz.

Niels W. Gade.

Von

Philipp Spitta.

Der am 22. December 1890 erfolgte Tod des größten Componisten, den Dänemark sein eigen nennen durfte, hat in Deutschland nicht ganz den hohen Grad von Theilnahme erregt, welchen Mancher erwartet haben mag. Gade's Musik stand noch vor zwanzig Jahren bei uns in großer Beliebtheit, seitdem ist das Interesse an ihr merklich geringer geworden. Während es Ende der sechziger Jahre noch viele Kreise gab, welchen ihn als den hervorragendsten lebenden Componisten auf dem Gebiete der Orchester- und Kammermusik verehrten, erwuchs ihm doch schon damals in Brahms ein gefährlicher Nebenbuhler, der ihn allmälig in die zweite Linie drängte. Die Aufregung, von der die musikalische Welt durch Wagner's Werke erfaßt wurde und die immer weitere Wellenringe zog, das Eindringen dieser Werke auch in die Concertinstitute und die Ueberreizung des Kunstgeschmackes, die geringschätzige Haltung, welche gewisse Kreise gegen die verwandte Kunst Mendelssohn's und Schumann's unter Berufung auf den sogenannten überwundenen Standpunkt einnahmen, hat vielleicht noch mehr dazu beigetragen, gegen die Musik des dänischen Meisters gleichgültiger zu stimmen. Es kam hinzu, daß Gade selbst in seinen späteren Werken, so hervorragende Eigenschaften diese immer noch besaßen, doch eine Abnahme der früheren Frische und Ursprünglichkeit bemerken ließ. So ist die Welt einmal beschaffen, daß sie vom mitlebenden Künstler fortdauernde Anreizung verlangt, soll sie ihm treu bleiben. Hinter den immer neu herandrängenden Wogen, welche das Schiff der öffentlichen Meinung dahintragen, verschwindet ihr sonst allzubald sein Bild.

Später kommt dann eine Zeit, wo das wahrhaft Bedeutende wiederauftaucht und über dem Wogenschaum des Tagesgeschmacks aus ruhiger Ferne leuchtet. Im Vertrauen, daß diese Zeit auch für Gade eintreten wird, brauchen wir manche Erfahrungen der letzten Monate und gewisse Stimmen, die über den Werth seiner Werke unter uns laut wurden, nicht allzu ernsthaft zu nehmen.

Was der Mann seinem engeren Vaterlande und dem skandinavischen Norden überhaupt bedeutet hat, kann von Deutschland aus kaum dargelegt werden; ich

wenigstens getraue mich nicht, es zu thun. Wir wissen wohl, welch' unbegrenztes Ansehen und allumfassende Verehrung er dort genossen hat. Aber um den Tastsinn zu besitzen für die Innigkeit seines Zusammenhanges mit dem Geiste der Stammesgenossen, insbesondere des dänischen Volkes mit seinem hochgesteigerten Nationalgefühl, dazu müßte man wohl selbst ein Däne sein. Die kurzen Betrachtungen, welche ich hier anstellen möchte, geschehen von einem anderen Standpunkte der Beobachtung aus. Gade hat wichtige Jahre seines Lebens in Deutschland verbracht. Zu den größten deutschen Tonmeistern der Zeit stand er in engen äußern und inneren Beziehungen. Von Leipzig aus drang sein Ruhm zuerst in die weite Welt. Hier schuf er eine Anzahl hervorragender Compositionen. An der Spitze des Gewandhausconcert-Vereins nahm er als Mendelssohn's Nebenmann und Nachfolger seine erste Dirigentenstelle ein. Seine Vocalwerke sind zum Theil über deutsche Dichtungen gesetzt; er ließ zeitlebens seine Compositionen am liebsten durch deutsche Verleger der Welt vermitteln. Wir haben wohl das Recht, ihn zu einem Guttheil als den Unsrigen zu betrachten, und das deutsche Volk hat sich immer so zu ihm gestellt. Gounod, Bizet, Verdi — so viel ihre Werke bei uns aufgeführt werden, sie sind unserem Empfinden doch immer die Ausländer geblieben. Mit Gade wohnten wir unter einem Dache, wie ein Bruder ist er aus- und eingegangen, und wenn den Dänen gewisse Weisen seiner Musik noch eigenartiger innerlich widerklingen werden, in der Herzlichkeit des gesammten Verständnisses glauben wir ihnen nicht nachzustehen.

Es ist nicht das Gemeingefühl germanischen Urstammes allein, was dies zuwege gebracht hat. Eine Frucht langen gemeinsamen geistigen Strebens ist in Gade's Kunst hervorgewachsen. Jahrhunderte hindurch haben Dänen und Deutsche in allen Künsten und Wissenschaften lebendigen Austausch gepflogen. Im vorigen Jahrhundert scheint es manchmal, als wären auf diesem Gebiete beide nur eine einzige Nation. Auch in neuerer Zeit hat eine engere Verbindung noch bestanden, bis das Jahr 1848 sie zerriß. Gade liebte sein Vaterland mit Leidenschaft, und die politischen Ereignisse von damals, vollends der Krieg von 1864 sind auf seine Haltung Deutschland gegenüber nicht ohne Einfluß geblieben. Er mied Jahre hindurch unser Land, und daß er im August 1871 zum Beethoven-Feste in Bonn erschien, wurde als etwas Außerordentliches bezeichnet. Die politische Verstimmung milderte sich allgemach; Pfingsten 1881 war er zum Niederrheinischen Musikfeste in Düsseldorf anwesend; er gedachte auch im Mai des laufenden Jahres zur Centenarfeier der Singakademie nach Berlin zu kommen. Seinen musikalischen Freunden in Deutschland ist er aber unerschüttert treu geblieben, wie es auch nicht anders sein konnte. Fiel doch seine Jugend und früheste Blüthe in die Zeit, da die Verbitterung zwischen Deutschen und Dänen noch nicht um sich gegriffen hatte und für die letzteren am allerwenigsten Grund zu einer solchen vorhanden war.

Eine Geschichte der Musik in Skandinavien ist noch nicht geschrieben, und wenn die Aufgabe einmal in Angriff genommen werden sollte, würde es nicht leicht zu entscheiden sein, ob es besser von dort oder von Deutschland aus geschähe. Soviel scheint sicher, daß es zweihundert Jahre hindurch vorzugsweise deutsche Musiker waren, welche in Dänemark das Feld bestellten, und daß man

während des größeren Theiles dieser Zeit von einem dänischen Charakter der dortigen Musik in dem Sinne, wie man von französischer, italienischer, englischer Musik sprechen kann, nicht viel gewahr wird. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges war es Heinrich Schütz, der größte deutsche Componist seiner Zeit, welcher Jahre hindurch die Richtung für die Musik am Königshofe zu Kopenhagen angab. Im December 1633 wurde er dort mit besonderen Vergünstigungen als Capellmeister angestellt; König Christian IV. bestimmte selbst, daß man ihm zu seinen Musikübungen den Saal neben des Königs Gemach einräumen solle, und sorgte dafür, daß die Musikanten ihm gebührlich Ordre parirten. Sein Aufenthalt dauerte zunächst bis zum Jahre 1635; in der Folgezeit ist er noch mehrere Male von Dresden herübergekommen. Eines seiner vorzüglichsten Werke hat er 1647 dem damaligen Kronprinzen von Dänemark gewidmet; einer seiner besten Schüler, der Thüringer Matthias Weckmann, wurde in den vierziger Jahren sein Nachfolger im Capellmeisteramt zu Kopenhagen. Schauen wir auf die zweite Hälfte des Jahrhunderts, so glänzt uns Dietrich Buxtehude's Name entgegen. Der größte nordische Orgelmeister seiner Zeit ist zwar in Helsingör auf Seeland geboren (1637), sein Vater war an der Olai-Kirche daselbst Organist. Aber der Name zeigt, daß die Familie keine dänische gewesen sein kann, sondern aus den Gegenden der Unterelbe stammen muß. Wie sie ihrer Zeit nach Dänemark übersiedelt war, kehrte ihr berühmtester Sohn im Jahre 1667 nach Deutschland zurück und wurde Organist an der Marienkirche zu Lübeck. Aber sein Einfluß auf den skandinavischen Norden blieb nachhaltig ein großer und muß sich, wie die Bestände der Universitäts-Bibliothek zu Upsala ausweisen, auch über Schweden erstreckt haben. Wie Schütz im 17., so stand Reinhard Keiser im 18. Jahrhundert zum Kopenhagener Hofe, oder doch annähernd so. Er ist als Capellmeister nur zwei Jahre dort in Thätigkeit gewesen (1722—1724), aber seine Musik hat tiefen Eindruck gemacht und gewiß nicht nur die eigens für Kopenhagen geschaffene: bei dem regen Verkehr zwischen Hamburg und Dänemark muß die gesammte Kunst des genialsten deutschen Operncomponisten seiner Zeit den nordischen Nachbarn nahe getreten sein. Nicht weniger ist dies hernach mit Emanuel — des Hamburger — Bach's Musik der Fall gewesen; Niels Schiörring, der Herausgeber des dänischen Choralbuchs, an welchem Emanuel Bach mitgearbeitet hat, gehörte zu seinen Schülern. Von Hamburg aus wurde ferner Johann Adolph Scheibe im Jahre 1744 als Capellmeister nach Kopenhagen berufen, wo er bis zu seinem Tode verblieb, wenn auch nicht eben durch seine Compositionen, so doch durch seine musikalische Gelehrsamkeit und umfassende Bildung deutsches Kunstwesen dort in Geltung erhaltend.

Schütz, Weckmann, Keiser, Bach, Scheibe waren Mitteldeutsche gewesen. Nach ihnen beginnt eine Zeit, in welcher vorzugsweise niedersächsische Musiker das Wachsthum der Tonkunst in Dänemark bestimmen, und jetzt werden die ersten Anzeichen sichtbar, daß hier die Musik einen besonderen Charakter annehmen will. Die Erscheinung ist merkwürdig genug, denn sie tritt in Fortsetzung der Rolle auf, welche die Niedersachsen im siebzehnten bis achtzehnten Jahrhundert in der Musik Deutschlands spielten. Aus diesem Stamme, der allgemein als künstlerisch

nur gering begabt gilt, waren jene Orgelmeister wie Scheidemann, Schildt, Tunder, Buxtehude, Bruhns, Lübeck, Leyding, Delphin und Adam Strungk hervorgegangen, die die Bewunderung ihres Jahrhunderts genossen. Es ist auch ein Zug innerer Verwandtschaft zwischen Niedersachsen und Dänen unverkennbar, und ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich diesen schon aus Buxtehude's tiefsinnigen und phantastischen, schwermüthig träumenden und mächtig aufbrausenden Orgelcompositionen heraushöre: es steckt vom Wesen des Meeres etwas in ihnen. Die Geschichte der modernen dänischen Musik hebt mit 1787 an, dem Jahre, in welchem Johann Abraham Peter Schulz, aus Lüneburg gebürtig, Capellmeister in Kopenhagen wurde. Die Pflege des nationalen Volksliedes in dichterischer und musikalischer Hinsicht war damals ein allgemeines Zeichen der Zeit. Es ist unnöthig, hier noch einmal darauf hinzuweisen, wie diese neue Bewegung entstanden ist und wie sie in Deutschland an Klopstock und Herder anknüpfte, auf Klopstock's Stellung in Dänemark, auf die führende Rolle, die der niedersächsische Hainbund in ihr spielte. Von dieser Bewegung getragen, hatte Schulz seine „Lieder im Volkston" geschrieben, von denen zwei Theile 1782 erschienen. Der erste beginnt mit dem Liede „An die Natur" des Grafen Leopold Stolberg, der damals Minister in Kopenhagen war; außer ihm haben Bürger, Voß, Claudius und Hölty die meiste Berücksichtigung gefunden. Als Schulz den dritten Theil herausgab, war er schon drei Jahre in seinem dänischen Amte. Seine Lieder erschienen alsbald mit dänischer Uebersetzung; an dem Unternehmen war wiederum Schiörring betheiligt, der sich, durch Schulz angeregt, als Componist volksthümlicher dänischer Lieder selbst mit Glück versuchte. Schulz hat dann auch als Componist dänischer Opern sowie in der Oratorien- und Kirchenmusik eine reiche Thätigkeit in Kopenhagen entfaltet. Eine der bedeutsamsten Anregungen aber gab er 1790 durch seine inhaltreiche kleine Schrift, „Gedanken über den Einfluß der Musik auf die Bildung des Volks, und über deren Einführung in den Schulen der königlich dänischen Staaten."

Ihm gesellte sich in Friedrich Ludwig Aemil Kunzen aus Lübeck eine andere hervorragende Kraft. Schulz, der das gleichgestimmte Talent in ihm erkannte, setzte 1789 die Aufführung von Kunzens erster Oper in Kopenhagen durch. Die Oper hieß „Holger Danske", doch würde man irren, wenn man als Inhalt der von Jens Baggesen verfaßten Dichtung einen dem dänischen Volksbuche entnommenen Stoff vermuthete. Es ist nichts Anderes als der Stoff von Wieland's „Oberon", nur daß statt des Hüon von Bordeaux der dänische Held eingesetzt ist. Aber zwei eigenthümliche Züge treten doch hervor: die Lust an nationalen Gestalten und an dem Phantasiespiel mit Naturgeistern. Wirklich ist diese Oper die erste, durch deren Musik ein wenngleich nur erst schwacher Klang der Nordlandsharfe zittert. Es wird recht einleuchtend, wenn man den gleichzeitigen „Oberon" des Wieners Wranitzky vergleicht. Kunzen lebt wirklich in der Zauberwelt, die dem Süddeutschen nur ein unterhaltender Spaß ist. Er findet ahnungsvollere Töne für das Leben der Elemente, als irgend Jemand seiner Zeit und Melodien von einem zarten, durchsichtigen Incarnat, das zu den lebenglühenden Gesichtern südlicher Weisen einen starken Gegensatz bildet. An Mozart und die

Italiener erinnert in dieser Musik nichts, außer den Dingen, welche damals in allen Opern Gemeingut waren; viel entschiedener macht sich Gluck als Vorbild bemerkbar. Aber auch jene von Schulz gefundene volksthümliche norddeutsche Liedweise klingt an, in einigen Instrumentalsätzen der Volkstanz, und mit dem Liede vom Ritter Oller tritt zum ersten Male die nordische Ballade in einer congenial erfundenen Weise in die Opernmusik ein. In dem großen Erfolge, den „Holger Danske" hatte, offenbarte sich denn auch, daß das dänische Volk sich von dieser Musik innerlich getroffen fühlte. Kunzen verließ noch einmal Dänemark, kehrte aber 1795 als Nachfolger von Schulz dahin zurück, nachdem er sich inzwischen in Deutschland mit Mozart's Musik vertraut gemacht hatte. Er hat dann noch eine große Anzahl dänischer Opern geschrieben. 1817, im Geburtsjahre Niels W. Gade's, ist er gestorben.

Seine Erbschaft traten Friedrich Kuhlau aus Uelzen und C. E. F. Weyse aus Altona an. Kuhlau hatte die glänzenderen Erfolge: im Jahre 1811 erschien der Fünfundzwanzigjährige zuerst in der Öffentlichkeit Kopenhagens; nach drei Jahren gewann er sich die dauernde Gunst der Dänen durch seine Erstlingsoper „Die Räuberburg". Wenn in neuerer Zeit von dänischer Seite angedeutet worden ist, die Eigenart der romantischen Oper sei in Dänemark eher zur Erscheinung gekommen, als in Deutschland, so kann das freilich nicht schlechthin zugestanden werden, aber etwas Wahres ist daran. Was Kuhlau betrifft, so war er ein äußerst geschickter Musicus, aber als Componist nur Anempfinder, nicht Selbstschöpfer. In der „Räuberburg" lehnt er sich an Cherubini an, was damals fast alle deutschen Operncomponisten thaten. „Lodoiska" ist das Hauptvorbild, schon die vielfachen Aehnlichkeiten des Gegenstandes mußten dies bewirken; am Anfange des dritten Actes findet sich eine Studie nach dem „Wasserträger", zu dem canonischen Terzett hat „Faniska" das Muster geliefert. Anklänge an Mozart und andre treten mehr nur in Einzelheiten hervor. Nun wurzeln zwar auch die deutschen Romantiker vielfältig in Cherubini's Musik, aber sie stellen Werke mit einheitlichem musikalischem Gepräge hin. Was an der „Räuberburg" neu war und auch jetzt noch seinen Reiz nicht ganz verloren hat, ist durch Anregung der Dichtung entstanden. Thatsächlich ist es auch Oehlenschläger gewesen, der das dramatische Talent Kuhlau's entdeckt, gelockt und eigens für ihn die „Räuberburg" verfaßt hat. Daß er unter einem starken Eindrucke von Schiller's „Räubern" gearbeitet haben muß, sieht ein Jeder. Aber der revolutionäre Grundzug des deutschen Werks ist bis auf die Spur getilgt, eine gegenwartvergessene Romantik hat sich an seine Stelle gesetzt: Rosen der Provence sollen duften, Troubadourweisen erklingen, grüne Wälder, aus denen finstere Felsenschlösser aufragen, bilden die Scenerie. Kuhlau hat nach dem Maß seiner Begabung den Anforderungen des Dichters gerecht zu werden gesucht. Einiges, wie die Eingangsscenen: Aimar's Verirrtsein, Camillo's wehmüthige Hornmelodie aus Waldesdunkel, ihr Aufstieg zu der verhängnißvollen Burg im Abendroth, auch die Romanze der Ritterfräulein im Burggarten, strömt einen stärkeren Duft der Romantik aus, als ihn deutsche Opern bisher zu empfinden gaben. Aber diesen Duft verbreitet im Grunde nicht die Musik, sondern das Gedicht. Man denke sich einen Weber über dieser Dichtung, und was wir dann erlebt hätten! Wenn

aber die Dänen sich bisher größtentheils von deutscher Musik genährt hatten, nach einer Richtung hin gewannen sie uns schon jetzt einen unschätzbaren Vorsprung ab. In Dichtung und Musik gingen ihre besten Kräfte Hand in Hand. Bei uns herrschte zwischen Beiden ein Zwiespalt, der auch in der Folgezeit niemals ganz geschlichtet ist, so große Opfer auf beiden Seiten gebracht wurden. Mit welchen Operntexten mußten sich unsere edelsten Geister behelfen; wie hoch erkennen wir es schon an, wenn ihre Vorlagen nur erträglich waren! Die deutschen Dichter hielten sich entweder zu vornehm, für Musik zu schreiben, oder verstanden von dieser Kunst zu wenig. Bei uns ist die romantische Oper ohne wesentliche Mitwirkung der gleichzeitigen Poesie entstanden. Die dänischen Dichter haben jene Selbstgenügsamkeit ihrer deutschen Kunstgenossen nie gekannt; freilich hatten sie es auch leichter, ihre Musiker mit sich zu ziehen, denn deren Gepäck wog damals nicht eben schwer. Aber die Einheitlichkeit des Kunstlebens ist es nun doch, was jetzt als auszeichnendes Merkmal gegenüber Deutschland hervortritt, und in diesem harmonischen Zusammenklang nimmt die Musik den nordisch-nationalen Charakter an.

Es ist wichtig, sich zu erinnern, daß mit Kuhlau's erstem Auftreten die ersten umfassenden Sammlungen skandinavischer Volkslieder zusammenfallen. Abrahamson, Nyerup und Rahbeck gaben in Kopenhagen von 1812—1814 in fünf Bänden Udvalgte danske Viser fra Middelalderen heraus, denen 1821 zwei Bände Danske Viser, von Nyerup und Rasmussen gesammelt, folgten. Geijer's und Afzelius' berühmtes Sammelwerk Svenska Folkvisor erschien von 1814—1816 in drei Bänden in Stockholm. Daß Kuhlau aus diesem unerschöpflichen Quickborn seine Kunst verjüngt hätte, kann man wahrheitsgemäß nicht behaupten; ich gestehe, daß ich von einem nordischen Zuge in seinen Melodien auch nicht die Andeutung entdecken kann. Auch nicht in „Lulu", seinem reichsten und reifsten Werke, das ihm C. F. Güntelberg nach dem Märchen aus Wieland's Dschinnistan dichtete, eine ins Nordische übersetzte „Zauberflöte". Ueberall hat Kuhlau die Intentionen der Dichtung ausgeführt, angemessen, äußerst gewandt, oft in wirklich reizvoller Art; aber sein Verhältniß zur Sache bleibt doch ein äußerliches, eine Verdolmetschung, keine Wiedergeburt. Daß der romantische Ton von Anfang bis zu Ende viel stärker durchklingt, als in der zehn Jahre älteren „Räuberburg," erklärt sich leicht. Inzwischen war Spohr mit „Faust" und „Zemire" und war Weber mit dem „Freischütz" und der „Preciosa" aufgetreten. Kuhlau, wenn ihm auch im „Freischütz" Manches nicht behagte, ging doch mit seiner Zeit. Und diese Anschmiegsamkeit machte ihn endlich auch auf dem Gebiete des Volksliedes noch zu einem verdienstlichen Vermittler und Förderer. Er schrieb 1828 zu J. L. Heiberg's Schauspiel „Erlenhügel" Ouverture und Gesänge und benutzte dazu fast ausschließlich Nationalmelodien. Hier hat er sich an eine Aufgabe gemacht, für welche sein anempfindendes Talent wie geschaffen war, und sie in vollendeter Weise gelöst. Die Wirkung, welche dieses Werk, das bis heute zu den beliebtesten gehört, auf das dänische Volk ausgeübt hat, wird nicht leicht überschätzt werden können, und Kuhlau mit dem „Erlenhügel" gewiß noch lange unter den Dänen fortleben.

Weyse, Kuhlau's um zwölf Jahre älterer Freund, entbehrt der bestechenden Eigenschaften, die Jenen auszeichneten. Ich möchte indessen vermuthen, daß er tiefer und nachhaltiger gewirkt hat. Getragen von der Woge nationaler Dichtung wurde auch er; Oehlenschläger und Boye haben ihm lebendige und stimmungsvolle Opernbücher gegeben, zahlreiche Lieder der besten dänischen Dichter hat er mit Musik versehen. Im Vergleich zu Kuhlau hat er etwas Altmodiges, aber die größere Ursprünglichkeit ist bei ihm. Moscheles meinte, allein durch seine Clavierstücke Op. 8 habe sich Weyse einen Platz unter den ersten lebenden Componisten gesichert; Schumann, der noch im Jahre 1836 nur dies eine Werk von ihm kannte, bewunderte den Phantasiereichthum und die markige Gestaltung dieses „Originalgeistes, wie wir nicht viele aufzeigen können", und möchte Männer wie ihn „am liebsten jenen einsamen Leuchtthürmen vergleichen, die über das Ufer der Welt hinausragen." Ueber den Componisten Kuhlau ist wohl niemals ein solches Urtheil vernommen worden. In Weyse's Gesängen begegnen uns, schärfer ausgeprägt, gewisse Züge, die schon im „Holger Danske" auffallen: eine zarte, knospenhafte Empfindung, um die aber eine ganz eigene Helle und Klarheit schwebt, wie in Oehlenschläger's Vaarsang (Frühlingslied): „Endelig revned de hængende Skyer" und wiederum ein düsterer, alterthümlicher Balladenton, wie im Gesang „Abelone's Det blanke Sværd paa Væggen hang" aus der Oper Sovedrikken (Der Schlaftrunk), in Goethe's „Erlkönig" und in Oehlenschläger's Uebertragung des „Königs in Thule". Den Elfengesängen in seiner Oper „Floribella" liegt ein tieferes Gefühl für das Charakteristische zu Grunde, als es Kuhlau besaß. Der ernste Sinn des Mannes offenbart sich auch in seiner Pflege der Chor- und Kirchenmusik. Mit der Sammlung von zweimal fünfzig „Alten Heldenliedern" (Gamle Kæmpevise-Melodier), welche er mit Clavierbegleitung versah und am Ende seines Lebens herausgab, hat er seinem Volke ein edles Geschenk hinterlassen. Mir ist nicht bekannt, daß Gade mit Kuhlau in Berührung gekommen ist; es hätte dies nur in seiner frühen Jugend geschehen können, da Kuhlau schon 1832 starb. Wohl aber bestanden Beziehungen zwischen ihm und Weyse, und dies kann man nur natürlich finden, denn der alte Meister war wohl geeignet, die Flamme nationalen Kunstgefühls in dem Jüngling zu nähren.

In der skandinavischen Welt fand die deutsche romantische Oper ein Verständniß, dessen Innigkeit und Tiefe unserm eigenen kaum nachsteht, und einzelnen Werken gegenüber sich sogar dauerhafter gezeigt hat, als bei uns selbst. Der phantastische Zug, welcher bald aus fernen Ländern und Völkern sich die Stoffe holt, bald in der geheimnißvollen Sagenwelt des germanischen Volkslebens Einkehr hält, der Drang, fremdländischer bisher übermächtiger Musik die nationale Weise entgegenzusetzen, die Schätzung des Volksliedes als des gedrängtesten Ausdrucks derselben, die Sehnsucht, das germanische Naturgefühl in einer vollgenügenden musikalischen Sprache zu ersättigen — aus all diesem hatte ja unsere romantische Oper ihre wesentlichen Merkmale gewonnen. Den stammverwandten Skandinaviern klangen bei ihren Tönen tiefinnere Saiten des Gemüthes mit, und das Gefühl für die nationale Eigenart, das wir erst wieder in uns großziehen mußten, hatten sie sich immer gewahrt gehabt. Kein Wunder, daß in Dänemark

Weber's Opern wie Blitze zündeten und ihren Inhalt durch alle Adern des Volkslebens ergossen bis in seine untersten Schichten hinein. Ein bedeutsames Beispiel: die Zigeunermusik in der achten Scene des zweiten Actes der „Preciosa" ist auf Langeland und in Jütland ein allgemein beliebter Bauerntanz geworden, und selbst der vortreffliche Berggreen scheint sich seines Ursprungs nicht mehr erinnert zu haben, als er ihn in die große Sammlung seiner dänischen Volkslieder und Volkstänze aufnahm (Nr. 270). Kaum weniger stark schlug Marschner durch, als er 1836 den „Hans Heiling" in Kopenhagen selbst zur Aufführung brachte; die dänischen Studenten feierten ihn mit einem von Oehlenschläger verfaßten Gedichte, und nicht lange hernach wurden Verhandlungen angeknüpft, ihn als Capellmeister zu gewinnen, die, wenn sie Erfolg gehabt hätten, ihn vielleicht zu einem neuen Aufschwung als Componist gekräftigt haben würden. „Hans Heiling" gehört — und hierin beschämen uns die Dänen — bis heute zu ihren beliebtesten Opern. Aber auch das „Schloß am Aetna" und den „Templer und die Jüdin" haben sie sich angeeignet. Mit geringerer Kraft hat Spohr gewirkt und, wie mir scheint, mehr als Instrumentalcomponist; als solcher hat er freilich leicht erkennbare Spuren bei den dänischen Componisten zurückgelassen; hierzu mag die verwandte Stimmung niedersächsischen Wesens wieder das Ihrige beigetragen haben.

Aber auch nach dem Eintritt dieses neuen starken Stromes deutscher Musik in das Culturleben der Dänen wurde die Einheitlichkeit desselben nicht gesprengt. Der Nationalgeist war mächtig genug, die fremden Elemente aufzusaugen. Ein neuer Punkt wird nunmehr klar, in dem sie sich uns überlegen zeigen. Die Pflege des Volksthümlich-Eigenartigen ist bei uns mit mehr oder weniger Bewußtheit von den größten neueren Componisten unternommen worden; das Gelingen verdanken sie der Kraft ihres Genies. Aber auf ein sicherstes Hülfsmittel, zum Ziele zu kommen, mußten sie fast ganz verzichten: der Quell des Volksliedes floß für sie spärlich. Wohl besaßen einst die Deutschen einen überreichen Schatz von Volksgesängen, und die Musik des 15. und 16. Jahrhunderts zeigt, wie er der höheren Kunst zu Gute gekommen ist. Aber die Verbindung mit jenen Zeiten hatte der dreißigjährige Krieg zerschnitten. Nach ihm verstummt der weltliche Volksgesang auf hundert Jahre fast gänzlich; nur das kirchliche Volkslied blüht bescheiden noch eine Weile fort, wie es denn auch die evangelische Kirche war, in deren Schutze ältere Gesänge sich erhielten. Von den weltlichen Liedern aber, die heute im Munde des Volkes leben, sind auch die ältesten kaum viel über hundert Jahre alt. Wie so vieles Andre, mußten wir uns auch das Volkslied neu schaffen. Die Skandinavier haben einen solchen Zustand nicht gekannt. Sie haben im dreißigjährigen Kriege erfolgreich geholfen, unsere Cultur zu zertreten, aber ihnen selbst ist eine Krisis, die bis an den Rand der Vernichtung führte, erspart worden. Eine Liederfülle von unvergleichlicher Schönheit und Eigenthümlichkeit ist ihnen aus alten Zeiten lebendig geblieben. Seit sie sich des Werthes desselben wieder voll bewußt geworden sind, was am Anfange unseres Jahrhunderts geschah, war es unmöglich, daß diese Gesänge auf den Musiksinn der Allgemeinheit und auf die Erfindungskraft ihrer Componisten für die Dauer ohne Einfluß blieben. In ihnen besaßen sie eine Wünschelruthe,

welche sie auf den Schatz der in ihrem Volke verborgen ruhenden Kunstkraft hinwies; sie brauchten sie nur verständnißvoll zu handhaben, um den Schatz zu heben.

Wenn ich recht beobachtet habe, macht sich heute bei uns eine Anschauung geltend, als ob Gade ein musikalisch ausnahmsweise veranlagter Däne gewesen sei, der sich nach deutschen gleichzeitigen Mustern gebildet, und was er von diesen gelernt, seinen Landsleuten mundgerecht gemacht habe. Ich glaubte deshalb, die geschichtlichen Hauptsachen hier kurz andeuten zu dürfen, weil aus ihnen von selbst hervorgeht, daß die Lage der Dinge eine andre ist. Nicht um eine simple Danisirung deutscher Musik handelt es sich, sondern um eine von langer Hand her vorbereitete Mischung, zu welcher das dänische Volk seinen wahrlich nicht werthlosen Theil beigetragen hat. Gade's Musik erwuchs aus einem Boden, der durch zahllose Keime altadelig deutscher Kunst befruchtet, aber in einer Luft, die durch den Sonnenschein nationaler Poesie erwärmt und mit den Klängen heimathlicher Urweisen gesättigt war. Daß unter solchen Bedingungen etwas ganz Neues entstehen kann, wird Niemand leugnen, der ähnliche Vorgänge in der Kunstgeschichte zu beobachten im Stande war. Dies Neue bricht auch bei den Dänen nicht mit überraschender Plötzlichkeit hervor, es kündigt sich für den, der aufmerksam lauscht, schon lange vorher an. Merkwürdig ist, daß der Entwicklungslauf sich Generationen hindurch auf Paare von Künstlern stützt. Wie Schulz und Kunzen, wie Weyse und Kuhlau zusammengehören, so J. P. E. Hartmann und Gade.

Der verehrungswürdige Nestor der dänischen Musiker — das ist der 1805 geborene Hartmann längst — führt seinen Stammbaum zwar auch auf deutsche Ahnen zurück. Aber die Familie ist schon im vorigen Jahrhundert aus Schlesien eingewandert. Berggreen hat in seinen „Dänischen Volksliedern" dem Begründer der dänischen Linie ein kleines sinniges Denkmal gesetzt: hinter „Liden Gunver" von Joh. Ewald (Nr. 17), einem Liede, das mit Schiörring's Melodie in den Volksmund übergegangen ist, findet sich die Bemerkung: „harmonisirt nach Joh. Hartmann, geb. 1726, gest. 1793." Eine ähnliche Bemerkung findet sich in der Sammlung nur noch einmal: bei Tordenskjolds Vise (Nr. 61) liest man am Ende der Begleitung „Niels W. Gade." So erscheinen die beiden durch die Kunst und durch ein Familienband verknüpften Namen auch in diesem monumentalen Werke dänischer Volksmusik vereinigt. Hartmann's Werke sind in Deutschland wenig bekannt, und die Frage wäre hier wohl aufzuwerfen, ob wir nicht die Pflicht hätten, etwas schärfere Ausschau zu halten nach dem, was jenseits des baltischen Meeres vorgeht, anstatt selbstgenügsam uns höchstens das gefallen zu lassen, was man uns von dort ins Land trägt. In Dänemark steht J. P. E. Hartmann in hohem und, wie mir scheint, wohlverdientem Ansehen; er wird in manchem Belang kaum viel geringer geschätzt als Gade. Die stärkere musikalische Naturkraft wohnt wohl sicherlich dem Letzteren bei, aber sie ergänzen sich merkwürdig genau, indem Hartmann besonders in solchen Gattungen hervorragt, die sein Schwiegersohn unangerührt gelassen hat oder in denen er weniger erfolgreich war: in der Oper und der Claviercomposition.

Man muß also, wenn man Gade's Eigenthümlichkeit gerecht werden will, hauptsächlich zwei Dinge ins Auge fassen: den poetischen Bannkreis, in welchem seine Phantasie lebt, und seine am skandinavischen Volkslied genährte Melodik. Nicht aber darf man, wie es bei uns so viel geschieht, von seinem — vorhandenen oder eingebildeten — Verhältniß zu Mendelssohn ausgehen. Natürlich hat er in Leipzig unter dessen persönlichem Zauber gestanden, was sich an manchen formellen Aehnlichkeiten und Anklängen seiner dort geschaffenen Compositionen zeigt, und hat sich auch vorher schon dem Eindruck nicht widersetzt, den Werke wie die Ouverturen „Sommernachtstraum", „Hebriden", „Melusine" auf einen nordischen Tonsetzer machen mußten. Aber so neu diese Werke mit Recht erscheinen konnten, man darf doch nicht vergessen, daß Gade die Hauptanregungen, die sie ihm etwa gewährten, aus anderer und unvermittelterer Quelle beziehen konnte. Mendelssohn wurzelt mit einem wichtigen Theile seines Wesens in Weber; gedenken wir daran, daß selbst für die poetisirende Concertouverture schon ein Vorbild in der Ouverture zum „Beherrscher der Geister" dastand. Außerdem aber besaß er einen an unseren Classikern erzogenen Formsinn, und in der genialen Verbindung von romantischer Phantasiefülle und classischer Zucht beruht seine Größe als Instrumentalcomponist. Gade ist niemals formlos, davor bewahrt ihn seine grundmusikalische Natur. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß gewisse Eigenthümlichkeiten Mendelssohn's, die z. B. in der Verkettung der Perioden hervortreten, schon in seinen früheren Werken bemerkbar sind. Aber im Grunde ist seine Formbildung in den maßgebenden Compositionen eine ganz andere, und vollends verschieden sind in diesen seine Tongedanken.

Gade's erstes veröffentlichtes Werk ist die Ouverture „Nachklänge von Ossian"; sie wurde 1841 unter Spohr's Mitwirkung mit einem Preise des Kopenhagener Musikvereins gekrönt. Nach einem mir vorliegenden Briefe des Componisten ist sie schon 1840 geschrieben, und es verlohnt sich wohl, das kunstgeschichtliche Datum hier festzustellen. Mit dreiundzwanzig Jahren ist er als eine fertige Persönlichkeit innerhalb der erstaunten Kunstwelt aufgegangen. Von seinen früheren Compositionen hat er nichts bekannt werden lassen; Schumann erzählt nach eigenen Aeußerungen, „es wären zum Theil Ausbrüche einer fürchterlichen Phantasie gewesen". Wären sie uns zugänglich, so würde sich sicherlich herausstellen, daß diese „Ausbrüche" zumeist aus einem Ueberschuß poetischer Einbildungskraft entstanden. Ein solcher lag im Wesen seines Volks und seiner Zeit. „Ihn erzogen die Dichter seines Vaterlandes," sagt Schumann; „er kennt und liebt sie alle; die alten Märchen und Sagen begleiteten ihn auf seinen Knabenwanderungen, und von Englands Küste ragte Ossians Riesenharfe herüber." Diese Worte treffen ins Schwarze, und noch in ganz anderer Weise, als es etwa auf Schumann selbst paßte, wurde Gade von den Dichtern seines Vaterlandes erzogen; wer meinen Ausführungen bis hierher gefolgt ist, weiß, wie er den Satz zu verstehen hat. Der Titel seines ersten Werkes verräth, daß Gestalten und Scenen aus gälischer Vorzeit seine Phantasie in Besitz genommen hatten, denen er ohne Mitwirkung des Gesanges musikalische Form zu geben suchte. Nicht, daß er dies überhaupt unternahm, sondern wie er es ausführte, ist nun das Bezeichnende.

Unsere classischen Instrumentalformen — kurz gesagt also: Ouverture und Sinfonie, denn in Sonaten, Quartetten und dergleichen wird der Bau der Sinfonie nur durch andere Organe dargestellt — beruhen auf der harmonisch-modulatorisch geregelten Entwicklung gewisser Hauptgedanken, die unter einander in einem sich gegensätzlich ergänzenden Verhältniß stehen. Hierdurch ist der Charakter jener Gedanken bedingt. Sie dürfen nicht so geartet sein, daß sie die Idee des Componisten auf einmal vollständig aussprechen, sondern man muß ihnen anhören, daß ihr Gehalt nur durch die Mittel musikalischer Fortspinnung und überhaupt im Verlaufe eines größeren Ganzen voll zur Erscheinung gebracht wird. Gesangsmelodieen werden daher, wenn es nicht eben die Herstellung eines vorübergehenden starken Gegensatzes gilt, nur ausnahmsweise zu gebrauchen sein, am wenigsten liedartige, denn in ihrem Wesen liegt es, eine Empfindung in eine knappe Form abschließend zusammenzufassen. Sind die geeigneten Gedanken gefunden, so ist eine zweite Forderung die lückenlose, niet- und nagelfeste Verknüpfung der einzelnen aus ihnen gewonnenen Tongruppen vermöge rein musikalischer Mittel. Die Werke unserer großen Instrumentalmeister bieten die Belege zu dieser Theorie haufenweise, und keiner schlagendere, als Beethoven. Auch Mendelssohn sucht ihr nachzuleben. Mit Gade verhält es sich anders. Natürlich will er Einheiten schaffen, sucht aber sein Ziel mehr durch eine sehr starke poetische Grundstimmung zu erreichen. Er erfindet Gedanken von ausgedrücktestem Charakter, aber diese sind in sich fertig, lassen ohne Verflüchtigung ihres Gehalts keine Entwickelung zu, oder bedürfen wenigstens deren nicht. Eben ihrer innerlichen Geschlossenheit wegen rufen sie nun die Vorstellung von Gesangs- oder Tanzmelodieen hervor, wo aber Gesang ist, da ist Poesie, und wo Tanz, da bewegen sich Menschengestalten. Die poetischen Vorstellungen, welche Mendelssohn's Musik erregt, sind viel elementarerer Art, weil er sich strenger an die rein musikalischen Gesetze bindet. Sollte nach einem Vorbilde für Gade gesucht werden, so müßte es viel mehr Weber sein. Wäre es möglich, sich die seinen Ouverturen nachfolgenden Opern fortzudenken, so würde man von jenen einen ganz ähnlichen Eindruck empfangen, wie ihn z. B. die „Nachklänge von Ossian" oder die Ouverture „Im Hochland" hinterlassen, ähnlich, meine ich, in der bildererzeugenden Kraft; denn auch bei Weber treten melodische Gestalten, die schärfsten Charakter mit erschöpfendem Ausdruck vereinigen, zu einer Reihe zusammen. Bei Weber wie bei Gade stehen die sogenannten Durchführungsabschnitte meist an musikalischem Werthe zurück, weil die Gedanken eine Durchführung verwehren oder entbehrlich machen. Dagegen macht Weber, der Dramatiker, die Gegensätze schärfer; der eine treibt den anderen hervor; dadurch wird die Bewegung des Ganzen feuriger, denn Kampf ist Leben; dadurch wird auch der Hörer über kleine Unebenheiten der Zusammenfügungen unmerklicher hinweggerissen. Gade ist der Gefahr der Zerbröckelung später dadurch begegnet, daß er sich der Gestaltungsweise Beethoven's so weit annäherte, als es seine Natur zuließ.

Wenn ich oben sagte, daß die skandinavischen Volksmelodieen die Erfindungskraft der Componisten nothwendig hätten beeinflussen müssen, so ist es natürlich nicht so zu verstehen, als ob diese sich getrieben gefühlt hätten, sie nachzubilden, wie man Muster nachzeichnet. Auf solchem Wege setzen sich Kunstentwicklungen

nicht fort. Weber schrieb volksthümlich fast ohne vorbildliche Volksmelodieen, weil er die Gabe besaß, die Form jener Weisen vorauszufühlen, die dem Volke als adäquater Ausdruck seiner Empfindungen im Liede erscheinen mußte. Der Künstler soll die Seele seines Volkes kennen, wenn er will, daß es ihn versteht. Aber ihm dies Verständniß zu erschließen, dazu ist freilich das Vorhandensein einer Volksmusik das sicherste Mittel. Die Melodieen der Skandinavier sind von besonders fremdartigem Reize, tief, schwermüthig, sehnsuchtsvoll, aber ohne die dem neueren deutschen Volksliede manchmal eigene Empfindsamkeit, auch wohl derb-lustig, aber selbst so durch ein gewisses schweres Wesen von der leichten Fröhlichkeit südlicher Völker gründlich unterschieden. Die Moll-Melodieen sind im Uebergewicht, indessen ist die Eintheilung nach unseren zwei Tonarten nicht durchaus zulässig, da manche in keine derselben passen würde. Das Gefühl für die Entfaltung von Harmonieen aus einem Grundklange heraus und für die daraus fließenden Gesetze auch hinsichtlich der melodischen Fortschreitungen hat sich erst in den letzten Jahrhunderten voll entwickelt, über welche die schönsten der Melodieen sicherlich weit zurückreichen. Daraus erklärt sich auch eine fremdartige Verwendung oder Umgehung der sogenannten Leitetöne, erklären sich sprungweise Tonfortschreitungen, namentlich nach abwärts, welche den hinzuzudenkenden Harmonieen zu widerstreiten scheinen, oder umgekehrt sprungweise Bewegungen durch die Töne eines Accordes, die durch eine harmoniefremde Tonstufe unterbrochen werden, und ein Aufbau der Melodie, den wir uns nur durch Verschiebung der harmonischen Grundsäulen erklären könnten. Während sich sonst Volksmelodieen gern in einem mäßigen Tonumfange bewegen, schwingen sich die skandinavischen oft in weitem Bogen auf und nieder, besonders macht das schnelle Aufstreben gleich am Anfange, welches manchen der schönsten Melodieen eigen ist, den ergreifenden Eindruck gewaltiger Sehnsucht. Die schwedischen Lieder vom Nökken und „Vermelands pris", die auch bei uns ziemlich bekannt geworden sind, haben solche Melodieen. Auch gewisse häufig wiederkehrende Schlußfälle, und eine Gliederung, die durch das beliebte Abwechseln zwischen Vorsänger und Chor bedingt ist, dienen zur Feststellung des Charakters. Vergleicht man nun mit ihnen Gade's Melodieen, so findet man leicht übereinstimmende Züge. Auch stärkere Anklänge an ganz bestimmte Melodieen kommen vor, so treffen die Hauptmelodie der Ossian Ouverture und das Lied vom Ritter Ramund (Berggreen I, 89) in ihren Anfängen fast ganz überein. Aber schwerlich ist dies dem Componisten zum Bewußtsein gekommen; er hatte jene Melodieenwelt ganz in sich aufgenommen, und was er selbst schuf, trug die Spuren ihres Wesens. Im Allgemeinen läßt sich wohl beobachten, daß ihm die düstere Mächtigkeit nordischen Sanges weniger gemäß war, als jene ernste Lieblichkeit der Weisen, welche zu der Natur seiner dänischen Heimath paßt. Jenen hat er mehr nur in seinen frühen Werken angestimmt, dieser ist er sein Leben lang treu geblieben. Eine besondere Art dänischer Melodie, die schon in der Musik zu „Holger Danske" zu treiben anfängt, in Weyse's Gesängen und manchen jedenfalls neueren Volksliedern als Knospe erscheint, ist bei Gade aufgeblüht. Etwas Zartes, Duftiges und doch Frisches; bethaute Rosen möchte man diese jungfräulich schlanken Melodieen nennen. Ich bezeichne die Art als dänisch, denn unter den gleichzeitigen schwedischen Melodieen,

auch den schönsten Liedern von Lindblad, habe ich sie nicht gefunden. Jeder Kenner Gade'scher Musik wird ihren Zauber an sich erfahren haben; gleich in seinem ersten Werk, der Ossian-Ouverture, ist die zweite Hauptmelodie von dieser Art; Niemand vergißt sie wieder, der sie einmal in sich aufgenommen hat. Im dritten Satze der ersten Sinfonie, im Mittelsatze der ersten Violinsonate, im zweiten Satze des E moll-Quintetts begegnet man ähnlichen Gestalten und noch sehr oft sonst.

Gade ist geborener Orchester-Componist. Unter seinen zwanzig ersten Werken sind vier Sinfonien und drei Ouverturen. Mendelssohn war bis zum sechsundfünfzigsten Werke gelangt, als er seine zweite, Schumann bis zum achtunddreißigsten, als er seine erste Sinfonie veröffentlichte. Nächst der Ossian-Ouverture ist es zumeist die erste Sinfonie gewesen, welche die Augen der Welt auf Gade lenkte, und Mendelssohn's begeisterte Theilnahme für sie zog ihn in den Kreis Leipziger Künstler. In dieser und der unmittelbar nach ihr geschriebenen zweiten Sinfonie, und in den beiden Ouverturen „Ossian" und „Im Hochland" tritt die oben beschriebene Art seiner Formgebung am sichtbarsten zu Tage. Den ersten Satz der ersten Sinfonie dürfte man bei strengen Ansprüchen kaum einen solchen nennen; er ist vielmehr ein musikalisches Gemälde in sinfonischem Rahmen, und es zeugt für die Genialität der Erfindung und die Kraft der poetischen Stimmung, daß die Hörer damals wie heute darüber hinweg kamen. Ich weiß nicht, ob man es schon bemerkt hat, daß der Hauptgedanke, der eigentlich nur ein rhythmisches Gebilde ist, seine Wurzel in dem Kampfchor aus dem dritten Act von Weber's „Euryanthe" (Nr. 24) zu haben scheint. Dort aber blitzen die Schwerter glänzender französischer Ritter, hier stürmen Nordlands-Recken unter Heerhörnerschall und Schildgekrach gegen einander. Wie in beabsichtigtem Gegensatz führt die zweite Sinfonie vorwiegend heitere Bilder vorüber, der Charakter des nordischen Volkstanzes beherrscht sie, sie ist in dieser Eigenschaft eine völlig neue Erscheinung in der Welt der Sinfonieen. Wogen von Poesie schlagen uns aus den beiden Ouverturen entgegen. Im „Ossian" Bardengesang und Harfenklang, ein Einzelner anstimmend, antwortend ein mächtiger Chor, darüberher Kampfgetümmel, und dann die süße Stimme Colma's, „da sie auf dem Hügel allein saß". Die „Hochland"-Ouverture ist ein Stück voll wunderbarer Morgenfrische und von einem hinreißenden Schwung, wie er seit Weber keinem Componisten mehr geglückt ist.

Der Leipziger Einfluß macht sich am stärksten in der dritten Sinfonie geltend, im fördernden Sinn und auch im nachtheiligen. Im ersten Satze, der für das ganze Werk jedesmal den Charakter feststellt, ist Gade den classischen Vorbildern am nächsten gekommen, ohne von der Grundeigenthümlichkeit seines Wesens ein Erhebliches zu opfern, welche im dritten Satze in ihrem berückendsten unvergleichlichen Reize erscheint. Aber im zweiten zeigt die fein und geistreich gesponnene Melodie eine gewisse Blässe und im letzten begegnen auffälligere Anklänge an Mendelssohn. Es ist offenbar, daß seine Entwicklung hier eine Krisis durchzumachen hatte. Wie er sie überstand, lehrt die vierte Sinfonie: in ihr ist der Componist ganz wieder er selbst geworden und hat zugleich die Vortheile einer musikalisch geschlosseneren Form zu benutzen gelernt. Ungeschädigt fügte sich

seine Natur ihr nur dann, wenn ihr Ausmaß kein zu weites war. Die Kürze der Sätze, durch welche diese Sinfonie auffällt, kehrt auch in der wenn schon nicht ganz gleichwerthigen sechsten wieder. Sie trägt viel dazu bei, den Werken einen zierlichen und schmucken Charakter zu geben. Aber in diesem Charakter offenbart sich eben ein Grundzug des Gade'schen Wesens, der im Verlauf seines Lebens immer herrschender wird; den düsteren Nordlandston seiner Jugend hat er später nur noch einmal wieder angeschlagen, in seiner schönen achten und letzten Sinfonie, und hier den Trotz mehr zur Schwermuth hinübergestimmt. Auch der Ernst erscheint bei ihm mit der Miene milder Schönheit, wahrhaft groß und hoheitsvoll in einer Ouverture, die er „Michel Angelo" benannt hat; eine andere, für welche Hamlet den poetischen Hintergrund bildet, läßt sich weniger auf den grüblerischen Sinn des Dänenprinzen ein, als auf die schaurige Majestät der Erscheinung des mahnenden Geistes und die holde Gestalt der Ophelia.

Wie viel zur Erzielung einer poetischen Stimmung die Klangfarbe beiträgt, ist bekannt. Gade ist eine klangselige Natur. Er versteht schon in seinen frühesten Werken coloristische Wirkungen mit erstaunlicher Meisterschaft hervorzubringen. Wohl ist er hierfür bei unseren Romantikern in die Schule gegangen, aber eigene geniale Begabung hat ihre Anregungen fruchtbar werden lassen. Anfänglich hat seine Instrumentation manchmal etwas Dröhnendes, als hörte man das wuchtige Stapfen nordischer Kämpen. Aber bald lernt er Maß halten und eine zauberische Farbenpracht gleichmäßig über seine Gestalten ausbreiten. Sein Colorit hat etwas Gedämpftes; er ist Meister des Helldunkels und zart in einander verfließender Farbentöne. Daß sich auch hierin ein localer Charakter ausprägt, wird handgreiflich, wenn man sich einmal das Vergnügen macht, die „Ossian"-Ouverture etwa mit Rossini's Ouverture zu „Wilhelm Tell" zu vergleichen: hier überall grell neben einander aufgetragene Grundfarben und das durchdringendste südliche Licht über das Ganze gegossen, dort die verschleiernde Dämmerung der Mittsommernacht. Oft findet man bei Gade Stellen, an denen es zuerst laut und lebhaft hergeht, aber ehe man es vermuthet, ist Alles in ein leises Tönen zurückgesunken; die Bewegungen werden undeutlich und seltsam verzogen, Schatten scheinen sich zu spreiten, und Nebel Meer und Land zu überziehen — Stellen, die nur bei ihm und nach ihm bei der jungnordischen Schule vorkommen. Es ist erstaunlich, wie ihm hier die Instrumente ihre innersten Geheimnisse verrathen zu haben scheinen. Ganz neu ist oft seine Verwendung des Hornklanges, namentlich in den tieferen Tongebieten. Am Ausgange des zweiten Satzes der vierten Sinfonie ist eine Stelle, die vermöge dieses Mittels eine Stimmung ausströmt, wie purpurne Abendwolken über der verdunkelnden See.

Nächst der Orchestercomposition ruht Gade's Stärke in der Kammermusik, und hier darf man wieder sondern zwischen Werken, welche dem Clavier bestimmt sind oder es doch zur Mitwirkung heranziehen, und solchen, die nur durch Saiteninstrumente dargestellt werden sollen. Gade's Clavierstil ist äußerst wohlklingend und nach den besten Mustern seiner Zeit gebildet; er war auch selbst ein sattelfester Spieler des Claviers und der Orgel. Ein starker innerer Zug zu diesem Instrumente lebte wohl nicht in ihm, viel sympathischer und vertrauter war ihm die Geige, und so sind auch seine Werke für Streichinstrumente offenbar mit

größerer Hingabe geschrieben. Aber seine klangdurstige Natur verlangte nach übergewöhnlich reichen Mitteln: acht, sechs, fünf Instrumenten; bei der classischen Zusammenstellung des Quartetts ist er erst in späten Jahren angelangt. So sah er sich leichter im Stande, von den geliebten Orchesterwirkungen Manches auf die Kammermusik zu übertragen. Ein sicherer Takt für das Angemessene schützte ihn davor, nach dieser Seite zu weit zu gehen; er erkannte auch bald, daß die Idee seiner Orchesterformen hier nicht am Platze sei. Es liegt über diesen Werken der Glanz romantischer Poesie, aber der Componist hat sich doch auch tief auf das eigentlich musikalische Urleben eingelassen. Nur ein frühes Werk, die erste Violinsonate, trägt noch mehr malerische und nur klanggebende Elemente in sich, als sich mit dem Stil der Gattung verträgt, so bestrickend auch zum Theil ihr melodischer Zauber ist.

Der oberflächlichen Betrachtung könnte verwunderlich erscheinen, daß der Sohn eines Volkes mit so reichem Liederschatz sich nicht selbst als Liedcomponist hervorgethan hat. Gade's Gesänge mit Clavier machen einen Eindruck, wie den einer nicht ganz flüssig gewordenen Handschrift. Das durch Mendelssohn uns zurückgewonnene unbegleitete Chorlied hat er nur mit einigen kostbaren Perlen bereichert; seine frischen Männerchöre sind gewiß in Skandinavien weit verbreitet, bei uns haben sie nicht recht Wurzel fassen wollen; aber diese Gattung scheint für ein so großes Talent auch nur einer beiläufigen Berücksichtigung werth. Was man vor Allem von ihm erwarten konnte, war Balladencomposition. In der That hat er sich ihrer beflissen, nur nicht in der Weise, die uns durch Löwe vertraut geworden ist. Bei der großen Expansivkraft, welche Gade's musikalischen Stimmungen eigen ist, mochten ihm eine Singstimme und Clavier zu dürftige Mittel erscheinen. Er brauchte Solostimmen, Chor und Orchester. Schon Löwe hatte in vereinzelten Fällen zu ihnen gegriffen, und damit offenbar gemacht, wie nahe die Idee der Ballade derjenigen des Oratoriums steht. Mendelssohn hatte mit der „Ersten Walpurgisnacht" den Weg erfolgreicher fortgesetzt, und aus derselben Wurzel, nicht etwa als weltlicher Nebenzweig des bisherigen Oratoriums, ist Schumann's „Paradies und Peri" aufgewachsen. Gade hat in seinen späteren Jahren eine Reihe solcher von Carl Andersen gedichteter balladenartiger Werke geschrieben: „Die Kreuzfahrer", „Kalanus", „Amor und Psyche". Das letzte von ihnen war für das 1882 in Birmingham veranstaltete Musikfest geschrieben, und zu dem gleichen Zwecke hatte er schon 1876 ein geistliches Chorwerk „Zion" geliefert, das man am richtigsten vielleicht auch als Ballade bezeichnet. Es ist das kein müßiges Spiel mit Etiquetten, denn das Wesen der Ballade bedingt einen anderen Stil, als das Oratorium: man wird sich gegenwärtig halten dürfen, daß sie aus einem einstimmigen Gesangstücke mit Clavier hervorgegangen ist, und darnach den Standpunkt der Beurtheilung für die Chorbehandlung und für das Verhältniß zwischen Chor und Solo anders nehmen. Mir scheint, daß man über diese Werke, in denen ein großes Talent seine ganze Kraft zusammengenommen hat, bei uns zu schnell zur Tagesordnung übergegangen ist. Indessen darf man wohl zugestehen, daß sie den vollen Reiz der früheren Compositionen Gade's nicht mehr besitzen. Unter jenen früheren sind nun aber auch schon zwei Balladen: „Comala" und „Erlkönigs Tochter". „Comala" führt uns wieder in die Ossianische Welt, und ist etwa fünf Jahre später geschaffen, als die Ouverture. Der Text ist nach

Ossian's Gedichten zusammengestellt und ausgeführt. Bemerkenswerther Weise begegnet es Gade in seinen Gesangswerken manchmal, was in den Instrumentalcompositionen fast nie vorkommt, daß er in eine ans Weichliche grenzende Weise verfällt; man denke an die „Frühlingsphantasie" und „Frühlingsbotschaft". Davon hat er sich auch hier nicht ganz frei gehalten. Setzt man sich über solche Stellen hinweg, dann darf behauptet werden, daß „Comala" nicht minder ein Muster der Gattung ist, wie Mendelssohn's „Walpurgisnacht". Die mit feinem Instinct geordneten Gegensätze erhalten die Theilnahme stets rege, die Erfindung ist durchaus eigenthümlich, die Farbe von hinreißender Schönheit. Der Gesang der Geister, welche auf den Schwingen des Sturmes daher ziehen, um die Seelen der Gefallenen vom Schlachtfeld heimzuführen, ist von einer schaurigen Gewalt, als ob die Natur selbst ihre Stimme erhöbe. Als Comala auf dem Hügel niedersitzt, um Fingal's zu harren, ertönt der Anfang jener holden Melodie aus der Ossian-Ouverture. Es war also keine willkürliche Deutung, wenn ich oben die Gestalt Collma's in dem Instrumentalwerk erkennen wollte. „Erlkönigs Tochter" ist nahe an zehn Jahre später componirt. Der Titel besagt: „Ballade nach dänischen Volkssagen". Der Inhalt ist im Wesentlichen der des bekannten Löwe'schen „Herrn Oluf"; doch sind als Prolog einige frei umgestaltete Strophen der Ballade „Elfenhöh" vorangeschickt, und als Epilog folgt die Schlußstrophe — ein glücklicher Gedanke, der das Ganze verständlichst in die Sphäre der Volksphantasie rückt. Das Werk ist, wie es der Stoff mit sich bringt, weniger packend, aber die Bilder rollen sich in anmuthigem Wechsel ab; wiederum sind die Naturstimmungen: Oluf's nächtlicher Ritt durch den mondbeglänzten Erlengrund und der Elfen bethörender Reigen, voll tiefer Poesie des Klanges und der Melodieen.

Auf die neuere Tonkunst Skandinaviens hat Gade nicht nur stark eingewirkt, er hat sie bestimmt. Keines der jüngeren schöpferischen Talente ist ohne ihn denkbar. Hamerik, der jüngere Hartmann, die Norweger Svendsen und Grieg und wer in jüngster Zeit sich dort noch hervorgethan hat, Alle lassen sie auf den ersten Blick ihre geistige Abkunft erkennen. Selten hat ein Componist in solch beherrschendem Maße Schule gemacht. Es spricht für die dem germanischen Norden innewohnende Kraft, daß die jungnordischen Talente eigene Wege einschlagen wollen und sich neue Ziele stecken. Noch in viel ergiebigerer Weise als Gade glauben sie die Schachte ihrer Volksmusik ausschürfen zu können, und träumen vielleicht gar von einer ganz neuen, ausschließlich auf nationales Vermögen gegründeten Kunst. Möchten sie bei ihrem theilnahmwürdigen Streben nur die Grundlagen nicht vergessen, auf denen die höhere Tonkunst Skandinaviens bisher geruht hat, und daß dem Abrücken von ihnen zunächst immer ein Zusammensturz folgen müßte. Was Gade groß gemacht hat, ist, daß er die von Deutschland und im weiteren Sinne aus der ganzen europäischen Culturwelt nach Dänemark seit Jahrhunderten eingeströmte Kunstmusik völlig mit nationaler Empfindung durchtränkte. Dadurch hat er es auch erreicht, daß er selbst nicht nur seinem Vaterlande, sondern der Welt angehört. Er ist der erste dänische Componist, von dem dies gesagt werden kann. Er hat, wie vor ihm in anderer Weise Thorwaldsen, seinen Platz gefunden unter den erlauchten Geistern des Jahrhunderts.

Briefe von Darwin.

Mit Erinnerungen und Erläuterungen
von
Professor **W. Preyer** in Berlin.

Als ich im Herbste des Jahres 1860, von einer Forschungsreise nach den Fär-Öer und Island heimgekehrt, in Berlin die Ergebnisse derselben bearbeitete, war mir das im November 1859 erschienene, epochemachende Werk Darwin's noch unbekannt. Erst durch Gespräche wurde ich darauf aufmerksam und bemühte mich längere Zeit vergeblich, das Buch aus England zu erhalten. Die erste Auflage war sogleich nach dem Erscheinen vergriffen, die zweite bald darauf. Erst im Frühjahr 1861 gelang es mir, ein Exemplar der dritten Auflage zu erwerben. Ich las es, las es wieder und war von dem Inhalt geradezu überwältigt. Mit einem Schlage veränderte sich meine ganze, durch die großartigen Erscheinungen der vulcanischen Insel im hohen Norden für neue Ansichten sehr empfänglich gewordene Naturbetrachtung. Alles Lebende, dessen Beobachtung für mich eine besondere Anziehungskraft stets gehabt hat, der Zusammenhang der Naturvorgänge untereinander und das Verhältniß des Menschen zu ihnen gewannen ein anderes Ansehen. Es war, als wenn plötzlich ein Schleier, durch den ich bis dahin gesehen, weggenommen würde, und statt dessen das geistige Auge in größere Fernen und Tiefen, als bisher, zu schauen vermöchte. Das seit meiner frühesten Lernzeit mit Leidenschaft betriebene Sammeln und Systematisiren von Naturobjecten hörte auf. Meine Mineralien, Muscheln, Vogeleier und Vogelbälge, meine Käfer und Schmetterlinge wurden an Museen verschenkt, und das Nachdenken über selbst Beobachtetes trat an die Stelle des Sammelns. Unvermitteltes schien sich vermitteln, undurchdringlich Dunkles sich erhellen zu lassen.

Es wurde von dem Tage an, als ich Darwin's „Ursprung der Arten" mir zu eigen gemacht hatte, mein lebhaftes Bestreben, thatsächliche Beweise für seine Lehren, namentlich für die allgemeine Bedeutung des Concurrenzprincips und der Selectionstheorie, sowie für die Ableitung der Lebensvorgänge höherer Thiere von denen niederer aufzusuchen. Zugleich aber wünschte ich, Thatsachen zur Widerlegung der von Darwin selbst hervorgehobenen Einwände gegen seine Auf-

fassung im Ganzen und im Einzelnen zu ermitteln. Merkwürdiger Weise begegnete ich fast überall mit dieser entschiedenen und enthusiastischen Zustimmung zum Darwinismus, ehe er überhaupt in Deutschland bekannt geworden war, hartnäckigem Widerspruch, oder, was noch schlimmer, einer unfreundlichen Gleichgültigkeit. Weder von meinen Altersgenossen noch von den Universitätslehrern, deren Vorlesungen ich besuchte, Bronn, Peters, Pagenstecher, Reichert, um nur einige wenige zu nennen, hat damals, zu Anfang der sechziger Jahre, auch nur einer mich auf dem betretenen Wege fortzuschreiten ermuthigt. Im Gegentheil, fast allgemein wurde zu jener Zeit Darwin's Lehre für vollständig verfehlt angesehen, während jetzt nicht ein einziger competenter Naturforscher gefunden werden kann, der die durch sie herbeigeführten Erweiterungen der Naturerkenntniß und methodologischen Fortschritte nicht anerkennte. Ich war gleich anfangs so fest von ihrer Richtigkeit, trotz mangelhafter eigener Erfahrung und unzureichender Vorbildung, überzeugt, daß ich mich durch nichts beirren ließ. Als ein erst Zwanzigjähriger unternahm ich es beispielsweise mit jugendlicher Kühnheit darzuthun, ein noch im Jahre 1844 lebend auf isländischen Klippen gesehener Vogel, der große nordische Pinguin oder Brillenalk (Plautus oder Alca impennis) werde überhaupt nicht mehr lebend angetroffen werden, weil er den Kampf um das Dasein nicht mehr bestehen könne. Meine Aufforderung in dem „Journal für Ornithologie", über alle Reste des Brillenalks (Bälge, Knochen, Eier u. s. w.) in Museen und Privatsammlungen Nachricht zu geben — ich selbst zählte neunzehn Exemplare auf — ist vom Januar 1862 datirt, und die Abhandlung über diesen Vogel im Jahre 1861 geschrieben, bildet die erste in Deutschland veröffentlichte Arbeit, in welcher Darwin's Anschauungen auf einen besonderen Fall angewendet werden. Ich hatte dieselbe als Promotionsschrift in Heidelberg eingereicht und obwohl sie mir von Alexander Pagenstecher als durchaus nicht hervorragend bezeichnet wurde, womit ich vollkommen übereinstimme, so hat sie doch jetzt, abgesehen von der Richtigkeit der Vorhersagung, einen kleinen historischen Werth als erste darwinistische Inauguraldissertation. Bronn, der erste Uebersetzer von Darwin's Hauptwerk, der aber schon am 5. Juli 1862 starb, interessirte sich für dieselbe, und erwähnte sie sogar in seinen Vorlesungen, was den angehenden Naturforscher zum ersten Male ermuthigte.

Diese längst verschollene Promotionsschrift fängt folgendermaßen an:

Wenn irgend eine Thierart die zu ihrer Existenz nöthigen Bedingungen nicht gegeben findet, wenn sie durch ihre natürliche Anlage im Kampfe ums Dasein im Nachtheil ist, so geht diese Art unter und macht anderen besser organisirten Platz. So sehen wir Arten vergehen oder eigentlich unterliegen. Welches die unmittelbaren Ursachen des Unterganges der zahllosen, jetzt nicht mehr durch lebende Repräsentanten vertretenen Thiergeschlechter sind, ist in den allermeisten Fällen in das geheimnißvollste Dunkel gehüllt. Nur bei einigen, in historischer Zeit ausgestorbenen Arten, welche, seitdem sie bekannt, auf einen sehr kleinen Verbreitungsbezirk beschränkt waren, kann kein Zweifel obwalten darüber, daß der Mensch der Vernichter der Art gewesen sei.

Weiter heißt es:

Relativ mangelhafte Organisation und unablässige Verfolgungen des Menschen wegen des schmackhaften Fleisches und der trefflichen Dunen, das sind die Nachtheile,

welche Plautus impennis anderen nahe verwandten Vögeln gegenüber hatte, und welchen er schließlich erlag.

In Bezug auf die vergleichsweise mangelhafte Organisation stehen sich der Brillenalk, der Dodo und die Riesenvögel von Neuseeland biologisch ziemlich gleich. Ein Vogel, der weder fliegen noch laufen kann, gewissermaßen das Zerrbild eines Vogels, scheint von vornherein in einer Periode wie die jetzige, dem Untergang geweiht. Hätte Plautus fliegen können, so würde es trotz der Verfolgungen jetzt noch zahlreiche Scharen davon auf den Inseln des nordatlantischen Oceans geben. Aehnlich verhält es sich mit Didus und Dinornis.

Diese Vogelgeschlechter liefern ein Beispiel dafür, wie in dem Kampfe ums Dasein, der sichtbar unsichtbar in allen Sphären organischen Lebens ununterbrochen fortgekämpft wird, allmälig das wohl organisirte über das verwandte unvollkommenere die Oberhand gewinnt, bis letzteres ganz unterliegt. Während der dem Brillenalk nahe verwandte Tordalk bei jeder Ueberrumpelung des gemeinschaftlichen Nistplatzes sofort wegfliegen, einen anderen Brüteplatz sich suchen konnte und höchstens seine Brut verlor, fiel der Brillenalk stets selbst als Opfer mitsammt seiner Brut, seiner tölpelhaften Unbeholfenheit wegen, die der ausschließlich zum Aufenthalt im Wasser geeigneten Organisation zur Last fällt. Hätte Plautus wenigstens etwas behender gehen, nur wenig laufen können, so würde der Untergang der Art noch lange nicht herbeigeführt worden sein. Die Vögel hätten bei jedem Ueberfall rasch in das Meer sich begeben, wo sie, die geschicktesten Schwimmer und Taucher jeder Verfolgung spotteten.

Die ihnen auf dem Lande eigene Schwerfälligkeit aber, welche nur dann dem betreffenden Individuum, der betreffenden Art, dem betreffenden Genus nicht verderblich wird, wenn sie dem Gewandten, Ueberlegenen, Mächtigen, dem Menschen, unbekannt bleibt wie vor der Entdeckung von Rodriguez beim Dodo, die höchst unvollkommene Entwicklung des die Classe der Vögel kennzeichnenden Organes, des Flügels, haben den Untergang des Didus und Dinornis wie den des Plautus herbeigeführt.

Doch nicht ausschließlich. Es ist bei Letzterem noch ein Agens hinzugekommen, die unterseeischen vulcanischen Ausbrüche und Erderschütterungen.

Gegen Ende der ganzen Beweisführung:

Es gestattet diese Thatsache von der theilweisen Vernichtung des Brillenalks durch vulcanische Eruptionen einen Schluß zu machen auf die Art des Unterganges der zahllosen, nur zum verschwindend kleinen Theile bekannten paläozoischen Gebilde.

Wenn auch die Hypothesen der älteren Geologie von Kataklysmen und periodischen Erdumwälzungen, welche alles Lebendige auf einmal vernichtet haben sollen, unbedingt zu verwerfen sind, und was man als die Folge dieser Katastrophen aufweisen möchte, das allmälig zu Stande gekommene Werk von Millionen Jahrtausenden ist, so kann doch nicht geleugnet werden, das local gewaltige Naturereignisse, wie sie jetzt noch stattfinden, von dem größten, Verderben bringenden Einfluß gewesen sind auf Thiergeschlechter, welche auf dem unmittelbaren Schauplatz des Phänomens sich befanden. Traf es sich, daß gerade solche Thiere, die zugleich selten und auf einen kleinen Verbreitungsbezirk beschränkt waren, heimgesucht wurden, so erklärt sich ihr plötzlicher und spurloser Untergang leicht. Wenn wir es erleben, wie ein Vogel, nachdem er von seinen früheren Aufenthaltsorten vertrieben worden, schließlich gerade da, wo seine Verfolger ihn nicht oder nur sehr schwer erreichen können, durch plötzliche Eruptionen und Erschütterungen den Todesstoß erhält, so gewinnt die Vermuthung ungemein an Wahrscheinlichkeit, daß nicht nur die Nachtheile, in denen seiner Natur nach eine Art der anderen gegenüber ist, nicht nur klimatische Einflüsse und was sonst noch nach Darwin allmälig wirkend im Kampfe um das Dasein die eine Art der anderen weichen macht, Ursachen des Unterganges derselben sind, sondern auch locale Katastrophen die Vernichtung einzelner Thiergeschlechter herbeigeführt oder durch Reduction der Individuenzahl beschleunigt haben.

Island bietet mit seinen neunundzwanzig Vulcanen manche Belege hierfür. Im Jahre 1783 fand die großartigste Eruption statt, die des Skaptárjökull. Der directe Einfluß dieses Ausbruches auf Islands Thierwelt ist unverkennbar. Die Fischereien an der südlichen und südöstlichen Küste haben seit jener Zeit außerordentlich an Ertrag eingebüßt. Die Vogelberge, bei denen ein einziger secundenlanger Erdstoß genügt, Tausende von Bruten zu vernichten, litten ungeheuren Schaden. Seit der Eruption des Leirhnúkur und der Krafla in den Jahren 1724—1727 sind die vor der Zeit durch ihre Güte und Menge in ganz Island bekannten Forellen des Mückensees an Zahl so vermindert worden, daß an den meisten ehemaligen Fischorten das Fischen eingestellt ist. Diese Beispiele zeugen von dem Einfluß, den vulcanische Naturerscheinungen auf die Fortdauer vieler Thiergeschlechter ausüben.

Nirgends deutlicher aber als bei Plautus haben wir zugleich gesehen, wie eine Thierart vor ihrem Aussterben seltener wird, nicht mit einem Male verschwindet. Sie wird allmälig von den von ihr bewohnten Orten durch überlegene Geschöpfe, vielleicht auch durch Wechsel des Klimas, Treibeis vertrieben, bis sie zuletzt auf einen kleinen Bezirk beschränkt bleibt, wo sie vor Verfolgungen mehr oder weniger geschützt ist, die Bedingungen zu ihrer Existenz am günstigsten findet und ungestört selbst bei langsamer Vermehrung unberechenbar lange sich erhalten kann. Tritt aber gerade da eine solche Katastrophe ein, sei es eine Ueberschwemmung, sei es ein Erdbeben, sei es eine von wiederholten Erschütterungen begleitete submarine Eruption, so wird *dann* die Thierart allerdings plötzlich ihrem Untergange nahe gebracht, wenn nicht gänzlich vernichtet. So sind möglicherweise viele Geschöpfe untergegangen, von denen nur einzelne Ueberbleibsel zeugen und viele mehr, von denen wir nichts wissen. Man sagt zwar: die Natur macht keinen Sprung, aber es gehört zu ihrem Haushalt, daß sie mitunter aufräume, das Unvollkommenere vertilgend zu Gunsten des Vollkommeneren, und an Mitteln dazu fehlt es ihr nicht.

Aus diesen Sätzen vom Frühjahr 1862 erkennt man schon, mit welcher Bestimmtheit, allen gutgemeinten Rathschlägen, den Darwinismus fallen zu lassen, entgegen, ich an ihm festhielt. Ich erinnere mich noch heute — nach neunundzwanzig Jahren — sehr wohl, wie schwer es mir gemacht wurde. Und doch war es recht. Keine Autorität kann eine wissenschaftliche Methode oder auch nur Hypothese, in der Wahrheit wohnt, wie ein Licht ganz auslöschen. Das Licht entzündet sich immer wieder aufs Neue, bis es schließlich gar nicht mehr aufhört zu leuchten.

Meine Studien nahmen indessen eine etwas andere Richtung. Ein starkes Verlangen nach exacterer Biologie, als die Zoologie sie damals bieten konnte, machte mich zu einem begeisterten Jünger der Physiologie. Hier tritt die außerordentliche Fruchtbarkeit der Darwin'schen Methoden so sehr hervor, wie vielleicht auf keinem anderen Gebiete. Nicht allein bezüglich der Behandlung überlieferter physiologischer Probleme, sondern auch in betreff des Aufstellens neuer Fragen, namentlich über den Ursprung der Functionen, hat Darwin mehr anregend gewirkt, als er es selbst jemals erfahren hat. Ich erinnere mich lebhaft, wie ich schon 1865 in meinen Vorlesungen als Privatdocent in Bonn sogleich das Protoplasma als die differenzirungsfähige, variable, ebenso durch Vererbung wie durch Anpassung sich gestaltende physiologische Grundlage alles Lebens meinen Zuhörern darstellte und demonstrirte. Bald darauf erschien *Haeckel's* „Generelle Morphologie der Organismen", und von da an mehrte sich die Zahl der Anhänger Darwin's in Deutschland in erfreulicher Weise. Ich kam durch eine ganze Reihe von Specialfragen und ein lebhaftes Interesse an

ihm selbst und seinem Studiengang in einen Briefwechsel mit ihm, welcher auch für weitere Kreise Interesse hat. Denn mehr noch als aus den meisten veröffentlichten Briefen, geht aus den an mich gerichteten manche Charaktereigenthümlichkeit hervor. Man sieht aus ihnen, wie sehr Darwin seine eigenen Kräfte und Kenntnisse in zu weit gehender Bescheidenheit unterschätzte, und mit welch erstaunlicher Vielseitigkeit er bis zuletzt mit dem ganzen Interesse eines jungen Forschers auf weit auseinander liegende Gegenstände einging, falls sie eine Beziehung zu seiner eigenen rastlosen wissenschaftlichen Thätigkeit hatten. Ich glaube daher dem oft an mich gerichteten Wunsche entsprechen zu sollen, die Briefe Darwin's an mich in wortgetreuer Uebersetzung zu veröffentlichen. Es geschieht mit der ausdrücklichen Erklärung, daß die hier, wie in Briefen an Andere, hervortretende übergroße Höflichkeit und die rühmenden Beiwörter, wenn von den Arbeiten seiner Correspondenten in seinen Briefen die Rede ist, keine andere Bedeutung haben, als daß sie Zeichen eines unermeßlichen Wohlwollens sind, welches gern kleine Verdienste Anderer mehr, als die großen eigenen gelten ließ.

Leider sind nur elf Briefe von Darwin an mich in meinem Besitze. Sie sind ebenso formlos in der Uebersetzung geblieben wie in der Urschrift. Es liegen mir ferner vor Briefe von Darwin an Henslow, seinen geliebten und hochverehrten Lehrer, welche er während seiner großen Reise als zweiundzwanzig- bis sechsundzwanzigjähriger Entdecker schrieb. Diese sind höchst charakteristisch für die außerordentliche Selbständigkeit, Wahrheitsliebe und vielseitige Begabung Darwin's, besonders mit Rücksicht auf unmittelbare Beobachtung der Natur, welche stets seine mittheilsamste Lehrerin war. Man findet schon in diesen nur in wenigen Exemplaren vorhandenen und ihrer Zeit nur für die Mitglieder einer gelehrten Gesellschaft in Cambridge als Manuscript gedruckten Auszügen hier und da die Keime für die künftigen Ideen, welche die naturhistorischen Wissensgebiete umgestaltet haben. Wenigstens tritt die Unzufriedenheit mit den überlieferten Lehren und eine merkwürdige Vereinigung von zoologischen mit geologischen, namentlich paläontologischen Beobachtungen scharf hervor. Daß jedoch Darwin seine ersten reformatorischen Gedanken nicht während der Reise selbst, sondern erst nach ihrer Vollendung gehabt hat, zeigt sich deutlich in einem an Dr. Zacharias gerichteten Briefe, den ich ebenso wie einen nicht weniger merkwürdigen an Herrn Dr. Hugo Thiel gerichteten dieser kleinen Sammlung einreihe, weil sie, verbreiteten Irrthümern entgegen, zeigen, wie früh schon der Grundgedanke und wie spät erst seine Anwendung auf ethische und sociale Fragen bei Darwin gezeitigt wurde. Endlich habe ich noch einen Brief an E. Rade in Münster und drei Briefe an Dr. Ernst Krause (Carus Sterne) in Berlin beigefügt, welche theils ein biographisches, theils ein allgemein-wissenschaftliches Interesse haben. Der Text der Briefe entspricht genau den englischen Originalen. Nur hier und da wurde von mir ein Wort [in eckigen Klammern] eingeschaltet.

Aus den Briefen ist auch nichts fortgelassen worden, als einzig der erste Theil des ersten, welcher, die in den letzten Jahren viel discutirte Frage der Vererbung durch Verstümmelungen erworbener Defecte betreffend, in eine wissenschaftliche Fachzeitschrift gehört. Ich hatte einen Fall einer solchen Vererbung in Bonn in Erfahrung gebracht und Darwin mitgetheilt. Dieser erörterte ihn

und schloß damit, die Thatsache sei ohne Zweifel sehr wichtig für jede Theorie der Vererbung.

Im Uebrigen hat dieser Brief folgenden Wortlaut:

Down. Bromley. Kent.
[31. März 1868.]

Werther Herr!

Ich danke Ihnen sehr aufrichtig für Ihren sehr interessanten Brief ... Ich bin erfreut zu hören, daß Sie die Lehre von der Abänderung der Species aufrecht halten und meine Ansichten vertheidigen. Die Unterstützung, welche ich von Deutschland erhalte, ist der Hauptgrund für meine Hoffnung, daß unsere Ansichten schließlich herrschen werden. Bis zu dem gegenwärtigen Tage werde ich fortwährend von Schriftstellern meines eigenen Vaterlandes geschmäht oder mit Verachtung behandelt; aber die jüngeren Naturforscher sind fast alle auf meiner Seite, und früher oder später muß das Publicum Denen folgen, welche den Gegenstand zu ihrem Specialstudium machen. Der Zorn und die Verachtung unwissender Schriftsteller verletzen mich sehr wenig.

Mit aufrichtigem Dank für Ihre Freundlichkeit verbleibe ich, werther Herr,

Ihr sehr ergebener
Charles Darwin.

Die von Jahr zu Jahr wachsende Zustimmung, welche Darwin's Lehren in Deutschland fanden, gewährte ihm große Befriedigung. Am 2. Mai 1882 kurz nach seinem Tode — er starb am 19. April — schrieb mir sein Sohn Francis, er habe stets „ein warmes Gefühl der Dankbarkeit denjenigen deutschen Naturforschern gegenüber empfunden, welche so entschieden für ihn eintraten".

Zu diesen habe ich mich seit 1861 gezählt, mich aber Darwin zu dem lebhaftesten Dank verpflichtet gefühlt für die Anregung, die ich durch seine Werke empfing. Ich hielt damals (1868) an der Universität Bonn Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie, welche außerordentlich stark besucht waren. Der größte Hörsaal reichte kaum aus, die Zuhörer aus allen Facultäten zu fassen. Unter denselben erschienen sogar einige Professoren regelmäßig. Darwin, von dem hierdurch bekundeten Interesse an seiner Lehre in Kenntniß gesetzt, geht deshalb im folgenden Briefe in seiner Bescheidenheit viel zu weit. Es waren die Neuheit des Gegenstandes und sein Name, welche so Viele anzogen, nicht der Vortrag eines unbekannten jungen Privatdocenten. Auch zog Manchen die Neugier hin. Denn damals wurden die von Darwin entdeckten Wahrheiten von sehr Vielen verspottet, lächerlich gemacht, als schädlich bezeichnet. Wenn ich ein wenig dazu beigetragen habe, ihnen zum Siege zu verhelfen, so ist es vielleicht weniger durch ihre Verwerthung und Weiterführung in der Physiologie in meinen Arbeiten und denen meiner Schüler, als durch die empirische Beweisführung in meinen seit sechsundzwanzig Jahren an den Universitäten zu Bonn, Jena und Berlin gehaltenen Vorlesungen erreicht worden. Der Brief lautet:

Down. Bromley. Kent. S. E.
29. März 1869.

Werther Herr!

Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren sehr verbindlichen Brief und das Geschenk Ihrer beiden Abhandlungen. Es ist für mich in hohem Maße befriedigend, von dem großen Erfolge Ihrer Vorlesungen [über Darwinismus] zu hören, obwohl ich denselben Ihrer Kraft als Redner zuschreiben muß. Unglücklicher Weise bin ich ein sehr schwacher

Kenner des Deutschen und habe bis jetzt nicht Zeit gehabt (werde jedoch sicherlich bald Zeit finden), Ihre Abhandlung zu lesen, mit Ausnahme der beiden Anmerkungen.

Hätte ich von den Mammae erraticae gewußt, so würde ich nicht die Vermuthung in Betreff des Rückschlages gewagt haben.

In Bezug auf den Ausdruck struggle for existence habe ich immer einige Zweifel gehegt, war jedoch nicht im Stande, irgend eine bestimmte Grenzlinie zwischen die beiden darin eingeschlossenen Vorstellungen zu ziehen. Ich vermuthe, daß der deutsche Ausdruck „Kampf" u. s. w. nicht ganz dieselbe Vorstellung wiedergibt.

Die Worte struggle for existence drücken, denke ich, genau das aus, was Concurrenz besagt. Es ist correct, im Englischen zu sagen, daß zwei Männer um das Dasein kämpfen, welche nach derselben Nahrung während einer Hungersnoth jagen mögen und gleicher Weise, wenn ein einzelner Mann nach Nahrung jagt; oder wiederum kann gesagt werden, daß ein Mann um das Dasein gegen die Wogen des Meeres kämpft, wenn er Schiffbruch gelitten hat. —

Ich habe bis jetzt niemals ein Verzeichniß aller meiner Werke entworfen, Ihr Brief hat mich bewogen, es zu thun. Ich sende nun eine Abschrift, obwohl sie mehr Einzelheiten gibt, als Sie möglicher Weise brauchen.

Es ist Sitte in unseren wissenschaftlichen Gesellschaften, Auszüge zu veröffentlichen, ehe die vollständigen Abhandlungen erscheinen; aber ich habe es nicht der Mühe werth erachtet, sie aufzustöbern. Ihre Nummer 12 ist wahrscheinlich eine Uebersetzung eines solchen Auszuges oder vielleicht von Auszügen einiger meiner Briefe. Ihre Nummer 18 ist, vermuthe ich, ein Auszug aus meinem Reisetagebuch.

Während ich nach der Abhandlung, die Sie brauchen, suchte, fand ich einige andere unbedeutende Aufsätze, die ich Ihnen mit dieser Post sende.

Ich gratulire Ihnen zu Ihrer Wahl zum Professor und verbleibe mit sehr aufrichtigem Dank für Ihr freundliches Interesse an mir, werther Herr

Ihr sehr ergebener
Charles Darwin.

P. S. Im Verlaufe von ein bis zwei Monaten wird eine neue verbesserte Auflage meines Ursprunges der Arten erscheinen, und es wird mir großes Vergnügen machen, Ihnen ein Exemplar zu senden. —

Erlauben Sie mir, Ihnen für die große Freundlichkeit der Frau Preyer zu danken, welche meine Tochter besuchte.

Die beiden hier erwähnten Anmerkungen findet man in meiner kleinen Schrift über den Kampf um das Dasein, welche zuerst im Frühjahr 1869 in Bonn erschien (zuletzt „Aus Natur- und Menschenleben". Berlin 1885). Die eine betrifft die Erklärung des Vorkommens überzähliger Brüste, die andere die Begrenzung des durch das Darwin'sche Schlagwort „Kampf um das Dasein" bezeichneten Begriffs.

Ich hatte hervorgehoben, daß es sich bei Anwendung des Selections-Princips auf die Gestaltung der lebenden Natur immer nur um einen Wettkampf, um einen echten Wettbewerb handeln kann, und in einem 1879 in Breslau erschienenen Vortrage (vom Herbst 1878) über „Die Concurrenz in der Natur", wo ich zum ersten Male die Wichtigkeit des Wettkampfs der Theile im Organismus betonte und vom Wettkampf der Zellen untereinander, der Gewebe untereinander, der Organe untereinander sprach (auch „Naturwissenschaftliche Thatsachen und Probleme". Berlin 1880. S. 90), die nächste Folge der Concurrenz als eine große Mannigfaltigkeit von Compromissen bezeichnet. Es fehlt ein passendes deutsches Wort für diese. Auch fehlt es noch an einer Theorie der Naturconcurrenz und der Naturcompromisse. Ich habe zwar in Universitäts-

vorlesungen über allgemeine und vergleichende Physiologie, auch in solchen über „Die Lehre vom Kampfe um das Dasein", namentlich diese physiologische Bedeutung des Concurrenzprincips darzulegen mich bemüht, aber es läßt sich zur Zeit der Inhalt desselben nach seinen verschiedenen Seiten nicht streng abgrenzen.

Indessen hat Professor W. Roux, einer meiner begabtesten Zuhörer, in seiner Schrift über den Kampf der Theile im Organismus (1881) selbständig neue Beiträge, namentlich mit Rücksicht auf die functionelle Anpassung geliefert. Darwin nannte dieses Buch das wichtigste, welches seit einiger Zeit auf dem Gebiete der Entwicklungslehre erschienen sei. —

Das dem Briefe beigelegte Verzeichniß Darwin'scher Schriften war unvollständig. Einige, die er selbst nicht mit aufgezählt hat, sind in dem Kataloge wissenschaftlicher Abhandlungen der Londoner Royal Society genannt, aber auch diese Liste ist unvollständig. Ein besseres Verzeichniß brachte die Darwinistische Zeitschrift „Kosmos" 1879. In dem von Francis Darwin herausgegebenen, von Carus übersetzten dreibändigen Werke „Darwin's Leben und Briefe" [1]), ist es bis zum Todesjahr fortgeführt zu finden, und damit sind die in diesem Briefe erwähnten einzelnen Nummern des ersten Entwurfes zur Erledigung gekommen.

Um aber über Darwin selbst mehr, als in seinen Werken zu finden ist, zu erfahren, und behufs Gewinnung sicherer biographischer Daten hatte ich (1869) einen Fragebogen an ihn gesendet und ihn gebeten, einige von den vielen, ihn betreffenden Fragen desselben zu beantworten. Die Fragen sind hier abgedruckt, und zwar mit Antworten, welche theils von ihm selbst, theils von seiner Gemahlin geschrieben sind, daher die wechselnde Bezeichnung in der ersten und dritten Person.

Fragen?	Darwin's Antworten.
Seines Vaters Vater?	Dr. Erasmus Darwin, Verfasser der „Zoonomie".
Seiner Mutter Vater?	Josiah Wedgwood.
Sein Vater?	Dr. Robert Darwin, Arzt.
Geboren wann? wo?	
Gestorben wann?	Starb 1848 zu Shrewsbury.
Brüder und Schwestern des Herrn Charles Darwin?	Vier Schwestern und ein Bruder.
Charles Darwin geboren wo?	Zu Shrewsbury.
Wann? (Tag, Monat, Jahr.)	Am 12. Februar 1809.
Erziehung im Elternhaus, wo?	
Wie lange?	
In der Schule wo?	In der Schule zu Shrewsbury.
Wie lange?	Sieben Jahre lang.
Einfluß der Eltern:	
Einfluß der Lehrer:	
Einfluß äußerer Umstände:	
Die Schulferien wo verbracht? Zu Hause?	Zu Hause.
Gesundheit, Kraft:	Gute Gesundheit.

[1]) 1888, Bd. LVII, S. 231 ff.

Universität. Welche Universitäten:	Edinburg 1825, zwei Jahre lang.
Studienanfang wann?	
Gehörte Vorlesungen:	Von da nach Cambridge, wo er im Jahre 1831 sein Examen machte.
Namen der Universitätsprofessoren (in Cambridge, Edinburg u. s. w.), welche Einfluß auf ihn hatten?	Der Rev. Professor Henslow, Professor der Botanik, war von großem Einfluß auf meine Neigung zur Naturwissenschaft, so daß ich mich für diese entschied.
Lieblingsstudien an der Universität?	Seine [wissenschaftliche] Erziehung begann in Wirklichkeit erst, als er an Bord des Beagle war.
Ende der Universitätsstudien wann?	
Prüfungen:	
Baccalaureus Artium (B. A.) wann? wo?	1831 zu Cambridge.
Magister Artium (M. A.) wann? wo?	Ich habe das Datum vergessen.
Die Reise um die Erde vom 27. December 1831 bis zum 2. October 1836?	Veröffentlicht 1839.
Wie er dazu kam, Naturforscher der Expedition zu werden?	Der Capitän Fitz Roy erbot sich, einen Theil seiner Cajüte irgend einem Naturforscher zu überlassen, welcher J. M. Schiff „Beagle" bei einer Erdumsegelung behufs Küstenaufnahmen begleiten wollte. Herr Darwin stellte sich freiwillig ohne Gehaltsansprüche zur Verfügung, jedoch unter der Bedingung, daß er die vollständige freie Verfügung über seine Sammlungen behielte.
Heimkehr? Leben in London? Wie lange?	Drei Jahre.
Wissenschaftliche Thätigkeit:	Ehrensecretär der Geologischen Gesellschaft.
Verheirathung wann? Wo?	1839 in Staffordshire mit Fräulein E. Wedgwood, seiner Cousine.
Wie viele Kinder? Söhne? Töchter?	Fünf Söhne und zwei Töchter.
Das Leben in Down beginnt wann?	1842.
Gesundheit des Herrn Darwin?	Gesundheit schlecht seit 1840.
Beschreibung des Grundbesitzes:	
Beschreibung der Physiognomie (ein Photogramm vorzuziehen):	[Photogramm].
Verzeichniß der Titel des Herrn Darwin:	
1. Ehrendoctor der Medicin und Chirurgie der Universität Bonn am 3. August 1868.	
2. Orden pour le mérite, wann?	1867.
3. Wissenschaftliche Körperschaften:	
a) Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London. Wann?	Erhielt die Royal Medal 1853, die Copley Medal 1864 von der Royal Society zu London; die Wollaston Medal wurde mir von der Geologischen Gesellschaft zu London verliehen.
b) Mitglied der Linné'schen Gesellschaft zu London. Wann?	
c) Mitglied der Geologischen Gesellschaft zu London. Wann?	
d)	„Darwin, Charles, Esq., M. A., F. G. S. F. L. S., F. R. S. E. Acadd. Reg. Sci. Berol. et Holm., Soc. Reg. Sci. Upsal., Acad. Caes. Nat.-Cur. Dresd. Soc. Sci. Neoc. et Acad. Nat. Sci.

Philad. Soc. Honor. Down, Beckenham, Kent." Auch St. Petersburg, Edinburg und Dublin und ich glaube einige andere, aber ich habe kein Verzeichniß.

Am Schlusse des Fragebogens war für weitere Titel (d) Raum freigelassen. Hier findet sich ein dem gedruckten Mitgliederverzeichniß der Londoner Royal Society entnommener Ausschnitt, und dieser nennt eine Reihe von Akademien, deren Mitglied oder Ehrenmitglied Darwin war, in lateinischen Abkürzungen. Die darunter sehr eilig eigenhändig geschriebenen Worte „und ich glaube einige andere, aber ich habe kein Verzeichniß" sind charakteristisch.

Was Viele, besonders in Frankreich, als höchstes Ziel lebenslanger wissenschaftlicher Arbeit mit Anspannung aller Kräfte erstreben, Akademiker zu werden, fiel Darwin zu, ohne daß er nur daran dachte. Er konnte nicht angeben, welchen Akademien er angehörte. Sein Sohn hat später ein Verzeichniß der anderen gelehrten Körperschaften, die ihn zum Mitgliede erwählt hatten, veröffentlicht. Es sind im Ganzen dreiundsiebzig. Das Verzeichniß, nach den im Nachlaß vorgefundenen Diplomen und Briefen zusammengestellt, ist jedoch, wie er bemerkt, ohne Zweifel unvollständig; einige der Zuschriften von ausländischen Societäten scheinen verloren gegangen oder verlegt worden zu sein. England ist darin mit fast ebensoviel Corporationen wie ganz Amerika vertreten (vierzehn und dreizehn), Deutschland mit ebenso viel (elf) wie ganz Asien, Australien, Rußland, Dänemark, Portugal, Spanien und die Schweiz zusammen, Italien mit sechs, Oesterreich-Ungarn mit fünf, Frankreich und Holland mit je vier, Belgien mit drei, Schweden mit zwei. Der Oxforder Ehrendoctor fehlt in der Liste, welche deutlich erkennen läßt, daß Deutschland und Nordamerika die meisten Anhänger Darwin's zählen.

Die höchste wissenschaftliche Auszeichnung, welche sein Vaterland überhaupt einem einzelnen Forscher verleihen kann, die Zuerkennung der Copley-Medaille, scheint Darwin höher gestellt zu haben, als die Wahl zum Ritter des Ordens pour le mérite, des einzigen von ihm jemals erhaltenen Ordens, dessen Insignien er aber nie anlegte. Er kannte offenbar nicht die Tragweite dieser Auszeichnung, welche in Bezug auf ihn eine besondere Bedeutung hat. Denn nach stattgehabter Wahl konnte König Wilhelm I. sehr wohl die Bestätigung versagen oder verzögern. Er gab sie aber bereits 1867, also zu einer Zeit, als in Deutschland die Erkenntniß, daß im Darwinismus die mächtigste theoretische Stütze aristokratischer Grundsätze, namentlich des Erbadels, gegeben ist — durch das conservative Princip von der Erhaltung der Bevorzugten und das Gesetz von der cumulativen Vererbung persönlicher Vorzüge — ganz vereinzelt war. Hätte der König die Bestätigung verweigert, so würden Viele sich kaum so sehr gewundert haben, wie sie sich über die officielle Anerkennung der vorher fast allgemein verkannten, unterschätzten und anfangs mißachteten Reformarbeiten Darwin's gefreut haben. Wilhelm I. zeigte auch in diesem Falle eine hervorragende Begabung, Echtes von Unechtem zu unterscheiden und übertraf hierin namentlich die Pariser Akademie der Wissenschaften, welche wider-

strebend nach langen Streitigkeiten erst 1878 Darwin zum correspondirenden Mitgliede ihrer „botanischen" Section erwählte. Sogar die Britische Regierung stellte er in Schatten; denn diese hat Darwin keine einzige Ehre zu seinen Lebzeiten erwiesen. Als er aber gestorben war, ertönte sogleich in ganz Großbritannien überall gleichzeitig der Ruf, die letzte Ruhestätte müsse ihm unter den Heroen seines Landes in der Westminster-Abtei bereitet werden. Das Organ der öffentlichen Meinung in England, die „Times", stellte damals interessante Betrachtungen darüber an. An hervorragender Stelle heißt es unter Anderem:

„Nach Westminster!" hört man jedesmal, wenn ein sehr berühmter Engländer stirbt. Sei er ein Dichter oder Staatsmann, sei er ein Gelehrter oder Feldherr, seine Bewunderer vergleichen ihn mit den großen Todten zu Westminster und bestehen darauf, daß seine Leistungen denen Jener gleichkommen. Eine Beisetzung daselbst ist fast zu einem Maße der großen Thaten großer Männer geworden. Manchmal ist aber das Verlangen nach ihr weniger ein Abschluß der im Leben erwiesenen Ehrungen, als ein Zeichen von Reue über die Spärlichkeit der letzteren. Eine Generation bezeugt dann ihre verspätete Entdeckung, daß sie einen Propheten in ihrer Mitte hatte, durch selbstanklägerischen Glanz der Beisetzungsfeierlichkeiten. Denn die Massen wünschen zu Westminster die irdischen Reste eines Lieblingshelden in einem ähnlichen Gefühl zu bewahren wie in einer katholischen Kirche die Reliquien eines Heiligen. Dem Instinct des Volkes ist der Tod nicht völliger Tod, wenn der Körper des Genies oder Kriegers im nationalen Sanctuarium aufgebahrt wird. Als Darwin starb, waren aber solche Beweggründe weniger maßgebend. Seine Jünger wußten, daß sie einen Vergleich nicht erst zu fordern, seinen Ruhm nicht zu verkünden brauchten, da alle Länder der Erde in seiner Lobpreisung einig waren. Es hatte freilich eine Zeit gegeben, da Gegner, auch Gegner von Schlüssen, die sie selbst aus seinen leidenschaftslosen Sammlungen von Thatsachen zogen, seinen vorzeitigen Tod als einen Anreiz empfunden haben würden, grundlose Angriffe durch eine pompöse Beerdigung zu compensiren.

Jene Zeit war aber „nicht längst vorüber", wie der Englische Nekrolog ein wenig beschönigend sagt. Darwin und seine Lehren hatten zwar fast alle persönlichen Anfeindungen schließlich überdauert, die Verehrung seiner Persönlichkeit aber wuchs langsam; sie wuchs in dem Maße, wie seine ihn mißverstehenden Verächter, einer nach dem anderen, schwiegen, ohne daß er jemals auch nur einen mit einem Worte einer Antwort gewürdigt hätte. An diese Verehrung will die Britische Nation durch das Grab in ihrem Campo Santo erinnert sein. Der einfache Stein neben dem, welcher den Namen John Herschel trägt, nahe dem Newton geweihten Denkmal, ist ein Denkstein zur Erinnerung an Darwin's Leben nicht weniger, sondern vielleicht mehr, als an seine Werke. Seine Laufbahn bietet der Neugier so wenig wie der Feindseligkeit. Er beobachtete und dachte, und seine Gedanken sind substanciirt wesenhaft geblieben, nicht seine Erlebnisse. Die Epheuranke, der Wurm in der Erde ebenso wie die steilen Gipfel der Cordilleren und die oceanischen Koralleninseln und wiederum auch das Mienenspiel des Kindes und des Mannes sind Träger seiner Ideen, sprechen zum Forscher in seiner Sprache. Im Voraus ist schon deren wissenschaftliche Untersuchung gleichsam mit dem Stempel seiner genetischen Methode versehen. Alle Biologen huldigen ihm. Eher verwittern seine Monumente, als seine Methode vergessen wird.

Dennoch hat es Viele befremdet, daß Darwin in der Westminster-Abtei beerdigt wurde. Mancher gönnte ihm nicht die allerdings überaus feierliche Beisetzung, und warum nicht? Die Mehrheit kann wahre Größe nicht verstehen, so lange sie ihr ganz nahe ist. Am Fuße des Vergriesen sieht man nicht, wie hoch die Spitze emporragt über die Nachbarspitzen. Erst in der Entfernung und von diesen aus zeigt sich der Unterschied deutlich.

Aber die, welche Darwin das letzte Geleit gaben, großentheils selbst Koryphäen und einzelne von ihnen ihm congenial, hatten seinen Werth erkannt. Einige mögen hier namhaft gemacht sein, damit Anhänger wie Gegner erfahren, wer sich zu seinen Freunden und Verehrern zählte und öffentlich der Achtung vor ihm Ausdruck gab.

Das Leichentuch hielten während der Procession der Herzog von Devonshire, der Herzog von Argyll, der Earl von Derby, der amerikanische Gesandte J. Russel Lowell, der Vorsitzende der Royal Society Spottiswoode, der große Botaniker Sir Joseph Hooker, der Mitentdecker Alfred Russell Wallace, der große Biologe Thomas Hurley, Sir John Lubbock und der Domprediger Farrar. Zugegen waren bei der Einsegnung unter vielen anderen angesehenen Persönlichkeiten: der jetzige Ministerpräsident Marquis von Salisbury, Lord Aberdeen, Sir Charles Dilke, Lord Kensington, Sir Stafford Northcote, Lord Arthur Russell, Professor Max Müller, Sir William Thomson, Herbert Spencer, der Sprecher des Unterhauses Childers, Sir Henry Holland, W. E. H. Lecky, E. B. Tylor, Francis Galton, Allen Thomson, Lord Spencer als Vertreter der Ministerien, Viscount Sherbrooke, Sir William Jenner, Dr. Siemens, Sir William Gull, der Lord-Mayor von London, außerdem sehr viele Parlamentsmitglieder, Professoren und Diplomaten. Die Botschaften, bezüglich Gesandtschaften von Deutschland, Amerika, Italien, Frankreich, Rußland und Spanien waren vertreten, desgleichen hatten die Universitäten von Cambridge, Oxford, Aberdeen, Glasgow, Edinburg, St. Andrews und Dublin ihre Abgeordneten entsendet, die ersten wissenschaftlichen Körperschaften ihre Vorstände.

Ehe ein solches Leichenbegängniß wiederkehrt, wo freiwillig Herzöge, Peers, Naturforscher, Parlamentarier, Hofprediger, Gesandte und Staatsbeamte ersten Ranges einem bescheidenen Privatmann die letzten Ehren erweisen, kann wohl ein Jahrhundert vergehen. Jeder fühlte, daß der Todte der Fürst war, welcher mehr Menschen sich durch seines Geistes Siege unterwarf und die Denkweise der künftigen Generationen mehr bestimmte, als irgend ein Anderer.

Namentlich die ihn, so lange er lebte, in kurzsichtiger Verblendung unverständig und unwürdig heftig angegriffen hatten, die englischen Geistlichen, wetteiferten schon wenige Tage nach seinem Tode, seinen edeln Charakter von der Kanzel aus zu rühmen und suchten seine Weltanschauung mit den alten überlieferten Lehren in Einklang zu bringen.

Es ist bezeichnend, daß an der Spitze des Comités, welches die Errichtung des im Kensington-Museum befindlichen Denkmals, die Herstellung des Bronze-Medaillons in der Westminster-Kirche und die von der Royal Society verwaltete Darwin-Stiftung veranlaßte, neben dem Herzog von Albany, den Botschaftern von Deutschland, Italien und Frankreich, dem Amerikanischen, sowie dem Schwedischen Gesandten, der Erzbischof von York, der Bischof von London, die Decane von Westminster, von St. Paul und von der Christchurch standen.

Zwanzig Jahre früher, ja nur ein Jahrzehnt früher hätten die höchsten Würdenträger der Anglicanischen Kirche zu einem solchen Schritte sich nicht entschlossen.

Da eine wohlwollende Beurtheilung Darwin's und seiner Lehren seitens der Theologen in England vor seinem Hinscheiden sehr selten war, so möge Einiges von dem der Vergessenheit entrissen werden, was drei Domprediger wenige Tage nach demselben in London öffentlich sagten.

Der Domprediger Liddon sprach in der St. Paul's-Kathedrale zu einer zahlreich versammelten Gemeinde von dem eminenten Manne, dessen Tod ein Ereigniß von europäischer Bedeutung sei; denn seine Werke hätten eine Art Umwälzung in der Anschauungsweise auf einem großen Gebiete des Denkens hervorgerufen und anerkanntermaßen englischer Wissenschaft sehr viel Auszeichnung eingetragen. Der Redner gab zu, daß, als Darwin's Bücher über den Ursprung der Arten und über die Abstammung des Menschen zuerst erschienen, die in ihnen dargelegte Theorie von religiösen Männern weit und breit als nothwendig fundamentalen Wahrheiten der Religion entgegengesetzt angesehen wurde. Ein eingehenderes Studium habe jeden derartigen Eindruck wesentlich abgeändert. Man sehe ein, daß, ob Gottes schaffende Thätigkeit durch Katastrophen, wie die Redeweise lautet, oder in fortschreitender Entwicklung sich äußert, es doch immer seine schaffende Thätigkeit ist und die wirklich großen Fragen darüber hinaus unberührt bleiben. Der Entwicklungsproceß, angenommen er existire, müsse einen Anfang gehabt haben. Wer begann ihn? Er muß Material gehabt haben, um damit zu arbeiten. Wer lieferte es? Er ist selbst ein Gesetz oder ein System von Gesetzen. Wer ordnete sie an? Selbst wenn man voraussetzt, daß die Theorie absolute Wahrheit darstellt, und nicht nur eine vorläufige Art, die Dinge entsprechend dem gegenwärtigen Stande des Wissens anzusehen ist, sind jene großen Fragen durch die Naturwissenschaft jetzt ebenso wenig zu entscheiden, als sie es waren, da Moses den Pentateuch schrieb. Aber es gibt, wie es scheint, drei wichtige Lücken in der Entwicklungsreihe, welche man gut thut, sich gegenwärtig zu halten. Da ist die große Kluft zwischen dem höchsten Thierinstinct und dem überlegenden, sich selbst messenden, sich selbst zergliedernden Denken des Menschen. Da ist die größere Kluft zwischen dem Lebenden und dem am höchsten organisirten Stoff. Da ist die größte Kluft von allen zwischen der Materie und dem Nichts. An diesen drei Punkten muß, so weit wir sehen können, der schöpferische Wille auf anderem Wege als auf dem der Entwicklung aus vorhandenem Material eingegriffen haben, um den Geist zu schaffen, das Leben zu schaffen, die Materie zu schaffen. Aber ohne alle Frage liegt es uns ob, in der Wissenschaft wie in anderen Dingen, jeden klar festgestellten Befund der Sinne zu respectiren; denn jeder derartige Befund stellt eine Thatsache vor, und eine Thatsache ist geheiligt, da sie ihren Platz in dem Tempel der allgemeinen Wahrheit hat. Darwin's Größe ist nicht am wenigsten ersichtlich in der Geduld und Sorgfalt, mit der er kleine einzelne Thatsachen ebenso wie Gruppen von Thatsachen ermittelte und registrirte. Wer, der sein Buch über den Regenwurm gelesen hat, könnte seine Versuche vergessen, durch welche er sich vornahm, zu entdecken, ob ein Wurm hören kann? Aber eine Thatsache ist Eines, während Theorien, Hypothesen, Doctrinen — wie die der Entwicklung selbst — von genialen Männern erdacht, so daß sie Thatsachen einschließen oder davon Rechenschaft geben, etwas ganz Anderes sind. Diese Theorien können wahr oder nicht wahr sein, auch wenn sie glänzen und imponiren; sie können eine Generation oder ein Jahrhundert hindurch Alles vor sich her tragen in der Welt der Gedanken. Indessen die Wissenschaft kennt keine Begrenzung, und während Theorien vorübergehen und vergessen werden, bleiben die Thatsachen.

Der Domprediger Prothero predigte in der Westminsterabtei an demselben Nachmittage gegen die Bigotterie und den Aberglauben und rühmte Darwin's reine und ernste Liebe zur Wahrheit und seinen geduldigen Fleiß bei ihrer Erforschung. Er, der größte Mann der Wissenschaft seiner Zeit, hatte ein liebenswürdiges und sanftes

Gemüth; ihm waren Stolz auf seinen Verstand und Anmaßung so gänzlich fremd, daß er mit der äußersten Bescheidenheit Meinungen über die Wahrheit, von der er selbst überzeugt war, aussprach, welche aber, wie er wohl wußte, nicht allgemein angenehm oder annehmbar war. Sicherlich lebte in einem solchen Manne jene Barmherzigkeit, welche das innerste Wesen des wahren christlichen Geistes ausmacht.

Am Abende eben dieses Tages hielt auch der Domprediger Barry, gleichfalls in der Westminster-Abtei, eine Predigt, in welcher er von Darwin sprach, als einem Führer im wissenschaftlichen Denken. Er hob hervor, daß die fruchtbare Lehre von der Entwicklung, mit der sein Name für immer verknüpft bleiben werde, sich mindestens ebenso leicht mit dem alten Worte Gottes wie mit moderneren, aber weniger vollständigen Erklärungen des Universums vertrage; das Princip der Selection stehe keineswegs im Gegensatz zur christlichen Religion, aber es handele sich dabei um eine unter göttlicher Intelligenz geübte Auswahl, und diese werde bestimmt durch die geistige Tauglichkeit jedes Menschen für das künftige Leben. Dem Menschen sei das Privilegium der Willensfreiheit gewährt, welches ihn befähige, ein Mitarbeiter Gottes in dem großen Plane der Vorsehung zu sein. Im natürlichen Leben der thierischen Welt sei der Kampf ums Dasein constantes und herrschendes Motiv, aber das geistige Leben des Menschengeschlechtes werde erfrischt und vertieft durch das Befolgen der entgegengesetzten Lehre von der Selbstaufopferung, welche allen Lehren des Evangeliums zu Grunde liege.

Die milde Ausdrucksweise dieser drei hervorragenden Theologen in der Kathedrale und in der Westminsterkirche zu London am 23. April 1882 verdient ebenso Nachahmung wie ihre Anerkennung der außerordentlichen Charaktereigenschaften, besonders der Bescheidenheit Darwin's, welcher übrigens niemals beansprucht hat, eine vollständige Theorie zu geben, und Fragen wie die nach dem Ursprung der Materie, nach dem Ursprung des Lebens, nach dem Ursprung des Geistes überhaupt nicht behandelte — er meint nur, der Schöpfer habe einigen wenigen Formen Leben eingehaucht, aus denen dann die übrigen sich entwickelten. Aber die Ermittelung der Wahrheit hat er über Alles gestellt. „Einen ehrlicheren Mann kann es nicht geben"; er wollte immer beobachten, vergleichen, denken, bewahrheiten, Einwände hören und prüfen, das Für und Wider abwägen und zügelte stets seinen kühnen, genialen Ideenflug durch unerbittliche Selbstkritik.

Einen Beweis für seine rückhaltlose Wahrheitsliebe, auch bezüglich seiner eigenen Versäumnisse, liefern die folgenden eigenhändigen, dem Fragebogen beigefügten biographischen Notizen.

Seit meiner frühesten Jugend liebte ich es, allerlei Naturobjecte zu sammeln und die Gewohnheiten frei lebender Thiere zu beobachten. Ich war ein leidenschaftlicher Waidmann, und das machte mich sehr unfleißig. In Edinburg vernachlässigte ich, obwohl ich die Gelegenheit dazu hatte, aus thörichtem Ekel das Studium der Anatomie, und ich habe dieses mein ganzes Leben hindurch bereut. — Ich beobachtete zu Edinburg niedere Seethiere. In Cambridge sammelte ich energisch Käfer und pfuschte ein wenig in die Geologie, aber ich studirte keinen Gegenstand wissenschaftlich, sondern nur zur Unterhaltung. Ich arbeitete nie, bis ich auf den Beagle kam, und da arbeitete ich von ganzem Herzen. C. D.

Zu Edinburg gab mir Dr. Grant, jetzt Professor an der Londoner Universität, Anleitung, die niederen Seethiere zu sammeln und zu beobachten.

Auf Grund aller dieser aphoristischen brieflichen Mittheilungen und einer Anzahl von thatsächlichen persönlichen Angaben in Darwin's Reisebeschreibung,

sowie einiger anderer zuverlässiger Nachrichten schrieb ich die erste biographische Skizze. Dieselbe war im Frühjahr 1869 druckfertig, als Darwin sechzig Jahre alt wurde und der Sturm sich legte, welchen er zehn Jahre vorher entfesselt hatte. Schon begann hier und da die Anpassung auch orthodoxer Theologen, die Bekehrung der Biologen und der Rückzug der leidenschaftlichsten Gegner.

Von dem lebhaften Wunsche erfüllt, richtige Angaben über Darwin's Leben und Arbeiten den Gebildetsten in Deutschland in knapper Darstellung mitzutheilen — denn ich war entrüstet, damals aller Orten die ungerechtesten, ganz unrichtigen und lieblosesten Urtheile über ihn, den mir zwar bis 1880 persönlich unbekannten, aber hochverehrten, seinen sämmtlichen Gegnern weit überlegenen Forscher, zu hören — sandte ich das Manuscript an die damalige leitende deutsche Monatsschrift. Ein fachwissenschaftliches Organ mußte für diesen Aufsatz ausgeschlossen werden und die „Deutsche Rundschau" existirte zu jener Zeit noch nicht. Ich nahm an, daß jene Zeitschrift die kurze wesentlich sachliche Darstellung trotz der starken auf ungenügender Kenntnißnahme beruhenden antidarwinistischen Denkart in den Kreisen der oberen Zehntausend abdrucken würden — war ja doch Darwin seit zwei Jahren einer der wenigen ausländischen Ritter des preußischen Ordens pour le mérite. Aber ich hatte die Zeitschrift überschätzt. Denn der damalige Herausgeber sandte mir das Manuscript mit einem höflichen Schreiben vom 26. April 1869 zurück. In diesem erklärte er, er verkenne nicht den Werth der Notizen, dieses Knochengerüst interessanter thatsächlicher Angaben müsse aber für sein Publicum mit mehr biographischem Fleisch umgeben sein; eine Biographie Darwin's würde für seine Zeitschrift sehr geeignet sein, dagegen schiene ihm die Skizze mehr in ein gelehrtes Journal, in ein naturwissenschaftliches Fachblatt, zu passen; es würde sich gewiß leicht ein solches finden lassen. Ein volles Jahrzehnt hatte also nicht genügt, so mußte ich aus dieser Ablehnung schließen, das Vorurtheil gegen Darwin außerhalb der Fachkreise zu beseitigen. Die Biographie eines Lebenden zu schreiben, lag ebensowenig in meiner Absicht, wie das Vergraben der Skizze in einer Fachzeitschrift. Ich wartete drei Vierteljahre und sandte dann das Manuscript an das „Ausland", dessen Herausgeber Oskar Peschel es zu Anfang 1870 sogleich sehr freundlich aufnahm. Es erschien aber, weil er Darwin's Bildniß im Holzschnitt beizugeben wünschte, erst am 2. April 1870, und ich erhielt durch einen Zufall das Heft erst nach fünf Wochen. Daher Darwin's späte Antwort, welche folgendermaßen lautet:

Down. Beckenham. Kent. S. E.
15. Mai 1870.

Mein werther Herr!

Ich erhielt vor zwei Tagen Ihren Aufsatz, welcher mich in einem sehr hohen Grade befriedigt hat. Jedes Wort, das Sie sagen, ist von dem denkbar freundlichsten Sinn eingegeben; aber Ihre Schätzung des Werthes meiner Arbeit würde, so fürchte ich, von den meisten Leuten als sehr viel zu hoch erachtet werden. Nichts so Vollständiges oder, so weit es sich um Thatsachen handelt, so Wahres, ist bis jetzt über mich veröffentlicht worden. Es finden sich eine oder zwei sehr unbedeutende Ungenauigkeiten, nämlich in Betreff meines Schießens und Jagens in den Hochlanden. Sie geben auch unseren Straßen oder vielmehr Feldwegen ein gar zu schlechtes Ansehen;

sie sind sehr eng und ziemlich schlecht; aber wenn Sie nach England kommen, hoffe ich, daß Sie, indem Sie mich hier besuchen, sich überzeugen werden, daß sie nicht unpassirbar sind.

Falls Sie irgend eine Verbindung mit Dr. Peschel haben, bitte ich, ihm meinen aufrichtigen Dank für sein Geschenk auszusprechen. Ich kann sehen, daß der Gegenstand äußerst interessant ist, aber die große Schwierigkeit, mit der ich Deutsch lese, ist ein nie endigender Kummer für mich.

Sie fragen nach meinem nächsten Buch; es handelt theils von der Abstammung des Menschen, hauptsächlich jedoch von der geschlechtlichen Zuchtwahl, welch' letztere, wie ich gefunden habe, ein sehr großes Gebiet umfaßt.

Ich vermuthe, daß ich spät im Herbst zu drucken anfangen werde, aber ich schreite sehr langsam vorwärts.

Mit herzlichem Dank für alle die Ehren, welche Sie auf mein Haupt gehäuft haben, verbleibe ich, mein werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener
Ch. Darwin.

P. S. Ich bitte meine sehr freundlichen Grüße meinem guten Freunde E. Haeckel zu übermitteln.

Daß ich sagte, Darwin habe „in den schottischen Hochlanden" statt „in Schottland" gejagt und den zu seinem Landsitz in Down führenden Weg einen „schlechten, oft kaum fahrbaren" nannte, statt ihn einfach einen „schlechten" zu nennen, erklärt sich durch die Unbeständigkeit mündlicher Mittheilungen, welche nicht sogleich zu Papier gebracht werden. Ich glaubte, eine Tochter Darwin's in Bonn so verstanden zu haben und erwähne diese unbedeutenden Umstände hier nur, weil sie die Wahrheitsliebe Darwin's selbst in den kleinsten Einzelheiten aufs Neue darthun, eine Art Gewähr für die Richtigkeit der zahlreichen anderen Angaben bieten — es waren die einzigen Ungenauigkeiten der Skizze — und weil ein damals und später verbreitetes Gerücht durch die Berichtigung der zweiten widerlegt wird, als wenn Darwin absichtlich sich in eine Gegend zurückgezogen habe, wohin kaum fahrbare Wege führen, um nicht durch häufigen Besuch bei seinen Arbeiten gestört zu werden. Es ist längst bekannt, daß häufige Besuche ihm höchst erfreulich gewesen sind und er selbst, soweit sein Gesundheitszustand es erlaubte, der liebenswürdigste und gastfreiste Wirth war. Zusammen mit dem „Ausland" hatte ich auf Peschel's Wunsch dessen eben erschienenes Buch „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche" Darwin zugesandt. Wäre diese Schrift des eminenten Geographen in englischer Sprache erschienen, dann würde sie ohne Zweifel Darwin stark in Anspruch genommen haben. Er hat noch, als ich im August 1880 mit ihm in Cambridge eine Unterredung hatte, und von den Fortschritten des Darwinismus in Deutschland sprach, versichert, daß die große Schwierigkeit, mit der er deutsche Abhandlungen selbst lese, für ihn um so schmerzlicher sei, als allerdings in Deutschland die größte Anzahl von Originaluntersuchungen gerade auf den von ihm bevorzugten Gebieten im Gange sei, worüber er sich freute. Dieselben einzeln kennen zu lernen, blieb ihm aber in einem noch größeren Umfange versagt, als man in Deutschland annahm. Ich hatte von einigen der besten und bekanntesten Specialarbeiten gesprochen und war überrascht, daß er sie nicht einmal dem Namen nach kannte. Die Nachtheile, welche dem deutschen Naturforscher durch Unkenntniß des Englischen und Französischen einerseits, dem

Engländer und Franzosen durch Unkenntniß des Deutschen andererseits erwachsen, sind so groß, daß jeder noch vor Beendigung seiner Universitätszeit sich angelegen sein lassen sollte, wenigstens so viel zu lernen, als zum Verständniß wissenschaftlicher Abhandlungen nothwendig ist. Viele englische Gelehrte kennen deutsche Bücher nur aus französischen Uebersetzungen. Aber die wenigsten deutschen Studenten verstehen Englisch und die meisten nicht genügend Französisch. Darwin hätte eine bessere Kenntniß des Deutschen eine außerordentliche Erleichterung beim Arbeiten gewährt, was er sehr wohl fühlte.

In der etwas ausführlicheren, anläßlich der Feier seines siebzigsten Geburtstages in der Zeitschrift „Kosmos" erschienenen biographischen Skizze sind auch die in dem folgenden Briefe enthaltenen Erinnerungen Darwin's verwerthet, welche zeitlich dem letzten Brief vorangehen, aber für das „Ausland" zu spät kamen, übrigens zum Theil die früheren Angaben lediglich wiederholen oder bestätigen.

Down. Beckenham. Kent. S. E.
17. Februar 1870.

Mein werther Herr!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihren überaus freundlichen Brief und für Ihre verschiedenen Geschenke. Obwohl Ihre Schätzung meiner Arbeit sicherlich zu hoch ist, so ist sie doch ermuthigend für mich, besonders da ich gestern zwei soeben in England veröffentlichte Pamphlete las, in denen jede Form von Schmähung auf mich gehäuft wird. Ich werde z. B. ein „kothiger Träumer" genannt.

Sie scheinen prächtige Arbeit in der Physiologie zu thun, der nobelsten unter den Wissenschaften, wofür ich sie längst gehalten habe. Was Sie von den Verschiedenheiten der Blutkrystalle sagen, ist wahrhaft erstaunlich. Ich interessire mich auch sehr für das, was Sie von der verschiedenen Wirkung der Blausäure auf verschiedene Individuen derselben Art sagen; ich entsinne mich, vor einigen Jahren vergeblich auf Information über diese Frage gewartet zu haben. Ich meine, sie entstand durch die Beobachtung, wie verschieden schnell (ob wegen der Frequenz der Athmung oder wegen directer Wirkung des Giftes, konnte ich nicht ermitteln) der Dampf auf verschiedene Insecten wirkte. Ich erinnere mich, daß Bienen sofort starben, aber es war (meine ich) ein zu den Longicorniern gehöriger Käfer [Bockkäfer], welcher der Wirkung erstaunlich lange Zeit widerstand.

R. W. Darwin ist mein Vater, aber ich glaube, er wurde bei Abfassung seiner Abhandlung zur Optik von seinem Vater Erasmus Darwin erheblich unterstützt.

Ich habe wirklich nichts von Interesse über mich selbst zu sagen; da Sie es aber wünschen, will ich, was mir gerade einfällt, hinkritzeln. Ich hatte keinen Vortheil von den Vorlesungen zu Edinburg, denn sie waren unendlich trübselig und heilten mich von irgend welcher Liebhaberei an der Geologie für die Dauer von drei Jahren. Dr. Grant war nicht Professor, aber er arbeitete zoologisch aus reiner Liebe zur Sache, und seine Gesellschaft war eine große Ermuthigung. Ich pflegte mich damit zu unterhalten, Seethiere zu untersuchen, aber ich that es ausschließlich zur Unterhaltung.

Ich glaube, ich war der erste Mensch, der je den frühesten beweglichen Zustand einer Bryozoe [Mooskoralle] sah: ich zeigte ihn Grant, welcher davon in einer Sitzung der Werner'schen naturhistorischen Gesellschaft Mittheilung machte, und diese kleine Entdeckung war damals eine neue Ermuthigung. — Die Anatomie ekelte mich an, und ich besuchte nur zwei oder drei Vorlesungen, und dieses ist seitdem stets ein unersetzlicher Verlust für mich gewesen. —

Als ich nach Cambridge ging, wurde ich ein höchst enthusiastischer Käfersammler; aber wiederum nur zur Unterhaltung. Wenn mir irgend Jemand den Namen eines

Käfers sagte, meinte ich, ich wüßte Alles, was irgend Jemand verlangen könne; und ich glaube, ich habe niemals die Freßwerkzeuge irgend eines Insects auch nur angesehen! Doch arbeitete ich wie ein Sklave beim Sammeln.

Henslow's Gesellschaft hatte einen großen Reiz und Vortheil für mich, und seine Vorlesungen über Botanik gefielen mir sehr.

Meine ganze Jugend hindurch war ich versessen auf Sammeln. Mineralien, Muscheln, Pflanzen, Vogelbälge haben alle ihre Zeiten gehabt.

Gegen Ende meines Aufenthalts in Cambridge überredete mich Henslow, mit Geologie anzufangen.

Ich hatte immer sehr gern die Gewohnheiten der Vögel beobachtet, und White's Naturgeschichte von Selborne hatte dadurch viel Einfluß auf meine Gedankenrichtung. Aber von allen Büchern haben Humboldt's Reisebeschreibungen bei Weitem den größten Einfluß gehabt. Ich las große Abschnitte immer wieder und wieder. —

Ich hatte es fast erreicht, eine Gesellschaft zusammenzubringen, um nach den kanarischen Inseln zu reisen, als das Anerbieten, mit dem Beagle zu gehen, mir gemacht und von mir freudigst angenommen wurde. Ich vermuthe jedoch, daß kein Mann schlechter vorbereitet als ich es war, außer als bloßer Sammler, je eine solche Reise angetreten hat. Ich wußte nichts von Anatomie und hatte niemals irgend ein systematisches Werk über Zoologie gelesen. Ich hatte nie ein zusammengesetztes Mikroskop berührt und hatte erst vor ungefähr sechs Monaten angefangen, mich mit Geologie zu beschäftigen. Aber ich nahm eine Fülle von Büchern mit und arbeitete so angestrengt, wie ich konnte, und zerlegte oberflächlich allerlei niedere pelagische Thiere. Da fühlte ich furchtbar den Mangel an Uebung und Kenntniß. Meine [wissenschaftliche] Erziehung begann thatsächlich an Bord des Beagle. Ich erinnere mich an nichts, was vorher [wissenschaftliche] Erziehung genannt zu werden verdiente, außer an einige chemische Experimentalarbeiten mit meinem Bruder, als ich Schulknabe war. — Ohne Zweifel hatte [jedoch] das Sammeln in so großem Maßstabe in so vielen Gebieten meine Fähigkeiten im Beobachten vervollkommnet. —

Ich schrieb nie in meinem Leben so viel über mich selbst, und ich hoffe, es möge für Sie des Lesens werth sein, aber ich zweifle. —

Ich verbleibe, mein werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener
Ch. Darwin.

Ich weiß nicht, ob Ihnen daran gelegen sein wird, Auszüge aus meinen Briefen zu sehen, welche Professor Henslow drucken ließ, doch sende ich ein Exemplar mit dieser Post. —

Die in diesem Briefe mitgetheilte Notiz über Robert Waring Darwin bezieht sich auf meine Anfrage nach dem wahren Verfasser der von Goethe in seiner Geschichte der Farbenlehre ausführlich erörterten Abhandlung über die subjectiven farbigen Nachbilder, die „Augengespenster" Goethe's. Der daselbst als „Bluts- oder Namensvetter" des Verfassers bezeichnete Erasmus Darwin ist demnach der Vater desselben und zugleich an der Ausarbeitung wesentlich betheiligt, der Verfasser selbst der Vater des großen Ch. Darwin. Er war praktischer Arzt und schriftstellerte nicht, während Erasmus, ein wahres Universalgenie, in seiner „Zoonomie" jene physiologische Arbeit vom Jahre 1785 wieder abdrucken ließ. Goethe kritisirt dieselbe scharf, will den Ausdruck „Augentäuschung" ein für allemal verbannt wissen, und bemerkt ausdrücklich: „das Auge täuscht sich nicht; es handelt gesetzlich" u. s. w. Daß eine so originelle Abhandlung, wie die genannte, nicht von dem 1766 geborenen Robert Waring Darwin allein verfaßt worden ist, wird schon durch das jugendliche Alter desselben höchst wahrscheinlich. Denn als sie erschien, zählte er

kaum neunzehn Jahre. Ohne Zweifel ist Schopenhauer, der sie in seiner Schrift „Ueber das Sehen und die Farben" (1816) als wichtig anerkennt, bei Aufstellung seiner Theorie von der getheilten Thätigkeit der Netzhaut beim Farbensehen, stark von ihrem Inhalt beeinflußt worden. Leider geben hervorragende Denker und Forscher nur bisweilen oder nur auf Befragen bestimmt an, welche Bücher oder Abhandlungen auf ihre eigene Geistesrichtung am meisten, und welche andere garnicht auf dieselbe eingewirkt haben. Darin war Darwin, wie überhaupt in Betreff seines Bildungsganges, von einer seltenen Offenheit, welche dieser Brief aufs Neue bezeugt.

Das ihn fesselnde, in England in hohem Ansehen stehende Werk von Gilbert White „Die Naturgeschichte und die Alterthümer von Selborne" (bei Southampton) erschien zuerst im Jahre 1789 und dann in noch acht oder mehr Auflagen mit vielen Zusätzen, Abbildungen und einem Naturforscher-Almanach. Im Jahre 1860 wurde in London eine besondere Ausgabe für jüngere Leser veranstaltet. Dieses Werk und Humboldt's Reisen haben einen mächtig anregenden Einfluß auf Darwin ausgeübt, wie auch aus einigen seiner Briefe an Andere hervorgeht. Um das Jahr 1857 besuchte er selbst White's einstige Wohnung in Selborne. Noch ein Jahr vor seinem Tode las er wiederum Bände von Humboldt's Werken, die er ein halbes Jahrhundert früher mit der größten Begeisterung studirt, stellenweise sogar abgeschrieben und bei Ausflügen Anderen vorgelesen hatte. Er und Hooker erklärten noch 1881 Alexander v. Humboldt für den größten wissenschaftlichen Reisenden, der je gelebt habe. Darwin meinte aber, daß er ein wunderbarer Mann gewesen sei mehr durch eine Annäherung an Allwissenheit, als durch Originalität. Als er seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, war er etwas enttäuscht. Er hatte seine Erwartungen zu hoch gespannt. —

Zwei in diesem Briefe erwähnte Fragen bedürfen noch der Erläuterung.

In Betreff des von sehr vielen verschiedenartigen Thieren in Krystallen erhaltenen rothen Blutfarbstoffs hatte ich theils neu gefunden, theils bestätigt, daß bei völliger Identität des spectralen Verhaltens, also der Farbe, in allen Fällen doch andere Eigenschaften, wie die Krystallisirbarkeit, Löslichkeit, Härte, Zusammensetzung, verschieden sind, je nach der Thierart. Ich folgerte daraus, daß wegen der Abstammung aller Säugethiere von einem Ursäugethier, noch mehr wegen der Abstammung aller Wirbelthiere von einem Urwirbelthier, außer der morphologischen Aenderung der Artcharaktere im Laufe von unzähligen Generationen, auch eine früher nie berücksichtigte und noch heute ganz räthselhafte chemische Aenderung wichtiger Stoffe im Thierkörper bei der allmäligen Entstehung neuer Arten stattgefunden haben müsse. Beispielsweise haben das Meerschweinchen und das Eichhörnchen zweifellos ein und dasselbe Nagethier zum Vorfahren, und dieses kann, wie jedes rothblütige Thier, in seinem Blute nur einerlei Art von rothem Blutfarbstoff gehabt haben; dennoch sind die hexagonalen Blutkrystalle des Eichhörnchens von den rhombischen Sphenoiden aus dem Blute des Meerschweinchens wesentlich verschieden bei Identität der Farbe. Im Spectrum sind sie nicht von einander zu unterscheiden. Darwin interessirte sich für diese chemische und physikalische Verschiedenheit des bei allen Wirbelthieren den Sauer-

stoff beim Einathmen aufnehmenden, bei allen physiologisch völlig übereinstimmenden, rothen Blutfarbstoffs in jeder einzelnen Thierart begreiflicherweise um so mehr, als sie zunächst seiner Theorie von der Veränderlichkeit der Species nach einer bis dahin nicht berücksichtigten Richtung zu widersprechen schien. In einem Buche „Ueber die Blutkrystalle" (1871) habe ich die Wichtigkeit der Thatsache hervorgehoben und die constanten Ungleichheiten der Blutkrystalle von etwa einem halben Hundert verschiedener Thierarten aus allen Wirbelthierclassen zusammengestellt.

Ebenso interessirte sich Darwin für die nach der Thierart, und innerhalb derselben nach der Individualität, verschiedene Wirkung kleinster Giftmengen. Ich hatte eine große Anzahl von Thieren aus den verschiedensten Abtheilungen, auch Käfer und für immun gehaltene, namentlich Igel, mit Blausäure vergiftet, um ihre Wirkung zu verstehen und ein Gegengift zu finden, und die nach der Art, dem Alter, Geschlecht u. s. w. ungleichen physikalischen Wirkungen des für alle schon in verhältnißmäßig kleinen Mengen tödtlichen Giftes in einer besonderen Schrift über die Blausäure in physiologischer Hinsicht (1868) beschrieben. Dabei zeigte sich im Allgemeinen, daß ein Thier um so leichter afficirt wird, je größer sein Sauerstoffbedürfniß ist. Da dieses wiederum nicht allein mit der Eigenwärme, sondern auch individuell variirt, überhaupt von vielen Factoren abhängt, so ist die ungleiche, sogar wechselnde Empfindlichkeit verschiedener Individuen derselben Species — einschließlich des Menschen — gegen Gifte, wie Blausäure, viel weniger ihren morphologischen, als ihren physiologischen Eigenthümlichkeiten, also der Beschaffenheit ihres Protoplasma, zuzuschreiben und das von mir empfohlene Gegenmittel, künstliche Sauerstoffeinathmung, wenn auch das sicherste, doch ungleich schnell wirkend. —

Das im vorhergehenden Briefe erwähnte Buch Darwin's über die Abstammung des Menschen und die sexuale Zuchtwahl, veranlaßte mich, ihm einiges Bedauern über die Vereinigung dieser zwei wenig mit einander zusammenhängenden Probleme (noch dazu in einem zweibändigen Werke) zu schreiben, ohne zu wissen, daß Wallace ihm denselben Einwand machte. Der Uebelstand war um so größer, als man das Buch über die Herkunft des Menschen mit Spannung erwartet hatte und nun die Aufmerksamkeit auf die Sexual-Selection abgelenkt wurde. Die Vertheilung der beiden Gegenstände auf je einen Band hätte jedem von beiden nur förderlich sein können. Nicht nur stehen beide, äußerlich verbundene Bücher, bei Weitem nicht auf der Höhe des grundlegenden Werkes vom November 1859, es hat auch die Zusammenfassung beider in eins die gründlichere Durcharbeitung jedes einzelnen Abschnittes wesentlich beeinträchtigt. Darwin selbst schrieb darüber:

Down. Beckenham. Kent. S. E.
[30. April 1871.]

Mein werther Herr!

Ich bin Ihnen sehr verbunden für Ihren außerordentlich freundlichen Brief. — Erlauben Sie mir zu bemerken, daß, als ich ein Verzeichniß derjenigen aufsetzte, an welche meine Abstammung des Menschen zu senden war, ich gänzlich Ihren Namen, sowie den von zwei oder drei Anderen vergaß, bezüglich derer ich jetzt außerordentlich bedauere, daß mein Gedächtniß mir versagte. Wenn Sie kein Exemplar besitzen, wollen

Sie sich bemühen, mich zu benachrichtigen, so werde ich sofort eins senden. Wallace's Vorschlag, welchen Sie auch machen, in Betreff der Abtrennung der geschlechtlichen Zuchtwahl, ist ein sehr guter, und ich bemerkte zur Zeit den Nachtheil der gegenwärtigen Vereinigung, wußte jedoch nicht, wie ich ihn vermeiden könnte. Um das Uebel zu heilen, wäre jetzt mehr Zeit nöthig als es werth ist.

Ich bin Ihnen sehr verbunden für das versprochene Geschenk des Werkes über die Blutkrystalle, und wollen Sie im Voraus sehr aufrichtig Professor Müller für sein beabsichtigtes Geschenk danken. Es ist ein nie endigendes Leidwesen für mich, daß ich Deutsch so schlecht lese, aber ich bin jetzt zu alt und habe eine zu armselige Anlage für Sprachen, um mich zu bessern.

Ich werde mich besonders freuen, Ihre Abhandlung über das äußere Ohr zu sehen, da dieselbe sehr nützlich für irgend eine spätere, verbesserte Auflage meines Buches sein wird. Ich war vollkommen unkundig der unerklärlichen Thatsache des Mangels des Ohrläppchens bei Negern. Hat nicht der Igel Ohren, welche denen des Menschen in der Form sehr ähneln? Es wurde mir kürzlich so berichtet, doch hatte ich keine Gelegenheit, einen anzusehen. In Betreff des Meerschweinchens hätte ich sagen müssen, daß einst in Deutschland eine Zucht mit herabhängenden Ohren existirte, denn obwohl ich der Quelle dafür mich nicht erinnern kann, fühle ich mich sicher, daß sie zuverlässig war.

Ich bleibe, mein werther Herr,

Ihr sehr aufrichtig ergebener
Charles Darwin.

Die Besprechung in den „Times" hat mich nicht im geringsten afficirt, denn sie war offenbar nicht von einem wissenschaftlichen Mann verfaßt; ich weiß nicht, wer der Verfasser war.

Bezüglich der von dem Jenaer Professor der allgemeinen Pathologie und pathologischen Anatomie Wilhelm Müller damals ausgeführten wichtigen Untersuchungen zur Entwickelung gewisser Hirntheile und der Schilddrüse, welche in der Jenaischen „Zeitschrift für Medicin und Naturwissenschaft" 1871 erschienen und von denen einige Darwin, zusammen mit meiner Schrift über die Blutkrystalle, damals zugeschickt wurden, wiederholt sich die Bemerkung, daß, abgesehen von zwei vorher markirten Anmerkungen, Darwin wegen der sprachlichen Schwierigkeiten nicht von ihrem Inhalte Kenntniß genommen hat.

In Betreff meiner, die menschliche Ohrmuschel betreffenden Beobachtungen und Versuche, von denen hier die Rede ist, kann ich nur nach der Erinnerung berichten, da mir das Material bald darauf abhanden kam, und ich über diesen Gegenstand „Die Form und Function der menschlichen Ohrmuschel" nur einen Vortrag in der Jenaischen Gesellschaft für Medicin und Naturwissenschaft gehalten habe, welcher nicht protocollirt wurde.

Unter Hinweis auf die ganze morphologische Beschaffenheit, die quergestreiften Muskeln in und an der Muschel, welche sich zum Theil niemals zusammenziehen, während sie bei vielen Säugethieren eine große Beweglichkeit besitzen und sehr zahlreich sind, ferner auf die außerordentliche individuelle Verschiedenheit und das häufige Fehlen des Ohrläppchens bei Negern und Weißen, hatte ich behauptet — es wird 1869 gewesen sein — daß die menschliche Ohrmuschel ein in der Rückbildung begriffenes, also ein rudimentäres Gebilde ist; dafür spricht auch die von Darwin als umgeklappte Spitze gedeutete und als rudimentärer Punkt bezeichnete Stelle am oberen Rande, auf welche der Bildhauer Woolner ihn aufmerksam machte. Ich hatte diese bei einzelnen Individuen ungewöhnlich groß und links und rechts meistens ungleich gefunden. Bei Manchen fehlt die Hervorragung am einen Ohr, während sie am anderen sehr auffällt, wogegen ich immer bei hochbegabten Musikern und Sängerinnen das gänzliche

Fehlen der rudimentären Leiste constatiren konnte. Bei Letzteren fand ich fast ausnahmslos sehr wohlgebildete Ohrmuscheln beiderseits, mit runden Ohrläppchen und glattem Tragus und Helix, und sie stehen bei ihnen nie weit vom Kopfe ab. Diese merkwürdige Correlation ist sogar bei der physiognomischen Beurtheilung verwerthbar. Bei gänzlich unmusikalischen Individuen fand ich die größten Schwankungen in Betreff der Größe, der Form, der Stellung und der erwähnten Besonderheiten. Bei mir selbst zeigte sich ferner die Betheiligung der Ohrmuschel am Hören als eine ganz unbedeutende, indem zwar beim Hören sehr leiser Geräusche, etwa des Ticktacks einer Taschenuhr in acht bis zehn Meter Entfernung nach Verklebung der ganzen Ohrmuschel mit Wachs oder dergl. und Einführen eines kurzen Glasröhrchens in den Gehörgang, ein in der Richtung von vorn geradlinig fortgeleiteter, eben noch hörbarer Schall nicht in so großer Entfernung erkannt wird als mit Betheiligung der Ohrmuschel, ihr also eine gewisse geringfügige Bedeutung als Reflector und Schallverstärker zukommt, aber dieses gilt nur für ganz leisen Schall. Dadurch kann ihr Schicksal, der Rückbildung verfallen zu sein, nicht aufgehalten werden. Die große Beweglichkeit des Kopfes ist beim Menschen an die Stelle der Beweglichkeit des Thierohres mit seinen zahlreichen activen Muskeln getreten. Auch die Vögel haben meist keine Ohrmuschel, aber einen sehr beweglichen Kopf.

Nicht durch die Spitze allein erhält, wie ich durch Zeichnungen in meiner Mittheilung an Darwin erläuterte, das menschliche Ohr einen thierischen Charakter — Faune, Silene, Satyre, Teufel, Dämonen u. s. w. sind seit Jahrhunderten oft mit spitzen Ohren modellirt und gemalt worden — sondern, wie ich durch vergleichende Messungen damals feststellte, auch durch die Stellung. Denn je weiter das Dreieck: Ohröffnung, Nasenwurzel (zwischen den inneren Augenwinkeln) und Kinnspitze von einem gleichseitigen abweicht, je höher namentlich der äußere Gehörgang hinaufrückt, um so unedler wird das Profil. Schon die Zunahme des Abstandes vom Ohr zur Kinnspitze verleiht ihm etwas Thierisches; sie fiel mir an den Darstellungen von Menschen im Profil auf altägyptischen Denkmälern besonders auf.

Ich sah auch an sehr alten mexikanischen Steinfiguren und an sorgfältig gemeißelten Köpfen aus Centralindien (jetzt z. B. im Museum für Völkerkunde zu Berlin) die Ohrmuschel auffallend hoch stehen, auch wo von phantastischen Darstellungen oder Carricaturen nicht die Rede sein kann. Besonders deutlich fand ich aber an einem wohl erhaltenen tätowirten Menschenkopf aus Neuseeland und an drei Mumienköpfen von den Neu-Hebriden (in jenem Museum) die höhere Stellung der Ohrmuschel.

Uebrigens sind einige von den hier berührten Punkten inzwischen von anderer Seite untersucht worden, daher ich die von Darwin erwartete Abhandlung über den ganzen Gegenstand, welche auch frühere Beobachtungen Anderer über das Hören ohne Ohrmuschel kritisch beleuchtete, nicht ausgearbeitet habe. Der Physiologe E. Ray Lankester, damals in Jena, besprach mit mir wiederholt die Deutung der Anomalien der menschlichen Ohrmuschel; aber seitdem sind so viele andere Spuren vergangener niederer Organisation beim Menschen entdeckt worden — unverkennbare Stempel seiner unermeßlich langen Ahnenreihe — daß sich nun kein so großes Interesse mehr im Darwinistischen Sinne an diesen Gegenstand knüpft, wie damals. Darwin schrieb noch darüber:

Southampton, 13. Mai 1871.

Mein werther Herr!

Ich bin Ihnen recht verbunden für Ihren interessanten Brief über die menschliche Ohrmuschel. Ich weiß gar nicht, was ich von der höheren Stellung des Ohres bei den alten Aegyptern denken soll; aber es ist offenbar ein der Aufmerksamkeit werther Punkt. Der Astronom Janssen schickte mir dieser Tage eine Nachricht, daß er etwas

sehr Merkwürdiges in Bezug auf das Ohrläppchen oder den Ohrlappen (so wie ich die Nachricht verstand) bei einigen eingeborenen Rassen in Indien beobachtet habe. Er sagte, er würde an mich schreiben; und wenn ich mehr höre, will ich es Ihnen mittheilen, falls die Thatsache sich als merkwürdig erweisen sollte. Könnten Sie irgend welche Beobachtungen darüber erhalten, in welchem Zeitpunkt das Ohr des menschlichen Fötus gefaltet wird? Dieses scheint einer Untersuchung werth zu sein, da in einem Photogramm eines Orang-Embryo das Ohr wie in dem Umriß des Rubens'schen Bildes, welches Sie mir schickten, zugespitzt, d. h. nicht gefaltet ist.

Ich dachte, Herr Lankester sei in Leipzig, und ich sandte ihm meinen Dank für seinen letzten Brief durch Dr. Nitzsche. Bitte, sagen Sie Herrn Lankester, daß seine Idee in Betreff des Ohrlappens und des Streckens der Ohrmuscheln bei den Botokuden mir durch den Kopf ging, aber ich ließ sie als zu kühn fallen.

Schließlich seien Sie so freundlich, Professor Müller für sein freundliches Schreiben und sein Buch zu danken, welches ich ohne Zweifel nach meiner Rückkehr nächste Woche zu Hause finden werde. Ich bin ihm besonders verbunden für das Anmerken der Stellen, welche mehr speciell mich betreffen. Mein werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener
Ch. Darwin.

Es trat nun eine längere Pause in meinem Briefwechsel mit Darwin ein. Als sich aber meine Beobachtungen über die Sinne bei Neugeborenen häuften, und immer mehr thatsächliches Material zur Ausarbeitung einer „Seelenentwickelung" oder „Psychogenesis", wie ich sie nannte, angesammelt hatte, wandte ich mich wieder an den Begründer der genetischen Methode in der Biologie. Er antwortete:

Down. Beckenham. Kent.
8. Juli 1877. Bahnstation Orpington.
S. E. R.

Mein werther Herr!

Ich bin sehr erfreut, von dem Gegenstande zu hören, welchen Sie untersuchen, da die Ergebnisse sehr interessant sein werden. Ich fürchte, Sie werden sehr wenig in meiner Arbeit finden, welche ich mit der heutigen Morgenpost expedire. Haben Sie jemals von Douglas Spalding's Versuchen gehört, Hühnchen zu blenden, indem er einen kleinen Verband über ihrem Kopf anbrachte, sowie sie aus der Schale entfernt worden waren? Die Ergebnisse waren überaus interessant und zeigten, wie viel durch Vererbung geleistet wird. Wenn Sie die Bände von „Nature" seit den letzten fünf Jahren haben, würden Sie leicht den Aufsatz mittelst des Registers finden. Mein werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener
Charles Darwin.

P. S. Wenn Sie Spalding's Abhandlung nicht finden können, könnte ich vielleicht Erfolg haben, aber ich bin durchaus nicht sicher, daß ich es kann. Im „Nature" 1876 findet sich eine merkwürdige Mittheilung von Romanes über eine Henne, welche junge Frettchen aufgebracht hatte.

Die hier erwähnten sehr kurzen, aphoristischen Notizen zur Psychogenesis von Darwin, meist an einem seiner Söhne im Jahre 1840 angestellte Beobachtungen, sind wiederholt in deutscher Uebersetzung veröffentlicht worden. Sie beanspruchen aber durchaus nicht den Werth, welchen manche wegen des Namens ihres Verfassers ihnen zugeschrieben haben, und bilden nur eine kleine Vorarbeit zu einem Theile des Werkes über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen.

Dagegen sind viele thatsächliche Angaben in diesem Buche und die Versuche von Spalding Douglas an ganz jungen Schweinchen und Hühnchen mir bei Untersuchungen über die erworbene und die erbliche Furchtsamkeit und den Instinct von besonderer Wichtigkeit gewesen. Ich wiederholte die Versuche großentheils, verschaffte mir auch einen Thurmfalken, um zu sehen, wie die eben ausgeschlüpften Hühnchen sich bei seinem Anblick verhalten und beschrieb die Hauptergebnisse der an vielen neugeborenen und ganz jungen Thieren verschiedener Arten angestellten Beobachtungen über ihre geistige Entwickelung, im Vergleiche zu der des Menschenkindes, in dem später (1881 in erster und 1890 in dritter vermehrter Auflage) erschienenen Buche über „Die Seele des Kindes", andere in der „Speciellen Physiologie des Embryo" (Leipzig 1885). Es wird in dem erstgenannten Werke zum ersten Male eingehend die Vererbungslehre Darwin's psychogenetisch verwerthet. Die Grundzüge habe ich in einem Vortrage über die Sinnesthätigkeit bei Neugeborenen in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft zu Jena am 14. Januar 1878 entwickelt, zum Theil auch in der „Deutschen Rundschau" in dem Aufsatz „Psychogenesis"[1]). Die beiden Bücher, welche der in diesem Briefe erwähnte Dr. G. J. Romanes, einer der hervorragendsten Darwinianer in England, über die geistige Entwicklung der Thiere (1883) und des Menschen (1888) schrieb, haben diese Richtung, besonders die vergleichende Psychologie, in etwas anderer Weise, weiter verfolgt.

Das folgende Schreiben ist kein Privatbrief, sondern an den Vorsitzenden der Jenaer medicinisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaft gerichtet. Als solcher hatte ich 1878 den Antrag gestellt, Darwin anläßlich seines 70. Geburtstages zum Ehrenmitglied zu wählen. Der Antrag wurde einstimmig angenommen. Früher waren zu Ehrenmitgliedern gewählt worden: Schimper (1855) (†), Kieser (1857) (†), Louis Soret (1864) (†), der Physiologe von Bezold (1866) (†); nachher wurden noch Huxley (1867), Gegenbaur (1873), Schleiden (1878) (†) und Oskar Schmidt (1878) (†) Ehrenmitglieder. Von Biologen, auf deren Arbeiten Darwin Einfluß geübt hat, gehörten der Gesellschaft außer mir zu jener Zeit noch an: E. Haeckel, Wilhelm Müller, E. Strasburger, C. Frommann, K. Bardeleben, G. Schwalbe, Richard Hertwig, Oskar Hertwig, W. Detmer, so daß in Deutschland keine wissenschaftliche Körperschaft eine größere Anzahl von activen Darwinianern aufzuweisen hatte. Von Jena aus verbreitete sich auf zoologischem, botanischem, anatomischem, embryologischem und physiologisch-psychologischem Gebiete der Darwinismus Jahr für Jahr mit wachsendem Erfolge überallhin. Das schlichte Dankeswort für die Anerkennung seitens der im Ganzen aus sechsunddreißig einheimischen Männern der Wissenschaft bestehenden Gesellschaft lautet:

[1]) 1880, Bd. XXIII, S. 198 ff.

Down. Beckenham. Kent.
25. Januar 1878. Bahnstation Orpington.
S. E. R.

Mein werther Herr!

Ich danke Ihnen aufrichtig für Ihren sehr freundlichen Brief, und ich hoffe, daß Sie den Mitgliedern Ihrer Gesellschaft aussprechen werden, wie sehr empfänglich ich für die Ehre bin, welche sie mir erwiesen haben, indem sie mich zu einem ihrer Ehrenmitglieder erwählten. Mit viel Hochachtung verbleibe ich, mein werther Herr,

Ihr ergebener
Charles Darwin.

Aus den nächstfolgenden Jahren liegen mir nur zwei briefliche Mittheilungen vor. Ich hatte damals, sehr eingehend mit der Untersuchung der Lebensvorgänge ungeborener Thiere beschäftigt, lange vergeblich nach einem Verfahren gesucht, um die Bewegungen des Hühnchens im bebrüteten Ei sich selbst registriren zu lassen und kam durch Einführen feinster Nadeln nicht damit zu Stande. Darwin hatte nun die von ihm als Circumnutation bezeichneten Drehungen der Pflanzentheile, zu welchen auch die nach dem Lichte gehören, mittelst einer neuen Methode graphisch fixirt und die Ergebnisse in seinem Buche über die Bewegungen der Pflanzen mitgetheilt. Ich hoffte auf ein geeignetes Mittel für meine Zwecke dadurch geführt zu werden, aber die Hoffnung erfüllte sich nicht, wie Darwin richtig vermuthete.

Down. Beckenham. Kent.
27. November 1880. Bahnstation Orpington.
S. E. R.

Mein werther Herr!

Es wird mir viel Vergnügen machen, Ihnen ein Exemplar meines Buches zu senden, und ich habe Herrn Murray angewiesen, Ihnen eins zu senden; aber es kann eine kleine Verzögerung eintreten, da ich heute Morgen hörte, daß alle Exemplare verkauft sind; jedoch steht der Satz noch, und mehr Exemplare werden sofort gedruckt werden. —

Ich fürchte, meine Methoden werden sich auf Embryonen nicht anwenden lassen.

Ich lege Abzüge der Aufsätze bei, auf welche Sie, wie ich annehme, sich beziehen, und welche ich nach einem langen Suchen entdeckte. — Da ich kein anderes Exemplar habe, so würde ich Ihnen für die Rücksendung verbunden sein. —

Ich schrieb niemals für den „Zoologist“, und ich vermuthe, daß etwas aus „Nature“ entlehnt wurde. —

Ihr Buch ist noch nicht angekommen, wird aber wahrscheinlich morgen eintreffen, da [Sendungen] oft um einen oder zwei Tage durch unsere Post verzögert werden. Ich bin Ihnen recht sehr verbunden für Ihre Freundlichkeit, es mir zu schicken. —
Mein werther Herr,

Ihr aufrichtig ergebener
Charles Darwin.

Der hier erwähnte „Zoologist“ ist eine von Ed. Newman geleitete populäre naturgeschichtliche englische Zeitschrift, welche eine Mittheilung von Darwin über die Sinnesthätigkeit niederer Thiere (im 8. Bande 1873) gebracht hatte. Diese wünschte ich kennen zu lernen. Sie stammt aber diesem Briefe zufolge nicht von Darwin selbst her. Sie ist der „Nature“ vom 13. März 1873 entnommen.

Als ich das vorhin erwähnte Buch über die geistige Entwickelung des Menschen in den ersten Lebensjahren vollendet hatte, sandte ich das erste Exemplar an Darwin. Er antwortete umgehend:

Down. Beckenham. Kent.
Bahnstation Orpington.
S. E. R.

28. October 1881.

Mein werther Herr!

Ich danke Ihnen sehr aufrichtig für Ihre Freundlichkeit, mir Ihr großes Werk „Die Seele des Kindes" zu schicken. Aber ich wollte, daß ich Deutsch leicht lesen könnte, denn der Gegenstand interessirt mich sehr, und ich hege keinen Zweifel, daß Ihr Werk ausgezeichnet ist.

Ihr aufrichtig ergebener
Ch. Darwin.

Diese überaus wohlwollenden Zeilen sind die letzten, welche Darwin an mich gerichtet hat. Das Studium seiner Werke gab eine so starke Anregung beim Zustandekommen des hier Erwähnten, daß er sich bei einer eingehenden Kenntnißnahme derselben ohne Zweifel über die Fruchtbarkeit seiner Ideen, trotz der neuen Behandlung des Problems und vieler Abweichungen im Einzelnen, sehr gefreut haben würde. Englische und französische Uebersetzungen erschienen aber erst nach seinem Tode. So hat er den Erfolg seiner Theorie nach dieser Richtung nicht mehr erlebt.

Ebenso nach anderer Richtung nicht, zum Beispiel bezüglich der Socialwissenschaften.

In einer bemerkenswerthen Abhandlung über landwirthschaftliches Genossenschaftswesen hatte 1868 Dr. Hugo Thiel, damals Privatdocent an der Universität Bonn, zum ersten Male — abgesehen von Lange's kleiner Schrift zur Arbeiterfrage — den Grundgedanken des Darwinschen Concurrenzprincips allgemein auf die Beziehungen der Menschen zueinander angewendet; er sandte die Schrift an Darwin und erhielt den folgenden merkwürdigen Brief als Antwort.

Down. Bromley. Kent. S. E.
25. Februar 1869.

Werther Herr!

Bei meiner Heimkehr nach einer kurzen Abwesenheit fand ich Ihr sehr höfliches Schreiben und Heft vor, und ich beeile mich, Ihnen für beide zu danken, sowie für die sehr ehrenvolle Erwähnung meines Namens darin. — Sie werden mir gern glauben, wie sehr es mich interessirt, zu erfahren, daß Sie auf moralische und sociale Fragen Ansichten anwenden, ähnlich denen, welche ich in Bezug auf die Abänderung der Species verwendete. Es ist mir früher nicht beigefallen, daß meine Ansichten auf so weit abweichende und höchst wichtige Gegenstände ausgedehnt werden könnten. —

Mit viel Hochachtung bitte ich, verbleiben zu dürfen, werther Herr,
Ihr ergebener und verbundener
Charles Darwin.

An Herrn Dr. Hugo Thiel. Bonn.

Auf diesen Brief habe ich schon früher („Aus Natur- und Menschenleben") hingewiesen, weil er den Beweis liefert dafür, daß Darwin im Frühjahr 1869, ehe er Thiel's kleine Abhandlung und meine Schrift über den Kampf um das Dasein erhalten hatte, noch nicht an die Anwendung seiner

Theorie auf die Ethik und Socialwissenschaft dachte, während 1871 in seinem Werke über die Abstammung des Menschen schon ausführlich davon die Rede ist. In diesem Falle erscheint aber auch der zweiundsechzigjährige Darwin weniger kritisch als der fünfzigjährige.

Und hierin ist eine der Ursachen zu suchen für die unberechtigten und sich widersprechenden Folgerungen, welche bezüglich der neueren socialdemokratischen Irrlehren aus dem Darwinismus gezogen worden sind. In Wahrheit lieferte Darwin die schlagendsten Beweise gegen gewisse utopistische, naturwidrige und wie eine epidemische Krankheit sich verbreitende Lehrsätze und Forderungen der Socialdemokratie. Die Vererbung, die Concurrenz, die Anpassung, die Selection und der von Darwin entdeckte gesetzmäßige Zusammenhang dieser Naturthatsachen zeigen Jedem, der ihn studirt, aber auch wirklich studirt und nicht den unechten Darwinianern der Journalistik folgt, daß die Ungleichheit der Menschen eine Naturnothwendigkeit ist und je weiter die Cultur fortschreitet, wegen der immer weitergehenden Arbeitstheilung sich immer schärfer ausprägen muß. Sowohl die Pädagogik, als auch die Volkswirthschaftswissenschaft kann deshalb von der neuen Biologie sehr viel lernen. Denn je mehr die Blüthe der Jugend jahrelang durch zu abstracte Gegenstände, durch die übliche übertriebene Unterweisung in todten Sprachen mit Vernachlässigung der Körperpflege von dem Wirklichen, dem Gegenwärtigen, von der Natur und der Menschheit, wie sie jetzt ist, abgezogen wird, um so mehr müssen solche krankhafte Störungen der natürlichen Entwicklung einer an sich gesunden Nation begünstigt werden, wie die Socialdemokratie sie bietet. Es ist daher dringende Pflicht, die natürliche Entwicklung des Einzelnen schon in den Schulen zur Geltung zu bringen. Beiläufig wird von allen deutschen Reformplänen am meisten dieser Forderung gerecht die „Neue Deutsche Schule" von Hugo Göring.

Es liegt so nahe, die von Darwin geschaffene Wissenschaft von den gesetzmäßigen Beziehungen der lebenden Wesen zu einander, welche man gewöhnlich Biologie nennt, auf die Nationalökonomie anzuwenden, daß man sich wundern muß, wie wenig es in Deutschland versucht worden ist. Die jüngsten, äußerst fruchtbaren Errungenschaften der Biologie — ich erinnere nur an die Thatsachen des Symbiose, des Mutualismus, des Parasitismus und der monarchischen Thierstaaten — sind wohl werth, von Politikern eingehend berücksichtigt zu werden, weil die Analogie des thierischen und pflanzlichen Verbandlebens mit dem Zusammenleben der Menschen in Familien, Gemeinden, Staaten ungemein lehrreich ist. Was die Menschen zusammenführt und zusammenhält, sind gemeinsame Interessen, was sie entzweit, Sonderinteressen. Aehnlich im Thier- und Pflanzenreich. Wenn man nun sieht, in wie überraschend vollkommener Weise bei letzteren die Compromisse zu harmonischen Systemen führen, wo die Individuen zwar dem Ganzen untergeordnet, aber von sehr ungleichem Range sind, und stets ihre Individualität behalten, dann erscheint allzu oft die Art, wie im Menschenleben Individuen geopfert werden, weil die richtige Form ihrer Unterordnung nicht gefunden wurde, beschämend. Nicht Unverstand, sondern Unkenntniß trägt die Schuld, daß ein so großer Theil der Staatsbürger den Staat haßt, daß so Viele ungern für alle die ihre Existenz, Ausbildung und Berufsthätigkeit erst er-

möglichenden Leistungen des Staates relativ kleine Opfer bringen, zum Beispiel ungern ihre Steuern bezahlen, ungern ihrer Militärpflicht genügen. Wer dagegen naturwissenschaftlich den menschlichen Staat gerade wie einen Baum oder einen Siphonophorenstock studirt, seine Entwicklung und seine Lebensbedingungen ermittelt, kann nicht anders als ihm seine Dankbarkeit und Verehrung zuwenden. Die Biologie des menschlichen Staates, dieses physiologischen Individuums höchster Ordnung, dieses complicirtesten Naturgebildes, führt zu einer so befriedigenden Einsicht in seine Nützlichkeit für den Einzelnen, und seine Existenznothwendigkeit, daß gar keine andere Auffassung diese an Kraft übertreffen kann. Um aber sein Werden und Wesen zu verstehen, ist der Darwinismus unerläßlich. —

Ein anderes geschichtliches Interesse als der letzte Brief hat der folgende, welcher die Entstehung der ersten Gedanken von der gemeinsamen Abstammung der Arten betrifft, und an Dr. Otto Zacharias gerichtet ist.

Werther Herr!

Als ich an Bord des Beagle war, glaubte ich an die Permanenz der Species, aber so viel ich mich zu erinnern vermag, gingen mir gelegentlich vage Zweifel durch den Kopf. Nach meiner Heimkehr im Herbste des Jahres 1836 begann ich sogleich mein Tagebuch für die Veröffentlichung vorzubereiten, und sah dann, wie viele Thatsachen die gemeinschaftliche Abstammung der Arten andeuteten, so daß ich im Juli 1837 ein Notizbuch begann, um irgend welche Thatsachen einzutragen, welche für die Frage Bedeutung haben könnten. Aber ich wurde nicht überzeugt, daß die Species veränderlich sind, bis, glaube ich, zwei oder drei Jahre vorübergegangen waren.

Der Brief zeigt, daß Darwin erst nach der Heimkehr von der großen Forschungsreise Thatsachen zur Descendenztheorie zu sammeln suchte — seit Juli 1837 — und nach zwei oder drei Jahren seine Ueberzeugung fest stand. Auch aus den später von Francis Darwin veröffentlichten Papieren seines Vaters geht hervor, daß er 1839 mit sich in Betreff der Descendenztheorie einig war, aber schon 1837 schrieb „meine Theorie wird" u. s. w. Also ist ihr Geburtsjahr doch 1837. Die Erkenntniß der Bedeutung des Kampfes um das Dasein für die Erhaltung der Passendsten entstand im October 1838 nach der Lectüre des Malthus'schen Buches über die Bevölkerungszunahme.

Den Brief selbst hat der Adressat in seiner Skizze über das Geburtsjahr der Darwin'schen Theorie im Original mitgetheilt. Dieselbe war als Anhang dem Berichte von E. Rade über das, Darwin zu seinem neunundsechzigsten Geburtstage überreichte Album beigefügt. Das Empfangsschreiben lautet:

Down, Beckenham, Kent
16. Februar 1877.

Mein Herr!

Ihr prachtvolles Album ist soeben angekommen, und ich kann nicht Worte finden, mein Gefühl tiefer freudiger Befriedigung über diese außerordentliche Ehre auszusprechen. Ich hoffe, Sie werden die einhundertundvierundfünfzig Männer der Wissenschaft, welche einige der am meisten geehrten Namen in der Welt einschließen, benachrichtigen, wie dankbar ich bin für ihre durch Uebersendung ihrer Photographien zu meinem Geburtstage bekundete Güte und großmüthige Sympathie. Erlauben Sie mir ferner, Ihnen sehr warm zu danken für die beigelegten Briefe und Dichtungen, welche für mich alle so hoch erfreulich sind. Die Ehre, welche Sie mir erwiesen haben, geht weit über

meine Verdienste hinaus, denn ich weiß wohl, daß fast meine ganze Arbeit sich auf Material stützt, das von vielen ausgezeichneten Beobachtern gesammelt wurde.

Diese immer denkwürdige Widmung wird mich anregen zu erneuten Anstrengungen, so lange ich zu irgend einer Arbeit fähig bin, und nach meinem Tode wird es ein höchst werthvolles Vermächtniß für meine Kinder sein.

Ich habe meine Empfindungen ganz ungenügend ausgesprochen und werde immer bleiben, mein Herr,

Ihr verbundener und dankbarer Diener
Charles Darwin.

An Herrn Rade. Münster.

In den Jahren 1877 bis 1881 stand Darwin auch mit Dr. Ernst Krause, dem Herausgeber des „Kosmos", im Briefwechsel, welcher vorwiegend die von beiden zusammen edirte Schrift über Erasmus Darwin betrifft. Jedoch finden sich unter den Briefen, welche der Adressat mir freundlichst zur Verfügung stellte, einige von allgemeinem Interesse. So die drei folgenden:

Down, Beckenham, Kent
25. März 1877. Bahnstation Orpington.
S. E. R.

Werther Herr!

Ich erhielt erst gestern Ihren vom 11. März datirten Brief. Ich danke Ihnen herzlich für Ihre sehr freundlichen Ausdrücke mir gegenüber, aber Ihre Schätzung meiner wissenschaftlichen Arbeit ist viel zu hoch. Es würde mich freuen, Ihre neue Zeitschrift zu unterstützen; aber ich habe gegenwärtig wirklich nichts zu sagen, was des Druckes werth wäre. Ich bin so gewöhnt gewesen, Materialien für Bücher anstatt für gesonderte Abhandlungen zu sammeln, daß es für mich ein sehr seltenes Ereigniß ist, irgend Etwas für eine Zeitschrift zu schreiben. Aber ich werde Ihren Wunsch nicht vergessen, im Falle irgend eine passende Gelegenheit sich bieten sollte. Ich habe mit meinem Sohne Francis gesprochen, der später im Stande sein mag, einen Auszug aus neuen von ihm angestellten Beobachtungen mitzutheilen.

Ich will einen Punkt hervorheben, welchen Sie als Herausgeber vielleicht Ihren Lesern nahe zu legen Gelegenheit finden werden und welcher mir von ganz besonderer Wichtigkeit hinsichtlich der Descendenztheorie zu sein scheint — nämlich die Untersuchung der Ursachen der Variabilität. Warum, zum Beispiel, ist das wilde Rindvieh, welches in den Pampas umherschweift, einförmig gefärbt? während es, sobald es halb gezähmt ist, wie Azara sagt, die Farbe verändert; und so in zahllosen anderen Fällen. Wir wollen wissen, welcher Art die Aenderung in der Umgebung ist, die Variabilität in jedem einzelnen Falle herbeiführt und warum ein Theil der Organisation mehr als ein anderer afficirt wird; obwohl es gegenwärtig hoffnungslos zu sein scheint, dieses letztere Problem lösen zu wollen. Ich muß annehmen, daß Licht auf diesen schwierigen Gegenstand geworfen werden könnte durch Versuche und Beobachtungen an kürzlich domesticirten Thieren und Culturpflanzen.

Mit allen guten Wünschen für den Erfolg Ihrer Zeitschrift, verbleibe ich, werther Herr,

Ihr ergebener
Charles Darwin.

Das hier formulirte Problem hat seitdem viele jüngere Biologen beschäftigt. Ich habe in einem Vortrage über den Darwinismus am 3. April 1873 diesen schwächsten Punkt der ganzen Darwin'schen Theorie ausführlich besprochen und hervorgehoben, daß viele Factoren zusammenwirken, um die individuellen Verschiedenheiten der Organismen zu veranlassen. Nicht die ursprüngliche dem Lebenden von vornherein in höherem Grade als dem Todten eigene Veränderlichkeit (Variabilität), sondern das Auftreten von neuen Eigenschaften, von Ab-

weichungen, Verschiedenheiten (Variationen) gilt es zunächst zu erklären, wenn die erstere gegeben ist. Und in dieser Hinsicht sagte ich, daß der Zufall, das heißt das Zusammentreffen von verschiedenen von einander nicht nothwendig abhängigen Einwirkungen der Umgebung, namentlich zur Zeit der ersten Entwicklung, wo die gewebebildenden Stoffe höchst empfänglich für jeden Eindruck sind, als Hauptursache der Verschiedenheiten angesehen werden muß. Daher die noch allzu wenig untersuchten Einflüsse vor der Geburt für diese Besonderheiten zumeist in Betracht kommen. Wenn auch die Besonderheiten den Verhältnissen, in denen die Thiere zu leben haben, nicht immer am besten entsprechen, so daß die Anpassung die bestmögliche wird, so muß doch auch die vortheilhafteste bleibende Verschiedenheit ebenso wie manche Neubildung und Mißbildung, welche mit Anpassung nichts zu thun hat, durch Einwirkungen auf das ungeborene Thier bedingt sein. Die experimentelle Embryologie hat bereits Thatsachen zur Stütze dieser Ansicht geliefert. Jedenfalls kommt die vor 1873, soviel ich finde, für die vorliegende Frage nicht herangezogene beispiellose Impressionabilität der plastischen, differenzirbaren und von äußeren Einflüssen nachgewiesenermaßen höchst abhängigen Protoplasmen im Ei für die von Darwin mit Recht verlangte Untersuchung in erster Linie in Betracht.

Wenn übrigens die den Pampasrindern vortheilhafte gleichförmige Färbung nach einigen Generationen bei Stallfütterung verloren ging, so muß zuerst ermittelt werden, ob jede Kreuzung mit scheckigen, bereits domesticirten Thieren ausgeschlossen, oder ob etwa Rückschlag möglich war, sofern eine früher importirte bunte Rasse verwilderte und dann wieder domesticirt wurde.

Eine zusammenhängende Theorie der Variation fehlt noch. Aber durch die unabhängig voneinander entstandenen Arbeiten darüber von Dr. Carl Düsing, einem meiner fähigsten und fleißigsten Jenaer Zuhörer, und von W. Brooks, sind neue Gesichtspunkte von Wichtigkeit festgestellt worden, welche man in der Zeitschrift „Kosmos" und in der Jenaischen Zeitschrift für Naturwissenschaft seit 1883 dargelegt findet. Der oben erwähnte Factor ist in des Erstgenannten Buch über die Regulirung des Geschlechtsverhältnisses (1884) nach einer speciellen Richtung eingehend und erfolgreich untersucht worden.

Ein anderer Punkt, welcher bei dem plötzlichen Auftreten neuer Eigenschaften in Betracht kommt, ist der Atavismus. In dieser Hinsicht ist von besonderem Interesse die von Dr. E. Krause Darwin mitgetheilte, von Fritz Müller entdeckte Thatsache, daß eine Südamerikanische Süßwasser-Garneele nach dem Abschneiden der Füße, diese nicht nach dem vorhandenen Muster, sondern zunächst nach dem Vorbilde einer Ahnenform neubildet, was für die Pangenesis-Hypothese Darwin's von Belang ist. Letzterer antwortete am 28. November 1880:

Mein werther Herr!

Ich muß Ihnen für Ihren höchst interessanten Brief danken. Die Nachricht in Betreff des „Kosmos" ist recht schlimm. Ich werde sein Eingehen sehr bedauern, denn ich fand in jeder Nummer Etwas, das mich lebhaft interessirte. Immerhin müssen Sie das befriedigende Gefühl haben, ein ausgezeichneter Herausgeber gewesen zu sein und die Wissenschaft in jeder Weise gefördert zu haben.

Auch die Fritz Müller betreffende Nachricht ist betrübend — das heißt falls er seine Instrumente und Bücher eingebüßt hat. Ich habe ihn längst für den besten Beobachter in der Welt angesehen. Ich habe an seinen Bruder Hermann geschrieben, um zu erfahren, ob er viele Verluste erlitten hat, und ob er, zu wissenschaftlichen Zwecken, mir erlauben würde, ihm bei dem Ankauf von neuen Mikroskopen u. s. w. zu helfen.

Ich weiß nicht, wann ich je so sehr erstaunt gewesen bin, wie über Ihren Bericht von dem Krebsthier, welches seine Beine durch die einer Ahnenform ersetzt. Verstehe ich den Fall, so handelt es sich um eine Art localisirten Rückschlags. Dieses scheint mir die Hypothese der Pangenesis zu stützen, welche kaum irgend welche Freunde in dieser Welt hat.

Ich kann mir vorstellen, daß eine kleine Ansammlung von Molekülen (das ist einer von meinen imaginären Keimlingen) in einem Organismus eine fast unbeschränkt lange Zeit hindurch latent bleiben kann; aber ich denke, es wird schwierig für Haeckel sein, Andere glauben zu machen, daß gewisse Moleküle, aus denen der Körper aufgebaut ist, in einer eigenthümlichen Weise während zahlloser Generationen zu vibriren fortgefahren haben, so daß sie, wenn die Gelegenheit [sich] bietet, eine ancestrale Extremität bilden. Wenn ich mich recht erinnere, ist der reproducirte Schwanz der Eidechse von dem normalen Schwanz verschieden. Ich habe einen ein klein wenig analogen Fall mitgetheilt, nämlich den eines Huhnes, welches, als es unfruchtbar wurde, das männliche Gefieder einer ancestralen Rasse, und nicht ihrer eigenen Rasse, annahm. — Aber ich beabsichtigte nicht, Sie mit meinen Vorstellungen u. s. w. in Betreff der Pangenesis zu behelligen. —

Mein werther Herr,

Ihr ergebener
Charles Darwin.

Die in diesem Briefe bezüglich der Zeitschrift für Entwicklungslehre und einheitliche Weltanschauung „Kosmos" ausgesprochene Befürchtung, sie werde schon damals aufhören zu erscheinen, bewahrheitete sich erst sechs Jahre später, nach Vollendung des neunzehnten Bandes, im Jahre 1886, als ein besonderes Organ zur Befestigung und Verbreitung des Darwinismus nicht mehr Bedürfniß war. Er war befestigt und verbreitet. Auch trat Dr. E. Krause nicht 1880, sondern erst 1882 von der Redaction zurück — lediglich aus Gesundheitsrücksichten — und von da ab war Professor B. Vetter in Dresden der Herausgeber. Im Jahre 1880 ging aber der Verlag von Günther-Alberts in Leipzig auf Schweizerbarth in Stuttgart über, drei Jahre nachdem ersterer in der uneigennützigsten Weise diese einzige Darwinistische Zeitschrift in Deutschland 1877 ins Leben gerufen hatte. Zu ihren Mitarbeitern gehörten vom Anfang an unter vielen Anderen Ernst Häckel in Jena, S. Günther in Ansbach, Fritz Müller in Rio de Janeiro und dessen Bruder Hermann Müller in Lippstadt, Ludwig Noiré in Mainz, L. Pfaundler in Innsbruck, Oskar Schmidt in Straßburg, Eilhard Schulze in Gratz, jetzt in Berlin, E. Strasburger in Jena, jetzt in Bonn, Moritz Wagner in München, später auch J. Delboeuf in Lüttich, Th. von Heldreich in Athen, Th. Huxley in London, Sir John Lubbock ebenda, O. C. Marsh in New-Haven, Herbert Spencer in London, A. Weismann in Freiburg.

Schon aus diesen Namen erkennt man die starke Betheiligung von Vertretern der wissenschaftlichen Zoologie, Botanik, Physik, Psychologie, Paläontologie, Philosophie. Aber auch die Physiologie und Anatomie, die Anthropologie und Thier- und Pflanzengeographie, die Kosmologie und Geologie und verwandte

Disciplinen waren ebenso repräsentirt. Die neunzehn stattlichen Bände dieser Zeitschrift bilden ein Repertorium für alle Zweige des Darwinismus von bleibendem Werth.

Der folgende Brief Darwin's zeigt, wie es sich mit der Veröffentlichung seines Buches über den Regenwurm verhält. Viele Monate vorher war der Druck begonnen worden, und Dr. E. Krause hatte um Correcturbogen für den „Kosmos" gebeten. Darwin ließ sich Abzüge auf Fahnen in Folioformat mit sehr breiten Rändern herstellen und schrieb bei der Correctur manchmal die ganze Seite neu — nicht um erhebliche sachliche Aenderungen anzubringen, sondern weil seine eigene Schreibweise in formaler Hinsicht ihm nicht gefiel. Daher dauerte der Druck gewöhnlich lange. Im vorliegenden Falle aber war der Reindruck ein Vierteljahr vor der Ausgabe vollendet. Der Brief gibt die Erklärung.

Down, Beckenham, Kent.
30. Juli 1881. Bahnstation Orpington
S. E. R.

Mein werther Herr!

Da Sie möglicherweise sich wundern könnten, die versprochenen Druckbogen meines Wurmbuches nicht erhalten zu haben, so schreibe ich, um zu sagen, daß eine außerordentliche Verzögerung seitens der Drucker bei der Correctur der letzten Bogen stattfand, und jetzt bittet mich mein Verleger, die Veröffentlichung (obgleich das Buch so gut wie fertig ist) bis zum Ende des October aufzuschieben, welches die Publicationssaison genannt wird; und ich bin genöthigt worden, seinem Verlangen nachzugeben. Ich werde Ihnen aber Aushängebogen senden, sobald ich sie erhalte, und dann können Sie über etwaige Auszüge urtheilen. Ich meine jedoch, daß eine Besprechung des ganzen Buches für Sie der beste Plan wäre, aber was Sie auch beschließen mögen, wird mir gefallen. —

Vielen Dank für „Die Gegenwart", welche Sie so freundlich waren mir zu senden. — Ich las sie mit großem Interesse. Der Instinct der Pflanzen ist ein höchst räthselvolles Problem. Ich sehe nicht, wie das Geistige definirt werden kann, wenn wir das Bewußtsein davon abziehen. Auch kann ich nicht bezweifeln, daß Bewußtsein irgendwie eine Stufe in der natürlichen Entwicklung der geistigen Fähigkeiten ist, obwohl Philosophen geltend machen mögen, daß es einer gänzlich verschiedenen Kategorie von Dingen angehöre. Mein werther Herr,

Ihr sehr ergebener
Ch. Darwin.

Wie interessant waren die verschiedenen letzten Nummern des Kosmos!

Die Bemerkungen über den Instinct der Pflanzen und das Bewußtsein beziehen sich auf einen Aufsatz von Dr. E. Krause über Darwin's Buch „Die Bewegungen der Pflanzen". Ersterer hatte dabei auch von der Beseelung der Pflanzen gesprochen und die Ansichten von Darwin's Großvater, welcher bei der Sinnpflanze nach Nerven und Ganglien suchte, erwähnt. Wie sehr diese Frage C. Darwin beschäftigt hat, erkennt man am besten aus seinen inzwischen veröffentlichten Briefen. Im Sommer 1860 begann er die Untersuchung der insectenfressenden Pflanzen, und zwar zuerst der Drosera, des gemeinen Sonnenthaus, und schrieb auf Grund von vielen Experimenten an Lyell Ende November 1860:

„Ist es nicht merkwürdig, daß eine Pflanze gegen Berührung bei Weitem empfindlicher sein soll als irgend ein Nerv des menschlichen Körpers? Doch bin ich vollkommen sicher, daß es wahr ist."

und 1862 an Hooker:

„Ich bin zu der Meinung geführt worden, daß Drosera eine der Nervensubstanz der Thiere ganz nahe verwandte Substanz in organischer Verknüpfung verbreitet enthalten muß.

„Bei Dionaea ist die Uebertragung augenblicklich; die Analogie mit Thieren würde auf eine Uebertragung durch Nervensubstanz hinweisen.

„Ich kann die Schlußfolgerung nicht umgehen, daß Drosera eine der Nervensubstanz wenigstens bis zu einem gewissen Grade nach Constitution und Function analoge Substanz besitzt."

Endlich im Jahre 1871 an Asa Gray:

„Der Punkt, welcher mich am meisten interessirt hat, ist das Aufsuchen der Nerven! die den Gefäßbündeln folgen. Durch einen Stich mit einer spitzen Lanzette an einer bestimmten Stelle kann ich die eine Hälfte des Blattes lähmen, so daß eine Reizung der anderen Hälfte keine Bewegung verursacht. Es ist gerade wie bei der Durchschneidung des Rückenmarks eines Frosches . . . Ich finde meine früheren Ergebnisse in Betreff der erstaunlichen Empfindlichkeit des Nervensystems (!?) der Drosera verschiedenen Reizen gegenüber vollständig bestätigt und erweitert."

Alle diese brieflichen Aeußerungen wurden erst im November 1887 veröffentlicht.

Das Wort „Protoplasma" kommt in ihnen nicht vor. Aber durch die höchst bedeutsame, 1879 von Professor Karl Frommann in Jena gemachte Entdeckung von der Verbindung der einzelnen Pflanzenzellen miteinander mittelst Protoplasmafäden gewinnen sie einen festen Untergrund. Ich habe seit vielen Jahren bei verschiedenen Anlässen auf die außerordentliche Aehnlichkeit des Protoplasma in der Thier- und Pflanzenzelle bezüglich ihrer Empfindlichkeit hingewiesen und seit mehr als zwei Jahrzehnten die Nothwendigkeit, alle pflanzlichen und thierischen Lebensvorgänge auf das Protoplasma zurückzuführen, bewiesen. Früher suchte man nach Nerven im Protoplasma der niedersten lebenden Wesen und der schon regelmäßig arbeitenden embryonischen Herzen im bebrüteten Ei und fand keine. Jetzt muß man nach Protoplasma in den Nerven der höheren und höchsten Thiere suchen. Ohne Zweifel ist das Innere, das Lebendige in ihnen, der Axenfaden, protoplasmatischer Natur. Die alle lebenden Theile der Pflanze miteinander verknüpfenden feinsten Protoplasmafäden, welche die Beweglichkeit und Empfindlichkeit der pflanzlichen Insektenfresser ermöglichen, gleichen functionell den alle lebenden Theile der Thiere miteinander verknüpfenden feinsten Nervenfäden, welche die thierische Beweglichkeit und Empfindlichkeit ermöglichen. Der Gedanke Darwin's, von einem Nervensystem der Pflanzen zu sprechen, hat heute nach dreißig Jahren erst seine volle Berechtigung erhalten. Beide, Thiere und Pflanzen, haben sich aus Protoplasma entwickelt und sind durch eine ungleiche Art der Arbeitstheilung so verschieden geworden, daß man ihren gemeinsamen Ursprung nur durch die genaueste Untersuchung ihrer in allem Wesentlichen übereinstimmenden Protoplasmen erkennen kann. Durch derartige Experimentaluntersuchungen sind jetzt für das in einer nachgewiesenen organischen Continuität in den Pflanzen vertheilte Protoplasma bereits Eigenschaften der

Nervensubstanz der Thiere sicher festgestellt. Denn es ist reizbar, pflanzt die Erregung fort und löst Bewegungen aus. Es ist höchst empfindlich gegen Licht und Wärme, gegen Berührung und gewisse Chemikalien in enormer Verdünnung, sowie gegen elektrische Einwirkungen, und seine eigene elektromotorische Wirksamkeit ähnelt der der Nerven. Man sagt zwar nicht, daß der lebende Inhalt der Pflanzenzelle riecht, schmeckt, fühlt und Licht und Wärme *empfindet* wie ein Thier, aber man nennt ihn doch *empfindlich*. Und wenn man dem Thier Bewußtsein und Instincte, bei centralisirtem Nervensystem auch Selbstbewußtsein, zuschreibt, weil es empfindet, so kann dem Pflanzenprotoplasma ein niederer Grad von Bewußtsein und Instinct nicht abgesprochen werden, denn es verhält sich ebenfalls genau so als wenn es empfände.

Eine Veröffentlichung der Briefe, welche von Darwin in den Jahren 1832 bis 1835 an Professor *Henslow* gerichtet worden sind, und zwar von verschiedenen Punkten aus, die jener während der Erdumseglung mit dem Beagle berührte, bleibt für eine andere Gelegenheit vorbehalten. Es liegen von diesen umfangreichen Briefen nur Auszüge vor, welche, wie bereits bemerkt wurde, als Manuscript auf des Adressaten Veranlassung in einer kleinen Anzahl von Exemplaren am 1. December 1835 gedruckt wurden, weil einige der geologischen Notizen darin in einer Sitzung einer gelehrten Gesellschaft zu Cambridge am 16. November 1835 besonderes Interesse erregten. Die Aeußerungen Darwin's in diesen Briefen müssen, wie Henslow mit Recht bemerkt, als erste Einfälle eines Reisenden in Betreff dessen, was er sieht, betrachtet werden, ehe er noch Zeit hatte, seine Notizen mit der für wissenschaftliche Genauigkeit nothwendigen Aufmerksamkeit zu vergleichen und seine Sammlungen zu untersuchen.

Wenn man aber bedenkt, daß die Briefe von dem jugendlichen Forscher während der Reise selbst an Bord eines kleinen Schiffes oder unter sehr unbequemen Verhältnissen, nach Stürmen an der Küste geschrieben wurden, so wird man ihre Formlosigkeit dem Verfasser nicht verübeln. Ueberhaupt hat Darwin während seines ganzen Lebens sehr wenig bei Abfassung seiner Briefe auf die Form geachtet. Aber was er mittheilt, die vielen Entdeckungen, die er gemacht hat, die selbständigen Gedanken, welche sich ihm aufdrängten bei der Betrachtung der großartigen Gebirgswelt Südamerika's, der weite Blick, mit dem er vergangene und gegenwärtige Zeiten umspannte, die Kühnheit seiner Combinationen bei dem Versuche, das Unvermittelte in Zusammenhang zu bringen, diese in seltenem Maße ihm eigenen Gaben treten schon in diesen Tagebuchblättern in Briefform deutlich hervor. Es ist etwas ganz Außerordentliches, wenn ein dreiundzwanzigjähriger Insektensammler und Waidmann, welcher noch kurz vor seiner Abreise für das Studium der *Theologie* sich vorzubereiten begonnen hatte, die Entdeckung macht, daß der größte Theil des südamerikanischen Kontinents seit der Diluvialepoche dem Meere entstieg. Schon bei den Kap-Verdischen Inseln fiel ihm die Küstenerhebung auf, und die Leichtigkeit, mit der bei seinen Wanderungen durch die Anden der erst angehende Geologe und Paläontologe sich orientirte und die unmittelbaren Schlußfolgerungen aus seinen Beobachtungen am Prüfstein der Erfahrung erhärtete, ist wahrhaft genial.

Desgleichen aber muß die Fülle von Beobachtungen aus dem Gebiete der Zoologie und Botanik, welche schon im Jahre 1832 eine große Selbständigkeit Darwin's beweist, den Leser überraschen. Wenn auch erst nach der Rückkunft die grundlegenden Gedanken für seine künftige reformatorische Naturanschauung von ihm zu Papier gebracht wurden, so erkennt man doch schon in diesen Briefen sein hervorragendes Interesse an den unregelmäßigen Formen, welche in das starre System nicht passen wollen. Die Abweichungen, die Uebergänge, die Veränderungen, die Verwandtschaften der Thierformen aus fast allen Abtheilungen nehmen den jungen Sammler viel mehr in Anspruch, als die sogenannten guten Arten, und für die Erkenntniß der Uebereinstimmung fossiler Säugethiere mit noch gegenwärtig in Südamerika lebenden, eine der Grundlagen der ganzen Descendenzlehre, ist unverkennbar schon 1832 das thatsächliche Material von Darwin gewonnen worden. Die übrigen, bereits veröffentlichten Reisebriefe schildern den ersten Eindruck, welchen die lebende und todte Welt während der großen Forschungsreise um die Erde auf den für alles Neue und Schöne in der Natur außerordentlich empfänglichen Begründer einer neuen und schönen Naturwissenschaft gehabt haben.

Juvenal, der römische Satiriker.

Von

E. Hübner.

Eines Dichters inneren Entwicklungsgang zu verstehen und darzustellen, auch wenn hinreichend beglaubigte Nachrichten vorliegen über die äußeren Ereignisse seines Lebens, über die Kreise, in denen er sich bewegt, die Anregungen, die er empfangen hat, ist immer eine schwierige Aufgabe. Wie lange hat es gedauert, bis über viele der hervorragendsten Dichter unserer jüngsten Vergangenheit wirklich Glaubhaftes ermittelt worden ist, und wieviel ist hierin noch zu thun. Doppelt schwierig wird die Aufgabe, wo selbst die äußeren Umrisse eines Dichterlebens durch Ausscheidung des Unsicheren und Falschen aus der Ueberlieferung herausgeschält werden müssen und so erst eine Grundlage zu schaffen ist durch Verbindung der sicher ermittelten Thatsachen untereinander und mit den anderweitig feststehenden geschichtlichen Ereignissen. Und doch ist die Lösung dieser Aufgabe die Vorbedingung für das wirkliche Verständniß. Handelt es sich um irgend eine der zahlreichen Aufgaben der Art, welche die Geschichte aller Literaturen uns stellt, oder um einen zufällig herausgerissenen Abschnitt der antiken griechischen oder römischen Literatur, so wird der Lösung solcher Aufgaben schwerlich allgemeineres Interesse entgegengebracht werden. Die größten Probleme der Art, die homerische, die platonische Frage in der griechischen, die Entwicklungsgeschichte des Plautus in der römischen Literatur, sind so umfangreich und verwickelt, auch schon so oft in widersprechendster Weise behandelt worden, daß es als ein vergebliches Bemühen erscheint, durch eine kurze Darstellung die Theilnahme weiterer Kreise der Gebildeten ihnen zuzuwenden. Unter den römischen Dichtern ragen einige, wie Vergil und Horaz, in Folge der vermittelnden Weltstellung der römischen Literatur, gewisser Maßen noch in die Gegenwart hinein und beanspruchen deshalb immer von Neuem weitgehende Aufmerksamkeit. Martial, über den jüngst in diesen Blättern gesprochen worden ist[1]), darf als der vornehmste Vertreter einer nach ihm in alle modernen Literaturen übergegangenen Gattung seit Lessing den Anspruch erheben, von den Gebildeten nicht bloß dem Namen

[1]) Deutsche Rundschau, 1889, Bd. LIX, S. 85 ff.

nach gekannt zu sein. Wie Martial der ausschließliche Dichter des Epigramms, so ist Juvenal der ausschließliche Dichter der Satire. Der moderne Begriff des Satirischen, der sich mit der von ihm gepflegten Gattung an sich nicht deckt, verdankt doch ihm in erster Linie seine Einführung in das allgemeine ästhetische Bewußtsein. Denn seine Vorgänger und Vorbilder sind entweder verschollen oder nicht ausschließlich Satiriker. Juvenal's Ruhm, seine Stellung in der Weltliteratur, sein Einfluß auf alle folgenden Literaturen liegt, ähnlich wie der des Martial, eben in jener Ausschließlichkeit der von ihm gepflegten Dichtungsart. Den weiteren Kreisen der Gebildeten ist er nur sehr oberflächlich bekannt. Ein Paar geflügelte Worte, deren Ursprung, wie es zu gehen pflegt, den Wenigsten, die sie anwenden, bewußt ist, halten fast allein die Erinnerung an ihn lebendig. So das bittere difficile est satiram non scribere, es ist schwer eine Satire nicht zu schreiben; das witzige Beispiel von den über Empörung sich beklagenden Empörern, den Gracchen; das panem et circenses, Brod und Spiele, als Bezeichnung des höchsten Ziels für die begehrliche hauptstädtische Menge. Wer aber der Dichter eigentlich war, was und wie er geschrieben hat, ist nur den klassischen Philologen und einigen Historikern bekannt. Auch in den gelehrten Kreisen geht das Wissen von ihm selten weit über das Allgemeinste hinaus. Grade die wichtigsten Daten, Geburts- und Todesjahr, Herkunft und Stand, die entscheidenden Thatsachen seines Lebens, der Wendepunkt seines Schicksals, der ihn zum Dichter machte, haben erst in allerjüngster Zeit durch neu erschlossene Quellen und richtigere Deutung des Ueberlieferten mit befriedigender Sicherheit festgestellt werden können. Selbst die verbreitetsten Handbücher geben darüber noch Irrthümliches oder Halbrichtiges. Nicht was schon einige Grammatiker des Alterthums über Juvenal's Leben aus allerlei mißverstandenen Aeußerungen in seinen Gedichten herausgeklügelt haben, ist als lautere Quelle für die Kenntniß seines Lebens anzusehen, sondern im Wesentlichen nur die Gedichte selbst. In ihnen liegt sein Leben offen da, wie das seines Vorbildes, des Lucilius, für den, der sie zu lesen versteht; deutlich, nach dem Wort des Horaz, wie auf einer Votivtafel gemalt. Dazu kommt noch ein inschriftliches Zeugniß von erheblichem Werthe und der aus den Heereseinrichtungen und der Staatsverfassung jener Zeit zu gewinnende Hintergrund. So darf der Versuch, auf Grund neuester, fremder und eigener Forschung den Menschen und Dichter dem Verständniß näher zu bringen, vielleicht auf die Theilnahme weiterer Kreise rechnen. Leider ist es nicht möglich, eine das Verständniß erleichternde Ausgabe des Dichters mit voller Zuversicht zu empfehlen, wie für Martial geschehen konnte. Wir haben zwar die jetzt in zweiter Bearbeitung vorliegende Ausgabe mit deutscher Einleitung und deutschen Anmerkungen von A. Weidner[1]), aber sie entspricht nicht den Anforderungen, die man heute zu stellen berechtigt ist[2]). Der beste Text, mit den Erklärungen der alten Grammatiker, ist der von Otto Jahn und

[1]) D. Iunii Iuvenalis saturae, erklärt von Andreas Weidner, Director des Gymnasiums zu Dortmund. Zweite umgearbeitete Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1889.

[2]) Wie ich in einer Besprechung in der Wochenschrift für classische Philologie, Bd. VI, 1889, Nr. 49, 50, 51, in Uebereinstimmung mit allen anderen Beurtheilern nachwies.

Bücheler[1]). Eine gewaltige, aber doch nicht ausreichende Masse von Erklärungen ist seit drei Jahrhunderten um den Dichter gehäuft worden, von Giovanni Britannico, Pithou und Rigault im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert an bis auf Madvig, Ruperti, Heinrich und Weber, Teuffel und Ribbeck, sowie die neuesten englischen und französischen Erklärer und Herausgeber Mayor, Nettleship und Boissier herab. Uebersetzt ist der ganze Juvenal in das Französische sechzehn, in das Deutsche fünfzehn, in das Englische dreizehn, in das Italienische vier Mal; auch einige Male in das Dänische und Schwedische. Von den Uebersetzungen einzelner oder mehrerer Gedichte sehe ich dabei ab; ebenso von den freien Nachbildungen, wie der Boileau's. Ob und wie weit er den slavischen und anderen Sprachen näher gebracht worden ist, entzieht sich meiner Kenntniß. Unter den deutschen Uebersetzungen wüßte ich keine als besonders hervorragend zu empfehlen; am meisten entspricht noch ihrem Zweck die Hertzberg-Teuffel'sche[2]). Weit reicht der Einfluß Juvenal's als Vorbild für die satirisch-humoristische Dichtung in den modernen europäischen Literaturen. Mir ist nicht bekannt, daß dieser Einfluß schon einmal zusammenhängend untersucht wäre.

I.

In dem herrlichen Thal des Liris, zwischen den Abhängen des Apennin und den westlich davor gelagerten Volskerbergen, an der latinischen Straße, die von Rom nach Capua und Neapel führte, liegt das alte Aquinum, noch heute Aquino, bekannt als die Heimath des heiligen Thomas von Aquino, einst eine der volkreichsten Latinerstädte, mit erheblichen Baureſten aus römischer Zeit. Dort ist Juvenal im Jahr 55 n. Chr., dem zweiten von Nero's Regierung, geboren, etwa ein Jahr vor Tacitus und acht vor dem jüngeren Plinius, seinem vornehmen Zeitgenossen, fünfzehn Jahre später als Martial, der ihm persönlich nahe stand und bei aller Verschiedenheit in mancher Hinsicht geistesverwandt war. Wie dieser gehörte Juvenal den mittleren Ständen an. Sein Vater, Junius Juvenalis wie der Sohn genannt, war ein in seiner Heimath nicht unbegüterter Mann, vielleicht aus unfreiem Stande hervorgegangen, wie einst der Vater des Horaz, aber selbst schon, wie jener, freigeboren. Doch scheint sich auch hier, wie bei Horaz, allerlei dem Dichter nachtheiliges Gerede an seine Herkunft geknüpft zu haben, dessen Begründung sich unserer Beurtheilung entzieht. Seine Mutter hieß Septumuleia; eine nach ihr genannte Schwester des Dichters heirathete den Fuscinus, an den die vierzehnte Satire gerichtet ist. Schon als Kind ist Juvenal nach Rom gekommen und hat, obgleich in heimathlicher Einfachheit erzogen, den Glanz und die Schrecken der neronischen Herrschaft empfunden. Zum Heeresdienst ausgehoben, hat er dann nach altem Brauch der italischen Bürger- und Bauernschaft in einer der römischen Legionen gedient. Genauere Nachrichten über seine Jugendjahre liegen zwar nicht vor, aber in seinen Gedichten spiegelt sich

[1]) A. Persii Flacci, D. Iunii Iuvenalis, Sulpiciae saturae, recognovit Otto Jahn, editio altera, curam agente Francisco Buecheler. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

[2]) In der Stuttgarter Sammlung von Uebersetzungen der Classiker in drei Bändchen 1864 bis 1867 erschienen.

auf das deutlichste ein vielbewegtes Leben, das ihn, wie viele seiner Zeitgenossen, etwa vom zwanzigsten bis zum sechsunddreißigsten Lebensjahr in verschiedenen dienstlichen Stellungen bis an die äußersten Grenzen des römischen Weltreichs geführt hat. Wir wissen aus zahlreichen urkundlichen Zeugnissen, wie oft und weit ein junger römischer Offizier durch Versetzungen umher geworfen wurde, sobald er es einmal nach langem Dienst in der Legion zu den höheren Commandostellen gebracht hatte, mit denen der Ritterrang verbunden war. Die strenge und gleichmäßige Beförderung im römischen Heeresdienst ist unseren modernen Einrichtungen durchaus vergleichbar. Sie ließ so selten Ausnahmen zu, daß man mit ein oder zwei gegebenen Daten einer militärischen Laufbahn die nicht bekannten bis zu einem gewissen Grade mit Sicherheit zu ergänzen vermag. Juvenal hat wahrscheinlich in Aegypten gedient; die Seltsamkeit der ägyptischen Sitten und der ägyptischen Gottesverehrung sind ihm bis in sein hohes Greisenalter lebendig in der Erinnerung geblieben. Er hat dort den jetzt wie vor Jahrtausenden in Syene, dem heute viel genannten Assuan, schwunghaft betriebenen Elfenbeinhandel kennen gelernt. Im Norden Afrika's, am Fuß des gewaltigen, Alles überragenden Atlas, fielen ihm die sonderbaren Hütten auf, in denen die numidische Bevölkerung lebte. Den Fels von Calpe, das heutige Gibraltar, und den weithin tosenden Ocean hat er gesehen; Galliens volkreiche Städte mit ihren Processen und ihrer sehr entwickelten Redekunst, die blonden von Fett glänzenden Haarschöpfe unserer germanischen Vorfahren in den römischen Kastellen am Rhein sind an seinem Auge vorübergezogen. In Britannien hat er eine der ursprünglich aus Dalmatien ausgehobenen Cohorten befehligt, die an der Küste von Cumberland, nicht weit von Maryport am Solway Firth, Irland gegenüber, ihr Standquartier hatte. Vielleicht noch unter Agricola, dem Schwiegervater des Geschichtsschreibers Tacitus, auf alle Fälle nicht lange nach jenes Feldzügen, hat er dort des Reiches nördlichste Grenze gegen die in festen, schwer zugänglichen Plätzen wohnenden kriegerischen Briganten geschützt. Erst Agricola, wie wir aus der berühmten Lobschrift seines Schwiegersohnes auf ihn wissen, hat das römische Heer siegreich so weit nach Norden hinaufgeführt, freilich noch nicht zu dauerndem Abschluß der Unterwerfung. Denn diese ist erst nach neuen Kämpfen unter Trajan durch Hadrian's Mauerbau erreicht worden[1]). Aber doch durfte der Dichter sich rühmen, daran mit geholfen zu haben, daß die römischen Waffen über Irland und die eben vorübergehend besetzten Orkneyinseln hinaus bis zu den Völkern der Mitternachtssonne gelangt seien. Weiter als bis zu dem ritterlichen Range eines Militärtribunen (die mit den Volkstribunen nicht zu verwechseln sind) hat es Juvenal nicht gebracht. Er hat den Dienst mit seinen Vorzügen und Schattenseiten gründlich kennen gelernt. Aber die rechte Befriedigung fand sein Ehrgeiz nicht dabei; sei es, daß das domitianische Regiment mit seiner kleinlichen Gehässigkeit ihm nicht günstig war, ähnlich wie dem auf den höchsten Stufen der Aemterlaufbahn stehenden Agricola, sei es, daß ihm Fürsprache fehlte oder andere Gründe, etwa das Gerede über seine unfreie Herkunft, ihn hemmten. Senatorensöhne, wie Agricola, oder Söhne vornehmer Ritter, wie Tacitus, ge-

[1]) Vergl. Deutsche Rundschau, 1878, Bd. XV, S. 221 ff.

langten, zumal wenn es ihnen an Vermögen und an der Gunst einflußreicher Freunde und Gönner nicht fehlte, von den Offizierstellen unmittelbar zu den Vorstufen der senatorischen Laufbahn im Gerichts- und Verwaltungsdienst und bald zu dem ersten senatorischen Amt, der Quästur. Mit ihr war der Eintritt in die hohe Körperschaft des Senates verbunden, welche allein die Anwartschaft gab auf die höheren Commandostellen im Heer und auf die Verwaltung der meisten Provinzen. Für die jungen Leute ritterlichen Standes aber bestand in den beiden ersten Jahrhunderten der Monarchie die Scheidung vom Senat noch in der gleichen Strenge wie zur Zeit der Republik. Freilich konnte kaiserliche Gunst den Stand erhöhen: nicht selten erhielten verdiente Militärtribunen den breiten senatorischen Purpurstreif an der Toga statt des schmalen der Ritter. So war es einst dem Dichter Ovid gegangen; aber er entsagte dem Standesvorzug und seinen Ehren und Lasten und erbat den schmalen Ritterstreif zurück. Juvenal ist es nicht geglückt, den breiten Streifen zu erhalten. Schon damals schlich sich wohl in seine Seele die begreifliche Erbitterung darüber, daß nur der Zufall der Geburt oder die Gunst des Schicksals, nicht das Verdienst, so hohe Vorzüge gewähre, deren sich der Stand, dem sie zukamen, oft wenig würdig erwies. Allein während die Monarchie mit schonender Rücksicht für die Privilegien des Senates von jener höheren Laufbahn den Ritterstand ausschloß, eröffnete sie ihm dafür eine große Anzahl von Aemtern im kaiserlichen Haushalt und in der Finanzverwaltung, in der Verwaltung der Steuern, Zölle, Bergwerke, der öffentlichen Spiele, der Münze und zahlreiche andere. Sogar die selbständige Statthalterschaft kleinerer Provinzen, in denen keine Legionen standen, ferner die dem Senat vorenthaltene Verwaltung des ägyptischen Reiches, endlich der Oberbefehl über die kaiserliche Garde mit seinen richterlichen Befugnissen stand dem Ritterstand offen. Diese Stellen zu bekleiden, erforderte Gewandtheit im Reden und Schreiben, sowie genaue Gesetzeskenntniß. Als die natürliche Vorbereitung dazu diente auch damals das Führen von Processen vor Gericht, der Beruf des Rechtsanwalts. Mit Eifer warf sich Juvenal nach seiner Rückkehr aus Britannien, in den letzten Jahren der Regierung Domitian's, auf das dem Soldaten seit seiner Knabenzeit fremd gewordene Studium der Beredtsamkeit und mit größerer Ausdauer, als es in seinen Lebensjahren üblich war. Bis etwa in sein vierzigstes Jahr noch hat er die Vorträge der besten Meister in der Redekunst gehört und die vorgeschriebenen Uebungen getrieben, über erfundene oder gegebene Stoffe zu reden und die Werke der großen Redner zu lesen. Auch Tacitus, der etwa um dieselbe Zeit wie Juvenal von hohen senatorischen Verwaltungsämtern außerhalb Roms dorthin zurückgekehrt war, gewann aus seiner früheren ernsten Beschäftigung mit der Redekunst, von welcher sein berühmter Dialog „von den Rednern" Zeugniß ablegt, damals den Uebergang zur Geschichtschreibung, als deren Vorläufer er die Lobschrift auf seinen Schwiegervater, den Agricola, verfaßte, aber erst nach des verhaßten Herrschers Tode, im ersten Jahre des Trajan, erscheinen ließ, während die Schrift über Germanien und seine Völkerschaften ihr unmittelbar folgte. Juvenal sah, wie Rhetorik und Grammatik nicht selten ihren hervorragendsten Vertretern Ansehen und Reichthum verschafften, wie zum Beispiel dem Quintilian, dem damals berühmtesten Meister der Kunst, dessen Vorträge er ge-

hört hat, wie sie Tacitus und Plinius hörten. Er findet für ihn in seinen Gedichten Worte des höchsten Lobes und neidloser Anerkennung. Die fachmäßige Beschäftigung mit der Beredtsamkeit, der rhetorische Unterricht, hatte einzelnen ihrer Vertreter sogar schon einmal zum höchsten Amt, zum Consulat, verholfen. Der Grammatiker Palaemon, ein Mann unfreier Herkunft, ursprünglich Weber, hatte es in seiner Kunst zu höchstem Ansehen gebracht und daneben zu Reichthum, der es ihm ermöglichte, ein ausschweifendes und sittenloses Leben zu führen. Der Geschichtschreibung weiß Juvenal keine großen Erfolge nachzurühmen. Allein in allen diesen Bestrebungen hat ihn, trotz jahrelangen Bemühens, das Glück offenbar nicht begünstigt. Martial, mit welchem den Juvenal, trotz des Altersunterschiedes, gleiche Neigungen und Studien in nahe Verbindung gebracht hatten, richtet von dem spanischen Bilbilis aus, wohin er im Jahr 98 zurückgekehrt war, ein Epigramm an den Juvenal und beklagt ihn, daß er seine Tage in Rom mit den mühseligen Besuchen in den Vorsälen der Mächtigen hinbringe. Die Thatsache, daß es dem Juvenal nicht gelungen ist, in jene höhere Laufbahn des ritterlichen Standes zu gelangen, steht fest; ihre Gründe entziehen sich durchaus unserer Kenntniß, und es gibt keinen Anhalt dafür, sie auch nur zu vermuthen. Diese ungünstige Wendung seines Geschicks vollzog sich wohl noch unter Domitian; aber auch unter Nerva und Trajan scheint sich für ihn keine Aussicht mehr eröffnet zu haben, obgleich Trajan's Regierungsantritt von Tacitus wie der Anbruch einer neuen glücklichen Zeit der Freiheit gepriesen wird. Juvenal zog sich, enttäuscht und verbittert, in seine Heimathstadt Aquinum zurück. Ist es da ein Wunder, wenn sich zu dem Aerger über den halben Erfolg seiner militärischen Laufbahn nun auch noch die tiefste, leidenschaftlichste Empörung gesellte über die Zustände in den höheren und höchsten Gesellschaftskreisen Roms, die hinter einer glänzenden Außenseite soviel innere Fäulniß verbargen?

Wir besitzen oder besaßen vielmehr, da sie wieder verloren gegangen ist, eine werthvolle Urkunde, welche, richtig verstanden, über den weiteren Verlauf von Juvenal's Leben hinreichenden Aufschluß gibt. Wohl wird er auch während seines langjährigen Aufenthaltes in Rom hin und wieder die Heimath besucht und manche andere Gegenden Italiens damals oder früher schon kennen gelernt haben. Das geht aus zahlreichen Aeußerungen seiner Gedichte hervor. Nicht immer läßt sich sicher unterscheiden, wenn er von den Oertlichkeiten um Rom spricht, von dem kühlen Palestrina und dem hohen Tivoli, von dem waldigen Bolsena, von dem volkreichen Hafen von Ostia, von den Küsten von Gaëta und Cumae und von den Rebenbergen Neapels, wie viel davon auf seine Belesenheit in den Werken der Dichter zurückzuführen ist, die, wie Vergil und Horaz, alle jene Gegenden mit dem Glanz und Zauber der Dichtung umkleidet haben, der ihnen noch heute anhaftet. Aber sicher ist, daß er oft über die Höhen im Liristhal die latinische Straße entlang von dem heimathlichen Aquino über die Nachbarorte Sora, Frusino, Fabrateria nach Rom gefahren ist und die Bettler gesehen hat, die sich auf der hohen Landstraße bei Aricia zu sammeln pflegten, wo die Wagen langsam bergauf fahren mußten, um ihnen, wenn sie dann den Berg hinunterrollten, Kußhände nachzuwerfen. Auch das Räuberwesen in den pontinischen Sümpfen an der appischen Straße und in dem Pinienwald am Volturnus kennt er aus Er-

fahrung. Denn alle diese Bilder in seinen Gedichten sind nicht gelehrten Studien entnommen, sondern beruhen auf eigenen Anschauungen. Doch diese Anschauungen mögen theilweise schon in früher Jugend gewonnen und später zu verschiedenen Malen wieder aufgefrischt worden sein. Immerhin sind sie mit dem ständigen Aufenthalt des Dichters in Rom in jenen Jahren ohne Schwierigkeit zu vereinigen, denn an ihm ist nach dem Zeugniß von zwei damals an ihn gerichteten Epigrammen des Martial nicht zu zweifeln. Aber einmal muß er den Entschluß gefaßt haben, Rom dauernd zu verlassen und in Aquino zu leben. Ohne triftigen Grund ist das gewiß nicht geschehen; nicht leicht hat ein Athener jemals Athen oder ein Römer Rom ganz freiwillig verlassen.

In Roccasecca bei Aquino, jetzt Station der Bahn von Rom nach Neapel, ist ein von dem Dichter der Ceres in Folge eines Gelübdes auf seine Kosten gesetzter Altar gefunden worden, der ein dort einst befindliches Heiligthum der Göttin, von einem angesehenen Geschlecht der Stadt gestiftet, schmückte. Die Ceres Helvina von Aquinum wird in einem von Juvenal's Gedichten erwähnt; das Geschlecht der Helvier, dem sie und ihr Heiligthum ihre Benennung verdanken, ist als eines der in der Stadt angesessenen inschriftlich bezeugt. In der Inschrift dieses Altars nennt sich Juvenal mit seinem vollen Namen Decimus Junius Juvenalis, verschweigt aber, gegen die Sitte, den seines Vaters; ob aus irgend einem Grunde, der mit den besonderen Umständen seiner Herkunft zusammenhing oder nicht, bleibt unsicher. Ferner gibt er darin das höchste militärische Amt an, das er bekleidet hat, den schon erwähnten Befehl der ersten dalmatischen Cohorte. Daß er daneben kein anderes Commando namhaft macht, beweist, daß jenes das höchste war, welches er erreicht hat. Dann aber bezeichnet er sich als Duumvir und Quinquennalis der Gemeinde von Aquinum, sowie als Priester des göttlichen Vespasian. Das sind die höchsten Gemeindeämter der latinischen Städte, der Duumvir dem Consul, der Quinquennalis dem nur alle fünf Jahre die Schatzung haltenden Censor in Rom entsprechend. Das Priesterthum und der Cult der unter die Götter versetzten hochseligen Herrscher ist von Augustus in den meisten Gemeinden des Reiches eingeführt worden, ebenfalls hohen Priesterthümern ähnlicher Art in Rom selbst entsprechend. Juvenal wird dieses wahrscheinlich jährige Priesteramt noch bei Lebzeiten des Trajan bekleidet haben. Alle diese Aemter haben freie Geburt, Grundbesitz und Vermögen zur Voraussetzung; einige, wenn auch zu jener Zeit noch nicht allzu hohe Lasten, wie Aufwand für Opfer und Spiele, waren mit ihnen verknüpft. Aus den Angaben der Inschrift geht mit Sicherheit hervor, daß Juvenal, des Treibens in Rom und des Jagens nach Amt und Ehren müde, sich nach Trajan's Regierungsantritt (bis dahin setzt ihn das vorhin erwähnte Epigramm Martial's in Rom voraus) nicht bloß vorübergehend zu sommerlichem Aufenthalt nach Aquinum begeben, wie es von jeher Sitte war, sondern daß er seinen Wohnsitz dauernd dorthin verlegt hat. Denn das ist auch eine der Bedingungen für die Bekleidung jener Aemter. Vermählt scheint er nicht gewesen zu sein; es ist nach dem Inhalt seiner Gedichte nicht wahrscheinlich und folgt nicht aus der Bekleidung jenes Priesteramtes in seiner Heimathstadt. Nur der römische Flamen des höchsten Gottes theilte mit seiner Ehegemahlin nach altem Brauch die Würde des Amtes. Wie viele Jahre

er in Aquinum seinen Wohnsitz gehabt hat, ist unbekannt; sehr lange scheint es ihn fern von der Hauptstadt nicht geduldet zu haben. Vielleicht ist die Weihung an die Ceres zugleich sein Abschiedsgruß an die Heimath gewesen, deren Verwaltung er in schöner vaterländischer Gesinnung, wie sie noch heute in Italien weit verbreitet ist, eine Zeit lang Kraft und Vermögen gewidmet hat. Er besaß auch in Rom ein bescheidenes Haus oder wenigstens eine Wohnung. Der nun den Fünfzigen Nahe hatte den Ehrgeiz hinter sich gelassen; in behaglicher Ruhe, ständig in Rom, zeitweilig in Aquino lebend, zieht er sich auf sich selbst und auf den Verkehr mit wenigen Freunden zurück, die ihm auf seinem wechselvollen Lebenswege nahe getreten waren.

So treten nun vor die Seele des reifen, alle Dinge um und neben sich klar durchschauenden, durch Belesenheit in den Dichtern und Studium der Redner und Geschichtschreiber vielseitig gebildeten Mannes die Erfahrungen seines Lebens in greifbarer Deutlichkeit. Noch einmal durchlebt er im Geist die Enttäuschungen seines Berufs; in schärfster Beleuchtung erscheinen vor seinem inneren Auge alle die Gestalten der hohen und niederen Kreise, in denen er gelebt hat, die vornehmen Männer und Frauen mit ihrem Ehrgeiz und ihren Lastern, ihren niedrigen Leidenschaften und ekelen Ausschweifungen, unter ihnen der bleiche Caesar Domitian, der in des Dichters Phantasie oft die Gestalt des Nero annimmt (nur ist er ein kahlköpfiger Nero), die demüthigen Clienten und hochfahrenden Lakaien, die Sclaven und Freigelassenen, der hauptstädtische Pöbel aller Klassen und Berufsarten, die Griechen, Syrer und Juden, die Wahrsager und Haarkräusler, die Tänzer und Akrobaten, die Gladiatoren und Circuskutscher und ihre adligen Gönner und Gönnerinnen. Die römische Dichtung besaß seit ihren Anfängen eine besondere Gattung, die ursprünglich in dem Aneinanderreihen von der Form und dem Inhalt nach ganz verschiedenen Stücken bestand. Unter den Händen eines genialen Mannes der gracchischen Zeit, des Lucilius, hatte diese Dichtgattung eine bestimmte Gestalt gewonnen, die von den Römern mit Stolz als eine einheimische Schöpfung angesehen wurde. Denn obgleich sie von den Griechen die Form, in der Regel die des epischen Hexameters, entnahm und griechischem Geiste vielfältige Anregung und Befruchtung verdankte, wie alle römische Dichtung, so konnte sie mit Recht doch wegen ihres Inhaltes und wegen ihrer Regellosigkeit als eine von den Griechen nicht gepflegte Dichtart gelten. Die römische Satire, die mit dem griechischen Satyrspiel nichts zu thun hat, war dann durch Horaz zur höchsten Stufe der Vollendung erhoben, von Persius zu Nero's Zeit in enger Anlehnung an das horazische Vorbild nicht ohne Geschick wieder angewendet worden. In ihr fand Juvenal die geeignete Form, in echt römischer Denkart der tiefen Entrüstung Ausdruck zu geben über die eben erst vergangene Zeit, die wie ein böser Alp auf allen Geistern gelastet hatte. Die besten Männer hatten unter ihrem Druck geseufzt, auch wenn sie nicht, wie viele, durch ihren Freimuth ihr Leben auf das Spiel gesetzt hatten. Agricola war um die höchsten Ehrenämter gebracht worden; Tacitus blickt auf die domitianische Zeit mit edel verhaltenem Zorn zurück. Aber ihm hatte die neue Zeit, die mit Nerva und Trajan angebrochen war, doch die Zunge gelöst. Er preist mit nachdrücklicher Befriedigung die wieder erlangte Freiheit für Gedanken und Reden und spart sich als die

schönste Aufgabe für sein Alter auf, den Glanz der Gegenwart unter dem besten Kaiser, Trajan, zu schildern. Leider ist er zur Lösung dieser Aufgabe nicht mehr gelangt. Juvenal dagegen versenkt sich ganz in die Vergangenheit. Nur einige gelegentliche Erwähnungen von gleichzeitigen Ereignissen und Personen gestatten, die Abfassungszeit seiner Gedichte mit einiger Sicherheit festzustellen. In den ersten Zeiten Trajan's, fünf bis sechs Jahre nach dem Tode Domitian's, hat er überhaupt erst begonnen zu schreiben. Mit steigendem Beifall trug er seine Satiren in den damals üblichen öffentlichen Recitationen vor; dann sind sie nach und nach zu einzelnen Büchern zusammengefaßt und abschriftlich verbreitet worden. In einem Zeitraum von nahe an vierzig Jahren sind die uns noch fast vollständig vorliegenden fünf Bücher Satiren vollendet worden; nur von der letzten ist ein nicht unbeträchtliches Stück durch zufällige Verstümmelung des einzigen Exemplars, das sich bis in das späte Alterthum erhalten hatte, verloren gegangen. Die sechzehn Satiren umfassen zusammen nahe an viertausend Verse. Von dieser Dichterarbeit wird die zweite Hälfte seines Lebens ausgefüllt. Nach glaubwürdigem Bericht hat er noch den Regierungsantritt des Antoninus Pius, im Jahr 138 n. Chr., erlebt, ist also im höchsten Greisenalter, über zweiundachtzig Jahre alt, gestorben, wir wissen nicht, ob in Rom oder in Aquino. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, als Krieger und Staatsmann hervorragenden Ruhm, als Senator Reichthum und Einfluß zu erlangen, an lauter Anerkennung für seine dichterische Begabung hat es ihm nicht gefehlt. Wenn Tüchtigkeit der Gesinnung, treue Hingabe an den Dienst des Vaterlandes, häusliche Tugenden zu den Kennzeichen der glücklichsten Zeit des Menschengeschlechts, des zweiten und dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, gehören, so darf dem Juvenal ein erheblicher Antheil an der Verbreitung jener Vorzüge nicht abgesprochen werden.

Aus der Heftigkeit seiner Angriffe gegen den Kaiser und seine Günstlinge haben die grammatischen Erklärer seiner Gedichte schon im dritten Jahrhundert in Verbindung mit der aus den Gedichten, wie wir sahen, sich ergebenden Thatsache, daß er ferne Länder gesehen hat, den ganz willkürlichen Schluß gezogen, daß ihn, wie einst den Ovid, dafür die Strafe der Verbannung getroffen habe. Absurder Weise scheint die Verbannung zuerst dem Nero zur Last gelegt worden zu sein, welcher starb, als Juvenal dreizehn Jahre alt war. Mit nicht größerem Rechte glaubte man sie dem Domitian aufbürden zu müssen, unter dessen Regierung Juvenal keine Zeile veröffentlicht hat. Endlich sind auch dessen Nachfolger Trajan, Hadrian und sogar der edle Antoninus Pius ohne den Schatten eines Grundes dafür verantwortlich gemacht worden. Auch über den Ort der Verbannung erging man sich in leeren Vermuthungen; da man ihn möglichst weit suchte, so wurden Aegypten und Britannien genannt, wo sich der Dichter ja in der That aufgehalten hat. Die noch immer geglaubte Fabel ist ungeschickt ersonnen und mit den beglaubigten Thatsachen von Juvenal's Leben nicht in Einklang zu bringen. Daß sie im späten Alterthum Glauben gefunden hat, ist nicht zu verwundern; wohl aber, daß sie auch von den neueren Kritikern, mit wenig Ausnahmen, für beglaubigte Ueberlieferung angesehen worden ist, während diese sich doch sonst auf die Unabhängigkeit ihres Urtheils etwas zu gute thun. Aber

die Fabel von der Verbannung ist ein werthvolles Zeugniß für die Gewalt des Eindrucks, die man den Satiren des Dichters beimaß.

II.

Die Erfahrung lehrt, daß die größten Humoristen, wie komische Schauspieler, allezeit zu Späßen und Witzen aufgelegte Naturen, oft im Grunde zu tiefer Schwermuth neigen. Nicht minder sicher ist es, daß in ihren Schriften strenge, bis zu verletzender Kränkung schroffe Tadler, dennoch nicht selten im Grunde das weichste und mildeste Gemüth besitzen. Ich möchte glauben, daß Juvenal zu den Naturen gehörte, die hinter einer schroffen Außenseite ein tief empfindendes Herz verbergen und die leidenschaftliche Empörung, mit der sie dem Schlechten und Gemeinen entgegentreten, mehr aus einer großen und edlen Regung der Seele, als aus andauernder persönlicher Erbitterung schöpfen, mag diese auch den ersten Anlaß gegeben haben. Wenn Juvenal nach überstandenem Leid zurückblickt auf die erlittene Kränkung und Zurücksetzung, so gestaltet sich ihm zwar das Selbsterlebte von Neuem zur fühlbaren Wirklichkeit; aber zu ihrer kunstvollen Wiedergabe gehört Ruhe und Ergebung. In den ersten Gedichten bricht die Empörung noch ungebändigt hervor; sie erinnern damit in mancher Beziehung an Thomas Carlyle's frühere Schriften. Aber mit dem Erfolg, den die Dichtung erzielte, schwindet langsam die Erbitterung, und an ihre Stelle tritt eine beruhigtere Stimmung, in der nur zuweilen noch die alte Leidenschaft zuckt.

Schon Lucilius hatte die Satiren, die er mit fast improvisatorischer Schnelligkeit, und ohne auf die Ausfeilung der Form viel zu geben, nach und nach schrieb, zu dreißig Büchern zusammengefaßt, von denen die einzelnen meist Gedichte ähnlichen Inhalts enthielten. Horaz, der der Gattung weises Maß und künstlerische Beschränkung verlieh, hat seine nach und nach entstandenen achtzehn Satiren mit beabsichtigter Abwechselung zu nur zwei Büchern, nach der Zeit ihrer Entstehung, zusammengefaßt. Ihm folgte zu Nero's Zeit Persius in engster Abhängigkeit. Es ist nicht einmal sicher, daß Juvenal die nach einander entstandenen sechzehn Satiren verschiedenen Umfangs, die wir von ihm besitzen und die sein Lebenswerk bilden, selbst schon auf fünf Bücher vertheilt herausgegeben hat. Dem Vorbild des Lucilius entnimmt er wenigstens für die eine große Satire über die Frauen, welche sein zweites Buch allein füllt, die lose Verknüpfung der den einen Gegenstand behandelnden Bilder und Ausführungen. In den übrigen vier Büchern sind nach horazischem Vorbild in ungefähr derselben Zeit entstandene Gedichte ohne Rücksicht auf ihren Inhalt oder mit absichtlichem Wechsel vereinigt. Ueberall aber verläßt Juvenal, seinem anders angelegten Talente folgend, die bei Lucilius kunstlos, aber kraftvoll dahinfließende, bei Horaz mit bewußter Kunst dem Gesprächston genäherte Redeweise, und verleiht seinen Versen nach dem Vorbild Vergil's epischen Glanz und wuchtige Fülle. In der Behandlung der Form, in Sprache und Versmaß, zeigt er die größte Vollendung; dafür kam ihm die zu anderen Zwecken spät wieder vorgenommene und eifrig betriebene Beschäftigung mit der kunstmäßigen Beredtsamkeit zu statten. In den späteren Gedichten verbindet er mit der kecken Frische der Satire, die schon seine Vorgänger auszeichnet, den ruhig getragenen Ton, den Horaz dem

Werke seines reiferen Alters, den der Satire nahe verwandten, aber doch von ihnen verschiedenen philosophischen Briefen, so meisterhaft zu verleihen verstanden hat.

Es ist schwer, von dem Reichthum der Erfindung und der Mannigfaltigkeit des Inhalts der Satiren Juvenal's eine annähernde Vorstellung zu geben. Was auch immer die Menschen treiben, ihre Wünsche und Gebete, ihre Furcht und ihr Zorn, ihre Gelüste und Freuden, ihr Rennen und Jagen, alles das trägt dies Büchlein im Sack! Gleich das erste Gedicht nimmt seinen Stoff mitten aus dem Leben und enthält ein Programm: zur Rache an den unerträglichen öffentlichen Vorträgen der schlechten Dichter, die nicht müde werden, die abgedroschenen Stoffe des Epos, des Dramas, der Elegie breit zu treten, will der Dichter seinen Zeitgenossen ihre eigenen Thorheiten und Laster, ihre Leidenschaften und Nichtigkeiten, ihr ganzes tägliches Leben im Spiegel vorhalten. Wer mit ansieht, wie das Laster triumphirt und die Rechtschaffenheit zwar gelobt wird, aber hungert und friert, der muß Satiren schreiben, auch wenn er kein Dichter ist, denn „wo die Natur es versagt, da gibt Empörung den Vers ein". Die folgenden Satiren führen dies Thema aus. Bis an das äußerste Ende der Welt möchte man fliehen, wenn man Tugendlehren aus dem Munde Solcher hören muß, die hinter heuchlerischem Schein die schimpflichsten Laster verbergen. Denn fast alle thun das Gegentheil von dem, was sie sagen; am meisten aber in den vornehmsten Geschlechtern ist der Glanz alter Römertugend und Strenge schimpflicher Verweichlichung gewichen. Recht thut daher ein Freund des Dichters, der Rom verlassen und sich nach dem stillen Cumae zurückziehen will. Denn es gibt kaum noch Römer in Rom, so wimmelt es da von feilen Griechen, Syrern, Juden und zahllosen anderen Nationen, wo elendeste Günstlingswirthschaft herrscht, wo man vor Lärm und Gefahren nicht ruhig schlafen kann, und wo besonders der Arme schlimm daran ist. In der Klage über den Zeitgeist, in dem Eifern gegen die Großstadt ist Manches, was heute geschrieben sein könnte. Schon in den ersten drei Satiren ist es das Rom der neronischen und domitianischen Zeit, wie er es als Knabe und Jüngling gesehen, das er schildert. Und er schildert es in einer Fülle von dem Leben abgelauschten Bildern. Man sieht und hört den Karren mit der Last carrarischer Marmorblöcke, unter der die plumpen Räder ächzen, wie er sich durch die engen und volkreichen Straßen drängt, den Vorübergehenden zu steter Lebensgefahr. In der vierten Satire, dem Glanzstück seiner ersten Schaffenszeit, gibt ihm die sinnlose Verschwendung eines reichen Emporkömmlings aus dem Ritterstande, dem es besser geglückt war, als dem Dichter, Anlaß dazu, den letzten der Flavier, den kahlköpfigen Nero, Domitian selbst in der grotesken, an Verrücktheit streifenden Rolle zu zeigen, die er in einsamer Abgeschlossenheit auf der albanischen Königsburg in seinen letzten Jahren spielte. Ein Fischer hat am Strand von Ancona einen Steinbutt von so gewaltiger Größe gefangen, daß er beschließt, um nicht auf unrechtmäßige Weise um den Besitz gebracht zu werden, ihn dem Kaiser zu schenken. Eiligst wird der Fisch unter der Gunst herbstlicher Kühle nach Albano gebracht und dem Kaiser übergeben. Der Fischer hat dazu eine Anrede einstudirt, die einem Epigramm des Martial Ehre machen würde: „Solcher Fisch war nur für Dich bestimmt, nicht für andere Sterbliche; iß ihn, der für Dein Jahrhundert aufbewahrt wurde;

er wollte sich für Dich fangen lassen." Aber es findet sich in der kaiserlichen Küche keine Schüssel, groß genug, um ihn darauf anzurichten. Das ist eine Schwierigkeit, zu deren Lösung eiligst, denn der Fisch wartet nicht, der Staatsrath berufen werden muß, wie wenn es sich um einen Krieg mit den Chatten oder Sugambern, unseren Vorfahren, handelte. So kommen sie, die vornehmsten Würdenträger aus dem Senatoren- und Ritterstand, die den Rath des Kaisers bilden, mit vor ehrfurchtsvoller Ergebenheit sich überstürzender Eile aus der Stadt nach Albano hinaus, Pegasus der Stadtpräfect, ein berühmter Jurist, der lustige Greis Vibius Crispus, Acilius Glabrio, ein Mann von ältestem Adel, Rubrius Gallus, dem das schlechteste Gewissen nicht die freche Sicherheit des Auftretens zu rauben vermag, der dickbäuchige Schlemmer Montanus, der beim ersten Biß unterscheidet, ob die Austern italische oder englische sind, der salbenglänzende Crispinus, Fuscus der Befehlshaber der Leibgarde, Fabricius Veiento, gefürchtet als Ankläger, der blinde und verliebte Schmeichler Catullus (vielleicht ein Nachkomme des großen Dichters), der den Fisch am lautesten bewundert, nach links gewandt, während er rechts liegt; alles Bildnisse nach dem Leben. Und man entscheidet nach eingehender Berathung auf des Montanus, als des am meisten Sachverständigen, Antrag („der seiner würdig war"): zerschneiden soll man den Fisch nicht, es soll eine eigene Schüssel für ihn gemacht werden; „künftig, o Caesar, müssen für solche Vorkommnisse in Deinem Haushalt sich stehend Töpfer befinden". Und wäre es nur bei solchen unschuldigen Tollheiten geblieben! fügt der Dichter hinzu. Der hier geschilderte und aus den Briefen des Plinius bekannte Veiento hat als Statthalter von Germanien in Mainz mit seiner Gattin Attica der keltischen Gottheit Nemetona ein Weihgeschenk gestiftet, dessen Aufschrift, eine versilberte Erztafel, das Mainzer Museum bewahrt. Die letzte Satire des ersten Buches, die fünfte, schildert nicht minder lebendig den unwürdigen Dienst der Clienten, ihre schlechte Behandlung am Tisch der Reichen, ihre erbärmliche Kriecherei, die was sie ertragen kann auch ertragen soll. In diesen Gedichten ist nichts von jugendlicher Unreife; sie strotzen von männlicher Kraft und Fülle.

Das ganze zweite Buch, in den letzten Jahren Trajan's veröffentlicht, als der Dichter ein Sechsziger war, füllt, wie gesagt, die Satire auf die Frauen und ihre Laster. An ungalanter Kritik des schönen Geschlechtes hat es seit dem alten Semonides von Amorgos und seit Euripides nicht gefehlt. Ob Juvenal besondere Gründe gehabt haben mag, den Frauen abhold zu sein, wissen wir nicht; den versöhnenden Einfluß der Frau in glücklicher Ehe hat er aus eigener Erfahrung nicht gekannt. Seine Schilderung der vornehmen römischen Frau der jüngsten Vergangenheit und Gegenwart übertrifft an cynischer Deutlichkeit und erbarmungsloser Härte alle Vorgänger bei Weitem. Vergeblich hat man sich bemüht, in dem langen Gedicht bewußte Anordnung des Stoffs und absichtliches Gleichmaß der Behandlung zu entdecken oder durch allerlei kritische Mittel, Streichen, Umstellen, Aendern, hineinzubringen. Auch läßt sich darüber streiten, ob wirklich zu allen diesen Schilderungen bestimmte Modelle gesessen, oder ob der Dichter aus allen Ecken und Winkeln hauptstädtischer Scandalgeschichten die Züge zusammengesucht hat, mit denen er die Frauen ausstattet. Es wird wohl Beides statt-

gefunden haben: die abergläubische, die gelehrte, die eigensinnige, die auf die Schauspiele und die Schauspieler versessene Frau sind offenbar nach dem Leben gezeichnet. Für die schlimmsten Ausschreitungen der höchsten Kreise folgt der Dichter der Ueberlieferung, der auch Tacitus Glauben schenkte, und stattet sie mit allen Farben glänzender Rhetorik aus. Ein Wort wie das berühmte „Das will ich, so befehle ich es; als Grund genügt, daß ich es will" mag oft genug gefallen sein. Und daß im Proceß der Richter zuerst nach der Frau, die dahinter steckt, fragen solle, würde seine Geltung nicht bis heute bewahrt haben, wenn es nicht auf sicherster Erfahrung beruhte.

Mit diesen früheren Werken des wenn auch keineswegs jugendlichen Dichters ist der Höhepunkt seiner Leidenschaft und seiner Erbitterung erreicht. Er nimmt im dritten Buch einen neuen Anlauf zur Schilderung der Dichtung und der gelehrten Berufsarten, der Sachwalter, der Rhetoren, der Geschichtschreiber; aber nicht, wie in der ersten Satire, im Ton heftigster Empörung, sondern mit milder Ironie. Wenn er in der siebenten Satire, einer der schönsten, die er geschrieben, von dem gewaltigen Dichter, „den ich Euch nicht zeigen kann, den ich nur fühle; der eine Ader echten Erzes besitzt, aus der er sein Lied wie Münzen von edlem Metall herausschlägt", wenn er von ihm meint, ihn mache der nicht von ängstlichen Sorgen bedrückte Geist und die Sehnsucht nach Waldluft geschickt, aus dem Quell der Musen zu trinken, so muß er selbst von diesem Gefühl der Freiheit etwas in sich gehabt haben. In diesem Gedichte spricht er mit Ausdrücken der höchsten Anerkennung von seinen Zeitgenossen, dem Statius, der Rom mit seinen süßen Versen in Entzücken versetze, dem Quintilian, dem vom Glück begünstigten Redner. Und voller Humor, der noch heute Geltung hat, ist die Schilderung der überfleißigen Schulmeister, die unermüdlich ihren Kohl wieder aufwärmen und nur mechanisches Wissen einzupauken verstehen. Auch in der achten Satire, die den echten Adel der Geburt und der Gesinnung den in Rom nur zu häufigen Zerrbildern heruntergekommener Verworfenheit gegenüberstellt (wo z. B. der zum Statthalter ernannte sportliebende Aristokrat aus der Kutscherschänke geholt wird, um sein Amt anzutreten), enthält Züge freudiger Anerkennung für wahres Verdienst. Gern rühmt sich der Dichter seiner sabinischen Stammesgenossen aus Arpinum, schließt aber mit dem echt bürgerlichen Spruch: „Besser, Du bist der Sohn des Thersites, wenn Du nur selbst dem Aeakiden ähnlich, als daß Achill Dein Vater, Du selbst aber ein Thersites bist; denn sieh' nur nach, Du, der sich vom ältesten Adel wähnt, der älteste unter Deinen Ahnen war gewiß ein Schafhirt oder ein Räuber." In diesem Gedicht findet sich das Bild von dem edlen Roß, das schließlich herunterkommt, und der Spruch: „Willst Du, daß wir Dich selbst bewundern und nicht Deine äußeren Vorzüge, so gib uns auch etwas Dir wirklich Eigenes." Die neunte Satire behandelt mit einem gewissen Galgenhumor eine Seite des antiken Lebens, für die uns jedes Verständniß fehlt. In ihr findet sich das erste, unzweideutige Zeugniß dafür, daß der Dichter des Lebens Höhe geraume Zeit überschritten hatte; „während wir uns noch Wein und Kränze wünschen und duftende Salben und blühende Mädchen, ist, ehe wir es merken, schon das Greisenalter da."

Aber während die Jahre schwinden und der zornige Muth sich besänftigt, ist die Herrschaft über Wort und Vers noch im Wachsen. Schon die Gedichte des dritten Buches zeigen einen bemerkenswerthen Fortschritt gegen die früheren, im Einzelnen übermäßig ausgefeilten, in der Einfachheit der Behandlung, der Klarheit der Anordnung und der Durchsichtigkeit der Sprache. Die des vierten Buchs, in der zweiten Hälfte von Hadrian's Regierung geschrieben, als der Dichter den Siebzigen nahe war, erinnern wie in der Form — sie sind meistens an bestimmte Personen gerichtete Briefe —, so auch in dem Ton ruhiger Betrachtung an die Briefe des Horaz, im Gegensatz zu dessen Satiren. Die zehnte Satire, die sich an den weiten Kreis wohlwollender Hörer und Leser des Dichters wendet, das zweitlängste aller seiner Gedichte, athmet die Entsagung des Alters. Was soll man von den Göttern erflehen? Nicht um äußere Güter und Glück soll der Mensch bitten, wie er im Nebel des Irrthums thut, nicht um Reichthum und Ehre oder Rednerruhm, noch um Schönheit und hohes Alter, sondern still in den Willen der Götter sich ergeben. Sie wissen es am besten mit uns zu machen; sollen wir aber um etwas bitten, so sei es „der gesunde Sinn im gesunden Leib", Willensstärke und Verachtung der Todesfurcht, Gleichmuth und Begierdelosigkeit. Die Thränen Heraklit's und Demokrit's Lachen würde das Treiben der heutigen Menschheit erregen, ihr Ehrgeiz und ihre Prachtliebe, die so jäh zu Fall kommen, wie einst der große und gefürchtete Sejan unter Tiberius. Was die Menschen auf dem Markt unter einander gesprochen, als Sejan zum Tode geführt wurde, klingt, als hätte es der Knabe erzählen hören. Der schöne Silius', den des einfältigen Kaisers Claudius Gemahlin Messalina zu förmlicher Nebenehe zwingen will, geht um seiner Schönheit willen in den sicheren Tod; sein blendend weißer Nacken wird von dem Schwert des Henkers getroffen. Es geht dem Dichter wie dem Schneider Jetter, der, wenn er einen schönen langen Hals sah, gleich denken mußte, „der ist gut köpfen". Wer, selbst ein Greis, die Gebrechen des Greisenalters mit so lebendiger Wahrheit schildert, wie Juvenal in diesem Gedichte, der muß, so möchte ich glauben, eines frohen und kräftigen Alters sich erfreut haben, „ein gesunder Geist im gesunden Körper". Dieser Geist hat dem Dichter in hohen Jahren zu diesem, einem seiner schönsten Werke die Kraft gegeben. In der elften Epistel bittet er einen Freund von vornehmster Geburt, der die Namen der Besieger des Hannibal und des Perseus trug, den Paullus Fabius Maximus Persicus, zum einfachen Nachtmahl nach alter heimischer Art, die er preist gegenüber der maßlosen Genußsucht der Reichsten, der es auch die minder Reichen gleichzuthun suchen; damals wie heute. „Auch den Genuß empfiehlt nur der seltnere Gebrauch". Die zwölfte Epistel erzählt in behaglicher Breite einem anderen vornehmen Freund, dem Corvinus, wie er, der Dichter, die glückliche Heimkehr und Errettung aus Schiffbruch eines wohlhabenden Genossen, des Catullus, mit frohem Dankesopfer gefeiert habe, beruhigt ihn aber zugleich in heiterer Weise darüber, daß er das nicht etwa, wie es üblich, aus eigennütziger Absicht gethan habe, nämlich aus Erbschleicherei; denn Catull habe drei Leibeserben. Die dreizehnte Epistel tröstet einen anderen Freund, den Calvinus, dem ein dargeliehenes Capital verloren gegangen war, in einfach beredter Weise: er solle

verschmerzen, was nicht zu ersetzen sei, und sich freuen, nicht wie jener, der das Darlehn ableugne, ein böses Gewissen zu haben. Denn ein gutes Gewissen sei besser als Aberglaube und Philosophie, die den Frevler nicht zu retten vermöchten vor den Qualen der inneren Angst, und ihn nicht davor schützten, endlich der gerechten Strafe zu verfallen. Ueberall wird so der einzelne Fall auf die Höhe einer allgemeinen Betrachtung gehoben, die zu Lehren der Lebensweisheit Anlaß gibt. Dies Buch der Episteln bezeichnet trotz eines hin und wieder bemerklichen Nachlassens der dichterischen Kraft doch im Ganzen den Höhepunkt von Juvenal's Kunst.

Die drei Satiren des letzten Buches endlich sind, wie so häufig im Alterthum geschehen ist, an den Schluß der Sammlung gestellte Paralipomena aus verschiedener Zeit, theilweise wohl schon früher geschrieben, meist auf Erfahrungen des früheren Lebens beruhend. Noch am meisten im Stil des vierten Buchs ist die erste des fünften, die vierzehnte Satire, der Brief an den Fuscinus, des Dichters Schwager, über Kindererziehung und elterliches Beispiel. Er enthält den berühmten Spruch, daß dem Knaben gegenüber die größte Scheu Pflicht sei. Wenn Gäste kommen, wird das ganze Haus gescheuert und geputzt, kein Stäubchen darf zu sehen sein; aber was Du dem Kinde täglich zeigst, ist Dir gleichgültig. Es folgen treffliche, der Lebenserfahrung, nicht der Bücherweisheit entlehnte Rathschläge: nicht das sollst Du den Sohn lehren, wie er Reichthum zusammenscharren könne, auf gute oder schlechte Art, sondern wie er ein trefflicher Bürger, nützlich dem Vaterland im Krieg und im Frieden, und ein guter Hauswirth werde. In der fünfzehnten Satire tischt der redselige Greis einem bewundernden Freund, dem Volusius Bithynicus, allerlei Jugenderinnerungen seines ägyptischen Aufenthaltes auf, über die sonderbaren Sitten des Volkes und seinen Aberglauben, und knüpft daran die Erzählung eines jüngst, im Jahre 127 n. Chr., dort vorgefallenen Ereignisses. Zwei Nachbargemeinden, die in alter Feindschaft leben, gerathen bei einem ihrer Götterfeste in Streit. In dem Handgemenge stürzt ein einzelner Mann von den Fliehenden zu Boden und wird von der Schar der siegreichen Verfolger buchstäblich in Stücke zerrissen; aus reiner Mordlust zerfleischen sie ihn und trinken sein Blut. So tief kann die Menschheit sinken! Das letzte, sechzehnte, Gedicht ist, in Folge der Verstümmelung des Urexemplars, ein Fragment. Es schildert in einem Brief an den Gallius die Licht- und Schattenseiten des Heeresdienstes, die der Dichter, wie wir sahen, in frühen Jahren so gründlich kennen gelernt hatte; vielleicht um einen jungen Mann davor zu warnen, sich diesem Beruf mit seiner zweifelhaften Zukunft zu widmen. Die sechzig erhaltenen Verse, vielleicht nur etwa die Hälfte des ganzen Gedichtes, lassen erkennen, daß er auch hier ernste und tüchtige Gesinnung mit frischer Ironie zu verbinden gewußt hat.

Soweit etwa läßt sich von den Gedichten Juvenal's ohne eingehendere Entwicklung ein ungefährer Begriff geben. Aber kein Begriff läßt sich geben von dem, was dem römischen Dichter dieser Zeit und dieser Art erst den bezeichnenden Stempel aufdrückt. Das ist die Kunst und Anmuth der Sprache, der vollendete Rhythmus der Verse, die tönenden Worte. Sie vermag nur der recht zu empfinden und zu würdigen, der den bestrickenden Klang der modernen romanischen Sprachen,

des Französischen, Italienischen, Spanischen, in vollendetem Vortrag auf sich wirken lassen konnte. In den klingenden Versen, in denen er z. B. zahlreiche Hauptwörter aneinander reiht, in der kernigen Kraft seiner Schilderungen, in der witzigen Gegenüberstellung, im leidenschaftlichen Ausruf, in der herben Ironie wie in der ernsten Ermahnung ist er Meister. Nicht knappe Beschränkung ist seine Art; die Satire variirt ihr Thema in unerschöpflichen Wendungen und überrascht durch jähe Uebergänge und oft scheinbar unbegründeten Abschluß. Aber die scharfsinnigsten Versuche von Aenderungen, Ausscheidungen und Umstellungen haben immer gezeigt, daß man dadurch das innerste Gewebe der Gedanken zerstört. Es bloßzulegen gelingt nicht immer sogleich, da uns manches Mittelglied der Kenntniß abgeht. Aber schließlich leuchtet überall der Grundgedanke des Dichters aus den vielverschlungenen Wendungen seiner Rede hervor. Den modernen Leser überrascht die weitgehende Uebereinstimmung mit unserer heutigen Kultur, die in seinen Gedichten hervortritt. So ist uns Juvenal auch ein wichtiger historischer Zeuge, neben dem vornehmeren Tacitus ein zuverlässiger Vertreter der tüchtigen bürgerlichen Kreise einer kraftvollen Zeit.

Zeitphrasen.

Von

Otto Seeck.

Zwar klingen Schmeicheleien Jedem lieblich ins Ohr; doch nach dem Gesetze des Contrastes haben die Meisten es auch nicht minder gern, wenn ihnen einmal mächtig ins Gewissen gedonnert wird. Tritt ein Prediger, dem es mit seiner Sache heiliger Ernst ist, auf den Markt und ruft das uralte Wort: „Thut Buße und bekehret Euch!“ aufs Neue in die Welt hinaus, so kann er sicher sein, eine gläubige und begeisterte Gemeinde zu finden. Ein solcher Prediger ist der anonyme „Deutsche“, welcher uns neuerdings mit dem seltsamen Buche „Rembrandt als Erzieher“ beschenkt hat. Wie alle Propheten dieser Art, ist auch er von der schmerzlichen Ueberzeugung durchglüht, daß sein Vaterland in die Sünde wider den heiligen Geist, welche aller Sünden schwerste ist, tief versunken sei; auch er sieht das Reich Gottes nahe herbeikommen und hofft seinen Sieg durch diese Bußrede beschleunigen zu können. Da, was er sagt, ihm aus dem tiefsten Herzen kommt, findet es den Weg zum Herzen. So kann es nicht fehlen, daß auch zu seinen Füßen eine andächtige Menge sitzt und zerknirscht seinen Worten lauscht. Daher der beispiellose Erfolg des Buches. Denn wann hat man es sonst in Deutschland erlebt, daß eine Druckschrift, die weder politische Broschüre noch Sensationsroman ist, es in weniger als zwei Jahren bis zur fünfunddreißigsten Auflage bringt!

Aber diese Wirkung hat noch einen zweiten Grund. Der Verfasser ist der ehrlichen Ueberzeugung, sich gegen seine Zeit zu stemmen und sie zur Umkehr zu drängen auf ihren falschen Wegen; thatsächlich aber schwimmt er mit dem Strome der Zeit und prägt nur dasjenige, was Unzählige mehr oder weniger deutlich empfinden, in die Form derb schlagender Aphorismen. Jeder Leser wird sich durch einzelne Paradoxen zum Widerspruche gereizt fühlen; die Mehrzahl aber begleitet gewiß die meisten Sätze mit dem wohlbekannten: „Das hab' ich längst gesagt oder sagen wollen!“ Und gerade darin liegt die Bedeutung des Buches, daß es so Vielen aus dem Herzen geschrieben ist. Stimmungen und Meinungen, die vereinzelt bald in der Tagespresse, bald in den Parlamenten, bald selbst in

den Verfügungen der Regierung zu Tage getreten sind, werden hier zusammenfassend in ein System gebracht, und dieses ist um so wirksamer, weil es die pedantische Form des Systems äußerlich vermeidet.

Ich habe nicht die Absicht, das Buch zum hundertsten Male zu kritisiren oder gar über den „heimlichen Kaiser" und andere Wunderlichkeiten einen wohlfeilen Spott zu ergießen. Nicht dasjenige soll uns hier beschäftigen, worin der Verfasser neu und eigenthümlich ist — denn diese Dinge gleiten auch ohne Widerlegung wirkungslos an dem Leser ab — sondern dasjenige, was bei ihm die herrschende Tagesmeinung widerspiegelt. Daß sein Buch so ungeheures Aufsehen gemacht hat, ist eben der schlagendste Beweis dafür, wie verbreitet die Irrthümer sind, welche es verkündet. Immer wieder nachgesprochene Phrasen, welche unsere Auffassung von uns selbst und unserer Zeit verfälschen, uns die Freude an den Fortschritten unserer Kunst und Wissenschaft verkümmern und unsere geistige Entwicklung auf falsche Bahnen zu leiten drohen, haben durch ihn ihre schärfste und geistvollste Ausprägung gefunden, und solche Phrasen sind eine Macht, gegen die ein ernstes Ankämpfen keineswegs überflüssig erscheint. Unser Angriff richtet sich also gegen jenen namenlosen „Deutschen", nicht insofern er selbst ein wunderlicher Kauz ist, sondern insofern er unzählige Deutsche, und darunter nicht die schlechtesten, für uns repräsentirt.

Ihm erscheint der deutsche Professor als der Gottseibeiuns, in welchem sich das böse Princip verkörpert; sein Specialismus, seine dürre Verstandescultur soll die jetzige Generation zu Grunde gerichtet haben. Man wird es einem Angehörigen dieser verruchten Menschenclasse wohl verzeihen, wenn er ein wenig pro domo redet und deshalb die Frage nach dem Verhältniß von Kunst und Wissenschaft zum Mittelpunkte seiner Erörterungen macht. Man fürchte nicht, daß ihn sein Stand zur Ungerechtigkeit gegen die erstere verleiten könne. Denn die Beschäftigung mit der Kunst ist ihm immer die angenehmste Ausfüllung seiner Mußestunden gewesen, und es ist ja wohlbekannt, daß Jeder sein Luxusrößlein zum mindesten ebenso lieb hat wie den Gaul, der ihm sein Korn in die Scheuer fahren muß.

I. Unser Epigonenthum.

Das Buch beginnt mit einem Satze, der zugleich den Grundton seines gesammten Inhalts anschlägt: „Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, Einige meinen auch des rapiden Verfalles befindet."

„Oeffentlich" ist dies freilich, denn alle Welt sagt es; ein „Geheimniß" auch, denn kein Mensch kann es wissen. Buchstäblich also hat unser „Deutscher" Recht; doch wenn er dasjenige, was Jedermann behauptet, darum auch für eine unbestreitbare Thatsache hält, so ist er im Irrthum.

Schon Homer ist der Meinung, daß seine Zeitgenossen im Vergleich zu ihren Ahnen ein tief herabgekommenes Geschlecht seien, und seitdem kehrt in jeder Epoche, über deren Ansichten und Stimmungen wir hinreichende Zeugnisse besitzen, ausnahmslos dieselbe Klage wieder. Nur das nächstliegende Beispiel

aus unzähligen sei angeführt. Als Goethe und Schiller und mit ihnen die deutsche Dichtkunst auf ihrer Höhe standen, da jammerten Viele, daß die goldene Zeit der Literatur mit Klopstock, Gleim und Lessing zu Grabe getragen sei und nur noch ein ärmliches Epigonenthum herrsche:

„Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach, und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!"

Dazwischen hört man zwar hin und wieder auch solche Urtheile wie das Wort Hutten's: „Es ist eine Freude, in dieser Zeit geboren zu sein!" Aber immer werden sie durch die Mehrheit niedergestimmt, wie das wahrscheinlich auch mir ergehen wird. Schon im siebenten Jahrhundert v. Chr. sang man daher in Griechenland die Mähr, ursprünglich hätten die Völker gelebt ohne Schmerz und Laster; auf dies goldene Zeitalter sei das silberne gefolgt, dann das eherne, endlich das eiserne, jedes reicher an Sünde und Leid als das vorhergehende. Diese uralte Sage ist nur der logische Schluß aus der Beobachtung, daß, so weit das Gedächtniß zurückreichte, jede Generation behauptet hatte, zur Zeit ihrer Väter seien Welt und Menschen besser gewesen. Wer diesen ewig wiederholten Klagen naiven Glauben schenkte, mußte natürlich zu der Anschauung gelangen, daß die glücklichste Zeit der Menschheit an ihrem ersten Anfang liege und ihre Entwicklung in stetig fortschreitender Degeneration bestehe. Noch im vorigen Jahrhundert hat Rousseau diesen Irrthum wiederholt und in ein System gebracht; Anklänge daran finden sich auch bei Schopenhauer; in der Hauptsache darf er aber doch wohl als überwunden gelten. Wir wissen also, daß jene Klage sehr oft ohne Grund erhoben ist; ohne Zweifel aber beruht die Täuschung, durch welche sie hervorgerufen wurde und wird, auf einem Gesetz von derselben allgemeinen Gültigkeit, wie dasjenige ist, welches uns den Regenbogen oder die Fata Morgana vorgaukelt. Denn sonst würde sie uns nicht in der Kindheit der Völker ganz ebenso entgegentreten wie auf ihren Höhepunkten und bei ihrem Niedergange. Zu glauben, wir befänden uns wirklich im Verfall, weil so Viele den Verfall der Zeit wahrzunehmen meinen, ist also nicht besser als die Annahme wäre, mit Sonnenaufgang würden sämmtliche Sterne vernichtet, weil sie bei Tage Keiner wahrnimmt.

Nichts Neues kann entstehen, ohne daß etwas Altes Platz machen müßte, und es gibt nichts Altes, an dem nicht viele Herzen hingen. Diese beklagen immer seinen Untergang und wollen nicht erkennen, daß der Ersatz gleichwerthig oder gar besser ist. Zudem findet der Greis schon deshalb, daß in seiner Jugend Alles schöner gewesen sei, weil eben die Jugend selbst ihm damals Alles verschönte. „Weil mein Fäßlein trübe läuft, so geht die Welt auch auf die Neige," sagt der alt gewordene Mephistopheles. Die Greise aber sind es, welche zu allen Zeiten die öffentliche Meinung beherrschten; denn sie besitzen in Folge ihrer früheren Leistungen die Autorität, welche sich der Jüngling erst erkämpfen soll.

Dazu kommt noch ein Zweites, das auch in der Jugend selbst jene Täuschung nur allzu leicht hervorruft. Wer in Berlin aus dem alten Museum in die Nationalgalerie hinübergeht oder in Dresden aus den unteren Stockwerken der Gemäldesammlung hinaufsteigt in die oberen, wo die modernen Bilder hängen, dem kommt es freilich vor, als trete er aus einer Gesellschaft von Fürsten und Königen hinaus in das leere Treiben der Gasse. Zwar erblickt er auch hier, in

dem Gewühl verloren, hin und wieder ein vornehmes Gesicht; aber die Durchschnittshöhe der Leistungen ist so unendlich viel niedriger als bei den alten Meistern, daß man kaum umhin kann, seufzend an den Verfall der Kunst zu glauben. Gleichwohl wäre dies Urtheil kein gerechtes, weil es nicht in Betracht zöge, in wie verschiedener Weise die Sammlungen alter und moderner Kunstwerke sich zu bilden pflegen. Auch zu Rembrandt's Zeiten gab es mittelmäßige und schlechte Maler in viel größerer Zahl als gute; auch damals wurden Einzelne von Jenen sogar hoch gefeiert, wie uns z. B. begeisterte Lobgedichte auf einen gewissen Pieter Lastman erhalten sind, den heute nur noch der Kunstgelehrte kennt. Aber die Jahrhunderte sind wie ein großes Sieb, das die Spreu von dem Weizen sondert. Die schlechten Bilder, auch wenn sie ihrer Zeit geschätzt waren, erkennt man endlich als das, was sie sind, und vernachlässigt sie; so gehen sie unter oder werden in den Rumpelkammern der Antiquitätenhändler begraben; die guten dagegen hütet man, und das um so sorgsamer, je besser sie sind. Wo nicht, wie bei der Antike, der blinde Zufall waltet, ist daher das Erhaltene von den Schöpfungen vergangener Zeiten auch in der Regel das Beste, und von diesem Besten kommt das Allerbeste in die großen Museen, während Privat- und Provinzialsammlungen sich meist mit den Stücken zweiten Ranges begnügen müssen. Auch die modernen Galerien werden mit Auswahl zusammengebracht; sie machen daher immer noch einen erfreulicheren Eindruck als irgend eine beliebige Kunstausstellung. Aber man wählt nach der Mode der Zeit, mitunter selbst nach persönlichen Motiven; die Sichtung ist also weder so unparteiisch noch so gründlich, wie sie durch die Jahrhunderte vollzogen wird. Ueberdies begnügt man sich in der Regel, wenn die bedeutendsten Künstler, deren Werke ja auch am kostspieligsten zu sein pflegen, durch einzelne Bilder vertreten sind, und sucht dafür möglichst viele geringere durch Ankäufe zu beglücken. Da nun die Genies zu keiner Zeit sehr gemein gewesen sind, muß auf diese Weise natürlich viel Mittelmäßiges sich anhäufen. Die modernen Sammlungen zeigen uns also im besten Falle einen anständigen Durchschnitt des heutigen Kunstvermögens, während in den historischen Museen selbst die schwächeren Stücke noch ganz beträchtlich über dem Durchschnitt ihrer eigenen Zeit stehen. Daß da der Vergleich für uns nicht günstig sein kann, liegt auf der Hand.

Aehnlich steht es auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Die Bücher haben ganz dasselbe Schicksal wie die Bilder; das Schlechte aus früheren Jahrhunderten ist mit wenigen Ausnahmen verschwunden oder es modert unbekannt in den großen Bibliotheken; nur das Beste wird noch gelesen und bestimmt das Urtheil über die ganze Zeit. Und das Gleiche wiederholt sich bei den Menschen. Von der breiten Masse unserer Ahnen wissen wir äußerst wenig; nur über Diejenigen besitzen wir genauere Kunde, welche ihr Bild den Tafeln der Geschichte eingeprägt haben, und begreiflicher Weise sind dies in der Mehrzahl die Größten ihrer Epoche. Dagegen führt uns das tägliche Leben fast nur mit Mittelmäßigkeiten zusammen; Unzählige gehen zu Grabe, ohne je mit einem Manne, den künftig die Geschichte nennen wird, auch nur ein Wort gewechselt zu haben. Der kleine Geist ist immer Epigone; denn wer nicht selbst erfinden kann, beschränkt sich eben nothgedrungen darauf, nachzusagen und nachzumachen, was Größere vor ihm

gedacht und gethan haben; und was bedeutet Epigonenthum denn anderes als Nachtreterei? Die wir aus unserer Zeit genauer kennen, sind also fast alle Epigonen; von Denjenigen, welche uns aus früheren Zeiten bekannt werden, nur ein verhältnißmäßig geringer Theil: was Wunder, daß da Jeder seine eigene Epoche für eine Epigonenzeit hält? Dies aber haben auch die Athener des Perikles und die Holländer Rembrandt's gethan, weil sie genau dieselben Erfahrungen machen mußten wie wir heute.

Aber stehen nicht auch die Besten des heutigen Deutschlands hinter ihren Vätern zurück? Nun, auf den Gebieten der Politik und des kriegerischen Ruhmes, der Volkswirthschaft, Technik und Industrie wird dies auch unser „Deutscher" nicht behaupten: bleiben also Kunst und Wissenschaft. Daß Gottfried Keller nicht an Goethe heranreicht, unterliegt keinem Zweifel; auch daß Mommsen, den der Verfasser schmäht, weil er ihn nicht kennt, von Niebuhr überragt werde, kann man mit einigem guten Willen zugeben; meinethalben mag selbst Cornelius größer sein als Menzel: was aber ist damit bewiesen? War nicht auch Sophokles größer als Euripides, van Eyck größer als Memling, Tizian als Paul Veronese, Rembrandt als Pieter de Hoogh, Schiller als Kleist, und wer möchte es dennoch wagen, diese für schwächliche Epigonen von Jenen zu erklären? Wer dem geistigen Leben neue Gebiete erobert, ist niemals ein Epigone, mögen seine Kräfte auch schwächer, seine Erfolge minder groß sein als die seiner Vorgänger, und keine Epoche hat zahlreichere Eroberungen dieser Art gesehen als die unsrige. Selbst daß ein Menzel hinter einem Rembrandt zurückstehe, halte ich nicht für absolut unzweifelhaft, obgleich es freilich mir und wahrscheinlich auch ihm selbst so scheint. Michelangelo, dem es wahrlich nicht an Selbstbewußtsein fehlte, schaute in tiefer Demuth zur Antike empor, und doch war dasjenige, was sie für ihn vertrat, nicht die Parthenonsculpturen oder der Hermes des Praxiteles, sondern nur die schwache Nachahmerarbeit der römischen Kaiserzeit, welche an seine eigenen Schöpfungen nicht entfernt heranreichte. So trügerisch ist der Maßstab, an dem wir unsere eigene Größe gegen die der Alten zu messen pflegen!

Doch vielleicht ist es eine Naturnothwendigkeit, daß es mit uns bergab und dann in immer reißenderer Schnelle zu Thal gehe. Zwar unser „Deutscher" sagt dies nicht; er ist im Gegentheil der Meinung, daß uns in Kurzem ein neuer Aufschwung bevorstehe. Aber manchen ernsteren Geist von tieferer historischer Bildung hat dieser trübe Gedanke schon beschäftigt, und wohl ist er einer Erwägung werth. Wie der einzelne Mensch sich aus der Schwäche der Kindheit allmälig zur leiblichen und geistigen Vollkraft des Mannesalters erhebt und dann langsam in die zweite Kindheit eines matten Greisenthums zurücksinkt, so, meint man, vollziehe sich auch die Entwicklung der Nationen, und das Schicksal der Griechen und Römer, der einzigen Völker, deren Geschichte wir in ihrem ganzen Verlaufe klar zu überblicken vermögen, scheint diese Ansicht zu bestätigen. Ihre gewaltige Lebenskraft hat sich in dem kurzen Zeitraum weniger Jahrhunderte erschöpft, während wir Deutschen schon auf eine zweitausendjährige Geschichte zurückblicken. Sollte man da nicht erwarten, daß auch bei unserer Nation sich die Alterserscheinungen endlich zu zeigen beginnen, und folglich die Klage, daß die Menschen schlechter würden, diesmal ausnahmsweise begründet sei?

Aber diese Vermuthung beruht nur auf einem Analogieschluß, und ihr steht eine Theorie entgegen, die freilich noch nicht ganz bewiesen ist, aber doch eine sehr große Wahrscheinlichkeit besitzt und täglich neue Anhänger gewinnt; ich meine die Darwin'sche. Bekanntlich geht sie von der Annahme aus, daß diejenigen Individuen einer Gattung, welche zum „Kampf ums Dasein" schwächer gerüstet sind, in größerem Procentsatz früh hinsterben als Diejenigen, welche sich besser den eigenthümlichen Lebensbedingungen ihrer Art angepaßt haben. Da die Letzteren folglich zahlreichere Nachkommen hinterlassen und diese die Eigenschaften ihrer Eltern meist ererben, so muß in jeder folgenden Generation die Anzahl der vollkommener organisirten Lebewesen zunehmen, der Durchschnitt sich also stetig heben, bis die minder vollkommenen ganz aussterben. Im Menschenleben wird der Kampf ums Dasein zwar durch Mitleid und gegenseitige Unterstützung sehr gemildert und dadurch die „Naturauslese" in ihrer Wirkung beschränkt, aber ganz hört sie doch nicht auf. Die Schöne und Kluge kann mit größerer Wahrscheinlichkeit erwarten, daß ein Mann sie zur Ehe begehren wird, als die Häßliche und Dumme. Der Jüngling, welcher nicht die Fähigkeit besitzt, sich wenigstens eine bescheidene Stellung zu erringen, wird zwar vielleicht durch fremde Mildthätigkeit am Leben erhalten, aber er kann keine Familie gründen; er hinterläßt also höchstens uneheliche Nachkommen, und unter diesen ist die Sterblichkeit bekanntlich sehr viel höher als unter den legitimen. Die Ausnahmen, welche durch ererbten Reichthum und andere Momente ähnlicher Art hervorgerufen werden, sind im Verhältniß zur großen Masse so wenig zahlreich, daß sie auf die Gesammtheit des Menschengeschlechtes nur einen verschwindenden Einfluß ausüben können. Dazu kommt, daß Kinder von Trunkenbolden oder Leuten, welche mit einer hereditären Krankheit belastet sind, entweder gar nicht lebensfähig oder doch sehr kurzlebig zu sein pflegen, und daß die Fürsorge der Eltern, welche theils durch ihren Charakter, theils durch die Lebensstellung, zu welcher sie sich emporgearbeitet haben, bedingt wird, auf die größere oder geringere Kindersterblichkeit von erheblichem Einfluß ist. So breitet sich der Same der Fürsorglichen, Klugen, Starken, Schönen immer weiter aus, und immer vollständiger werden die ganz Untauglichen ausgemerzt. Werden die Kinder den Eltern ähnlich, wie dies ja Regel ist, so muß auch die Menschheit sich täglich vervollkommnen, und von einem Versinken in Altersschwäche kann nie die Rede sein.

Mit der Darwin'schen Theorie wird leider sehr viel Spuk getrieben. Hält man doch in Frankreich, wenn ich Daudet's neuestes Drama richtig verstanden habe, den brutalen Satz: „Der Starke frißt den Schwachen," für den Kernpunkt des ganzen Systems und meint demgemäß, jeden Mißbrauch körperlicher oder geistiger Uebermacht durch Darwin rechtfertigen zu können. Das Fremdwort „struggle-for-lifeur" ist sogar in die französische Sprache aufgenommen und bezeichnet hier einen Streber ohne Pflicht, Mitleid und Gewissen. Ein gröberes Mißverständniß jener tiefsinnigen Lehre ist kaum denkbar. Wenn allein die Kraft und ihr rücksichtsloser Gebrauch im Kampf ums Dasein das Uebergewicht verliehe, so wären noch heute alle Meere von den gewaltigen Sauriern bevölkert. Wisent und Bär, Wolf und Luchs sind die stärksten und streitbarsten Thiere Europa's; gerade darum aber werden sie in absehbarer Zeit bei uns völlig ausgerottet sein,

während die Zahl der Mäuse und Spatzen immer zunimmt oder sich doch nicht verringert. Nicht auf die Kraft also kommt es an, sondern darauf, daß das Individuum diejenigen Eigenschaften, welche den Lebensbedingungen seiner Gattung am besten entsprechen, möglichst vollkommen in sich ausbilde. Wäre eine Maus größer und kühner als ihre Genossinnen, so würde sie aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst von der Katze gefressen; denn Kleinheit und Aengstlichkeit sind es eben, wodurch sich die Mäuse vor ihren Verfolgern schützen. Die specifische Eigenschaft, welche die Kraft des Menschen im Kampf ums Dasein ausmacht, ist seine Vergesellschaftung, das bewußte Zusammenwirken Vieler für gemeinsame Zwecke. Selbst gegen einen zornigen Hirsch wäre der Einzelne machtlos, wenn er nicht eine Waffe besäße, die andere Köpfe für ihn erfunden, andere Hände für ihn geschmiedet haben. Die Vervollkommnung des Menschen im Darwin'schen Sinne muß also nach der Richtung hin fortschreiten, daß sich das Individuum immer vollständiger den Zwecken der Gesellschaft unterwirft, daß es die Arbeit seiner Mitmenschen immer besser ausnutzen lernt, zugleich aber auch seine eigene Thätigkeit immer unbeschränkter dem Ganzen zur Verfügung stellt. Wer Darwin richtig versteht, wird seine Rüstung im Kampf ums Dasein darin finden, daß er den Egoismus in sich zu Gunsten der Gesammtheit möglichst unterdrückt, weil in dieser Gesammtheit die eigenthümliche Stärke seiner Gattung liegt.

Wer die Triebe des Eigenwillens rücksichtslos walten läßt, Zucht, Ehre und Sitte gering achtet und die Fesseln, in welche ihn die Gesellschaft einschließt, um sich selbst zu schützen, frech zerreißt, den stößt sie bald aus ihrer Mitte. Das Weib verfällt der Schande, der Mann dem Zuchthaus oder dem Galgen; Nachkommen hinterlassen beide nur in verschwindender Zahl, und diese folgen meist den Bahnen ihrer Eltern und werden, wie sie, früh ausgemerzt. Um Kinder groß zu ziehen, ist die Vorbedingung, daß man sich „eine Stellung gründe", mit anderen Worten, daß man der Mitwelt sein Dasein in irgend einer Weise nützlich oder angenehm mache und durch Gegenseitigkeit ihre Unterstützung verdiene. Indem so die gänzlich unbrauchbaren Elemente der Menschheit immer wieder ausgetilgt wurden — und das zwar in früheren Epochen noch mitleidsloser als heute —, muß die Naturauslese im Laufe der Jahrhunderte dahin gewirkt haben, daß namentlich diejenigen Tugenden, welche der Selbstsucht entgegenstehen, die gegenseitige Hülfe befördern und das Zusammenwirken erleichtern, stärker im Einzelnen und allgemeiner in der Gesammtheit geworden sind. Als solche dürften in erster Linie zu nennen sein: Mitleid, Ehrlichkeit, Uneigennützigkeit. Und wirklich läßt es sich nachweisen, daß die Menschheit nach all' diesen Richtungen hin sehr bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Wie sehr Mitleid und Menschlichkeit an Kraft gewonnen haben, zeigt sich am deutlichsten in der veränderten Art der Kriegführung. In demjenigen Zeitalter, welches uns die Homerischen Gedichte schildern, verstand es sich ganz von selbst, daß in jeder eroberten Stadt die Männer hingeschlachtet, Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht wurden. Als Griechenland in das volle Licht der Geschichte tritt, hat dies rohe Verfahren zwar noch nicht aufgehört; aber nur gegen Barbaren findet es unbeschränkte Anwendung; gegen eine Stadt gleicher Nationalität nur dann, wenn der Zorn des Siegers durch außergewöhnliche

Umstände ganz besonders schwer gereizt worden ist. Auch bei den Römern gilt es als Rechtssatz, daß der Unterworfene zum Sklaven wird; aber sehr selten bringt man dieses Princip zur thatsächlichen Anwendung, sondern meist wird dem Besiegten gestattet, sich durch eine Kopfsteuer die persönliche Freiheit zu erkaufen. Das Hinmetzeln und Verknechten ganzer Stadtbevölkerungen erscheint jetzt als eine sehr seltene Ausnahme. Im Mittelalter hört das Sklavenmachen ganz auf und das Morden wird mehr und mehr beschränkt; an seine Stelle tritt ein gründliches Plündern, das bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges die Regel bleibt, dann allmälig auch zur Ausnahme wird. Heute endlich betrachtet jede civilisirte Armee es als eine Schmach, wenn aus ihrer Mitte dem friedlichen Bürger in Feindesland irgend eine Kränkung widerfährt.

Daß Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit gegenwärtig sehr viel weiter verbreitet sind als in früheren Zeiten, beweist am schlagendsten das überschwängliche Lob, welches Männern wie Aristides oder Fabricius von den Alten gespendet wird, nur weil sie weder die öffentlichen Cassen bestahlen noch sich bestechen ließen. Wer dies heutzutage thut, gilt für einen Schurken, nicht aber, wer es unterläßt, für einen bewundernswerthen Tugendhelden.

Fast in jeder anderen Beziehung ist die Vervollkommnung der Menschheit nicht minder bemerkbar; doch würde es uns zu weit führen, wenn wir noch mehr Einzelheiten häufen wollten. Nur mag in aller Kürze noch auf die bekannte Thatsache hingewiesen werden, daß die mittelalterlichen Rüstungen, welche in unseren Museen aufbewahrt werden, für moderne Menschen meist zu klein und eng sind. Also auch körperlich überragen wir unsere Vorväter, wenn gleich ihre Muskulatur durch die steten Waffenübungen vielleicht besser ausgebildet war.

Aber beweist dies mehr, als daß wir uns zeitweilig über jene erhoben haben? Wäre es nicht trotzdem möglich, daß auch uns ein neues Sinken bevorsteht, ja daß es vielleicht gar schon begonnen hat? Die Darwin'sche Theorie mag ganz hübsch und tröstlich klingen, unhaltbar bliebe sie doch, wenn die Thatsachen, welche uns die Geschichte des Alterthums lehrt, damit nicht übereinstimmten. Aber meines Erachtens widersprechen sie ihr keineswegs; was man das Altern der antiken Welt nennt, gehört vielmehr zu denjenigen Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen.

Man erinnere sich, wie zahllos die Revolutionen und Bürgerkriege waren, welche fast jeden antiken Staat, vor allen aber das gewaltige Rom, heimgesucht haben. Jedesmal wüthete die siegende Partei mit Henkerbeil und Mordstahl wider ihre Gegner, und da sie sich nach kurzer Zeit immer wieder in die unterliegende verwandelte, so wurden Aristokraten und Demokraten gleichmäßig decimirt. Nun trafen aber jene Morde namentlich die Führer der Bewegung und diese zwar im weitesten Sinne, da oft Hunderte und Tausende hingeschlachtet wurden. Nur wer ganz ungefährlich schien oder sich schlau zwischen den Parteien hindurchzudrücken wußte, konnte sein Leben retten. So fiel Jeder, der sich geistig über die Menge erhob, Jeder, der den Willen und die Kraft hatte, im Staate Etwas vorzustellen; was übrig blieb, war die Masse der Feigen, Schwachen und Unbedeutenden. Und nachdem in Rom die Zeit der Revolutionen zu Ende gegangen war, vollendete der Despotismus der Caesaren ihr Werk. Als der Tyrann Periander den Thrasybul fragen ließ, wie er am besten seine Herr-

schaft befestigen könne, da führte dieser den Boten auf ein Feld hinaus und hieb mit seinem Stabe alle Aehren ab, welche über die anderen hervorragten. Nach diesem Princip verfuhren auch die meisten der römischen Kaiser. Wer im Reiche Macht und Ansehen gewann, der gelangte in den Senat, und wer im Senate sein Haupt höher hob, als seine Collegen, der mußte es sicher bald auf den Block legen. Und wie sie selbst in Rom, so hausten ihre grausamen und bestechlichen Werkzeuge in den Provinzen. Und das Mißtrauen des Herrschers, wie vorher die Wuth der revolutionären Führer, raffte in der Regel nicht nur den Verdächtigen selbst, sondern auch dessen ganze Familie hin; wurden seine Kinder auch nicht immer getödtet, so stieß man sie doch durch die Confiscation ihres Vermögens in die Hefe des Volkes hinab, wo sie, an andere Lebensansprüche gewöhnt, wohl meist zu Grunde gingen. So trat hier an die Stelle der Darwin'schen Naturauslese eine andere Art der Auslese, welche gerade die entgegengesetzte Wirkung übte. Die Stärksten und Klügsten wurden mit ihrem ganzen Stamm ausgerottet; die Schwachen, Feigen und Erbärmlichen blieben übrig. Was Wunder, daß ihre Nachkommen ihnen glichen!

Ein zweites Moment, welches die Verschlechterung der Race beschleunigte, ja vielleicht gar noch wirksamer war, als das erstgenannte, finden wir in der Sklaverei. Durch Kriege und Menschenjagden wurden ununterbrochen aus allen Ländern der alten Welt Gefangene zusammengeschleppt, um den Bedürfnissen oder Lüsten der herrschenden Völker zu fröhnen. Durch Freilassung traten sehr viele jener Unglücklichen in die Bürgerschaften ein, und in Folge ihrer früheren Dienstbarkeit an Arbeit gewöhnt, zeigten sie sich ihren ehemaligen Herren im Kampf ums Dasein meist überlegen. Der Reichthum der Freigelassenen war in Rom beinahe sprüchwörtlich, und nicht anders wird es in den übrigen Städten gewesen sein. Semitisches und hamitisches, germanisches und iberisches Blut mischte sich so in unberechenbarer Menge mit dem italischen und griechischen; aber die Kreuzung der Racen erwies sich in diesem Falle nicht, wie man erwarten sollte, als heilsam. Denn kühne und freiheitsliebende Männer vermochten die Sklaverei nicht zu ertragen; sie wurden zu gewohnheitsmäßigen Ausreißern oder machten sich doch bei ihren Herren durch mürrisches und widerspenstiges Betragen unbeliebt. So gingen sie in harter, hoffnungsloser Arbeit unter; selbst die Vergünstigung, welche in der Erlaubniß zu einer Sklavenehe lag, wurde ihnen selten zu Theil. Auf Freilassung konnten sie niemals hoffen, so massenhaft diese auch geübt wurde; nur denjenigen gewährte man sie, welche die Dienstbarkeit freudig auf sich nahmen und den Launen der Gebieter zu schmeicheln wußten, vor allen den Kammerdienern und Kupplern, den Lustknaben und Buhldirnen. Auf diese Weise floß einem Volke, dessen edle und freie Seelen immer wieder erst durch Revolutionen, dann durch Tyrannenwillkür hingerafft wurden, ein breiter Strom geborener Bedientenseelen zu, welche sein geistiges Niveau natürlich nicht erhöhten.

Was das sogenannte Altern der antiken Welt in erster Linie charakterisirt, ist der Verzicht auf jede geistige Neuschöpfung. Wohl gab es noch Philosophen und Dichter, Maler und Bildhauer; aber fast alle beschränkten sich darauf, die Vorbilder einer besseren Zeit immer elender nachzuäffen. Es ist dies nichts Anderes, als erblich gewordener Knechtssinn; denn die wissenschaftliche und künst-

lerische Leistung ist mindestens ebenso sehr Sache des Charakters, wie des Geistes. Man wagte so wenig, sich gegen die Beispiele der Alten aufzulehnen, wie gegen die Befehle des Kaisers und seiner Werkzeuge; man verzichtete auf eigenes Denken, weil man auf eigenes Wollen hatte verzichten müssen.

Auch unserem Deutschland haben seine Religionskriege verhältnißmäßig nicht weniger Blut gekostet, als den Griechen und Römern ihre Revolutionen und Bürgerkriege. Aber bei uns wütheten Schwert und Feuer unterschiedslos; der Kühne, Starke und Besonnene hatte sogar die besseren Aussichten, sein Leben zu erhalten. Die Naturauslese wurde also nicht in ihr Gegentheil verkehrt; sie wirkte vielmehr noch energischer, als in ruhigen Zeiten. Die Folge war, daß die kurzen zwei Jahrhunderte, welche seit den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges verflossen sind, uns einen Aufschwung gebracht haben, dem keine Nation Europa's etwas Aehnliches an die Seite stellen kann. Spanien hat durch die Scheiterhaufen der Inquisition, Frankreich durch die Guillotine seiner „glorreichen Revolution" viel weniger Menschenleben, aber viel mehr geistige Kraft verloren; doch war hier das Morden weder so mitleidslos noch so oft wiederholt, wie in den antiken Staaten. Die Hoffnung ist daher nicht ausgeschlossen, daß sich der Verlust im Laufe der Zeit ersetzen wird.

Wer an Darwin glaubt, kann also niemals zugeben, daß eine Nation unter normalen Verhältnissen in Verfall gerathen könne, außer wenn sie sich *in ihrer Gesammtheit* zum siegreichen Durchfechten des Daseinskampfes untauglich erweist und dann auch in ihrer Kopfzahl allmälig zusammenschwindet, wie das bei den amerikanischen Rothhäuten und einigen anderen wilden Stämmen der Fall ist. Aber auch wer jenen Glauben nicht theilt, sollte sich doch sehr besinnen, ehe er von dem Niedergange seines Volkes redet. Daß es niemals mit uns bergab gehen wird, ist zwar noch unerprobte Theorie; daß aber nie ein Sterblicher im Stande war, sicher zu erkennen, ob er selbst und seine Zeitgenossen sich in auf- oder absteigender Richtung bewegten, das ist erprobt und völlig unzweifelhaft. Den Höhepunkt einer mannigfach gekrümmten Linie kann eben nur derjenige wahrnehmen, welcher sie in ihrer ganzen Länge übersieht, d. h. die ferne Nachwelt. Wenn man einen Alpengipfel besteigt, geht es nicht immer steil bergan; zeitweilig wandert man auf ebenem Boden, senkt sich hin und wieder wohl auch ein wenig abwärts und kommt damit doch der Spitze immer näher. Ganz ebenso erheben sich die Völker zu den Gipfeln ihrer Cultur, nur mit dem Unterschiede, daß ihnen das Ziel nicht klar vor Augen liegt und daß sie immer ansteigenden Boden vor sich behalten. Tritt ein Sinken ein, wie jetzt in unserer schönen Literatur, so kann dies ebensowohl der Beginn des Abstiegs, wie der Uebergang zu noch luftigeren Höhen sein. Nachdem die Kunstrichtung der Van Eycks in Quentin Massys ihren glänzenden Abschluß gefunden hatte, wendeten sich die Niederländer einer öden Nachahmung der Italiener zu, die zu ihrer Eigenart in unlösbarem Widerspruche zu stehen schien. Wer damals, ohne selbst durch die Mode verblendet zu sein, die Entwicklung der Malerei betrachtete, mußte die Mabuse und Orley für Nachtreter des Lionardo halten; wir, die wir einen weiteren Zeitraum überschauen, werden in ihnen viel eher Vorläufer des Rubens sehen, in dem sich die Verbindung italienischer Composition und Formenschönheit mit niederländischer Naturfreude und Farbenpracht, welche jene vergeblich angestrebt hatten, zu wunder-

barer Harmonie vollzog. Dieselbe Bahn, auf der jeder Verständige den Mahnse zur Umkehr ermahnt hätte, sollte in ihrer kühnen und unentwegten Fortsetzung zur Antwerpener Kreuzabnahme führen. Man hüte sich daher, leichtsinnig von unserem Epigonenthum zu reden, und raube der Jugend nicht durch dies niederdrückende Wort die frohe Zuversicht, daß sie es noch weiter bringen könne, als unseren großen Vätern vergönnt war.

II. Individualität und Volksthümlichkeit in der Kunst.

Unser „Deutscher" verlangt, daß die Kunst individuell sei; zugleich fordert er, daß sie nicht nur dem Genuß der Kenner und Feinschmecker diene, sondern ihre Wirkung auch über die breiten Massen des Volkes ausdehne. Beides erscheint auch uns natürlich sehr wünschenswerth; es fragt sich nur, wie weit es vereinbar ist. Die Antwort muß die Erfahrung geben; hören wir also, was sie über die Volksthümlichkeit jeder einzelnen Kunst zu berichten weiß.

Unter den Malern der alten Zeit ist keiner so populär wie Rafael. Tritt man in die gute Stube eines behäbigen Bürgerhauses, so kann man fast mit Sicherheit darauf rechnen, über dem Sopha die sixtinische Madonna zu erblicken. Selbst in den Bauernhütten sieht man sie häufig in Holzschnitt oder Farbendruck; sie ist das beliebteste und bekannteste Bild, das überhaupt existirt. Aber auch von der Madonna mit dem Sessel und mit dem Fisch, von der Kreuztragung und der Vermählung Mariä wird man Nachbildungen häufiger begegnen, als von irgend einem Werk irgend eines anderen Meisters. Gäbe es eine Statistik des Kunsthandels, so würde sie wahrscheinlich lehren, daß Photographien und Kupferstiche nach Rafael in größerer Zahl verkauft werden, als nach allen übrigen Künstlern der früheren Jahrhunderte zusammengenommen. Und doch ist er der wenigst individuelle von allen Malern, welche die Kunstgeschichte an hervorragender Stelle nennt. Die Werke seiner frühesten Jugend lassen sich von denen des Perugino kaum unterscheiden; die Porträts seiner Florentiner Zeit ahmen in Haltung und Auffassung Lionardo's Gioconda nach; die Madonna mit dem Baldachin könnte man fast für einen Fra Bartolommeo halten; bei dem Violinspieler ist es noch jetzt streitig, ob er nicht vielleicht dem Sebastiano del Piombo angehöre; die Sibyllen, der Heliodor und der Borgobrand sind ganz im Stile Michelangelo's gehalten, und in den Werken, in welchen Rafael am meisten als er selbst erscheint, besteht seine Eigenart doch kaum in etwas Anderem, als in der glücklichsten Verschmelzung und feinsten Ausgleichung aller der Einflüsse, denen er sich sonst einzeln hingegeben hatte. Man kann ihn, wenn man will, einen Epigonen nennen, denn kein namhafter Künstler war in höherem Grade Nachahmer; doch besitzt er die beispiellose Eigenschaft, daß er seine Originale, ohne sie gar zu sehr zu verändern, in der Copie fast immer erhöht und verschönt. Er ist ein verklärter Perugino, ein durchgeistigter Fra Bartolommeo, ein veredelter Sebastiano, ein gemilderter Michelangelo; Lionardo ist der Einzige, den er nicht nachahmend zu übertreffen vermochte. Dürer und Rembrandt waren viel originellere Geister, ja vielleicht die individuellsten Künstler aller Zeiten, aber populär sind sie keineswegs. Wo man an der Wand Nachbildungen ihrer Werke hängen sieht, da wird eine feine Nase immer Etwas von „dem Leichengeruch der

Kennerschaft" im Hause wittern. Und wie steht es mit den modernen Malern? Nicht die von kraftvoller Eigenart, ein Cornelius, ein Menzel oder Böcklin, sind die Lieblinge des Publicums, sondern Kaulbach und Thumann, Plockhorst und Pfannschmidt, Meyerheim und Dieffenbach prangen an allen Wänden oder bedecken in Prachtmappen die Tische unserer Salons. Man hänge einmal Rembrandt's lachende Saskia und eines jener fadschönen Frauenköpfchen, wie sie Paul Thumann zu fertigen pflegt, neben einander und frage dann ein unschuldiges Gemüth, das von keiner Art der Kennerschaft angekränkelt ist, welches Bild ihm besser gefalle: wer kann zweifeln, wie die Antwort lauten wird?

Was die Plastik zum Schmucke unserer Wohnräume beiträgt, beschränkt sich fast ganz auf Abgüsse nach der Antike und nach ihrem treuesten und wenigst originellen Nachahmer, Thorwaldsen. Die Meister, welche nicht ein allgemeines Schönheitsideal typisch wiederholt, sondern die Gluth ihrer eigenen Seele in die Bronze oder den Marmor ergossen haben, Donatello, Verrocchio, selbst Michelangelo, sind der Masse der Gebildeten kaum dem Namen nach bekannt.

Von der Architektur rede ich nicht; denn wer Bauwerke betrachtet und bewundert, der thut es meist nach dem Bädecker, d. h. nach dem Urtheil von dessen kunstverständigen Mitarbeitern. Volksthümlich ist diese Kunst überhaupt nicht. Desto mehr die Musik; aber wer hätte je Melodien des individuellsten Tondichters, Beethoven, auf der Drehorgel spielen oder auf der Straße von einem Vorübergehenden pfeifen gehört? Populärer sind Wagner und Schubert, noch mehr Haydn, Mozart, Weber, am meisten Auber, Verdi und — Offenbach. Die Wirkung ins Breite steht also genau im umgekehrten Verhältniß zur Entwicklung der Eigenart.

Und ist es in der Poesie etwa anders? War Goethe jemals populär? Welches seiner Lieder ist so in aller Munde, wie Heine's Lorelei oder auch Rudolph Baumbach's Lindenwirthin? Freilich thut es ihm Abbruch, daß er gerade von Beethoven componirt ist, nicht von Silcher oder Mendelssohn. Aber auch von seinen Dramen wird keines so sehr beklatscht wie etwa Wildenbruch's Quitzows, von seinen Romanen keiner so viel gelesen wie Ebers' Königstochter. „Verstand ist stets bei Wenigen gewesen," und ebenso Kunstverständniß. Die Lebensäußerungen großer Individualitäten nachzuempfinden, ist wahrlich nicht Sache der Masse, und dies liegt nicht etwa an der „falschen Bildung" unserer Zeit, über die man so viel zu klagen pflegt, sondern es ist im Wesen der Kunst aufs tiefste begründet.

Man hört es oft, und auch unser „Deutscher" wiederholt es in mannigfachen Variationen, daß die Dichter die Lehrer ihrer Nation seien. Wie falsch dieser Satz ist, hätte Jeder von uns an seinem eigenen Verhältniß zum „Faust" beobachten können. Da wir ihn als Knaben zuerst in die Hand bekamen, glitt all seine Poesie wirkungslos an uns ab, wie Wasser von der Ente. Theodor Körner, dessen heroischen Tiraden wir zu folgen vermochten, schien uns ein viel größerer Dichter als Goethe zu sein. Dann liebten wir unsere erste Liebe, und Gretchen ward für uns lebendig; wir machten unseren ersten Katzenjammer durch und verstanden jetzt Siebel und Brander. Wir kamen auf die Universität, hörten Collegium logicum und metaphysicum und hatten nun unsere innigste Freude an dem Schülergespräch. Wir suchten in die Wissenschaft tiefer ein-

zudringen; bei dem Gewirre der sich widersprechenden Hypothesen war's auch uns, „als ging' uns ein Mühlrad im Kopf herum"; wir strebten mit jugendlicher Heftigkeit uns durch sie hindurch zur Gewißheit hinzuringen und wollten fast verzagen, als wir uns überall von unübersteiglichen Schranken der Erkenntniß eingeengt fanden. Da ging uns die gewaltige Tragik der Faust-Monologe auf. Wir werden älter, fühlen in uns die Genußfreude und Entwicklungsfähigkeit langsam versiegen, und nun erst können wir den schmerzlichen Seufzer nachempfinden:

So gib auch mir die Zeiten wieder,
Da ich noch selbst im Werden war.

Endlich sind wir alt, die naseweise Jugend, die Alles besser wissen will, ärgert und beleidigt uns, und wir lachen herzlich über ihre Verkörperung im Baccalaureus. Also für dasjenige Alter, welches am lernbegierigsten und lernfähigsten ist, bleibt der Faust ein leerer Wortschwall; nur der Greis, welcher nicht viel mehr lernen kann, vermag ihn ganz zu genießen. Ist der ein Lehrer, welcher nicht zu den Werdenden, sondern zu den Fertigen redet?

Soweit das Kunstwerk uns etwas Neues bietet, was wir erst lernen sollen, macht es uns niemals Freude; nur wenn es uns von Demjenigen erzählt, was wir schon selbst empfunden und erfahren haben, wird es für uns lebendig. Dies ist z. B. auch der Grund, warum exotische Landschaften uns wohl durch ihre Fremdartigkeit interessiren, aber niemals im Bilde so tief innerlich ergreifen können, wie die wohlbekannten Fluren unserer Heimath. Der Künstler ist also nicht der Lehrer, sondern „der Mund des Volkes". „Wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet", und da sein Leiden von Tausenden tausendfach verschieden, aber immer ähnlich getheilt wird, so spricht er auch für diese das befreiende Wort. Er sagt ihnen nur, was sie selbst gern sagen möchten; doch indem er ihnen den Ausdruck für ihr Empfinden schafft, nach dem sie vergeblich gerungen haben, wird er zum Wohlthäter der Menschheit. Denn erst wenn man sein Denken oder Fühlen in eine klare Form gebracht sieht, ist man darüber Herr geworden.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß scharf ausgeprägte Individualität des Künstlers für die Wirkung seines Schaffens nicht nothwendig, ja sogar theilweise hinderlich ist. Denn mit je größerem Rechte er, wie Richard III., von sich sagen kann: „Ich bin ich selbst allein", desto weniger verwandte Saiten wird er in der Brust der übrigen Menschen anschlagen. Man muß sehen können, wie Rembrandt sah, und fühlen, wie Goethe fühlte, um Goethe und Rembrandt zu genießen. Diejenigen Künstler, welche zu ihrer Zeit die volksthümlichsten waren und durch die Jahrtausende hindurch immer ihre Geltung bewahrt haben, Homer, Sophokles, Praxiteles, sind daher nicht individuell, sondern typisch. Auch von Shakespeare könnte man dies sagen, nicht was seine Dichtung, wohl aber was seine Person betrifft. Denn jede kräftige Individualität ist mehr oder weniger exclusiv; anderen Individualitäten gegenüber, die ihr antipathisch sind, wird sie sich ablehnend verhalten; selbst das Verständniß für gewisse Charaktere muß ihr fehlen. Wer mit so schauerlicher, fast möchte man sagen herzloser Gelassenheit jeder denkbaren Art von Menschen gerecht zu werden weiß, wie Shakespeare, der kann selbst kein individuell ausgeprägter Mensch gewesen sein. Ich denke ihn mir

als eine weiche, schmiegsame Natur, höchst empfindlich für jeden Eindruck der Außenwelt, aber kaum im Stande, anders darauf zu reagiren, als indem er ihn in poetische Form brachte. Sehr mit Unrecht setzt ihn daher unser „Deutscher" immer wieder in Parallele zu Rembrandt. Ich kann zwischen dem subjectivsten aller Maler und dem objectivsten aller Dichter nichts Verwandtes finden, außer daß beide die Natur zu sehen verstanden.

Darin freilich hat der Verfasser ganz Recht, wenn er in Rembrandt das einzig erstrebenswerthe Künstlerideal für unsere Zeit erblickt, aber wohlbemerkt nur für unsere Zeit. An sich steht die typische Kunst vielleicht noch höher als die individuelle, weil der Kreis ihrer Wirkung ein weiterer ist. Doch „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist," das hat seit Jahrtausenden viele tausend Mal classischen Ausdruck gefunden. Wer nichts Anderes zu sagen hat, als das, der kann es kaum noch in einer Form sagen, die nicht schon hundertmal dagewesen wäre. Das Individuum dagegen ist immer ein anderes; nie haben sich zwei Menschen völlig gleich gesehen. Je individueller also das Kunstwerk gefärbt ist, desto mehr vermag es neu zu sein, und Neuheit, die nicht gewaltsam erzwungen ist, sondern sich von selbst ergibt, ist ein unerläßliches Erforderniß. Hierzu kommt aber noch ein Zweites. Die Gefühlsäußerungen eines Mannes, der mir nur insofern verwandt ist, als wir beide Menschen sind, können mich natürlich nie mit solcher Macht ergreifen, als wenn ich in dem Künstler ganz besondere, mir eigenthümliche Charakterzüge wiederfinde. Das individuelle Kunstwerk macht also seinen vollen Eindruck nur auf Denjenigen, welchem die Person seines Schöpfers congenial ist; doch was es an Breite der Wirkung verliert, das gewinnt es reichlich an Tiefe.

Uebrigens erweitert sich der Kreis der Genießenden auch dadurch, daß die erforderliche Sympathie nicht nothwendig eine von Anfang an gegebene zu sein braucht. Schmiegsame Naturen vermögen sich wohl auch in Charaktere hineinzudenken, die ihnen zuerst fremd oder selbst antipathisch waren. Man tritt an ein Kunstwerk heran, dessen Schönheit uns zunächst noch nicht ergreift; doch spüren wir aus ihm einen Hauch der Größe. Dies lockt uns, den Meister näher kennen zu lernen; wir suchen andere Werke von ihm auf, finden in ihnen Reize, die uns zugänglicher sind, und gewöhnen uns so allmälig an die Eigenart des Künstlers. Aus Angewöhnung wird Liebe, und endlich erscheinen uns diejenigen seiner Werke, welche wir zuerst nicht zu genießen verstanden, als die allerschönsten, weil sie in der Regel die individuellsten sind. So bildet man sich zur Kennerschaft, auf welche unser „Deutscher" so schlecht zu sprechen ist. Und freilich ist es wahr, daß Kenner selten schöpferische Geister sein werden; denn besäßen sie die Stärke der Individualität, aus der die Schaffenskraft in der Regel, wenn auch nicht immer, erwächst, so würde ihnen eben die Schmiegsamkeit fehlen, welche zu einem solchen Hineinfühlen in fremde Eigenthümlichkeiten gehört. Tüchtige Künstler sind daher fast niemals gute Kenner, und man thut sehr übel daran, wenn man aus solchen die Commissionen, welche über die Ankäufe der Museen zu entscheiden haben, zusammensetzt. Zu den führenden Geistern einer Nation werden also die Kenner nur ausnahmsweise gehören können, aber, du lieber Gott! es muß auch solche Käuze geben; wo sollten die individuellen Künstler denn sonst ihr Publicum hernehmen? „Könner, nicht

Kenner brauchen wir," schreibt unser „Deutscher". Mich dünkt, wir brauchen sie beide, weil die Einen auf die Anderen angewiesen sind. Je mehr Kenner es gibt, desto besser für die Könner! Er beklagt es, daß auch der Name Rembrandt's von dem „Leichengeruch der Kennerschaft" umwittert sei, und doch ist gerade dies eine unabweisliche Nothwendigkeit. Die Schroffheit dieser Individualität ist so groß, ihre Eigenart grenzt so nahe an Einzigart, daß weitaus die Meisten, wenn sie zum ersten Male vor ein Bild Rembrandt's hintreten, geradezu antipathisch davon berührt werden. Es bedarf der liebevollen Hingabe, welche den echten Kenner charakterisirt, um diese wilde Großartigkeit überhaupt verständlich und dadurch genießbar zu machen.

Und dazu das lebenslange Ringen eines gewaltigen Künstlergeistes, damit die kleine Schar der Kenner ihr aristokratisches Vergnügen habe? Ganz so schlimm steht es nun freilich nicht. Individualität und Volksthümlichkeit, die sich anfangs ausschließen, finden endlich doch noch eine Brücke zu einander, und zwar geht das so zu. Der individuelle Künstler wird zuerst nur von den congenialen Geistern genossen, denen sich eine sehr geringe Zahl echter Kenner anschließt. Nun gibt es aber sehr Viele, die sich auch gern als Kenner aufspielen möchten und dies nicht besser zu erreichen wissen, als indem sie die Urtheile jener echten, welche immer eine gewisse Autorität besitzen, sklavisch nachbeten. So mehrt sich der Kreis der Bewunderer, und endlich wird es Mode, für den betreffenden Künstler zu schwärmen. Um mitreden zu können, muß der sogenannte Gebildete sich mit ihm beschäftigen; er prägt sich Citate des Dichters ein und preist an dem Maler Composition, Helldunkel oder Pinselführung, wie ihm dies vorgesagt wird. Doch was er nachspricht, lernt er, wenn auch zunächst nur mechanisch, kennen; die Art des Künstlers wird ihm erst geläufig, dann vertraut, und am Ende vermag er aus ganzem Herzen zu bewundern, was er vorher nur der Mode zu Gefallen gelobt hatte. Er macht also denselben Lehrcursus unter Vermittlung des Kenners durch, dem dieser sich selbständig unterzogen hatte, und was erst der Masse der Gebildeten angehört, das dringt langsam auch in die Masse des Volkes hinab. So geht es mit Goethe, so scheint es bald auch mit Rembrandt werden zu wollen. Indem die Menge sich in den Gedankenkreis eines großen Mannes, welcher ihr anfangs ganz unverständlich war, unter dem Zwang der Mode allmälig hineinfinden lernt, kann dann der Künstler bis zu einem gewissen Grade wirklich zum Erzieher seiner Nation werden.

Mitunter freilich will auch ein großer Meister nicht recht in Mode kommen; doch braucht darum sein Lebenswerk für die Menge noch nicht verloren zu sein. Er findet Nachahmer unter den Künstlern zweiten Ranges, und diese machen seine Individualität, indem sie sie verflachen, dem Pöbel aller Stände erst mundgerecht. Die Wirkung ins Breite geht dann freilich nicht unmittelbar von ihm selbst aus, sondern nur von dem Abglanz, den er über seine Epigonen verbreitet. So finden jene unglücklichen Drei, die unser „Deutscher" so sehr verabscheut, Kennerschaft, Mode und Nachahmerthum, doch ihre berechtigte Stelle im Haushalte der Cultur, und wieder bewährt sich der alte und doch nie beherzigte Satz, daß Alles, was ist, auch gut ist.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Leben um zu lieben.

Erzählung
von
Salvatore Farina.

IV.

Den Tag darauf kam der Bürgermeister von Quattrozeri, in aller Form um Mariens Hand anzuhalten. Es war etwas beinahe Ueberflüssiges, aber es war etwas beinahe Nothwendiges; nothwendig vor Allem für die erste communale Autorität des Bezirks, die eifersüchtige Wächterin aller Formen. Der vortreffliche Bürgermeister Alessio durchschritt zu Fuß die Gemeinde Trezeri, nachdem er den Wagen am Eingang zurückgelassen hatte, um die braven Leute nicht unsanft zu wecken, welche um diese Stunde ihr Mittagsschläfchen hielten, aber auf das Gepolter eines Wagens, welcher am Wochentage durch den Ort fuhr, im Stande gewesen wären, an die Fenster zu stürzen. Als er an unserem Club vorbeiging, fragten sich Alle: „Wem macht der Bürgermeister von Quattrozeri seinen Besuch?" Der Bürgermeister von Trezeri war eben gekommen, und als er von diesem außerordentlichen Ereigniß erfuhr, hielt er sich verpflichtet, sich hinter dem Herrn Alessio herzumachen, um ihm seine ganze Person, seine ganze Gemeinde oder wenigstens eine Flasche Wein anzubieten . . . Aber kaum hatte er ein paar Schritte gethan, so wandte der Bürgermeister von Quattrozeri sich um, sah nach der Nummer des Hauses, in welchem die deutschen Damen wohnten und verschwand alsbald unter der Thür. So sagte uns der Bürgermeister von Trezeri, als er sich in seine Schale, will sagen in seinen Club zurückzog.

„Was zum Teufel will er bei den Deutschen?"

Die Frage wurde hingeworfen, damit der Arzt sie auffange; ich aber blieb stumm; dann wollte Einer den Schlauen machen und sagte allen Anderen, die mindestens ebenso viel wußten wie er, daß er schon seit einiger Zeit die täglichen Besuche bemerkt habe, welche der Advocat den deutschen Damen machte. Es war, nach seiner Meinung, nicht schwer einzusehen, daß der junge Mensch in das Mädchen verliebt sei, und wahrscheinlich bedeutete der Besuch des Bürgermeisters von Quattrozeri nichts Anderes als einen Heirathsantrag für den Sohn.

Tito, der Bäcker, Gigi, der Destillateur, der Geometer Siro, der ganze Chor billigte den Gedanken, und sie wandten mir ihre fröhlichen Gesichter mit einer Gebärde zu, welche aufrichtige Freude auszudrücken schien.

„Doctor, der Sie zum Hause gehören, Sie müssen Etwas darüber wissen."

Zuweilen gefalle ich mir darin, gewisse Wunden zu reizen, wenn ich wenig Hoffnung habe, sie zu heilen:

„Wenn ich den Arzt mache, weiß ich nichts; wenn ich den Hausfreund mache, kenne ich meine Pflicht und schweige."

„Bravissimo," sagte mir der Bürgermeister.

Nachdem ich diese ziemlich barschen Worte gesprochen, wie sie zu sagen Denen gestattet ist, die in der Heilkunst alt geworden sind, nahm ich die Gelegenheit wahr, mich zu entfernen; denn auch ich war neugierig, zu erfahren, wie die Sache abgelaufen sei.

Der Bürgermeister von Quattrozeri war noch im Hause. Dort war auch der Advocat, welcher sich, auf eigene Rechnung, bei Tagesanbruch auf dem Velociped eingestellt und alsbald im Hause seiner Braut Obdach gesucht hatte.

„Ist es erlaubt . . .?"

„Herein! herein!" riefen zugleich die Stimmen Mariens und ihres Verlobten.

Der Bürgermeister von Quattrozeri kannte mich seit einer guten Weile und bot mir sogleich die rechte Hand, eine gewaltige Hand, an welcher ein Brillant funkelte, während er in der Linken hartnäckig den schwarzen Handschuh hielt, um das Ceremoniell nicht ganz zu verletzen.

Bevor ich dem Bürgermeister die biedere Rechte drückte, ergriff ich Mariens Händchen und hielt es fest, während ich mich nach ihrem Wohlsein erkundigte.

„Bin ich nicht im Wege?" fragte ich; „Sie sprachen wahrscheinlich . . ."

Marie war die Erste, welche antwortete.

„Der Cavaliere Alessio hat bei der Mama um meine Hand für Emilio angehalten; die Mama hat sie ihm schon bewilligt; zwischen uns war die Sache seit gestern abgemacht."

Sie brach in ein unschuldiges Lachen aus, welches die doppelte Autorität des Vaters und Bürgermeisters zu einem Lächeln zwang.

Da die schwierigen bürgermeisterlichen Obliegenheiten ihm öftere Abwesenheit nicht gestatteten, so wollte der Cavaliere Alessio unverzüglich in die Verhandlung des Ehecontractes eintreten; worauf Marie, mit feiner Empfindung, dem Verlobten einen kleinen Spaziergang vorschlug:

„Kommen Sie mit uns, Doctor," setzte sie hinzu; „wenn in Ihrem schönen Italien ein Mädchen allein spazieren geht, so drehen die Leute sich um . . ."

„Und wenn sie von einem jungen Manne begleitet wird, so drehen sie sich erst recht um; aber ich kann nicht; ich muß einen Kranken auf dem Lande besuchen."

„Wir gehen mit! Die Mama wird unterdessen mit meinem Vater sprechen," sagte der Advocat; „nicht wahr, Mama?"

Zwei Thränen des Trostes traten der armen alten Jungfer in die Augen, als sie dieses Wort hörte; sie erwiderte, daß Alles gut gehen werde.

Nun trat Marie heran, um die mächtige Hand des zukünftigen Schwiegervaters zu küssen; aber bei dieser Handlung versagte dem Cavaliere Bürgermeister die Würde, und er küßte das herrliche Mädchen auf die blühenden Wangen. Eine Leistung, welche ihn nicht viele Mühe kostete. Größere kostete sicher ihn die andere, eine kleine Rede zurückzuhalten, die er gern improvisirt haben würde, wenn die Gelegenheit günstig gewesen wäre, d. h. wenn die Zuhörer zahlreich und wenn sie gesessen hätten.

Statt dessen sagte er nur: „geht denn," und fügte feierlich hinzu, sich gegen mich wendend: „ich habe mir versprechen lassen, daß wir heute Abend um fünf zusammen in Quattrozeri speisen; ein Wagen wird um vier hier sein; wenn Sie keine Abhaltung haben, so werden wir es als ein Geschenk betrachten . . ."

Abhaltungen hatte ich nicht; ich war in der Laune, auch meinerseits ja zu sagen, ich nahm das Diner an.

Und fort alle Drei, aufs Land.

Um nicht die Hauptstraße zu passiren, weil an den Thüren und Fenstern die Neugierigen gelauscht haben würden, nahmen wir den Weg durch ein enges Gäßlein, wo Zweie Mühe hatten auf einmal zu gehen. Marie schritt voraus, dann wäre gern der Verlobte gekommen, er entsagte aber und bestand darauf, hinter mir zu gehen; als wir in etwas bessere, aber in der heißen Stunde gleichfalls verlassene Sträßchen kamen, wollten die beiden Verlobten mich durchaus in die Mitte nehmen. Wer weiß warum? Sie dachte vielleicht, daß meine Eigenliebe eine dumme Befriedigung darin finde, zu trennen, was seit gestern untrennbar war bis in den Tod. Eine Weile gab ich nach, als ich aber sah, daß ihre Augen wie die Weberschiffchen waren und hin und her mir über die Brust gingen, um sich stets zu begegnen, erklärte ich, daß ich nichts mehr davon wissen wolle, und daß Marie den Arm ihrem Advocaten geben solle, damit ich wenigstens frei sei.

Marie lachte und bemächtigte sich keck meines Armes; worauf Emilio eine Schwenkung machte, um an die Seite seiner Braut zu gelangen.

Dann traten wir in das Olivengehölz, das, wenn nichts Anderes, uns vor der Sonne schützte; die Anstrengung den Hügel hinan, mit langen, aber langsamen Schritten, wie brave Bergsteiger, ertrugen wir fröhlich; ich fand ab und zu ein Heilkraut und verherrlichte dessen Kraft, sie vielleicht ein wenig übertreibend, damit Marie mir gern zuhöre, und ihr dann ihren richtigen Werth wiedergebend, sobald ich eine interessantere Pflanze gefunden hatte.

Marie, mit diesem ihren deutschen Köpfchen, hatte sogleich ein Büchelchen geöffnet, um meine Bemerkungen darin einzutragen; das Mädchen war ganz im Stande, sich ihr kleines Herbarium anzulegen; der Advocat Emilio hingegen wußte nichts und wollte nichts davon wissen, und nach einem Vortrag über die Ranunkel verwechselte er sie noch mit der calendula officinalis.

Er rechtfertigte sich, indem er treuherzig sagte: „Sie hat dieselbe Farbe."

„Aber mein theurer Advocat, gelbe Blumen zählt die Natur zu Tausenden; merken Sie sich wenigstens dies; dann kommen alle Varietäten der rothen, dann die violetten, dann die blauen, deren es in der That sehr wenige gibt." Er kannte nur eine: die myosotis, und wußte auch, daß dieser Name das Symbol

der Erinnerung — nicht umsonst hatte er Griechisch gelernt — und daß der volksthümliche Name „Vergißmeinnicht" ist. Kaum hatte er dies gesagt, so schlug er die Augen zu Boden, in der Hoffnung, daß die Natur ihn wenigstens eines finden lassen werde, um es der Geliebten darzubieten. Aber die Natur war grausam; die myosotis blühte zu dieser Jahreszeit nicht.

Er jedoch, da er durchaus eine finden wollte, entfernte sich einige Schritte von uns, und plötzlich (ich hatte es erwartet) fand er eine wunderbare Pflanze und rief Marien zu, daß sie kommen möge, um zu sehen. So ließ Marie meinen Arm.

Nun trocknete ich mir den Schweiß ab und ging hinter den beiden Liebenden her, die, ihrer Freiheit zurückgegeben, sich eine Weile damit beschäftigten, die Blumen und die Merkwürdigkeiten der Hügel aufzusuchen; dann vergaßen sie Alles, Alle und auch den Doctor, der in einiger Entfernung den Nachtrab bildete, und halblaut sagte, daß sie sich sehr lieb hätten.

Die kleine Meierei, zu der ich wollte, lag zwei Schritte von hier; sie erschien plötzlich unter den Oliven, von denen sie bisher verborgen worden. „Wartet einen Augenblick auf mich, ich bin sogleich wieder da."

Der Advocat hörte mich nicht einmal; Marie verstand meine Worte und lächelte mir kaum zu. Dies Lächeln bedeutete, daß ich mich nicht zu beeilen brauche.

Aber der Kranke hielt mich über eine Viertelstunde lang in ernster Sorge; er zeigte die Symptome einer Krankheit, deren Namen man sich auszusprechen scheut. Seine Frau, welche die ganze Nacht ihm beigestanden hatte, fühlte ihre Kräfte nicht mehr ausreichen; ihr seien alle Glieder wie zerschlagen, sagte sie mir; zwei kleine, halbnackte Kinder, die auf einem engen, von einer Hecke eingehegten Platz spielten, steckten ab und zu den Kopf ins Haus, um eine Liebkosung oder einen Kuß von der Mama zu holen. Aber selbst ihren kleinen Geschöpfchen einen Kuß zu geben, war heute eine Anstrengung geworden für dies arme Weib.

Ich wollte wissen, wie ihr Mann krank geworden sei. Das war so zugegangen: Baciccin, bevor er Landmann geworden, war Matrose gewesen und hatte eine Leidenschaft behalten für die See, für die Schiffe, für die Kameraden von ehedem . . . Als er erfuhr, daß im Hafen von Quattrozeri die „Bella Francesca" von einer Fahrt nach Indien angekommen sei, wollte er diesen Sonntag seine alten Gefährten aufsuchen; er fand nur drei davon am Leben; zwei Andere waren unterwegs gestorben.

Friede den Todten, guter Wein den Lebendigen. Er war nach Haus zurückgekehrt in einem Zustande, daß er sich nicht auf den Füßen halten konnte; war es der gute Wein gewesen oder ein wenig Branntwein? oder die Krankheit, die ihn befallen hatte? Thatsache war, daß er sich zu Bett gelegt hatte und nicht wieder aufstehen konnte, und es war nothwendig geworden, mich zu rufen.

Während die gute Frau sprach, hatte ich von der Thür aus Marie vorbeigehen sehen, die eines der Kinder, das hübscheste, auf den Arm genommen hatte. Hübsch, aber schmutzig; und doch hatte Marie das Herz, es wiederholt auf die Backen und die runden Aermchen zu küssen. Ich hätte von meinem Platz rufen

mögen: „Thun Sie es nicht, küssen Sie diesen Kleinen nicht;“ aber da war es schon gethan.

Ich beschleunigte den Besuch, verschrieb Etwas und sagte in großer Bestürzung zu meinem Taubenpärchen: „Gehen wir rasch nach Haus, man wird auf uns warten.“

„Was ist geschehen?“ fragte mich Marie, die Etwas gemerkt hatte; der Advocat merkte nichts, er war zu verliebt.

„Ich weiß noch nicht recht; in diesem Haus,“ antwortete ich, indem ich instinktmäßig den Schritt beeilte, um uns so schnell wie möglich davon zu entfernen, „in diesem Hause ist eine ansteckende Krankheit . . . und ich fürchte, daß sie durch die „Bella Francesca“ eingeschleppt worden.“

„Wer ist die „Bella Francesca?“ . . .

Ich sagte das Wort nicht, aus Furcht, daß es meine Liebenden zu sehr erschreckt hätte, und auch weil ich die Hoffnung bewahren wollte, daß ich mich getäuscht; aber schließlich schien mir, daß Baciccin die asiatische Cholera habe.

Auf dem Heimwege geschah es, daß ich, anstatt meinen Tauben zu folgen, ihnen mehr als einmal voraus war; dann wandte ich mich um, und sah den Advocaten einige Brombeeren brechen und mit den Fingern Marien zwischen die Lippen stecken, oder alle Beide gebückt, Maßliebchen oder Feldwinden pflücken. Da ich sah, daß sie meine Eile nicht hatten, fühlte auch ich keine mehr, setzte mich ins Gras, und sagte ihnen laut, daß sie sich's bequem machen möchten, während ich leise einem lästigen Gedanken sagte: geh, geh, geh! Der Gedanke ging für eine Weile, aber um stärker wiederzukehren als zuvor. „Deine Pflicht als Arzt,“ sprach er, „gebietet Dir, dem Bürgermeister von Trezeri und Quattrozeri die Entdeckung sofort mitzutheilen, die Du heute gemacht hast, damit man alle Vorsichtsmaßregeln an Bord der „Bella Francesco“ treffe und den Matrosen verboten werde, ans Land zu kommen, den Bewohnern des Ortes hinabzusteigen, um Einkäufe an der Marina zu machen. Die Bürgermeister sind durch einen glücklichen Zufall alle beide in Trezeri; dort angelangt, machst du zwei mündliche Berichte, heute Nacht wirst du sie dann schriftlich aufsetzen.“

Man mußte mir auf der Stirn die keineswegs heiteren Gedanken lesen können; aber das junge Mädchen und der junge Advocat waren einzig damit beschäftigt, sich in die Augen zu blicken, und wenn sie kamen, mich um Entschuldigung bittend, und ich die Rakete eines Scherzes steigen ließ, welche jedoch nicht hoch ging, so merkten sie nichts, und der Advocat machte mir sogar ein Compliment darüber, daß ich immer meinen guten Humor bewahre.

Ach ja, eine schöne Sorte von Humor, der eines Kreisarztes, welcher einen offenbaren Fall von Cholera hat, — denn mir selber durft ich es nicht länger verschweigen.

Als Marie ihr Taschentuch mit Blumen gefüllt hatte, holte sie mich ein, und versprach mir, daß sie nun keine mehr pflücken werde, vergaß aber bei den ersten Schritten ihr Versprechen, um von einem Oelbaum einen Zweig zu brechen, den sie, da kein Platz mehr im Tuch war, ihrem Bräutigam in die Hand legte.

„Verwahr' ihn gut, denn er ist das Sinnbild des Friedens. Nicht wahr, Doctor?“

So kamen wir nach Trezeri, sie mit den großen Thorheiten ihrer Liebe beschäftigt, ich bekümmert über das Erlebte.

Wir traten in Fräulein Juliens Haus mit einigem Lärm; die Verlobten brachten sogleich zum Vorschein den Oelzweig, die Blumenernte von den Hügeln, und ihre kaum geborene, jedoch schon zusehends gewachsene Liebe.

„Was ist Ihnen?“ fragte mich die alte Freundin.

„Mir? Nichts; vielleicht, weil ich einen Kranken gesehen habe, der mir nicht gefällt, zeigt meine Miene Besorgniß. Wo ist der Bürgermeister?“

Er war nach Quattrozeri zurückgekehrt; er wollte uns Alle zur verabredeten Stunde mit dem Wagen abholen lassen.

Es fehlte noch eine gute halbe Stunde, und sie reichte hin, um die vier Säle des Clubs mit Schrecken zu erfüllen. Ich hatte mit leiser Stimme zwei Worte kaum dem Bürgermeister von Trezeri ins Ohr gesagt; aber dieser Treffliche schrie sogleich aus Leibeskräften: „Wir haben die Cholera in der Meierei des Baciccin!“

„Still!“ rieth ich, „die Furcht ist fast schlimmer als das Uebel.“

„Still!“ wiederholte der Bürgermeister, „wenn einer von der Sache nur ein Sterbenswörtchen laut werden läßt, wissen Sie, was geschehen wird? zum mindesten dies, daß die wenigen Badegäste Reißaus nehmen.“

Der Schlächter und der Bäcker hielten den Mund; aber der schweigsame Notar, der schon den ganzen Betrag der vermietheten Wohnung in der Tasche hatte, löste die Zunge, um zu sagen, daß man sofort Vorkehrungen treffen, den Gemeinderath versammeln und irgend etwas vom Unterpräfekten von Quattrozeri, ja sogar vom Ministerium, verlangen müsse. Da drei Gemeinderäthe zugegen waren, so fürchtete ich, man werde sogleich in die Debatte eintreten, um noch vor dem Abend ganz Trezeri in Schreck zu setzen, und die Folgen würden mich nicht einmal in Frieden mit den Verlobten haben speisen lassen.

„Still!“ empfahl ich noch einmal; „ich könnte mich auch getäuscht haben; ich wünsche es aufrichtig; gewiß, was ich heut gesehen habe, beunruhigt mich und muß auch Sie beunruhigen; aber beunruhigen wir uns mit Ruhe.“

Auch die Wortspiele führen zu Etwas; zuerst lachte ich darüber, und die Andern thaten es mir nach. Ich erbot mich, nach Quattrozeri zu gehen, um meine fünf Collegen zu bitten, mit mir zusammen eine Consultation am Bette des Kranken abzuhalten.

Noch während ich sprach, kam der Wagen des Bürgermeisters Alessio; ich bat zum letztenmal Alle, verschwiegen zu sein, und begab mich zu Fräulein Julie. Wenige Minuten darauf kamen wir zu Vieren wieder am Club vorbei, ich sah noch einmal vom Kutschenschlag aus die langen Gesichter, die ich soeben verlassen hatte und die mir noch länger geworden schienen durch die Furcht. Ich hatte neben mir Fräulein Julie; zur Seite Mariens hatte sich der Advocat Emilio gesetzt, der, um dieser wonnigen Nähe nicht verlustig zu gehen, das Velociped im Hofe gelassen mit dem Vorsatz, es bei der Rückkehr mitzunehmen.

V.

Der Rest des Tages verlief heiter, denn ich wollte den Tischgenossen nicht den Appetit dadurch verderben, daß ich als Vorgericht die böse Krankheit auftrug. Statt dessen hatten wir ein Vorgericht von gekochtem und rohem Schinken, von Sardellen, von Anchovis, von Butter, von Straßburger Gänseleberpasteten und von anderen schmackhaften Sächelchen. Als Nachtrab dieser ganzen verführerischen Garnitur schleppte sich gewichtig die Epopöe eines großen lateinischen Mahles, bestehend aus gebackenen Maccaroni, Truthahn, im Ofen geröstet, ungeheuren Hummern, und ich weiß nicht mehr, welchen anderen Stoffen von gleicher Verdaulichkeit. Die deutschen Damen, welche den Classicismus unserer Tafeln bereits kannten, kosteten nur eben davon, um nicht ganz abzulehnen während der Bürgermeister, um über so viel Sparsamkeit nicht in Zorn zu gerathen, sagte, daß er das Doppelte gegessen haben würde. Aber er sagte nicht die Wahrheit, denn er war in Allem die feste Regel, die Regel, welche keine Ausnahmen und am wenigsten Indigestionen duldete; er häufte wohl auf seinen Teller einen Berg von Maccaroni oder Braten, aber er berührte nur eben so viel, wie nöthig war. Bei Tische hatte ich bemerkt, daß die nebeneinander sitzenden Verlobten wenig Acht gaben auf die Speisen, um sich in die Augen zu blicken, nur mit einer Hand aßen, der Advocat mit der linken, Marie mit der rechten, die beiden anderen Hände lagen sicherlich ineinander unter dem Tischtuch.

Erst nach dem Kaffee, als der Bürgermeister die Damen um Erlaubniß bat, auf dem Balcon zu rauchen, trat ich, der ich nie rauche, an ihn heran, um ihm von Baciccin zu sprechen.

Der Cavaliere Alessio war ganz und gar nicht erschrocken; denn das Unvorhergesehene existirte für ihn nicht, und nach seiner Meinung müßte es in der Natur nicht vorhanden sein, wenn die Menschen es mit ihrer Thorheit nicht zugelassen hätten. Die Schritte, welche in jedem schwierigen Falle zu thun seien, er kannte sie alle; Benachrichtigung des Bürgermeisters von Trezeri . . . („Ist schon benachrichtigt," versicherte ich. — Nun, dann war es am Bürgermeister von Trezeri, ihn zu benachrichtigen, da die Gefahr eine gemeinsame. — „Gerade diesen Auftrag hatte ich übernommen." — Der Cavaliere Bürgermeister war nachsichtig und fuhr fort:) dem Präfecten Mittheilung machen, die Familie des Kranken im Hause durch gute Bewachung oder im Lazareth isoliren . . . die „Bella Francesca" desinficiren und aus dem Hafen entfernen, dies alles geräuschlos thun, um die Einwohner und die Badegäste nicht fliehen zu machen . . . und schließlich Consultation der fünf Aerzte. Der Cavaliere Bürgermeister legte seine Cigarre fort und bat um Erlaubniß, für einen Augenblick auf das Rathhaus zu gehen; ich begleitete ihn, um ihm zur Hand zu sein, und vor Abend war Alles angeordnet; von den fünf Aerzten fanden sich nur zwei verfügbar, die andern sollten durch ihre Collegen benachrichtigt werden und ihren Besuch machen, sobald sie konnten. Worauf wir mit dem letzten Nachtzuge nach Trezeri zurückkehrten. Der Advocat Emilio ließ beim Lebewohl seine ganze Seele im Waggon. Er wollte jedoch am Morgen sehr früh wiederkommen, um sein Velociped zu holen.

Stets werde ich dieser famosen Berathung gedenken, die wir am folgenden Morgen bei Tagesanbruch hielten. Meine beiden Collegen, die von einem anderen

Abhang des Hügels kamen, fanden mich nahe bei dem Häuschen in Gesellschaft der Frau des Baciccin. Ich hatte den Kranken noch nicht gesehen, denn wie das arme Weib sagte, war er eben ein wenig eingeschlummert. Ich fragte, ob sie mir gefolgt und die Kinder in der Küche habe schlafen lassen, um sie so viel wie möglich vom Kranken zu entfernen. Es war ihr schwer geworden, und sie wiederholte immer, der Kranke sei doch am Ende der Vater seiner Kleinen; aber aus Gehorsam hatte sie mir den Willen gethan.

Bei der Ankunft der beiden Aerzte erhob sie die Arme gen Himmel, als wollte sie sagen, daß es nun um ihren armen Baciccin geschehen sei.

Meine Collegen gehörten verschiedenen Schulen an, der eine alt, der andere sehr jung, erfüllt von mikroskopischen Kenntnissen und einer neuen Gelehrsamkeit, bereit die vormaligen Ideen und veralteten Männer zu bekämpfen, von denen er sich nur Hippokrates vorbehielt, weil es ihm gelegen war, ihn in den Discussionen zu citiren. Das ganze Jahr hindurch in vollkommenem Widerstreit, hatten sie bei der gemeinsamen Bergwanderung sich ein wenig genähert, um übereinstimmend zu verneinen, daß mein Fall wirklich der sei, wofür ich ihn ausgab.

Nachdem Dr. Tonto, der alte, mich mit viel Liebenswürdigkeit begrüßt hatte, sagte er mir lachend: „Ich weiß, daß Sie der ganzen Bevölkerung von Quattrozeri einen großen Schreck eingejagt haben."

Und Dr. Zucchettini, der junge, setzte ganz ernsthaft hinzu, er fürchte nicht, daß meine Besorgniß begründet sei.

Am ersten Tage hatte ich gewünscht, ein Arzt möge mich in einer Consultation beschämen; aber nun, als ich mir gegenüber dies Jüngelchen sah, das kaum aus der Klinik hervorgegangen war, und diesen Alten, und wie sie Blicke mit einander wechselten, da, ich gestehe es, wünschte ich, mich nicht getäuscht zu haben.

Ohne eine Silbe zu erwidern, ersuchte ich mit einem Blick meine Collegen, voran zu gehen; sie hingegen gaben mir die Ehre zurück, und ich betrat als Erster den Raum zu ebener Erde, wo Baciccin lag.

Und zu meinem Glück ging es dem Aermsten schlimmer, als am Abend zuvor. Meine Collegen stimmten meiner Diagnose schweigend bei, während Baciccin die Augen auf uns heftete, um uns, einen nach dem andern, auszuforschen; er schien sagen zu wollen: „Ist noch irgendwelche Hoffnung für mich?" — „Nein, armer Baciccin, es ist wirklich keine mehr; befiehl Deine Seele dem Schöpfer . . ." Das wäre eine ehrliche und grausame Antwort gewesen; statt dessen, ohne uns mit ihm zu beschäftigen, discutirten wir seinen Fall, nur um ihn wissenschaftlich festzustellen.

Baciccin hörte unsere Reden mit an, ohne zu seinem Glück eine Silbe davon zu verstehen, und nur, als wir uns anschickten, ins Freie hinauszugehen, weil die Luft in der Stube schlecht war, stieß er einen langen Seufzer aus, weil er ein Recept haben wollte.

Ich stellte ihn zufrieden, indem ich ihm einen Trank verordnete, in welchem ein paar Tropfen Laudanum und ein wenig Campher waren, und sagte ihm, um zu genesen, sei es durchaus nothwendig, ins Hospital zu gehen. Der Bürgermeister von Trezeri hatte das Seinige gethan, indem er uns nach der Consultation eine Tragbahre und die drei Krankenwärter des Lazareths vorfinden

ließ, denen sich der Todtengräber zugesellt hatte. Diese vier Männer waren mit gewissen Handschuhen von starkem Leder versehen und schienen in Carbolsäure eingeweicht worden zu sein. Es kostete viel gute Worte, bis die Frau Baciccin's uns ihren Mann überließ, der auf die Tragbahre gebettet und langsam hinuntergetragen wurde. Ich hatte dem Todtengräber gerathen, sich nicht vor dem Kranken blicken zu lassen, um diesen auf keinen traurigen Gedanken zu bringen, und in der That hielt der Mann der Gräber sich verborgen, bis zu dem Augenblick, wo er die Stange der Bahre auf die Schulter nahm. Nachdem die Thüren der Stube geschlossen und Alles mit Chlor und Carbolsäure besprengt worden war, gingen wir, der armen Frau empfehlend, soviel wie möglich im Freien zu bleiben, ohne jemals die Stube zu betreten, ja nicht einmal nach Trezeri hinunter zu gehen. Alles dies mit geringer Hoffnung, daß es pünktlich befolgt werden würde. Aber es war Alles und das Beste, was wir unter den Umständen thun konnten.

Die Bahre bewegte sich inzwischen geräuschlos durch die Landschaft, und die Baciccina, die sich solche Gewalt angethan hatte, daß sie heldenhaft erschien, brach plötzlich verzweiflungsvoll in lautes Jammern aus. Ich eilte zu ihr, und es gelang mir, sie mit wenigen Worten zu beschwichtigen: „Still, denn Baciccin hört Sie . . .“ Sie drückte sich das Tuch in den Mund und schluchzte stumm weiter; aber die Kleine, welche neugierig Alles mit angesehen hatte, was im Hause vorging, glaubte den rechten Augenblick gekommen, um ihrer üblen Laune durch heftiges Weinen Luft zu machen, und auch der Junge, aus Furcht, ein Unrecht zu begehen, wenn er nicht thäte wie die Schwester, fing seinerseits an zu schreien. Nun trocknete die Mutter ihre Thränen, um jedem ihrer Geschöpfe einen Kuß zu geben, aber gleich darauf mußte sie zwei Püffe folgen lassen, damit sie endlich aufhörten.

Ich verließ dieses trostlose Haus mit dem Versprechen an die Baciccina, sie am folgenden Tage wieder zu besuchen, denn sie versicherte mich, daß sie krank sein würde, so groß sei die Anstrengung gewesen, so groß jetzt der Gram.

Meine Collegen waren langsam vorausgegangen, wendeten sich aber dann und wann zurück, um anzudeuten, daß wir uns noch nicht verabschiedet hatten. Ich holte sie schnell ein: „Bleiben Sie gesund, auf Wiedersehen,“ dann bogen sie in einen Richtweg ein, der sie rascher nach Quattrozeri führte; ich folgte in einiger Entfernung dem traurigen Zug, der Baciccin nach dem Hospital brachte.

Mir ging viel Trübes durch den Sinn, obschon ich die frische Luft athmete, die von allen Düften des Hügels gewürzt war; ich unterschied sie bis auf jeden einzelnen: den Geruch des Heues, das unter den Oliven aufgeschichtet war, den der Erde, von Thau getränkt, den des nahen Fichtenhains; aber vor Allem roch ich das Carbol, welches meine vier Träger durch das Gefilde verbreitet hatten.

Wahre Thorheiten gingen mir durch den Kopf, aber sie kamen doch für eine Weile und peinigten mich. Dann sprach die völlig erwachte Natur zu mir mit heiteren Worten; die Schwalben schienen uns zu begleiten, Baciccin's Bahre umkreisend, von den thautropfenden Bäumen erhoben sich kleine Scharen geschwätziger Sperlinge, und ein gewaltiger Specht, an den Stamm einer Ulme geklammert, that drei Schläge, bevor er davonflog, dicht über der Erde hin. Die häßlichen Gedanken gingen nicht fort. Die Landschaft, schimmernd in der jungen

Sonne, schien für die Liebe geschaffen; mir kamen meine beiden Verlobten in den Sinn, zu dieser Stunde machte der Advocat den Weg von Quattrozeri nach Trezeri; das Velociped mußte seiner Ungeduld langsam erscheinen; schon war Marie wach und trat in die Veranda, um ihn kommen zu sehen; nur Fräulein Julie, zum Frieden des Herzens gelangt, schlief ohne Ungeduld zu erwachen, denn vielleicht träumte sie von ihrer frohen Zeit.

Aber wie trüglich ist das menschliche Denken! Da kommen sie richtig aus einem Fußpfad hervor, alle drei: Fräulein Julie und die Liebenden.

Die Nachricht, daß Baciccin bei Tagesanbruch nach dem Hospital von Trezeri gebracht worden, war eben auf dem Velociped angelangt, und die deutschen Damen wollten sogleich ein freundliches Wort in das Häuschen auf dem Hügel bringen. Der Advocat Emilio, für den es sich darum handelte, mit Marie zusammen zu sein, hatte nichts Schlimmes darin gesehen, den Weg zu wiederholen, welcher ihm einmal so schön erschienen war. Ich, ohne ein Wort zu sagen, wies auf die Tragbahre, welche sich, etwa hundert Schritt tiefer, langsam hinabbewegte: „Gehen Sie jetzt nicht hinauf; vielleicht sind sie ruhig, und bei Ihrem Anblick würden sie von Neuem anfangen zu weinen."

Aber Fräulein Julie schnitt mir die Warnung im Munde ab: „Der ist unglücklich, der nicht weinen kann . . ."

„Ist Gefahr dabei?" setzte sie hinzu, mit den Augen auf die beiden Gedankenlosen hindeutend, die, von ihrer Liebe getragen, voll Güte auf diesen Kranken zu blicken schienen, welcher morgen unter der Erde sein würde, auf diese schweigenden Träger, welche gleichen Schritt miteinander hielten und vielleicht heute Abend gleichfalls von der Krankheit ergriffen waren.

„Doctor, lassen Sie uns zu den Kleinen der Baciccina gehen," bat Marie; „wir werden sie waschen, ehe wir sie küssen; wir geben ihnen Zuckerwerk, und sie werden nicht weinen."

„Gewiß ist Gefahr dabei," erwiderte ich, ohne auf ihre schmeichelnden Worte zu hören, welche wie eine Musik klangen. „Das Haus ist jetzt desinficirt, aber es ist nicht sicher, daß die Bewohner nicht schon angesteckt sind."

„Wir, wir fürchten uns nicht."

Nein, Marie fürchtete sich nicht und ebenso wenig der Advocat, sie fühlten sich beide stärker als der Tod, nur weil sie sich liebten. Aber das Beste ist, daß auch Fräulein Julie mir dieselben Worte wiederholte: „Wir fürchten uns nicht!"

„Gehen Sie jetzt nicht, hören Sie auf einen Alten, der viel Häßliches gesehen hat."

Marie sagte mit einem anbetungswürdigen Schmollen: „Wir sind auch nicht auf die Welt gekommen, um nur das Schöne zu sehen . . ."

„Wer weiß, ob es nicht auch schön ist, die Thränen der beiden Kinder zu sehen, welche über das Geschick des Vaters bestürzt sind," warf Fräulein Julie ein, ohne Emphase.

„Wir werden ihnen ein freundliches Wort geben, dem Mädchen eine Puppe, dem Jungen ein Steckenpferd versprechen," setzte weniger zuversichtlich der verliebte Advocat hinzu, um mir zu verstehen zu geben, daß auch er nicht auf die Welt gekommen sei, um nur das Schöne zu sehen . . .

Ich hatte Lust ihm zu sagen: „Sie, seien Sie still; wenn Fräulein Marie nicht das Madonnengesichtchen, dieses bezaubernde Wesen hätte, so würden Sie gewiß nicht so sprechen.“ Ich begnügte mich, ihn mit Nachsicht anzusehen; aber er bemerkte nicht einmal meinen Blick.

„Sie lassen uns also gehen?“

„Nein, das thue ich nicht, außer wenn Sie mir versprechen, nicht in das Haus zu treten, die Kinder nicht auf den Arm zu nehmen, sie nicht zu küssen . . .“

Sie versprachen Alles, und da die Bahre verschwunden war, verließ ich sie, um meine Pflicht bis zu Ende zu erfüllen.

„Kommen Sie zu Mittag, um mit uns zu speisen,“ sagte Fräulein Julie aus der Entfernung.

„Wenn ich kann . . .“

„Suchen Sie zu können,“ rief Fräulein Marie mit lauter Stimme.

Es war die letzte Stimme der schönen Landschaft; dann ging es hinunter den baumlosen Abhang, wo die Sperlinge nicht mehr schwatzten, wo zwischen den Steinen die Eidechsen hervorguckten, um sich an den ersten Sonnenstrahlen zu erwärmen.

Man sah keine lebende Seele auf der Straße, und ich konnte mich überzeugen, daß der Einzug Baciccin's in den Ort nicht allzu sehr bemerkt worden war. Dennoch war er bemerkt worden, und es genügte, daß noch vor Mittag ganz Trezeri von der traurigen Nachricht erfüllt war.

VI.

So viel Vorsichtsmaßregeln auch der Bürgermeister und die selbst dabei Interessirten getroffen hatten, es war nicht möglich gewesen, das über das fröhliche Trezeri hereingebrochene Unheil geheim zu halten. Die Fremden hatten es vom ersten Tage an, zur Stunde des Bades, gewittert; die Auswanderung begann, und in der zweiten Augustwoche waren sämmtliche Badegäste aufgebrochen. Nur die deutschen Damen hatten nicht daran gedacht, fortzugehen, denn es schien Fräulein Julie, wie sie mir sagte, daß es eine niedrige Grausamkeit sein würde, den Zurückbleibenden gleichfalls zu sagen: „Wir gehen, weil uns unsere Haut lieb ist; Ihr, Aermste, sehet zu, wie Ihr davon kommt.“

Marie und der Advocat hatten nicht einmal wahrgenommen, daß ihre Welt sich zum Schlechtern gewandt habe. Sie war sogar besser geworden und ward jeden Tag noch besser, denn sie liebten sich einen Tag mehr als den andern.

Quattrozeri war unberührt geblieben und ebenso alle benachbarten „zeri“; von dem Uebel heimgesucht war unser Ort allein.

Was für ein jammervolles Leben war unseres! Ich spreche nicht von uns Aerzten, denen die Zeit doch so hinging; aber von uns Trezerianern, niedergedrückt von der Furcht vor der Krankheit, von dem Schmerz um den Tod unserer Lieben, von der Lähmung, welche sich auch der Regsamsten bemächtigt hatte!

Der Advocat Emilio hatte sich gutwillig in die Decrete gefügt, welche die Quarantaine in allen benachbarten Ortschaften anordneten. Er miethete zwei kleine möblirte Zimmer und blieb in Trezeri.

Die Verlobten waren den ganzen Tag zusammen, meistens zu Haus oder im Freien, aber häufig gingen sie, um ein Werk der Barmherzigkeit bei einem benachbarten Kranken zu üben.

So verdienten sie sich sicherlich das Paradies, riskirten aber, früher dort einzugehen, als nothwendig. All' meine Vorstellungen waren vergeblich; was ich fürchtete, geschah; Marie war die Erste, welche sich die Krankheit holte. Sie waren auf den Hügel gegangen, wie sie alle Tage zu thun pflegten, er Feldblumen pflückend, um sie seiner Braut ins Haar zu stecken; und wenn sie in den Ort kamen, nahm Marie die Blumenkrone sich ab und machte daraus einen Strauß, welchen die gute Julie sogleich in ein Glas mit frischem Wasser stellte.

Marie wurde von der Krankheit auf freiem Feld ergriffen; sie hatte alle Kräfte sich versagen gefühlt, die Füße trugen sie nicht mehr, und sie mußte sich auf das Gras niederlegen, den mit Blumen bekränzten Kopf auf die Kniee ihres Geliebten gestützt.

Der Advocat verbrachte die fürchterlichste Viertelstunde seines Lebens, eine Viertelstunde, fürchterlich, aber schön von einer wilden Schönheit — wie er sagt, nun, da sie vorüber ist. Sie zu sehen, so bleich, mit dieser Krone auf dem Haupt wie eine Märtyrerin, sie so sehr leiden zu sehen und nicht zu wissen, von welchem Uebel, aber die Krankheit errathend, welche die Bevölkerung von Trezeri geißelte; sich da zu sehen auf dem verlassenen Feld, am Abhang des Hügels, ohne einen Laut von sich geben zu können, um nach Hülfe zu rufen, denn es wäre vergebens gewesen, und zu wissen, daß sie, so schön und so geliebt, an ihn gefesselt sei durch ein neues Band, fast so stark wie die Liebe, war ein wonniger Schauder. So sagt er nun.

Nachdem er ein wenig gewartet hatte, daß Marie sich wieder erhole, oder daß dennoch Jemand des Weges komme, — aber vergeblich, — nahm er den schönen kranken Körper auf den Arm und trug ihn fast bis zur Ebene hinab. Dort legte er seine kostbare Bürde sanft nieder, um Athem zu schöpfen und dies von der Krankheit heimgesuchte Antlitz zu betrachten, in welchem sich die schönen Augen öffneten, um stumm von Leiden und von Liebe zu sprechen.

Es dauerte nicht lange, so fühlte der Advocat neue Kraft, er nahm seine Marie wieder empor — jetzt die Seine mehr als je — und trug sie nach Haus.

Als Fräulein Julie auf diese Weise ihr Töchterlein ankommen sah, hatte sie ein entsetzliches Vorgefühl, aber sie sprach es nicht aus: „Sie stirbt mir, sie ist verurtheilt, wie ihre ganze Familie."

Während sie Marie auf das Lager bettete, fielen die Feldblumen, die sich aus den Haaren des guten Mädchens lösten, zu Boden, eine nach der andern, und zum ersten Male dachte Fräulein Julie nicht daran, sie wieder aufzuheben.

Der Advocat war in großer Eile gekommen, mich zu holen.

VII.

Inzwischen war die Bemannung der „Bella Francesca" verpflichtet worden, nicht ans Land zu kommen, und das Schiff selbst an das äußerste Ende des Molo von Quattrozeri verlegt; die Schildwache sollte fortwährend das Fahrzeug im Auge haben, auf dessen Hauptmast die gelbe Flagge des Verdachtes

wehte, und wenn ja ein Matrose die Quarantäne zu brechen wagte, ihn unverzüglich durch einen Schuß niederstrecken. Das war das Recht der Furcht, und man konnte glauben, daß Niemand von dem Schiffe so thöricht sei, seine Haut an das Vergnügen zu wagen, ein paar Schritte auf dem festen Lande zu machen vor der bestimmten Zeit.

Und dennoch war es dem Sohn des verstorbenen Francesco, Giuseppe Mangialesca, einem der vier unversehens von dem Verbot Betroffenen, wenige Tage darauf gelungen, die Wache zu täuschen; er hatte die „Bella Francesca" Nachts verlassen, indem er zur Stunde der Ablösung ins Meer sprang.

Der Capitain und der Bootsmann machten sogleich der Behörde Anzeige davon, und zwar durch die Männer, welche jeden Morgen das Schiff mit Lebensmitteln versahen. Man discutirte viel, um zu entscheiden, wo Mangialesca gelandet sein könne, und ob er wirklich irgendwo gelandet sei, in der Hölle oder dem Fegefeuer; die Meisten hatten an einen Selbstmord aus Lebensüberdruß geglaubt.

Man fragte sich, wie er es angefangen habe, heil davon zu kommen, wenn er auf Schußweite in Sicht gewesen wäre.

Der Posten schwur, daß er auf die Gefahr hin, einen Selbstmörder zu treffen, seine Pflicht erfüllt und ihm eine Kugel durch den Schädel gejagt haben würde; so wäre er eigentlich zweimal gestorben, oder trüge nun wenigstens nicht die ganze Strafe, welche in der anderen Welt die einfältigen Leute erwartet, welche das Leben weggeworfen haben, so lange sie auf Erden waren.

Und dennoch hatte Mangialesca trotz der Schildwache, dem Bürgermeister, den Gemeinderäthen und Allen mit einander es vollbracht: er war vom Hintertheil des Schiffes ins Meer gesprungen, Nachts, bekleidet wie er war, und hatte unter dem Wasser eine lange Strecke des Meeres zurückgelegt; wenn er fühlte, daß ihm der Athem ausgehe, hatte er den Kopf herausgestreckt, den Kopf allein, und kaum einen Augenblick, weil ihm das Licht der Hafenlampen mehr Furcht machte als die Muskete der Schildwache.

Das Wichtige war, wenn sein Anschlag gelingen sollte, daß er nicht bemerkt werde von den anderen Schiffen, welche mit bösem Blick, wie man sich denken kann, die „Bella Francesca" ansahen; denn wenn man mit bösem Blick betrachtet, sieht man auch besser.

Aber was war die Absicht Mangialesca's, als er das mit dem Verdacht befleckte Schiff verließ? Nicht, um der schrecklichen Langeweile einer Quarantäne zu entfliehen, sondern einzig, um Trezeri zu sehen, seinen Boden zu berühren, sich ein wenig der alten Zeit zurückzurufen, als er jung, schön und verliebt gewesen, und noch einmal, wenn es ihm möglich wäre, ein wenig der Süßigkeit zu kosten; dann, trunken von Weh, sich wieder ins Meer zu stürzen für immer.

Sobald Mangialesca Giuseppe, Sohn des verstorbenen Francesco (wie der Bericht des Kapitäns ihn bezeichnete), das Ufer außerhalb des Hafens von Quattrozeri erreicht, hatte er eine seltsame Toilette im Dunkel der sternlosen Nacht gemacht: er hatte sich entkleidet, um sein Zeug auf dem warmen Sande trocknen zu lassen, während er sich selbst hineingrub, um vor den Mücken sicher zu sein.

Beim ersten Morgengrauen hatte er seine fast trockene Kleidung wieder angelegt und sich ruhig nach Trezeri gewandt, wo es keiner Schildwache einfiel, sich seinem Eintritt in den verpesteten Ort zu widersetzen. Und in Trezeri, durch die öden Straßen schreitend, begegnete er einem trostlosen Gesicht, in welchem er, unkenntlich gemacht nicht durch die Jahre, sondern durch die Verwüstung des unsteten Lebens, ein befreundetes Antlitz wiedererkannte, das meine.

Er rief mich von Weitem beim Namen, und kaum, daß ich stehen geblieben auf der Straße, so näherte er sich mir, um mir schüchtern zu sagen:

„Ich habe Dich gleich wiedererkannt, obwohl auch Du sehr verändert bist."

„Wer bist Du?"

„Erinnerst Du Dich meiner nicht mehr? ... sieh mich recht an ... jetzt nennen sie mich Giuseppe Mangialesca, aber mein wahrer Name ist Massimo ..."

„Massimo! was für ein Massimo?" fragte ich unwirsch, denn ich sträubte mich gegen den Gedanken, daß er der Massimo sei, welchen ich lieb gehabt hatte.

Er fuhr fort, demüthig zu sprechen, so groß war seine Furcht, daß ich ihn zurückstoßen möchte.

„Freilich bin ich alt, und mein Gesicht ist bärtig geworden, freilich; auch die Haare sind kurz, während ich sie einst lang trug, und meine Stimme ist rauh geworden und auch das Herz ist rauh geworden, denn es sagt mir kein gutes Wort mehr, und die Seele ist traurig wie der Tod, der mich wieder zu dem machen soll, der ich früher war. Gleichwohl bin ich noch Massimo, Dein alter Kamerad, und wenn ich noch Einen in der Welt lieb habe, bist Du es vielleicht. Wenn Du nun willst, daß ich gehe, so werde ich gehen; wenn es Dich beleidigt, daß ich Dich Du nenne, sag' es mir."

Die heiseren und demüthigen Worte waren ab und zu von einem tückischen Blick erhellt; o wer hatte meinen alten Kameraden gelehrt, so zu blicken? Aber nicht doch, er war vielleicht nur ein nichtsnutziger Matrose, welcher Massimo bei Lebzeiten gekannt hatte und mir nun zwanzig Lire abschwindeln wollte.

Mangialesca suchte in meinen Gedanken zu lesen, und an einem gewissen Punkt, als in meinem Gehirn eine entgegengesetzte Arbeit begann, fügte er hinzu:

„Ja wohl, ich bin es wirklich; es muß doch etwas in meinem Gesicht geblieben sein, woran Du mich wieder erkennst ... sieh mich recht an; diese Narbe wenigstens ist nicht verschwunden."

Und er ließ mich in seiner schwieligen Hand das Zeichen einer langen, von einem anatomischen Messer herrührenden Wunde sehen, welches zur Universitätszeit kaum sichtbar war, jetzt aber ganz weiß sich von der sonnverbrannten Haut abhob. Ich war noch nicht überzeugt, drückte jedoch einstweilen diese Hand, die er mir nicht anbot, aus Furcht vor Abweisung.

„Nun denn," sagte ich, „wenn Du wirklich mein guter Massimo von ehedem bist, trotzdem Du lange gezögert hast, mir Nachricht zu geben, der ich Dich lieb hatte, so bist Du doch immer ein Freund! Und Du wirst mir Alles sagen."

Bei diesen Worten drang aus der breiten Brust des fremden Seemanns ein Schluchzen, welches er nicht zeitig erstickte, indem er in ein weißes Taschentuch biß.

Und ohne etwas mit den Lippen zu erwidern, sagte die Hand, welche in die meine gepreßt war, das Zittern des ganzen Körpers, sagten die Augen von ehemals in diesem von der Zeit, von der Sonne, vom Laster und vielleicht von der Schuld unkenntlich gemachten Gesicht, Alles sagte: „Dank, Dank, Dank."

Er fuhr noch einmal mit dem Tuch über die Augen, bevor er es mir darbot, damit ich den gestickten Buchstaben sähe.

„Es ist das Letzte, was mir geblieben," sagte er mir mit jener unangenehmen Rauhheit, welche geeignet schien, die ganze Vergangenheit zu verwischen; „man könnte glauben, daß ich Massimo ermordet hätte, um ihm das Tuch und den Namen zu rauben, und statt dessen das Gegentheil: Massimo mußte todt sein für Alle, damit ich einem Andern den Namen rauben konnte."

„Du wirst mir Alles erklären . . ."

„Nein; denn ich habe Dich kaum wiedergefunden; aber vielleicht, bevor ich gehe . . ."

„Die ‚Bella Francesca' sticht bald wieder in See?"

„Ja, bald; sie versieht sich mit Kohlen, und dann geht sie; aber ich fahre nicht mehr mit."

„Und dann?" Dann, wenn ich ihn nicht zurück wiese, würde er bei mir eine kurze Zeit bleiben . . . zum Glück sei Trezeri jetzt der Hülfe bedürftig, und ein Seemann, welcher so viel von der Welt gesehen, und bevor er es mit jeder Art zu leben versucht, einige gute Studien in der Medicin gemacht hatte, würde wenigstens zum Krankenwärter taugen . . .

„Wer weiß?" murmelte die rauhe Stimme Mangialesca's, während das Auge wieder sanft ward, „wer weiß? das könnte vielleicht der gute Anker sein, um mich zu halten."

Denn er verhehlte sein Vorhaben nicht, „die Taue vom Anker loszumachen" und sich hinaustreiben zu lassen.

„Ich bin des Lebens satt," sagt er mir finster, aus Furcht, daß ich ihn nicht verstanden habe.

„Mein Beruf ist, gegen den Tod zu kämpfen, und ich verstehe Deinen Ueberdruß nicht; man muß einmal leben; oft ist dieses Dasein ein Schmerz, zuweilen ist es eine Last, aber es hat immer sein Heilmittel . . . Zweie sind zuletzt fast sicher . . ."

Als ich eben hinzusetzen wollte, daß diese beiden Heilmittel Liebe und Arbeit seien, unterbrach mich Mangialesca mit seiner Grabesstimme:

„Und habe ich nicht bis jetzt gelebt? Weiß ich, wie ich es gemacht habe? Nein; aber Du siehst wohl, daß ich athme, und wer kann sagen, wie lange ich's noch fortsetze; denn wir fürchten uns alle vor dem Wasser, das wir nicht kennen."

„O, um so besser; der Gedanke des Selbstmords ist mithin ein ungeziemender Spaß?"

„Als Spaß erscheint er mir nicht; denn er kommt mir häufig; aber ich fange an, ihm nicht mehr zu glauben, da ich immer noch über Wasser bin. Ich habe mich durchgebracht, ich weiß selbst nicht wie, arbeitend . . ."

„Bravo!"

„Bravo!“ wiederholte er mit einem bitteren Lachen; „ich habe den Bergmann, den Matrosen, den Krankenwärter, den Apotheker und sogar den Arzt gemacht . . . morgen, wenn Du willst, mache ich den Todtengräber; man probirt es wenigstens, und die Zeit vergeht; aber das wahre Heilmittel des Lebens ist ein anderes.“

Ich hatte mich zu lange auf dem Platz aufgehalten, und im Begriff, meinen Weg fortzusetzen, um den gewohnten Besuch bei der theuersten Kranken zu machen, kam mir Fräulein Julie in den Sinn, die eine einzige Liebe, einen einzigen Schmerz gehabt und davon gelebt hatte.

O Gott! und wenn die Arme in Mangialesca den Todten wiedererkennen sollte, den sie noch liebt!

„Höre, ich werde erwartet; halte Dich am Strand oder unter der Thür des Hospitals auf, ich werde sogleich wieder bei Dir sein.“

„Wenn ich Dir nicht lästig bin, begleite ich Dich.“

„Thue, wie Du willst . . .“

Aber der neue Gedanke, welcher mir gekommen war, verdunkelte jeden anderen; Mangialesca mußte meine Unruhe bemerken; während wir schweigend neben einander gingen, lag mir nicht einmal mehr daran, nach der Vergangenheit eines verlorenen Freundes zu fragen, obwohl sie die Neugier wohl reizen konnte, ich dachte einzig daran, was geschehen könnte, wenn Mangialesca und Massimo's einstige Geliebte sich begegnen würden, Angesicht in Angesicht.

Gerade da zeigte sich in der Hausthür der ungeheure Strohhut, und Fräulein Julie kam mit eilendem Schritt auf mich zu. Instinctmäßig ging ich ihr entgegen, während ich Mangialesca mitten auf der Straße ließ.

„Was ist geschehen?“ stammelte ich.

„Ein neues Unglück; auch dem Advocaten geht es schlecht . . .“

Und sie theilte mir verwirrt die näheren Umstände mit; sie habe bereits Charlotte nach dem Hospital geschickt, um mich zu holen; da sie mich aber vom Fenster aus auf der Straße mit Jemandem habe sprechen sehen, sei sie selber gekommen, um mich rasch hinauf zu bitten.

„Weißt Du, Mangialesca, Du wirst eine Weile auf mich warten müssen,“ sagte ich leise, als ich zu ihm getreten war.

Er fragte nur: „Wer ist diese Carricatur?“

Beruhigt erwiderte ich: „Sie hat zwei Kranke im Haus.“

Ich fügte nichts weiter hinzu und ließ ihn stehen, um Julie zu begleiten. Sie konnte Massimo nicht wiedererkennen, und sicherlich hatte Massimo die einstige Geliebte nicht wiedererkannt; denn die traurige Zeit, welche zwei Herzen getrennt, hatte jeden Zug der Gesichter verwischt, die einander so oft angeschaut, um sich immer lieber zu haben, um sich nie mehr zu vergessen.

Sicherlich war das Bild des geliebten Mädchens dem Gedächtniß Mangialesca's eingegraben, und Massimo war immer lebendig in Fräulein Juliens Seele; aber dafür, daß diese Schattenbilder sich erhalten könnten, war es ein Glück, daß sie der Wirklichkeit nicht glichen.

Ich fand Emilio so schlimm ich mir nur denken konnte. Gekommen, um seinen regelmäßigen Morgenbesuch zu machen, war er glücklich, nun, wenn auch als Kranker, in Maria's Nähe bleiben zu dürfen.

„Mich dünkt, ich werde noch so stark sein, um sie Beide zu pflegen," sagte Julie; „muß es sein, so erkranke ich nachher, und wenn der Himmel mich fortnehmen will, so werde ich gehen ohne Widerstreben."

Ich fand Mangialesca vor der Thür des Hospitals; er hatte dort eine gute Stunde gestanden, an einen Ulmenbaum gelehnt, war dann auf- und abgegangen und hatte sich zuletzt als Schildwacht an der Hausthür aufgestellt. So antwortete er mir, als ich ihn fragte, was er gethan habe:

„Nichts; das heißt, ich habe den Neugierigen gemacht; das Hospital hat zwei Kranke aufgenommen, hat zwei Todte zurückgegeben, und mir scheint . . ."

„Wenn Du auf meinen Rath hörst," unterbrach ich ihn, „so kehrst Du auf Dein Schiff zurück; es ist das Beste, was Dir zu thun bleibt; nein? dann komm."

Ich führte ihn hierauf in das Hospital, in der Hoffnung, dies werde ihn zum Gehen bestimmen; er hingegen bestand darauf, er wolle in Trezeri bleiben; er wolle den Krankenwärter machen, so lang' es nothwendig sei. Ich sprach darüber mit dem Bürgermeister, mit einigen Gemeinderäthen, und ohne weitere Verhandlung wurde Mangialesca angenommen.

Ich war froh, mich von ihm befreit zu haben; ich gestehe es aufrichtig; dieser Massimo, der Mangialesca geworden, gehörte mir nicht mehr an; als ich ihn todt geglaubt hatte, war mir von ihm Etwas — nicht viel — lebendig geblieben; nun ich ihn lebend so vor mir sah, schien er völlig todt.

Sogar die Neugier, seine Vergangenheit kennen zu lernen, verlor sich vor dem Gedanken an den Kummer, welchen dieser Mann Fräulein Julien bereiten könne, wenn er je Gelegenheit haben würde, sich zu offenbaren.

Der Zustand des jungen Advocaten machte mir schwere Sorge, mehr noch als derjenige Mariens. Wie manchmal in jener langen Zeit hörte ich Julien sagen: „Nimm mich hin, barmherziger Gott, mich, die ich zu nichts mehr gut bin; aber laß diese beiden Kinder leben, die sich so sehr lieben."

Dieses Anerbieten war aufrichtig, die alte Jungfer legte ihre ganze Seele hinein, Abends und Morgens, und oft, wenn das Tagewerk in der Anstrengung des Nachtwachens sich fortsetzte; und dennoch gab das ihr keine Zuversicht, da sie sich hundertmal hatte vergewissern können, daß der Herr barmherzig sein müsse auf seine Weise und in einer uns nicht selten unfaßbaren Art, die wir ihm unsere Barmherzigkeit einflößen oder leihen wollen.

„Unsere Barmherzigkeit," sagte mir einst Fräulein Julie, „besteht zuweilen in einem verschwiegenen Eigennutz; die Aufrichtigkeit ist so schwer."

Diese Worte, die der armen Seele entschlüpften, ließen mich an ihren nicht verheimlichten Wunsch denken, in jenem Leben ihren Massimo wieder zu finden, der allnächtlich im Traum an ihr Lager trat, um ihr ein Wort der Liebe zuzuflüstern.

Aber es war kein ungeduldiges Verlangen, denn Julie, außer der anderen großen Liebe für ihr „Töchterlein" Marie, hatte verstanden, alle ihre Gefühle lebendig zu erhalten.

Und zu sagen, daß in diesem Gefolge von Todten Mangialesca die erste Stelle einnahm! Ich wußte nicht recht, wofür ich mich entscheiden sollte, ob

Massimo um jeden Preis entfernen, oder Julie auf die verhaßte Ueberraschung eines Begegnens mit dem Ideal vorzubereiten, welches — Schmutz geworden. Aber was für eine Katastrophe würde das sein! Ich wollte zur Stunde nicht daran denken, zufrieden, daß ihm die alte Liebe als eine Carricatur erschienen war, und daß sie den bejahrten Seemann kaum angesehen hatte.

Jetzt mußte ich vor Allem Marie und den Advocaten zu retten suchen.

Das war keine so leichte Sache; und wenn ich es heute so recht bedenke, so sage ich mir, daß Marie und Emilio in jener schweren Zeit nicht gestorben sind, weil sie sich so sehr liebten, weil sie leben sollten, um sich immer zu lieben.

(Schluß im nächsten Heft.)

Graf Moltke.

Kann es, nach einem großen und reichen Leben, einem Leben, das die Unsterblichkeit verbürgt, einen schöneren Tod geben als den, welchen am 24. April, in seinem einundneunzigsten Jahre, Graf Moltke gestorben ist? Am Morgen dieses Tages noch auf seinem Sitz im Herrenhause, treu seiner Pflicht bis zuletzt; am Abend in einem jener traulichen Familienkreise, wie sie, von Frohsinn und Musik erfüllt, von jeher, nach ernster Arbeit dem einfachen Manne die liebste Erholung boten — und dann, ohne Kampf, ohne Krankheit, von einem Augenblick zum anderen hinübergehend in das, was für die Meisten das Unbekannte, für ihn aber sicherlich die Ewigkeit ist. Als um die Mittagsstunde des 25. April auf unseren Straßen die rauhen Stimmen sich vernehmen ließen, von denen wir gewohnt sind, daß sie uns nichts Gutes zu verkünden haben; als die Verkäufer der Extrablätter bis in die fernsten Außentheile der Stadt die Todesbotschaft trugen, und wir in Berlin, selbst noch im Gesichtskreis des Generalstabsgebäudes, später als die Bewohner von London, ja von New-York, erfuhren, Graf Moltke weile nicht mehr unter den Lebenden, da bemächtigte sich unser Aller ein Gefühl der Bestürzung zuerst, daß wir diesen Mann, den wir gestern noch, indem er an uns vorüberging, ehrfurchtsvoll gegrüßt, nie mehr wieder sehen sollten — diesen Greis, dessen hohe, vom Alter kaum gebeugte Gestalt eine der volksthümlichsten war, obwohl ihr Erscheinen von den lärmenden Zeichen und Scenen der Popularität begleitet zu werden pflegte. Wie wenn man die Größe dieses Mannes durch ein Verhalten ehren wolle, welches dem eigentlichen und innersten Wesen derselben entsprach, verstummte, wo immer man seiner ansichtig ward, der jubelnde Zuruf, und es wurde still um ihn, etwas Feierliches umgab ihn. Auch die Menge, die von dieser Empfindung sich wohl keine deutliche Rechenschaft zu geben wußte, ward ergriffen in seiner Nähe, die sich durch äußeren Prunk so wenig kenntlich machte, daß sie vielmehr zu verschwinden und unbemerkt zu bleiben suchte. Aufrecht und einsam ging er durch den Thiergarten, und erst in den späteren Jahren fuhr er in einem Einspännerchen nach dem Reichstag. Aber ungesehen mit diesem Einsamen in der schlichten Uniform oder dem grauen Soldatenmantel wandelte das Andenken an die gewaltigen Thaten, die das Jahrhundert erschüttert und das Reich begründet haben. Hinter ihm drein und vor ihm her schritt die Begeisterung der Hunderttausende, die sein mächtiger Geist zum Siege geführt, die Dankbarkeit der Millionen, aus denen er eine Nation hatte schmieden helfen. Blutigere Schlachten sind niemals geschlagen worden als diejenigen, auf welchen ernst und unverwandt sein Feldherrnblick geruht; niemals aber auch hat das rauhe Handwerk mehr den Charakter und Stempel einer schöpferischen Gedankenoperation erhalten als durch ihn. Verglichen mit den großen Strategen, denen der Name Moltke's für immer angereiht ist, nimmt er eine ganz besondere, einzige und eigenartige Stelle ein: er hatte den

Sieg organisirt, noch bevor die Schlacht begonnen. Er war kein Heerführer wie Cäsar, wie Napoleon, wie Friedrich; in den stillen Räumen des Generalstabsgebäudes zu Berlin that er seine Arbeit, und dadurch selber ward dem Krieg Etwas aufgeprägt, das, wenn es seine Schrecken nicht gemildert, so doch seinen Gang sicherer, fester gemacht hat — von allen Schlachten, die Moltke geplant, ist nicht eine verloren gegangen. Es war etwas Unpersönliches, rein Intellectuelles in seinem Verhältniß zum Kriege; hinter dem Aufruhr und Toben des Kampfes trat er zurück, nur sein Gedanke blieb gegenwärtig und rang nach Gestaltung in dem wirren Durcheinander der Massen. Und also ging er auch unter uns einher, ein Vierundsechziger schon, als ihn noch Niemand kannte, dann in den folgenden sechs Jahren zu den höchsten Gipfeln des Ruhmes emporsteigend, aber in seinen Lebensgewohnheiten kaum ein Anderer — nur bei hohen Anlässen, zur Seite seines Kaisers, in dem kriegerischen Pomp, dem Triumphgepränge feierlicher Einzüge, bei militärischen und öffentlichen Festen dem Blicke des Volkes eher gezeigt als sich zeigend, hierauf wieder gleich Einem unter Vielen, für sich selbst nichts begehrend, ein Mann, der über dem Ehrgeiz stand — ein treuer Diener der Krone, seines Vaterlandes und Volkes, das, wenn er im Rathe der Nation sprach, seiner ehrwürdigen Stimme mit Andacht lauschte — ein Soldat, der, mit jeder Bürgertugend geschmückt, den Zauber des Herzens und den Adel der Gesinnung besaß, dem auch der geschlagene Feind nicht widerstand, das Muster und Vorbild eines Heeres, in dem jeder Bürger Soldat ist — ein Menschenfreund, dessen Seele, durch den Anblick so vielen Elendes nicht abgestumpft, nur um so mildthätiger sich öffnete, wo Hülfe geheischt ward, um der Armuth und Verwahrlosung zu steuern. So war Graf Moltke, der Siegreiche, niemals Besiegte. So sahen wir ihn, der die schönen Künste liebte und pflegte, sinnend vor den Gemälden in unseren Galerien und Museen stehen; so sahen wir ihn, den Mann der Wissenschaft, in den Sitzungen unserer Akademie, wenn er, vorgebeugt und die feine Hand an das Ohr gelegt, die Worte des Redners in sich aufnahm; und so, mit all' den Attributen historischer und sittlicher Größe, wird er fortleben im Andenken aller Zeiten und Geschlechter.

Wir entsinnen uns eines kleinen, hübschen Vorfalls vom vorigen Herbst, dem Tage des 26. October, an welchem in Deutschland der neunzigste Geburtstag des greisen Feldherrn gefeiert ward. Wir, damals in einem unteritalienischen Städtchen, wollten wenigstens mit einem Gruß bei diesem nationalen Gedenktag nicht fehlen. Aber italienische Telegraphisten sind schlechte Kenner der deutschen Schrift und Sprache, zumal in diesen Gegenden des neapolitanischen Apennin. Mit einigem Zagen reichten wir das Blatt dem Beamten, der in der That vor dem ersten Worte: „Generalfeldmarschall" jede Hoffnung aufzugeben schien; als er den Namen „Moltke" jedoch entziffert hatte, da verklärte sich sein dunkelbärtiges Antlitz von einem Strahl der Freude, der uns berührte wie Sonnenschein, und „ah, il Conte Moltke" rufend, sagte er „capisco, capisco", und fing sogleich an, sein Telegramm abzufingern, das, wie wir annehmen wollen, an die richtige Adresse gelangt ist.

Die „Deutsche Rundschau" hat die besondere, die Ehrenpflicht, unter den tausenden von Kränzen, die sich über dem Grabe des großen Todten häufen, auch ihr eigenes, bescheidenes Dankeszeichen niederzulegen. Denn sie wird, sie darf

für immer stolz darauf sein, daß es ihr beschieden gewesen ist, einige von den Schriften Moltke's zu veröffentlichen; und was ihr selber auch vorbehalten sein mag: unvergänglich werden die Blätter dieser Zeitschrift bleiben, auf welchen sein Name geschrieben. Ist es nöthig, unsere Leser an die „Briefe aus Rußland", an die „Briefe aus Paris" und an die „Wanderungen um Rom" zu erinnern? In einer trüben Zeit, die auch uns nicht erspart worden, war dies unser Trost — nec omnis moriar. Man hat von Bismarck gesagt, daß er ein großer Schriftsteller hätte werden können, wenn er nicht vorgezogen, ein großer Staatsmann zu werden. Moltke war Beides, ein großer Feldherr und ein großer Schriftsteller. Als die monumentalen Leistungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit wird man immer neben dem „russisch-türkischen Feldzug" und den „Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei" die Generalstabswerke zu betrachten haben. Aber auch, indem wir die Beiträge von ihm durchblättern, welche diese Zeitschrift gebracht hat, werden wir ergriffen von der einfachen Schönheit und classischen Ruhe des Stils, welche den Aufzeichnungen seiner Nebenstunden und selbst seinen brieflichen Aeußerungen eigen waren. Kann man in wenigen Zeilen ein anschaulicheres Bild von Rom geben — der Stadt, die man sich scheut, die „ewige" zu nennen, weil dieses Wort schon zu sehr mißbraucht worden, und für die man doch schließlich kein anderes findet? „Was die verschiedenen Zeitalter schufen, ist meist zerstört; was sie verwüsteten, ist geblieben. Das Mittelalter baute mit den Werkstücken des Alterthums, und doch ist die Ruinenstadt auf den Hügeln noch heute größer als die moderne auf dem Marsfeld. Das jetzige Leben vermag nur einen Theil der alten Mauer des Honorius auszufüllen. Gärten und Weinberge umschließen diesen Kern in der Ausdehnung einer Meile; Alles, was darüber hinaus liegt, ist bis zum Fuße der Berge eine Wüste geblieben ... So gewährt diese öde Campagna di Roma einen unbeschreiblichen Reiz. Sie ist die Heimath der Gegensätze, einer Vergangenheit des reichsten Lebens, einer Gegenwart der tiefsten Stille. Die Burg der Gaetani klebt an dem Grabe der Metella, und die Kuppel des Michel Angelo erhebt sich über dem Circus des Nero. Die Gräber der Märtyrer liegen zwischen den Columbarien der Heiden, moderne Chausseen ziehen durch die Bogen antiker Wasserleitungen. Von jenen Hügeln, wo Pyrrhus lagerte, blickt die vom Blitz zerschmetterte Eiche des Tasso. Dampfschiffe durchschneiden die Fluth des blonden Tiber, und bald werden Eisenbahnzüge durch die Felder brausen, wo der Wagen der Triumphatoren einzog." [1]).

Abermals nach so vielen Jahrtausenden, wer weiß, welche Wandlungen die Welt durchgemacht, welche Mächte und Gewalten miteinander gerungen, welche Gegensätze sich gebildet haben werden. So lange aber noch ein Stein des Deutschen Reiches auf dem anderen steht, ja, so lange die Geschichte selber lebt, so lange wird Helmuth von Moltke leben, bis vielleicht, in unabsehbarer Ferne, Poesie und Sage auch seinen Namen mit ihrem goldenen Duft umhüllen.

J. R.

[1]) Deutsche Rundschau, 1879, Bd. XVIII, S. 377, 378, „Graf Moltke's Wanderungen um Rom".

Wohlfahrtseinrichtungen der Reichspost.

Die Wohlfahrtseinrichtungen der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung. Berlin. Gedruckt in der Reichsdruckerei. 1890.

Man ist gewohnt, die Reichspost in erster Linie vom Standpunkte ihrer eigentlichen Bestimmung und Aufgabe zu beurtheilen: als die Trägerin und Vermittlerin des ins Riesige gewachsenen nationalen und internationalen Verkehrs der Gegenwart; als eine großartige Institution, bestimmt, den Austausch geistiger und materieller Interessen zu vermitteln und zu fördern und dadurch eine hohe Potenz der deutschen Cultur und Volkswirthschaft zu repräsentiren. Wie gut es ihr — unter der bewährten Leitung des Staatssecretärs v. Stephan — gelungen ist, dieser verantwortungsvollen und schwierigen Aufgabe gerecht zu werden, zeigt die allgemeine Anerkennung, welche die Leistungen unserer Reichspost finden. Daß sie aber im Inlande und vielleicht noch mehr im Auslande geradezu als ein Muster von Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit gerühmt wird, das hat nicht allein die technische Ausbildung und Vollkommenheit ihres vielgestaltigen Betriebes bewirkt: vielmehr ist es vor Allem die Pflege des traditionellen Pflichtbewußtseins preußischen Beamtenthums, welche dem modernen preußisch-deutschen Postwesen diesen Ruhm sichert. Und darum ist die Reichspost auch nach der Seite hin von ganz hervorragender Bedeutung, wie sie — in Erkenntniß des Princips, daß eine dauernd freudige und eifrige Pflichterfüllung aller Angestellten nur bei gesicherter materieller Lage möglich — als Arbeitgeberin von mehr als hunderttausend Personen sich bestrebt, durch Wohlfahrtseinrichtungen verschiedenster Art die sittliche und wirthschaftliche Existenz ihrer Beamten für alle Wechselfälle des Lebens zu stützen. Die soeben veröffentlichte Denkschrift der deutschen Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung gibt nun ein ebenso erfreuliches wie anschauliches Bild von ihren Veranstaltungen zur Erfüllung dieser großen Aufgabe, und es verlohnt sich sehr wohl, dasselbe näher kennen zu lernen.

In erster Linie werden in der Denkschrift diejenigen Wohlfahrtseinrichtungen geschildert, welche auf der Grundlage gegenseitiger Selbsthülfe beruhen. Ihr Zweck ist nämlich, zu veranschaulichen, in welchem Umfange innerhalb der fraglichen Berufsgemeinschaft durch die Potenz freiwilliger Fürsorge Wege erschlossen werden, welche das Einzel- und Familienwohl ihrer Angehörigen nachhaltig fördern helfen. Daneben aber kann aus dieser Darstellung entnommen werden, wie diese auf dem Principe der Selbsthülfe beruhenden Maßnahmen fortdauernd eine wesentliche Förderung durch Rath und That von Seiten der Verwaltung finden, welch' letztere ihre Organe für den Dienst jener Wohlfahrtsanstalten zur Verfügung gestellt und die Bestrebungen derselben auch durch materielle Beihülfe vielfach in wirksamer Weise unterstützt hat. Somit zeigt der Bericht im Ganzen die segensreichen Folgen harmonischen Zusammenwirkens von freier Selbsthülfe und staatlicher Fürsorge, welches, im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts aus bescheidenen Anfängen beginnend, mit dem Wachsen der Verwaltung an Intensität und Ausdehnung gewonnen und eine Reihe blühender Einrichtungen

gezeitigt hat, welche schon einer großen Zahl von Hülfsbedürftigen ausreichende und nicht beschämende Unterstützung gewährt haben und auch fernerhin zu bieten im Stande sind.

Bevor jedoch diese der Postverwaltung allein eigenthümlichen Wohlfahrtseinrichtungen des Näheren geschildert werden, müssen wir zum Verständniß ihrer Tragweite die sie ergänzenden allgemeinen Veranstaltungen und Gesetze kurz skizziren, in welchen sich die Fürsorge des Reiches für alle seine Beamten bethätigt.

Danach wird einmal für den Fall der Dienstunfähigkeit in der Weise vorgesorgt, daß sämmtliche etatsmäßig angestellten Beamten der Post und Telegraphie gleich den übrigen deutschen Reichsbeamten nach mindestens zehnjähriger Dienstzeit das Recht auf ein lebenslängliches Ruhegehalt aus der Reichskasse erwerben, sobald sie zur Erfüllung ihrer Amtspflichten körperlich oder geistig dauernd unfähig geworden sind oder das fünfundsechzigste Lebensjahr vollendet haben. Ist die Dienstunfähigkeit Folge eines im Betriebe erlittenen Unfalles, so tritt die Berechtigung zum Ruhegehalt ohne Rücksicht auf die Dauer der Dienstzeit und auch bei nicht-etatsmäßigen Beamten ein.

Sodann ist bei Erkrankungen die gesetzliche Fürsorge so geregelt, daß auch den nicht-etatsmäßig angestellten Beamten ein Anspruch auf Fortgewährung ihres Diensteinkommens in Krankheitsfällen für die Dauer von dreizehn Wochen zusteht.

Endlich sind noch die Hinterbliebenen der Postbeamten durch Reichsgesetz vor Noth geschützt: ihre Wittwen erhalten eine Rente gleich dem dritten Theile desjenigen Ruhegehalts, zu welchem der Verstorbene berechtigt gewesen sein würde, wenn er am Todestage in den Ruhestand versetzt worden wäre; das Waisengeld beträgt für jedes Kind unter achtzehn Jahren ein Fünftel, bei erfolgtem Ableben der Mutter aber ein Drittel des gesetzlichen Wittwengeldes.

Die vorliegende Denkschrift übersieht, ihrem Titel gemäß, alle diese durch Reichsgesetz bestimmten Wohlfahrtsmaßnahmen, aber sie legt sich eine weitere Beschränkung noch darin auf, daß sie ausschließlich überhaupt nur solche Veranstaltungen berücksichtigt, deren Wirkungskreis das gesammte Reichsgebiet umfaßt. Hierdurch wird die große Zahl von Hülfsvereinen rein localer Natur ausgeschlossen; denn fast in allen größeren Städten mit zahlreichem Post- und Telegraphenpersonal gibt es Vereinigungen, welche sich die gegenseitige Unterstützung ihrer Mitglieder bei mannigfaltigen Vorkommnissen des Familienlebens, z. B. Sterbefällen u. s. w., zur Aufgabe gesetzt haben.

Von den in der Denkschrift nun behandelten speciellen Wohlfahrtseinrichtungen ist die älteste die Postarmen- und Unterstützungskasse. Sie wurde bereits im Jahre 1713 zu dem Zwecke begründet, den durch Alter oder sonst im Dienste invalid gewordenen Postillonen, denen ein Anspruch auf Staatspension nicht zustand, angemessene Unterstützungen zu gewähren. Man traf damals die Anordnung, daß von jedem im Dienst befindlichen Postillon ein Beitrag von einem Groschen pro Vierteljahr, von den übrigen Beamten der Postverwaltung ein solcher von einem halben Procent des Einkommens unter zweihundert Thalern und von einem Procent bei einem größeren Einkommen zu Gunsten der aus diesen Mitteln zu bildenden Unterstützungskasse entrichtet werden sollte. Auf diese Weise wurden jährlich ungefähr vierhundert Thaler zusammengebracht, die anfänglich thatsächlich hinreichten, die Zwecke der Anstalt zu erfüllen. Aus diesen bescheidenen Anfängen heraus hat sich diese Kasse im Laufe der Zeit zu einer umfassenden Einrichtung entwickelt, deren hauptsächlichste Bestimmung heute dahin geht, allen Angehörigen der Verwaltung und deren Hinterbliebenen da, wo gesetzliche Ansprüche fehlen, durch Gewährung von Pensionen oder Unterstützungen zu Hülfe zu kommen. Dank der beständigen Fürsorge, welche die Postverwaltung dem Gedeihen der Anstalt zugewendet hat, ist es gelungen, die Jahressumme der zu Unterstützungszwecken verfügbaren Mittel von dem ursprünglichen Betrage von vierhundert Thalern auf fast fünfmalhunderttausend Mark zu steigern. Statt der anfänglichen Zahl von dreizehn Personen werden gegenwärtig jedes Jahr gegen elftausend Personen mit solchen Beihülfen für ihr Fortkommen bedacht. Die Mittel

der Postarmenkasse werden vorzugsweise zu Geldgeschenken, Zulagen und Ruhegehältern an Postillone, zu Unterstützungen an active Unterbeamte wie auch an solche frühere Angestellte, welche Pension nicht beziehen, und an Wittwen und Waisen von Postbeamten verwandt.

Eine fernere bedeutsame Wohlfahrtsanstalt ist der Sterbekassenverein, dessen Begründung im Jahre 1826 durch Postbeamte erfolgte, um in Todesfällen den Hinterbliebenen aus gemeinschaftlichen Mitteln eine sofort zahlbare einmalige Geldunterstützung zu gewähren. Die ursprüngliche Einrichtung der Hülfskasse war die, daß beim Tode eines Mitgliedes von den übrigen Mitgliedern ein mäßiger Geldbeitrag zu entrichten war, worauf sogleich nach Abgabe des gerichtlich beglaubigten Todtenscheins die Auszahlung einer Summe von zweihundert Thalern an die Hinterbliebenen erfolgte. Mit der Ausbreitung des Vereins ergab sich indeß die Nothwendigkeit, nach dem Beispiele der Lebensversicherungsgesellschaften, regelmäßige Beiträge zu erheben und größere Capitalien anzusammeln. Dadurch ist es dem Verein in der That gelungen, allen seinen Verpflichtungen ohne Ausnahme pünktlich nachzukommen. Da bei der Verwaltung des Vereins jedes Privatinteresse ausgeschlossen ist, bietet derselbe seinen Mitgliedern Vortheile, wie sie nur bei einer uneigennützigen Durchführung des reinen Princips der gegenseitigen Selbsthülfe möglich sind. Für die Solidität der Geschäftsführung aber legt der Umstand Zeugniß ab, daß bei dieser Sterbekasse die gerichtliche Austragung von Streitigkeiten mit den Versicherten während der ganzen, mehr als fünfzigjährigen Dauer ihres Bestehens, noch nie vorgekommen ist.

Auch sonst hat die Postverwaltung danach gestrebt, ihre Angestellten gerade beim Abschluß von Versicherungsverträgen günstiger zu stellen. So hat sie seit 1867 mit einer Reihe bewährter deutscher Lebensversicherungsgesellschaften besondere Abkommen getroffen, durch welche jenen Postunterbeamten, welche ihr Leben durch Vermittlung der Postbehörde versichern, nicht unerhebliche Vortheile geboten werden. Die betheiligten Gesellschaften gewähren demnach z. B. einen Prämienerlaß, der zwischen drei und zehn Procent der sonst zahlbaren Versicherungsprämie schwankt; dieselben lassen ferner monatliche Theilzahlungen der Versicherungsprämien zu u. s. w. Die Gegenleistungen, welche die Postverwaltung für die Versicherungsanstalten übernimmt, bestehen in der Einziehung dieser Prämienbeträge durch monatliche Abzüge vom Diensteinkommen der Versicherten und in der Abführung der Prämien an die Versicherungsanstalt. Zu Gunsten der Versicherten selber gewährt die Verwaltung noch einen Zuschuß zur Prämie in Höhe von siebzehn Procent der letzteren. Den versicherten Unterbeamten liegt hiernach (und unter Berücksichtigung des erwähnten Prämienerlasses) aus eigenen Mitteln die Entrichtung von nur drei Vierteln bis vier Fünftel der tarifmäßigen Prämie, und zwar durch monatliche Gehaltsabzüge, ob.

Die auf diesem Gebiete gemachten günstigen Erfahrungen veranlaßten die Reichs-Postverwaltung neuerdings, ihre vermittelnde Thätigkeit auch auf das Gebiet der Rentenversicherung zu übertragen. Als Ziel wurde ins Auge gefaßt, den unversorgt hinterbliebenen Töchtern von Beamten eine Fürsorge von dem Zeitpunkte ab zu verschaffen, mit welchem das gesetzliche Wittwen- und Waisengeld fortfällt. Zu diesem Zwecke ist im Jahre 1889 mit einer Versicherungsgesellschaft ein Abkommen getroffen worden, durch welches den Angehörigen der Postverwaltung die Versicherung von Ueberlebensrenten zu Gunsten unverheiratheter Töchter unter erleichternden Bedingungen ermöglicht wird.

Zur Begründung einer anderen segensreichen Institution gab die wiederholte Wahrnehmung Anlaß, daß die Beamten — zumal die jüngeren, noch nicht auskömmlich besoldeten — Gelddarlehen nur mit den größten Schwierigkeiten gewährt erhielten. Deshalb wurde von der obersten Postbehörde Anfang 1872 die Bildung von Spar- und Vorschußvereinen in Anregung gebracht. Der Gedanke wurde dann auf der Grundlage ausgeführt, daß Ersparnisse von Angehörigen der Post- und Telegraphenverwaltung angesammelt, verzinst und durch Antheil am Gewinn erhöht wurden, um daraus den Mitgliedern, so weit sie die erforderliche Sicherheit boten, in

Fällen des Bedürfnisses durch Gewährung zinsbarer, in Theilbeträgen rückzahlbarer Vorschüsse beizustehen. Von welcher Bedeutung heutzutage die Vereine sind, kann daraus ersehen werden, daß ihnen gegenwärtig ungefähr achtzigtausend Postbeamte angehören.

Endlich ist noch hervorzuheben, daß die Postkrankenkassen, welche auf dem Boden der allgemeinen Reichsgesetzgebung über die Krankenversicherung entstanden sind, besondere, über das gesetzliche Maß hinausgehende Fürsorge leisten.

Dieselben sind im Jahre 1885 zu Gunsten einer Anzahl Angestellter, für die anderweite Einrichtungen nicht geschaffen waren, errichtet worden, um den eigenartigen Verhältnissen der Postverwaltung Rechnung zu tragen. Das Krankengeld ist durchweg auf zwei Drittel des wirklichen Arbeitsverdienstes, so weit derselbe vier Mark für den Tag nicht übersteigt, festgesetzt. Die Dauer der Krankenunterstützung beträgt theils dreizehn, theils sechsundzwanzig Wochen. Klagen über Simulation sind, Dank dem Pflichtgefühl der Mitglieder, bisher so gut wie gar nicht laut geworden.

So weit die amtliche Denkschrift. Sie gewährt Jedermann werthvolle und verläßliche Aufschlüsse darüber, wie es die Reichs-Postverwaltung als Arbeitgeberin von mehr als hunderttausend Angestellten verstanden hat, durch rationelle Verbindung der Selbsthülfe mit staatlicher Fürsorge die sociale Lage ihrer Arbeitnehmer auf ein höheres und würdigeres Niveau zu erheben und trotzdem, oder vielleicht gerade dadurch, ihrem eigenen Interesse gerecht zu werden. Der Nationalökonom aber wird der Oberleitung der Reichspost noch besonders dankbar sein für die vielen wichtigen und schätzenswerthen Daten, welche die Denkschrift für die Kenntniß des deutschen Verwaltungswesens bietet.

Georg Adler.

Die Berliner Theater.

Berlin, 5. Mai 1891.

Unter denselben Zeichen und in der gleichen Windrichtung wie die erste ist die zweite Hälfte der Theaterspielzeit verlaufen. Eine Fülle von Neuigkeiten und neuen Einrichtungen hat das Publicum unterhalten, aber nichts von alledem hat sich über das Mittelmaß erhoben. Stärker als seit längerer Zeit ist das schauspielerische Element einmal wieder in den Vordergrund getreten; allein auch hier hat es sich nur um bekannte und erprobte Talente gehandelt. Um Adolf Sonnenthal von dem Wiener Burgtheater, um Ernesto Rossi und Friedrich Haase zu sehen, haben sich die älteren und jüngeren Freunde dieser Künstler zahlreich in den Theatern zusammengefunden, und die Schauspielkunst, freilich nur die alte, hat einen Triumph gefeiert — ein Glück, das ihr lange versagt geblieben. Denn an mächtig ergreifenden, durch den Zauber oder die Gewalt der eigenen Persönlichkeit die Zuschauer fesselnden Künstlern und Künstlerinnen ist das jüngere Schauspielergeschlecht empfindlich arm. Von genialisch veranlagten Schauspielern wie Bogumil Dawison und Marie Seebach, Theodor Döring und Minona Frieb-Blumauer ist nirgends etwas zu spüren; selbst die mehr durch die Vollendung ihrer technischen Kunst als durch die schöpferische Kraft ihrer Phantasie hervorragenden Talente wie Sonnenthal und Haase ließen bei ihren Gastspielen im Residenz-, Berliner- und Lessing-Theater weit ihre Mitspieler hinter sich zurück. Eine Ruine nun gar, wie es Ernesto Rossi jetzt ist, erscheint immer noch wie ein Wunderwerk in einer Pygmäenwelt.

An der Versimpelung der Schauspielkunst, dem Uebergewicht einer wohlgeschulten Mittelmäßigkeit, deren Niveau sich in dem Handwerksmäßigen der Kunst und in der stimmungsvollen Abtönung des Zusammenspiels außerordentlich gegen früher gehoben hat, und der Verschleifung der schauspielerischen Persönlichkeit in die allgemeine Halbbildung ist der demokratische Charakter der Zeit nicht ohne Schuld. Die Menge der Theater macht es unmöglich, dem Publicum auch nur Kräfte dritten Ranges in allen Rollen vorzuführen; die Hauptsache für den Regisseur ist darum der Durchschnittsdrill für Alle, nicht die Entwickelung und Pflege des besonderen Talentes. Nicht um das Gelingen der einzelnen Leistung, sondern um die angemessene Gesammterscheinung handelt es sich. Um eine starke Wirkung zu erzielen, werden überall die grellen Farben und Töne erhöht. In den historischen Dramen sind die Massenscenen für das Publicum wie für die Regisseure die entscheidenden geworden. Die Pantomimen und der Cirkus greifen immer verwegener auf die Bühne hinüber, und der Chor der Statisten treibt die Schauspieler immer weiter in die Enge und in den Hintergrund. Die moderne dramatische Dichtung bevorzugt beinahe ausschließlich die Vorführung und Bewegung großer Massen auf der Bühne oder die Darstellung des grauen Elends und der Verkommenheit. Daß die Schauspielkunst in diesen Elementen bisher große oder auch nur eigenthümlich interessante Aufgaben gefunden hätte, wird Niemand behaupten können. Noch weniger weiß sie mit den problematischen Figuren Ibsen's etwas Rechtes

anzufangen, denn das Nationale in ihnen, das der dänische oder norwegische Schauspieler lebendig herauszuarbeiten vermag, entgeht den unsrigen ganz. Das Graue, Oede, Unbehagliche, das der Dichtung anhaftet, theilt sich der Schauspielkunst mit, die schließlich einen ihrer größten Effecte darin findet, den Zuchthäusler, der nur noch eine Nummer ist, getreu nach der Natur darzustellen. Der Naturalismus, der eine neue dramatische Kunst, im Widerspruch zu den Bedingungen des Theaters, ohne Handlung, ohne Verwicklung und Uebertreibung, ohne Maske und Kothurn haben will, vernichtet folgerichtig auch die ganz auf die Persönlichkeit gestellte Kunst des Schauspielers, die ohne Schein und Schminke nicht bestehen kann.

Bei dem geringen Nachwuchs schauspielerischer Talente wird jede Lücke, die in dem Personal unserer Schauspielergesellschaften eintritt, schmerzlich empfunden, um so schmerzlicher, wenn die Scheidende ein so langjähriges und beliebtes Mitglied derselben gewesen ist wie Fräulein Clara Meyer, die am Mittwoch den 8. April von der Bühne des Schauspielhauses in der Rolle der Porzia in Shakespeare's Lustspiel „Der Kaufmann von Venedig" Abschied nahm. Invitus invitam dimisit, wie Sueton von Titus und Berenice erzählt: so ließ das Publicum widerwillig die leise Widerstrebende unter einem Blumenregen, der nicht aufhören wollte, ziehen. Zwanzig Jahre, vom 1. Mai 1871, ist Clara Meyer in seltener Anmuth und echter Weiblichkeit, in einer Schönheit und Jugendlichkeit, der die Zeit nichts anhaben konnte, in den classischen Dichtungen wie in den modernen bürgerlichen Schauspielen und Komödien eine Stütze und eine Zierde der königlichen Bühne gewesen. Ihr Talent wurzelte stärker in der Einfachheit und in der Naivetät als in der tragischen Leidenschaft, ihre Wandlungsfähigkeit war begrenzt; immer aber, wo das Wesen der dichterischen Gestalt mit ihrer eigenen, mehr sanften und zärtlichen als energischen Persönlichkeit sich berührte, schmeichelte sie sich den Zuschauern gleichsam in die Augen und in das Herz. Als Thella, Beatrice in der „Braut von Messina", als die Königin in „Don Carlos", als Grillparzer's „Hero", als Shakespeare's „Viola" konnte sie nicht leicht übertroffen werden; für viele Freunde des Theaters hat sie diese Figuren unvergeßlich mit ihrem Namen verknüpft. Die Seite ihrer Begabung aber, die sie zu einer originalen und in ihrer Art einzigen Schauspielerin machte, lag in dem Gebiete der modernen Komödie. Die Anziehungskraft, welche die Lustspiele Putlitzens, Paul Lindau's, Gensichen's und Lubliner's, oft zur Verwunderung der Fremden, in dem Berliner Schauspielhause ausübten, lag einmal in dem unvergleichlichen Ensemble, das damals Minona Frieb-Blumauer und Marie Keßler, Liedtke und Oberländer, Döring und Berndal bildeten, und dann in dem Schwunge, dem Reiz, dem quellenden Uebermuth des Humors und der Lebensfreude, die Clara Meyer den Mädchen und jungen Frauen dieser Stücke einflößte. Ihre Beobachtung der Wirklichkeit, ihr Eindringen in die moderne Empfindung, ihre Wahlverwandtschaft mit dem typischen Fühlen und Denken des modernen Weibes vertiefte sich von Jahr zu Jahr; noch zuletzt hat sie als Turgenjew's „Natalie" und als Ibsen's Ellida in der „Frau vom Meere" die Reife und die Eigenart ihres Wesens ebenso überraschend wie hinreißend offenbart. Ob die Leitung in den Damen Rosa Poppe und Amanda Lindner etwas wie einen Ersatz für die Künstlerin, die uns verlassen hat, finden wird, kann die Zukunft allein lehren.

Leider ist diese Zukunft wieder ganz in das Ungewisse hineingerathen. Seit der Mitte December des vergangenen Jahres hat die Hofbühne in dem Herrn Oberregisseur Max Grube einen neuen künstlerischen Leiter erhalten. Wenig über ein Jahr, von dem 1. September 1890 bis zum 15. December 1891, hat die directoriale Herrlichkeit des Herrn Dr. Otto Devrient gedauert, der, wie es hieß, mit so außerordentlichen Vollmachten sein Amt antrat, von dessen Thätigkeit man sich so Großes versprach. Otto Devrient ist zu kurze Zeit in einer so verantwortlichen und schwierigen Stellung gewesen, als daß eine gerechte Würdigung seiner Begabung möglich wäre. Er ist kaum in seinem Amte warm geworden. Die kleinen Verhältnisse, aus denen er zu uns kam, von Weimar und Oldenburg, die einseitig classisch-literarische Richtung, die er aus der Schule seines Vaters, Eduard Devrient's, mitbrachte, hatten seinen Gesichts-

kreis ein wenig eingeschränkt; es hätte der Zeit, der Erfahrungen, selbst der Fehlschläge bedurft, um ihn in dem reicheren und bewegteren Kreise, dem er hier vorstand, heimisch werden zu lassen. Zu seinem Unglück konnte er nun überdies seinen Liebhabereien nicht entsagen, er trat als Schauspieler auf, er richtete sein Luther-Festspiel in Potsdam ein und spielte selbst darin mit, er suchte den schwächlichen Talenten, die ihm in Oldenburg oder auf seinen Luther-Fahrten bedeutend erschienen waren, im Schauspielhause einen hervorragenden Platz zu sichern. Nothwendig verstimmten diese Dinge die Intendantur wie die Kunstgenossenschaft und erschienen dem Publicum mit Recht als ungehörig. Sein verunglückter Versuch, die erste Niederschrift des Götz, „Die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen", in einer wunderlichen Einrichtung, welche die Bühne in zwei Guckkästen theilte, vorzuführen, brachte ihn um jeden Credit als Dramaturgen, seine Darstellung des Nathan um jeden Credit als Schauspieler. Die Neuigkeiten, die er auswählte, verfolgte ein Unstern, nach einander fielen ihm fünf Stücke durch. So ohne Wurzel in dem Publicum wie in der Schauspielergesellschaft des Hauses, wehte ihn der Wind von oben, der sich drehte, um. Weder in dem Schauspielhause noch draußen fand er Vertheidiger. Ganz ohne Verdienst für das Repertoire war indeß seine Thätigkeit nicht: er hat ihm zwei neue Shakespeare-Komödien „Der Sturm" und „Verlorene Liebesmüh" in einer Bearbeitung von Rudolph Genée und Turgenjew's Schauspiel „Natalie" zum bleibenden Gewinn eingefügt. Herr Max Grube, der an seine Stelle getreten, hat dem Schauspielhause schon einige Jahre als gewandter und trefflich begabter Darsteller angehört. Seine Vielseitigkeit, seine scharfe, wenn auch zu einseitig auf das Grelle und Groteske gerichtete Charakteristik haben ihm in der Künstlerschaft und in dem Repertoire eine bedeutsame Stellung verschafft, und die gute Meinung, die das Publicum von dem Schauspieler hegt, kommt dem angehenden Dramaturgen auf halbem Wege entgegen. Mit literarischen Neigungen und Kenntnissen verbindet er die treffliche Schule, die er in Meiningen durchgemacht, den Sinn für das Malerische und die Fähigkeit, dem Stimmungsgehalt einer Dichtung den richtigen theatralischen Ausdruck zu geben, so daß man seiner Leitung der Hofbühne mit einigem Vertrauen entgegensieht. Die vielen Erschütterungen und Umwälzungen, die sie seit dem Tode des Herrn von Hülsen erfahren hat, machen die Ruhe und Stetigkeit einer besonnenen Leitung für sie zur Lebensfrage; das Schauspielhaus kann seinen Rang als erstes Theater Deutschlands nur behaupten, wenn es aufhört, eine Stätte des Dilettantismus und der Experimentirsucht zu sein, und wieder einer strengen Kunstregel und Ordnung folgt. Die einzige Besorgniß, und freilich ist es eine schwere, die der Oberregisseur Grube der Kritik einflößt, ist der Schauspieler Grube; seine Vielspielerei muß allmälig seinen Ueberblick über das Ganze und die Sicherheit seiner Haltung beeinträchtigen. Davon ganz zu schweigen, daß der Tadel, der den Schauspieler trifft, in der Coulissenwelt auch die Autorität des Directors beschädigt. Der Leiter der Hofbühne befindet sich eben nicht in derselben Lage wie ein beliebter Schauspieler, der zugleich der Director eines Privattheaters ist. Herrn Barnay z. B. wünschen die Besucher des Berliner Theaters auf seinen Brettern als Kean, Antonius oder Wallenstein zu sehen; die Gunst, die sie dem Theater zuwenden, gilt in erster Linie dem Künstler. Solche Rücksicht auf das Publicum und die Kasse gibt es für Herrn Grube nicht; ungern würden wir ihn in gewissen Rollen vermissen; aber die Gewißheit, daß er sich um so eifriger und freier von jedem Gefühl der persönlichen Eitelkeit, die nun einmal mit dem Schauspielerthum unausrottbar verbunden ist, der Leitung und Ordnung, den Interessen des Ganzen widmen könnte, würde uns und müßte ihm den Verzicht leichter machen.

Das entscheidende Ereigniß dieser Monate war für das Schauspielhaus die erste Aufführung des Schauspiels in sieben Vorgängen von Ernst von Wildenbruch, „Der neue Herr", die auf Befehl des Kaisers am Montag, den 9. Februar, stattfand. Gerade wie „Die Quitzows" im Herbste 1888, hat das neue Schauspiel die Hofbühne aus einem Zustande der Verödung und der Theilnahmlosigkeit gerissen, den Schauspielern Feuer und Beweglichkeit, den Zuschauern Interesse eingeflößt.

Gewiß hat die Vorliebe, die der Kaiser der Dichtung bewiesen, der Eifer, mit dem er sich an ihrer scenischen Einrichtung und Anordnung betheiligt hat, von vornherein den Erfolg mitbestimmen helfen; allein auch ohne diese kaiserliche Gunst würden auf einer Berliner Bühne die stark und kräftig betonten localpatriotischen Momente, der soldatische Schwung, die wie Trommelwirbel rollende Diction des Schauspiels ihre Wirkung nicht verfehlt haben. Wie in den „Quitzows" bildet in dem Drama „Der neue Herr" die Stadt Berlin den Hintergrund, der Gegensatz zwischen dem Bürgerthum und dem Räuberthum, das 1415 als Raubritterthum, 1640 als Söldnerthum auftritt, zwischen dem Fürsten, der auf die Herstellung des Friedens sinnt und das Wohl Aller im Herzen trägt, und dem Junker, der nur an sich, an die Herrschaft des Adels denkt und sein höchstes Gut in der Ungebundenheit eines wüsten, freien und rohen Lebens findet, den Inhalt. Die Rolle, die in den „Quitzows" der Burggraf Friedrich von Nürnberg spielt, übernimmt in dem „neuen Herrn" der junge Kurfürst Friedrich Wilhelm, die Gestalt Dietrich's von Quitzow hat sich in die eines jungen Obersten Moritz August von Rochow umgewandelt, die Kränkung und Mißhandlung eines schlichten wackeren Bürgers mischt in beiden Dramen in die politische Handlung ein allgemein menschliches Interesse. Noch stärker als „Die Quitzows" mit ihren „Bildern" fällt die neue Dichtung mit ihren sieben Vorgängen, von denen sich die einen zu langen Acten ausdehnen, die anderen nur die Kürze eines Auftritts haben, aus dem Rahmen eines geschlossenen Kunstdrama's. Was uns der Dichter im Wesentlichen bietet, ist eine Staatsaction in dialogischer Form, eine Reihe lebender historischer Bilder, eine lärmvolle Bewegung, ein Massenaufgebot von Hauptleuten und Soldaten, von Rathsherren und Bürgern. Unwillkürlich schwebt ihm und den Zuschauern Schiller's „Wallenstein" vor. Ueber die Schilderung des dreißigjährigen Krieges, die Schiller dort gegeben, kommt auch er nicht zu einer neuen Auffassung und Gestaltung der Zeit und ihrer Erscheinungen. Die Schwierigkeiten, mit denen der zwanzigjährige Kurprinz Friedrich Wilhelm bei seiner Thronbesteigung zu kämpfen hatte, bilden die historische Unterlage des Stückes. Daß der Widerstand der Hauptleute, die sich mehr zu den kaiserlichen Fahnen als zu den Schweden hingezogen fühlten; die dunkeln Machenschaften des Grafen Adam Schwarzenberg, der unter dem schwachen Georg Wilhelm fast mit unumschränkter Vollmacht in der Mark Brandenburg gewirthschaftet hatte, in einer gewissen Uebertreibung ihrer Bedeutung geschildert werden, verlangte der dramatische, sich tragisch zuspitzende Conflict. Die Geistesgröße und die Thatkraft, die überraschende Klugheit, Mäßigung und Entschlossenheit, die der „neue Herr" in der Wiederherstellung seiner Macht, gleichsam in der Rückgewinnung seiner Rechte und seiner Truppen bewies, sind von dem Dichter kaum in helleren Farben gemalt worden, als sie uns die Geschichte überliefert hat.

Der Vorwurf des Unhistorischen und der byzantinischen Schmeichelei, die Wildenbruch nicht erspart geblieben sind, kann dem Schauspiel mit Recht nicht gemacht werden; seine Mängel liegen in der Schwäche und Formlosigkeit der Composition und der geringen Vertiefung der Charaktere. Das Vorspiel führt uns nach dem niederländischen Schlosse Rhena; zwei junge Mädchen, eine Prinzessin Hollandine und ein Fräulein Claudine von Rochow, der Kurprinz, der Oberst Moritz August von Rochow und sein Page, der ein verkleidetes Mädchen ist, unterhalten sich in lustigen, freien und übermüthigen Reden; die kecke und freche Soldatennatur Rochow's gibt sich in voller Offenheit, der Thatendrang des Prinzen deutet sich lebendig an; schließlich gehen alle auseinander, die Prinzeß nach dem Haag, der Prinz in die Schanzgräben, die Geschwister Rochow nach Berlin; das Ganze ist ein Auftact, der leider mit der folgenden Musik in keiner rechten Harmonie steht. Die sechs übrigen Vorgänge spielen in Berlin. Graf Adam Schwarzenberg nimmt im Verein mit dem kaiserlichen Feldherrn Gallas die brandenburgischen Hauptleute in Eid und Pflicht für den Kaiser Ferdinand: nur einer widerspricht, der alte Burgsdorf, der sich bei der Unterschrift des Reverses seine Pflicht gegen Brandenburg vorbehält. Die Erinnerung an den vierten Act der „Piccolomini" ist unabweislich. Eine schwere Contribution wird der Stadt Berlin

auferlegt, ihre Vorstädte sollen in den nächsten Tagen niedergebrannt werden, um den Schweden die Annäherung zu erschweren. In einem dieser dem Verderben geweihten Häuser begibt sich der nächste Vorgang. Dem Gastwirth Jakob Blechschmidt ist der Geselle davongelaufen und unter die Soldaten gegangen, die Tochter hat sich von Rochow entführen lassen, das Herz des alten Mannes ist voll Zorn und Galle über die Unbill und das Unglück, die ihm widerfahren sind, und als er jetzt hört, daß sein Haus zerstört werden solle, und zugleich der ehemalige Gehülfe frech im Soldatenrock mit andern Cumpanen bei ihm eindringt und ihm ins Angesicht trotzt, ersticht er ihn. Von dem Tode durch den Profossen, zu dem ihn der Commandant der Stadt verurtheilt, rettet ihn der Kurprinz: gerade an diesem Abende ist er vom Haag kommend in Berlin eingetroffen auf der Reise nach Königsberg in Preußen zu seinem schwer erkrankten Vater. Während er sich in dem Hause des Grafen Schwarzenberg an dem Schattenspiel der Laterna magica ergötzt, trifft ein Bote aus Königsberg ein: sein Vater ist gestorben, er ist jetzt der Herr. Das Todesurtheil des Wirthes zu unterschreiben weigert er sich, mit wachsendem Erstaunen vernimmt er, daß seine Regimenter dem Kaiser Treue geschworen haben, daß sie einen Angriff auf die Schweden vorbereiten und die Vorstädte von Berlin verbrennen wollen. Aber machtvoll weiß er sich zu sammeln und an sich zu halten. In einer gewaltigen Rede, ganz in dem Wildenbruch'schen Pomp und Klang, zerknirscht er den Grafen, den ungetreuen Verwalter; sein Auftreten zwingt die Mehrzahl der Hauptleute zur Unterwerfung und zum Gehorsam; nur der wüste Rochow und zwei andere sinnen weiter Verrath und Empörung. In einer abenteuerlichen Verschwörung beschließen sie, auf eigene Faust die Schweden anzugreifen und so den Kurfürsten gegen seinen Willen mit sich fortzureißen; sie bemächtigen sich des ganz gebrochenen Schwarzenberg, um ihn nach Spandau in den Thurm zu schleppen, allein er stirbt vom Schlage getroffen unter ihren Händen. Ihr Plan mißlingt, die dem Kurfürst ergebenen Truppen behalten die Oberhand, und Rochow, der die Hand des Fürsten zur Versöhnung schnöde zurückweist und den Degen gegen ihn zückt, wird erschossen. Mit einer Verherrlichung des „neuen Herrn", dem Soldaten und Bürger, Männer und Weiber, Alt und Jung zujubeln, schließt das Stück. Trotz des engbeschlossenen Raums und der Kürze der Zeit, in der sich das Ganze, wenn man von dem ersten Vorgange absieht, in Berlin und innerhalb zweier Tage abspielt, herrscht doch statt der festgefügten Handlung das Bildartige, die breit ausgesponnene Episode vor. Die Frauen treten zurück, die Leidenschaft und die Schuld der Liebe haben in der Staatsaction keine Rolle. Schon dadurch fehlt der Dichtung der stärkste Reiz; aber es kommt hinzu, daß uns die Staatsaction nicht entfernt die Theilnahme einzuflößen vermag, wie der Fall Macbeth's, die Hinrichtung der Maria Stuart, der Untergang Wallenstein's. Niemand fürchtet, daß der junge Fürst im Kampfe gegen die Zügellosigkeit des Soldatenthums den Kürzeren ziehen könnte, Niemand erwärmt sich für die wüsten Reden und die Rodomontgebärden Rochow's. Der Streit zwischen Beiden ist von vornherein zu ungleich, seinem inneren Gehalt wie seinen äußeren Mitteln nach, als daß er uns tiefer bewegte; alles Licht ist auf Seiten des Fürsten, alles Dunkel auf Seiten Rochow's. Und wäre die Finsterniß noch gigantisch, die Bosheit teuflisch, allein Wildenbruch hat sich um die volle Wirkung gebracht, indem er die Feindschaft und den Gegensatz wider den neuen Herrn auf zwei Figuren vertheilte, auf Schwarzenberg, der als Kopf, und auf Rochow, der als Arm erscheint. So bleiben Beide im Halben stecken; Schwarzenberg's Geist erliegt vor der Majestät und den Königsgedanken, die Friedrich Wilhelm's Stirn umschweben, und wenn Rochow die Hand erheben will, „versagt sie ihm die Pflicht". Anfänglich tritt er auf, den Federhut schüttelnd, mit dem Degen klirrend, wie die „blonde Bestie" des jetzt plötzlich zu hohen Ehren in der literarischen Meinung emporgestiegenen junkerlichen Philosophen Friedrich Nietzsche und läßt uns glauben, er würde erhaben über Gut und Böse ungeheuerliche Thaten vollführen; zuletzt fällt er ohne Sang und Klang. Nicht einmal der Freund bemitleidet ihn. An künstlerischem Werthe kann sich das Schauspiel nicht mit den „Quitzows" vergleichen; die Berliner

Localkunst und der preußische Patriotismus, in denen es lebt und webt, sichern ihm indessen den Beifall des Theaterpublicums.

Den hundertjährigen Geburtstag Franz Grillparzer's feierte das Schauspielhaus am Donnerstag, den 15. Januar, mit der ersten Aufführung der beiden Dramen „Der Gastfreund" und „Die Argonauten", der ersten Hälfte der Trilogie „Das goldene Vließ". Auf unserer Bühne erschien das letzte Stück der Dichtung, „Medea," zuweilen, die ersten waren dem Repertoire bisher nicht einverleibt. Zur dauernden Bereicherung werden sie ihm freilich nicht dienen; das zauberisch und phantastisch Unheimliche der Fabel setzt uns mehr in Verwunderung, als daß es uns innerlich anzöge und fesselte. Am ergreifendsten und menschlich wahrsten berührt uns noch „Der Gastfreund", denn hier bleibt das Wesentliche der Handlung im Wahrscheinlichen, außerhalb des magischen Kreises. An unwirthlicher Küste landet der Grieche Phryxus, in einem düstern Lande, unter wolkenverhangenem Himmel; scheu nehmen ihn die Barbaren auf. Seine Schätze verlocken ihre Habsucht, seine Waffen erregen ihre Furcht. Die wilde und fremdartige Schönheit der Königstochter Medea bethört den Führer, ihre Schlaftränke benebeln seine Genossen. Sie fallen unter den Streichen der Barbaren, Phryxus, nachdem er die Rache der Götter auf den König und seine Tochter, die das Gastrecht gebrochen, herabgefleht hat, unter dem Schwert des Aietes. Hier ist Alles klar, verständlich und in dem eigenartigen, alterthümlich anklingenden Rhythmus des Vortrags von großer Wirkung. In dem zweiten Stück ist es vor Allem der Gegensatz zwischen der dunklen Zauberin Medea, in die sich das pfeilfrohe und muthige Mädchen der ersten Abtheilung durch die Blutschuld und den Fluch des Phryxus gewandelt hat, und der lichten Heldenhaftigkeit des Jason, der Widerstreit zwischen der Liebe zu dem Jüngling und dem Haß gegen den Fremdling, der nach Kolchis gekommen ist, das goldene Vließ zu rauben, aus dem sich die Handlung und die Katastrophe entwickelt. Aber die Ueberladung des Stoffes mit den märchenhaften Elementen der Sage hindert die reine Wirkung. Immerhin hat eine Reihe von Vorstellungen den Eifer der Leitung und der Künstler belohnt und dem „Goldenen Vließ" neben den beiden andern Dramen Grillparzer's „Der Traum ein Leben" und „Des Meeres und der Liebe Wellen" einen festen Platz auf unserer Hofbühne gewonnen. So dankenswerth dieses Unternehmen war, um so verfehlter und im Widerspruch mit allen Verpflichtungen und Traditionen des Schauspielhauses erschien der Versuch, dem modernen Naturalismus hier eine Stätte zu bereiten. Noch dazu mit dem schwächlichen Werke eines Anfängers: „Unsichtbare Ketten" von Wilhelm Meyer, einem bürgerlichen Schauspiel in vier Acten, das am Sonnabend, den 14. März, zur ersten Aufführung gelangte. Ein junger Arzt in einer kleinen Provinzialstadt ist unschuldig verurtheilt worden: er soll einen Offizier aus Eifersucht getödtet haben. Erst nach mehrjähriger Haft wird seine Unschuld anerkannt und er aus dem Zuchthause entlassen. Statt nun in der Fremde sein Glück zu suchen, steift er sich darauf, in seiner Heimath zu bleiben, und versinkt unter dem Mißtrauen und der Abneigung der Spießbürger gegen ihn immer mehr in Verkommenheit und Verwilderung. Er hat seine frühere Braut, die sich während seiner Gefangenschaft seinem älteren Bruder zugewandt, geheirathet — denn weder das Mädchen noch der Bruder haben nach seiner Befreiung den Muth gehabt, ihm ihr Verhältniß einzugestehen — und kränkt sie nun durch ein rohes Betragen und die Ausbrüche einer ebenso wilden wie grundlosen Eifersucht. Nach dem Original tödtete er sie in einem dieser Anfälle und bewies dadurch nur, wie Recht seine Richter gehabt, den Jähzornigen eines Todtschlags für fähig zu halten; auf der Bühne hatte man aus dem leidvollen einen fröhlichen Schluß gemacht und die Rohheit in die Sentimentalität verwandelt. Schieß', ruft die entrüstete Luise ihrem Manne zu, als er den Revolver gegen sie erhebt. Diese Entschlossenheit erschreckt den Gatten so sehr, daß er die Waffe fallen läßt und nach einer leidenschaftlichen Unterredung ihr gerührt zu Füßen und ans Herz sinkt. In der Charakteristik und dem Ausdruck des erregten Gefühls gibt es einige Lichtblicke, aber die graue Färbung des Ganzen, die öde Tendenz- und Be-

weisſucht, aus der es entſprungen iſt, der ſchlimme Fehler im Aufbau, der den vierten Act vom dritten durch ein Jahr trennt, deſſen Ausfüllung die Phantaſie des Zuſchauers übernehmen muß, ſtellen das Stück in dieſelbe Reihe wie die Elendstragödien, mit denen die „Freie Bühne“ ihre Mitglieder ergötzt. Dieſe literariſche Richtung, die ohne Zweifel ihr Publicum und in ſo fern, wenn nicht eine künſtleriſche, doch eine thatſächliche Berechtigung hat, gehört auf die zweiten und dritten Theater der Stadt; der Bühne des Schauſpielhauſes muß ſie fern bleiben, bis ſie durch anerkannte Kunſtwerke ſich den Zugang zu ihr in der Meinung Aller erworben hat. So wenig wie das Theatre Français darf die Berliner Hofbühne ein Nährboden für den Bacillus des Peſſimismus und der Socialdemokratie werden; der allgemeine Unwille des Publicums gegenüber dem Schauſpiel „Unſichtbare Ketten“ wird in dieſer Hinſicht den Leitern des Schauſpielhauſes eine heilſame Lehre gegeben haben.

Wie das Schauſpielhaus in Wildenbruch's Drama „Der neue Herr“, hat das Leſſing-Theater in Victorien Sardou's Drama „Thermidor“ ein Stück Geſchichte auf die Bühne gebracht. Auch fehlte dem zweiten ſo wenig wie dem erſten jene Unruhe und Aufregung in der Geſellſchaft und in der Preſſe, die aus der erſten Vorſtellung am Dienſtag, den 10. März, ein ſenſationelles Ereigniß machte. Das Verbot der ferneren Aufführungen des Schauſpiels in Paris durch die franzöſiſche Regierung, die Drohungen der radicalen Zeitungen und Redner, der Brief Sardou's an den Director des Leſſing-Theaters, Oscar Blumenthal, in dem er ihn bat, von der Aufführung eines Stückes, das mit Recht oder Unrecht den patriotiſchen Unwillen ſeiner Landsleute hervorgerufen habe, in Berlin abzuſtehen, hatten die Neugier und das Intereſſe auf das Höchſte geſpannt. Dieſe allzu großen Erwartungen haben eben ſo ſehr wie die Schwächen des Drama's ſeinem Erfolge geſchadet. Man hatte eine mächtige, glühende Schilderung des Schreckens zu hören, nicht nur den Rauch, ſondern auch die Feuergarben und den Lavaſtrom des revolutionären Kraters zu ſehen gehofft und war von der Zahmheit der Handlung, von dem Mangel jeder tieferen politiſchen Leidenſchaft enttäuſcht. Keine Möglichkeit, das Werk Sardou's auch nur von fern mit den deutſchen Dramen, in denen die Revolution die Grundlage bildet, mit „Danton's Tod“ von Georg Büchner oder dem „Robespierre“ von Robert Griepenkerl zu vergleichen. Neben dieſen Alfrescobildern iſt Sardou's „Thermidor“ eine Paſtellminiatur. Während in dem Wildenbruch'ſchen Stück die Fabel und die Entwickelung der Charaktere vor dem Uebergewicht der politiſchen Betrachtungen und Erwägungen nicht aufkommen können, erliegt in dem Sardou'ſchen das politiſche Element unter der Laſt des Beiwerks und der zwiſchen Sentimentalität und Trivialität hin und her ſchwankenden Handlung. Die Figuren haben weder ein geſchichtliches noch ein revolutionäres Relief; die Fabel hält ſich innerhalb des Rahmens der Anecdoten aus der Schreckenszeit. In ſeinen Dramen „Haß“ und „Vaterland“ hat Sardou mit großer Wärme das Zeitcolorit des italieniſchen Mittelalters und ſeiner Bürgerkriege wie des niederländiſchen Befreiungskampfes gegen die Spanier getroffen; ſelbſt noch in der „Theodora“ kommt das byzantiniſche Weſen in einigen Bildern zu einem unvergleichlichen, typiſchen Ausdruck. Im „Thermidor“ dagegen ſucht man vergebens den Widerſchein des Schreckens. Ein entſcheidender Grund für die Schwächlichkeit des Ganzen liegt in der Zaghaftigkeit Sardou's; er hat wohl den Henker Samſon, aber nicht Robespierre auf die Bühne zu bringen gewagt. Das welthiſtoriſche Ereigniß des neunten Thermidor, 27. Juli 1794, der Sturz Robespierre's, ſpielt ſich hinter der Scene ab. Man hört von den Wechſelfällen der Conventsſitzung und von der Verhaftung Robespierre's erzählen, hört den Generalmarſch ſchlagen, aber man ſieht von alledem nichts. Auf der Bühne begibt ſich nichts als die Geſchichte eines jungen, unglücklichen Mädchens, deſſen Geſchick mit dem „Thermidor“ und ſeinen Ereigniſſen nur in zufälliger Verbindung ſteht. Fabienne Lecoulteux war Novize in dem Kloſter der Urſulinerinnen zu Compiègne. Bei der Auflöſung des Kloſters ſah ſie ſich ſchutzlos, fremd und verlaſſen auf der weiten Welt. Ein Officier, der von der Grenze nach Paris reiſte, begegnete ihr auf

der Landstraße, nahm sich ihrer an und brachte sie zu einer alten Verwandten in der Hauptstadt. Der Krieg ließ ihn nicht lange in Paris verweilen, zwei Jahre blieb er fern an der Grenze, in Belgien, in österreichischer Gefangenschaft. Erst vor wenigen Tagen ist er nach Paris zurückgekommen, um dem Convent die in der Schlacht bei Fleurus eroberten Fahnen zu überreichen. Vergebens hat er nach Fabienne gesucht, geforscht, seine alte Verwandte ist gestorben, das Mädchen verschollen. Da trifft er sie in der Morgenfrühe des neunten Thermidor am Ufer der Seine auf einem der Waschkähne. Die Arme sucht, ohne ihn zu erkennen, Schutz bei ihm vor den andern Wäscherinnen, die sie für eine Aristokratin halten, weil sie ein goldenes Kreuz um den Hals trägt. Die Megären wollen sich nicht beruhigen lassen, was auch der Officier und sein Freund Labussière, ein ehemaliger Schauspieler, den er am Ufer als Angler getroffen hat, zu Gunsten Fabienne's sagen, und rufen einen Polizisten herbei, sie zu verhaften. In dieser äußersten Noth schafft ihnen eine Karte, die Labussière dem Beamten zeigt, Raum zu entweichen: Alle sehen ihm erschrocken nach, er ist einer der Secretäre des Wohlfahrtsausschusses. Labussière bringt den Freund Martial Hugon und Fabienne in Sicherheit zu einer guten Frau, bei der er früher gewohnt hat. Er will, daß der Officier, um das Mädchen vor weiteren Nachstellungen zu retten, noch heute mit ihr Paris verlasse, ein Paß für ihn und seine Frau wird ohne Mühe zu beschaffen sein. Aber ein Hinderniß erhebt sich: Fabienne hat die Gelübde abgelegt. Nach dem Tode ihrer Beschützerin, bei der Kunde von Hugon's Tode, die das Gerücht verbreitet, ist sie zu ihren alten Freundinnen, den Nonnen, die in einem stillen Winkel der Stadt leben, geflüchtet und in den Orden getreten. Eine Weile gelingt es Martial's Liebesbetheuerungen, ihr Gewissen zum Schweigen, ihr Gelöbniß in Vergessenheit zu bringen; als er sie aber verlassen hat, die Nachricht kommt, daß man die Nonnen verhaftet habe, als der Zug vor dem Hause vorübergeht und in die wilde Carmagnole der Menge der Gesang der Nonnen wie aus Himmelshöhen hineinklingt, da ist in Fabienne kein Halten mehr. Sie will das Schicksal ihrer Schwestern theilen, und schnell erfüllt es sich. Ein Brief, den sie ihnen geschrieben, ist bei den Nonnen gefunden worden, die Häscher kommen, sie gefangen zu nehmen. Sie ist längst verdächtig, einer ihrer Brüder ist in der Vendée erschossen worden, einer der Conventsdeputirten, den sie als einen früheren Bekannten aufgesucht und dessen Zudringlichkeit sie zurückgewiesen hat, beschuldigt sie, einen Mordanfall auf ihn beabsichtigt zu haben. Jetzt wird sie nach der Conciergerie abgeführt, um noch an demselben Tage vor Gericht gestellt, verurtheilt und guillotinirt zu werden. Um uns in Sardou's Zeiteintheilung zu finden, müssen wir uns denken, daß der erste Vorgang am Seineufer etwa um sechs Uhr Morgens, der zweite in dem Zimmer der Frau Barillon um neun Uhr Vormittags sich abspielt. Um Mittag stürzt Hugon außer sich in das Bureau Labussière's: Fabienne ist verloren, wenn er sie nicht rettet, er soll ihre Acten verschwinden lassen. Denn Labussière hat ihm selbst erzählt, daß er dadurch viele Gefangene vor dem Tode bewahrt habe, ohne die Personalacten ist eben der Proceß vor dem Revolutionstribunale nicht zu führen gewesen; bisher hat man dem Schreiber, der bei den übrigen Beamten halb für einen Trottel, halb für einen Spaßmacher gilt, die Unordnung, — dafür hält man das Verschwinden der Acten, während sie Labussière, in kleine Stücke zerrissen, in der Morgendämmerung in die Seine wirft — durchgehen lassen. Von der Verzweiflung des Freundes gerührt, will Labussière die Acten einer andern Verhafteten, die denselben Namen Lecoulteux, wie Fabienne, führt, unterschieben, als sich die Kunde von dem Sturz Robespierre's wie ein Lauffeuer durch die Gänge und Bureaux der Tuilerien verbreitet. Alle schreien, jubeln, umarmen sich und drängen zu dem Fenster, um den gestürzten Dictator als Gefangenen vorbeiführen zu sehen; der Fall Robespierre's muß die Pforten aller Gefängnisse sprengen. Aber sie haben die Rechnung ohne Fouquier-Tinville gemacht, der hat wie an jedem Tage sein Gericht gehalten, Fabienne ist zum Tode verurtheilt worden. Es ist fünf Uhr Nachmittags, die Karren halten vor der Conciergerie. Das Gesetz soll seinen Lauf haben, gleichviel, ob die bisherige Regierung gestürzt worden ist. Nur ein Mittel gäbe es noch für Fabienne,

einen Aufschub des Todesurtheils und damit die Möglichkeit der Rettung zu erlangen, wenn sie erklären wollte, daß sie sich Mutter fühle. Aber heroisch verschmäht sie es, ihr Leben mit einer Lüge, mit ihrer Unehre zu erkaufen. Gefaßt schreitet sie durch die Pforte zu dem verhängnißvollen Karren; Martial, der sie zurückhalten will, wird von den Gendarmen erschossen. Weder der historische Moment noch die freie Erfindung kommt in Sardou's Drama zu voller Entwickelung. Die flache Zeichnung der Charaktere, die blasse Malerei des Zuständlichen, das Untergeordnete aller auftretenden Figuren, von denen keine durch ihre Stellung oder ihre Leidenschaft über das Durchschnittsmaß hinausragt, sind nicht im Stande, uns auch nur annähernd ein Bild von dem Leben in Paris unter dem Schrecken zu geben; und ebenso wenig vermögen uns Fabienne und Martial zu erwärmen, sie dulden, statt zu handeln; wo wir erwarten, daß Martial etwas zur Rettung seiner Geliebten unternähme, und wäre es eine Tollheit, erschöpft er seine Lunge mit ohnmächtigen Verwünschungen, und die kleinen Listen und Auskunftsmittel Labussière's machen gegenüber der Bedeutung des Tages beinahe einen komischen Eindruck. Triebe nicht die Freundschaft, sondern die Liebe Labussière zu seinen Handlungen an, hätte er seine Geliebte, nicht die des Freundes vor dem Fallbeil zu bewahren, so würde das Drama an Geschlossenheit und leidenschaftlichem Drang gewonnen haben und in der Form die Erzählungen fortgefallen sein, die in jedem Act von Neuem beginnen, um den Zuschauern den Verlauf der Dinge aufzuklären. Diese Schwäche der Composition und die Geringwerthigkeit des Inhalts wurden durch keine treffliche, hinreißende Darstellung aufgewogen; Lilli Petri besitzt weder die herbe Jungfräulichkeit in der Erscheinung noch das tragische Pathos in der Rede, die für die Darstellerin der Fabienne unumgängliche Erfordernisse sind, und Adolf Klein hält den koboldartigen, an das Dämonische streifenden Labussière ganz in der Sphäre der Kleinbürgerlichkeit und des trockenen Spaßes.

Trotzdem hatte unter all den vielen Neuigkeiten, die das Lessing-Theater in diesen vier Monaten aufgeführt hat, Sardou's Drama noch den größten Erfolg; die übrigen waren Eintagsfliegen. Nicht einmal Henrik Ibsen's Schauspiel in vier Aufzügen „Hedda Gabler", das am Dienstag, den 10. Februar, zum ersten Mal dargestellt wurde, vermochten die Anwesenheit des Dichters und die Anstrengungen seiner Gemeinde eine Weile lebendig auf der Bühne zu erhalten. Die Verehrer behaupten, das Stück würde ein besseres Schicksal erfahren haben, wenn das Publicum seine satirische Spitze begriffen und es, wie die Zuschauer in Kopenhagen, ausgelacht hätte. Aber eine Satire durch vier öde Acte, mit einer Heldin, die ebenso unwahrscheinlich wie unsympathisch erscheint, mit zwei Leichen am Schluß, hat, gerade wie die satirische Absicht des Dichters in der „Wildente", etwas Problematisches und Säuerliches; um eine satirische Wirkung zu erzielen, müßte diese Schilderung der Großmannssucht, der genialischen Verlumptheit bei dem Manne und des seelischen Dirnenthums bei der Frau mit übermüthigem Humor in das Groteske gemalt sein: in der nüchternen, kaltfarbigen Weise Ibsen's, der alle Irrlichter und Reflexe des Phantastischen fehlen, bei dem Mangel jedes vollquellenden Humors, weiß im Grunde Niemand, was ernsthaft gemeint, was satirisch beabsichtigt ist: ich vermuthe, der Dichter selber nicht. Hedda Gabler vermehrt die lange Reihe der unverstandenen Frauen in der Dichtung um eine Ungeheuerlichkeit. Sie hat als reifes Mädchen, da sich kein anderer Freier fand, einen Privatdocenten der Kunstgeschichte Tesman geheirathet; sie ist eine geborene Aristokratin, Tochter eines Generals, eine geübte Pistolenschützin, eine verwegene Reiterin, er ein bescheidener Gelehrter, ohne Geist, aber mit erstaunlichem Sammelfleiß, von spießbürgerlichen Gewohnheiten und Ansichten. Natürlich langweilt sie sich mit ihm und fängt ein Verhältniß mit einem Gerichtsrath Brack an — ein Verhältniß auf Zweideutigkeiten und Verfänglichkeiten hin, denn zur Handlung fehlt ihr der Muth, sie fürchtet sich ebenso sehr vor dem Namen Mutter wie vor dem Gezischel der Leute. Aus dieser Angst erschießt sie sich, weil sie einem verbummelten Schriftsteller, den sie in ihren Mädchenjahren gekannt, vielleicht auch geliebt und der sich plötzlich wieder bei ihr eingefunden, eine ihrer Pistolen gegeben hat, um sich damit zu

erschießen. Das hat Ejlert Løvborg vielleicht gethan, bei einem übelberüchtigten Mädchen, wenigstens ist er dort todt gefunden worden, die Waffe hat die Polizei an sich genommen. Um der Vernehmung vor Gericht zu entgehen, tödtet sich Hedda. Verstehe ich Ibsen recht, so ist sie seelisch schon vor ihrem Selbstmorde an Eifersucht auf eine andere Frau, Thea Elvsted, gestorben; Thea hat den verkommenen, dem Trunke ergebenen Løvborg durch ihre Liebe sittlich erhoben und zu einem merkwürdigen, tiefsinnigen Werke begeistert; das Manuscript geräth durch Zufall in Hedda's Hand, und sie verbrennt es mit den Worten: „Jetzt verbrenne ich dein Kind, Thea, dein und Ejlert Løvborg's Kind". Die Strafe für diese Nichtswürdigkeit mag dann in ihrem Tode zu suchen sein. Bei einem Dichter, der es liebt, seinem Publicum Räthsel aufzugeben, halb aus Lust am Schabernack, halb aus eigener Unklarheit, ist man freilich niemals sicher, seine Gedanken zu treffen. Für die Theaterbesucher in Kopenhagen und Christiania mag die Satire, sowohl in der Verschrobenheit Hedda's, wie in der Liederlichkeit Løvborg's, im Hinblick auf die Auswüchse der literarischen Bewegung im Norden, durchsichtig genug sein, um trotz der unsauberen Handlung ihr heiteres Gelächter zu erregen; für Deutsche bleibt nur der Bodensatz erkenntlich, der Sieg der Normalphilister, der leibliche und sittliche Untergang der Genießüchtigen, und mit Vergnügen, wie der Arzt in Dumas' Komödie „Die Fremde" sagt, bestätigen wir den Tod der beiden Vibrionen, Hedda's und Ejlert's.

Die übrigen Neuigkeiten des Lessing-Theaters: „Ohne Ideale", Schauspiel in vier Acten von Richard Jaffé, am Mittwoch, den 14. Januar, aufgeführt — „Fortuna", Schauspiel in drei Acten von Hermann Faber, aufgeführt am Donnerstag, den 19. Februar, — eine französische Posse „Paris fin de siècle", die am Sylvesterabend 1890 unter dem schiefen Titel „Auf der Höhe des Jahrhunderts" in Scene ging, von Ernst Blum und Raoul Toché, verdienen keine kritische Würdigung. Eine schlimme Enttäuschung bereitete Richard Jaffé's Schauspiel den Zuschauern. Er hatte in seinem Drama „Das Bild des Signorelli" in dem alten Professor der Kunstgeschichte, der, um seinen Sohn zu retten, zum Fälscher der Wahrheit wird, wenigstens eine originelle Figur hingestellt und in dem Aufbau der Scenen ein gewisses theatralisches Geschick bewiesen; sein neues Stück dagegen ist eine Anfängerarbeit, in der sich die abenteuerlichste Romantik — von Seegespenstern und von dem Willen, der in die Ferne wirkt — mit den gröbsten realistischen Effecten verbindet. Ein Drama von Turgenjew „Das Gnadenbrod", das in einer Bearbeitung von Eugen Zabel am 19. Februar zur Aufführung kam, ist einer jener wunderlichen Versuche des Dichters mehr, sein Talent, das einzig in der Freiheit der Erzählung lebte, in die Knechtschaft der Bühne zu zwingen. Dem Inhalte nach ist das Werk eine Skizze „aus dem Tagebuche eines Jägers", eine breite Schilderung des Zuständlichen, im Vordergrund die Gestalt eines verarmten Edelmannes, der auf einem reichen Gutshofe seit zwanzig Jahren das Gnadenbrod ißt. Mit einiger Unruhe sieht Kusoskin der Heimkehr der jungen Herrin entgegen; Olga Petrowna's Eltern, die seine Wohlthäter gewesen, sind gestorben, sie kommt mit ihrem Manne, einem höheren Beamten, aus St. Petersburg, um einige Zeit auf dem Gutshofe zu verleben. Kusoskin ist in der Einsamkeit verbauert und versimpelt, aber Olga behandelt ihn freundlich wie einen guten alten Bekannten, ihr Mann mit zugeknöpfter Höflichkeit. Da fällt es einem Allerweltsschwätzer, einem Gutsnachbar, der sich zum Besuch bei den neu Angekommenen eingestellt hat, ein, gegen den Willen des Hausherrn, aus langer Weile, Kusoskin betrunken zu machen; er hat ihn vor Jahren eben als eine Art Hausnarren und Schmarotzer bei dem Vater Olga's kennen gelernt. In seiner Trunkenheit erzählt Kusoskin eine Geschichte von einem Proceß wegen einer reichen Erbschaft, den er führt, lacht und singt, bis er sich seiner unwürdigen Lage bewußt wird, sich erhebt und Olga seine Tochter nennt. Sie ist es in der That; Olga's Mutter hat in beständigem Unfrieden mit ihrem rohen Gatten gelebt und bei dem Hausfreunde Schutz und Liebe gesucht. Olga wird von dieser Enthüllung mehr gerührt als gekränkt, und ein wohlthätiger Schlagfluß bei dem

Leeren eines Glases Champagner — sie haben Kusoikin und dem Nachbar eingeredet, daß er seinen Proceß gewonnen habe — macht dem Leben des Armen und der peinlichen Situation ein Ende. Von einer dramatischen Bewegung und Entwickelung ist keine Spur, eine Novelle ist in die dramatische Form umgewandelt. Besser als die Neuigkeiten, die das Lessing-Theater brachte, gefielen dem Publicum einige ältere Arbeiten, die es wieder auffrischte, so vor den andern Oscar Blumenthal's Lustspiel „Der Probepfeil", das am Dienstag, den 24. Februar, zum ersten Male aufgeführt wurde und wie im Deutschen und im Berliner Theater auch hier seine Anziehungskraft bewährte: in Fabel und Charakteristik, in Witz und Anmuth gehört es zu den gefälligsten Schöpfungen der komischen Muse in dem letzten Jahrzehnt.

Das Deutsche Theater hat seinen Haupttreffer in einem Lustspiel in vier Aufzügen von Ernst von Wolzogen und William Schumann „Die Kinder der Excellenz" gefunden, merkwürdiger Weise dem einzigen deutschen Lustspiel, das diese Theatersaison gezeitigt. Unter all den traurigen Darstellungen des Verbrechens und der Nervenkrankheiten, des Zuchthauses und des grauen Elends, mit denen wir gepeinigt wurden, die einzige, die den Ernst des Lebens durch die Sonnenlichter des Humors verklärte. Denn der Untergrund des Lustspiels ist ebenfalls ein dunkler, es ist doch, als ob die Dichter das fröhliche Lachen in die lustige Welt hinein und die Thorheit, die ihre Sache auf Nichts gestellt hat, gänzlich verlernt hätten. Die Generalswittwe Mathilde von Lersen lebt mit ihren beiden Töchtern und ihrem Sohn Bodo in beständiger Sorge. Der Titel Excellenz deckt eine verschämte Armuth, die schließlich in die Gefahr geräth, das Gut eines Andern anzutasten. Der Sohn, ein schneidiger, verschwenderischer Lieutenant, macht sich kein Gewissen daraus, Schulden auf Schulden zu häufen, während seine Schwestern für ihn arbeiten, die eine als Aschenbrödel, die andere als Schriftstellerin; er rechnet mit der Summe, die seine Mutter als Depôt auf der Bank liegen hat. Bald genug ist er denn auch durch seinen Leichtsinn dahin gebracht, da alle anderen Auskunftsmittel nicht mehr verfangen und der alte Onkel, ein Major von Muzell, nicht mehr für ihn einspringen will, seine Mutter um einen Theil dieser Summe zu bitten. Es sind Ehrenschulden, die er zu bezahlen hat, er muß den Dienst quittiren, wenn er sie nicht deckt. In ihrer Verzweiflung und ihrer blinden Liebe, um den Sohn zu retten, ist die Mutter bereit, das Depôt anzutasten: denn es ist nicht ihr, nicht ihrer Kinder Vermögen, sondern das Geld, das ihr Mann von einem Freunde vor Jahren entliehen und ihm nicht hat zurückzahlen können; der Freund ist in Amerika verschollen, aber der General hat sterbend seiner Frau das Versprechen abgenommen, seinem Sohne sein rechtmäßiges Erbe auszuliefern. Natürlich gleicht sich Alles durch die Güte des Onkels, der nur den Bärbeißigen gespielt hat, um endlich Bodo's Leichtsinn zur Einkehr und Umkehr und die thörichte Vorliebe der Mutter für diesen Sohn zur Besinnung zu zwingen, und die Dazwischenkunft des Zufalls aus. Der Sohn jenes Freundes ist nämlich unter anderem Namen nach Deutschland zurückgekommen und hat sich in die eine Tochter, die geistreiche Schriftstellerin, verliebt, während das Aschenbrödel an dem Sohne des Hausbesitzers, bei dem die arme Excellenz drei Treppen hoch wohnt, ihr lustiges Herz verloren hat; der flotte Lieutenant wird, damit wir für die Zukunft ohne Sorgen sein können, nach Ostafrika geschickt. Man merkt an der verschlungenen Fabel und der einen und der andern Episode den Ursprung des Stücks aus einem Roman Wolzogen's; aber die Umgestaltung ist mit großem Geschick und theatralischem Verständniß geschehen. Daß die Handlung weder humoristisch noch satirisch ist, mag bei einem Lustspiel mit Recht als Mangel gelten, dafür ist es ein Vorzug, daß wir es mit komischen Charakteren und nicht mit der Irrungs- und Verwechselungskomik, mit vertauschten Briefen und Mißverständnissen zu thun haben. Frisch aus der unmittelbaren Wirklichkeit gegriffen, geben sich die Figuren schlicht und einfach, die Frauen sind an individuellen Zügen nicht reich, desto lebendiger erscheinen der alte Major, der liebenswürdige, leichtsinnige Offizier, der Deutsch-Amerikaner mit seinem noch hier und da an die Urwüchsigkeit erinnernden Betragen. Besitzt das Lustspiel auch keinen

höheren Kunstwerth, so ist es doch als Beweis willkommen, daß der Realismus der jüngeren Schule sich recht wohl mit dem Humor der alten vertragen kann.

Von den drei anderen Neuigkeiten, die das Deutsche Theater gebracht hat: am Donnerstag, den 29. Januar, ein Schauspiel in vier Aufzügen von Marco Praga, in einer deutschen Uebertragung von Otto Sommerstorff: „Ehrbare Mädchen" — am Mittwoch, den 25. Februar, ein Schauspiel in drei Aufzügen von Felix Philippi „Das alte Lied" und am Sonnabend, den 21. März, ein Schauspiel in vier Acten von Gerhart Hauptmann „Einsame Menschen", verdient das letzte, literarisch betrachtet, weitaus die meiste Beachtung. Gerhart Hauptmann ist das Pflegekind des Vereins „Freie Bühne", seine beiden Erstlingsdramen „Vor Sonnenaufgang" und das „Das Friedensfest" kamen in der vorjährigen Spielzeit zur Aufführung, das Drama „Einsame Menschen" in der diesjährigen, am Sonntag, den 11. Januar; von den Brettern der „Freien Bühne" ist es dann auf die des Deutschen Theaters übergegangen. Mehr als ein halbes Dutzend Vorstellungen hat es hier freilich nicht erlebt; es fehlt ihm eben jeder volksthümliche Zug, jede stärkere Spannung, jede anziehende Verwickelung. Aber der Fortschritt über die unbeschreibliche Rohheit des Drama's „Vor Sonnenaufgang", über die öde Langweiligkeit des Schauspiels „Das Friedensfest" ist unverkennbar. Sowohl in dem moralischen Gefühl dessen, was der dramatische Dichter, der doch im letzten Kern ein Erzieher und Bildner seines Volkes sein will und sein soll, dem Volke von der Bühne herab bieten darf, wie in dem Verständniß der theatralischen Kunst. Schade nur, daß in Gerhart Hauptmann's Talent das charakterisirende Element ungleich stärker ist als das dramatische, daß er besser fein durchgeführte Miniaturen als Alfrescobilder malt. Der Conflict in seinem Drama „Einsame Menschen" entspringt aus dem alten Motiv der „Wahlverwandtschaften": ein eng geschlossener Familienkreis wird durch das Eintreten einer neuen, kräftigen und selbstbewußten Persönlichkeit gesprengt. Zu dem jungen Privatgelehrten Johannes Vockerat, der mit seiner Frau und seiner Mutter einsam in einem Landhause bei Friedrichshagen am Müggelsee lebt, kommt durch Zufall eine russische Studentin Anna Mahr, gerade am Taufstage seines ersten Kindes. Sie will einen früheren Bekannten, einen verbummelten Maler Braun, aufsuchen, der sich bei seinem Freunde eine Weile aufhält. Die Fremde wird freundlich aufgenommen, zur Theilnahme am Feste gebeten, zum längeren Bleiben aufgefordert und bleibt nun Tage, Wochen, Monate. Es entspinnt sich ein Sympathie-Verhältniß zwischen ihr und Johannes, das nicht Ehebruch ist, aber vollkommen genügt, um die Ehe Vockerat's mit seiner guten, kränklichen, ein wenig beschränkten Frau zu sprengen, seine braven, frommgläubigen, schlicht empfindenden Eltern ins Herz zu kränken und ihn selber, als Anna Mahr sich endlich, zu spät, zusammenrafft und das Haus verläßt, in das Wasser des Sees zu treiben. Trotz der melodramatischen Zuthaten, des Glockengeläutes, der Bahnhofsklingeln und -Pfeifen, der Musik marschirender Turner, die den Zuschauer in Stimmung versetzen sollen, bleibt die dürftige Handlung innerlich unbelebt und unbewegt, ein noch mehr zwischen den Scenen als vor unseren Augen sich fortwährend steigernder Familienjammer. Sowohl bei denen, die neue Menschen sein wollen, Johannes und Anna, wie bei den altmodischen, der Mutter, dem Vater und der jungen Frau, herrscht das Wehleidige und die Unfähigkeit, zu einem muthigen Entschlusse zu kommen, vor. Nicht aus einer That und einer Schuld, aus der Schwäche entwickelt sich der tragische Ausgang. Johannes ist der verzärtelte Stimmungsmensch, der von dem Geld seines Vaters lebt, immer große Projekte hat und nie zu dauernder Arbeit sich sammeln kann, weil ihn jeder Lärm, jeder Widerspruch, jede Forderung der Alltäglichkeit und jede Fliege an der Wand ärgert und reizt. Er möchte ein naturwissenschaftliches Buch im Sinne Darwin's und Haeckel's schreiben, aber er gelangt nicht zum Schluß; er möchte seiner Frau nicht untreu werden, aber er hat sich so sehr an den Umgang und die Unterhaltung Anna's gewöhnt, daß er sich nicht davon loszureißen vermag; er glaubt nicht mehr und beneidet doch seine Eltern um ihren stillen und festen Glauben. Diese

Halbheit seiner Empfindungen ist sein Unglück. Anna ihrerseits erscheint anfänglich thatkräftig, klar und zielbewußt, allein die Gefühlsduselei bemächtigt sich zuletzt auch ihrer Seele. Um ein wirkliches Liebesverhältniß mit dem verheiratheten Manne anzufangen, mit ihm zu fliehen und alle Fesseln zu brechen, ist sie zu zaghaft und zu moralisch im alten Sinne; um bei Zeiten das Haus zu verlassen, in dem ihre Anwesenheit Unheil anrichtet, ist sie zu feig und zu nachgiebig gegen das Gelüst ihres Herzens. Dies alles ist fein beobachtet und in seinen Schwingungen und Wandlungen, seinen Uebergängen und Steigerungen mit großer Kunst geschildert; aber der für das Drama nothwendige Ausbruch der Leidenschaft will sich nicht einstellen, aus dem zureichenden Grunde, daß der Dichter sie nicht besitzt. Selbst der Selbstmord des Helden entspringt mehr aus Schwäche und kindischem Trotz, als aus bewußtem Willen. Die altmodischen Leute behalten Recht, weil sie in ihrem Glauben eine Kraft besitzen, die der Gefühlsschwärmerei der beiden jungen abgeht. Für die dramatische Zukunft des Dichters wird es sich darum handeln, daß er aus der einfachen Schilderung und Charakteristik zu einer wirksamen Fabel gelangt; gelingt ihm diese Erfindung nicht, so wird er mit all' seinen sorgfältigen Charakterstudien und seinen bis in die kleinste Einzelheit photographisch getreuen Interieurs im Grunde außerhalb des Theaters bleiben.

Marco Praga's Schauspiel „Ehrbare Mädchen" — der italienische Titel Le vergini ist ungleich bezeichnender — gehört zu jenen Sittenbildern, die nicht in Mailand, sondern überall spielen. Eine Wittwe mit drei Töchtern, in unsicheren Vermögensverhältnissen, hält ein offenes Haus, um ihre Töchter so rasch wie möglich zu verheirathen. Jeder Mann, der etwas Geld hat, ist willkommen. Man kann den Mädchen nicht nachsagen, daß sie Liebschaften haben oder gar ihre Gunst verkaufen, aber sie begegnen allen Männern mit einer Zwanglosigkeit, die nicht für schicklich gilt, und machen aus ihrer Jagd nach einer vortheilhaften Heirath kein Hehl. Die eine kokettirt mit einem alten, brüchigen Marchese, die andere mit einem munteren Lebemanne, der ihr die Wege ebnen und die Kostüme schenken soll, um als Operettensängerin auftreten zu können, die dritte, die sensitive, fühlt sich unglücklich in diesem Treiben, dem Leichtsinn der Schwestern, der Würdelosigkeit der Mutter gegenüber. Ein junger Mann sieht sie, verliebt sich in sie, wird wieder geliebt und wirbt um sie, trotz der Abmahnungen seiner Freunde. Lange weigert sich Paolina, Dario's Werbung nachzugeben; endlich von der eigenen Leidenschaft überwältigt, willigt sie ein, seine Gattin zu werden. Aber je näher der Hochzeitstag rückt, desto tiefer versinkt sie in Unruhe und Schwermuth, endlich faßt sie sich ein Herz und gesteht ihrem Verlobten, daß sie seiner unwürdig sei; ein Freund der Familie, der sich ihrer nach dem Tode des Vaters angenommen, hat sie verführt. Daher ihre Zurückgezogenheit, ihre Traurigkeit. Dario ist Philister genug, unter diesen Umständen seine Absicht aufzugeben, Paolina zu heirathen, und zugleich so erbärmlich, ihr vorzuschlagen, als seine Geliebte mit ihm in die Fremde zu gehen. Entrüstet weist Paolina, die trotz ihres Falles die seelisch reinste und verständigste der drei Schwestern ist, diesen Antrag zurück, und die Liebenden trennen sich. Das Stück hat weder einen rechten Anfang noch einen rechten Schluß. Welche Zufälle, fragen wir uns, welche Leidenschaften konnten ein so sittsames, so kaltes und ernstes Mädchen, wie Praga uns Paolina schildert, in die Verschuldung stürzen, welche Verführungskünste dieser Vercellini gegen sie anwenden? Und wird er nichts thun, ihre Ehre vor der Welt wieder herzustellen? Wird die Arme, die aus Jugend und Liebe fehlte, ihren Irrthum immer büßen müssen, während die leichtfertigen Schwestern lustig ihr Leben genießen? Da der Dichter darauf keine Antwort gibt, erzielt er auch keine Wirkung. Auf der Bühne müssen die Räthsel, die gestellt werden, auch ihre Lösung finden. Immerhin machte uns die Vorführung des Stückes mit einem jungen italienischen Theaterschriftsteller bekannt, dem seine Landsleute eine glänzende Zukunft verheißen; zunächst freilich steckt er noch ganz in französischen Schuhen; Fabel, Figuren und Form sind nach dem Muster des jüngeren Dumas zugeschnitten. — Gleichfalls ein Schablonenstück, zum größten Theil aus Erinnerungen zusammengesetzt, ist Felix Philippi's Schau-

spiel „Das alte Lied". Ein betrogener Ehemann, diesmal ist es ein Rechtsanwalt, tödtet seine treulose Frau. Der zweite Act, in dem der Mann allmälig die Schuld der Gattin erfährt, ist mit theatralischem Geschick entworfen und ausgearbeitet. Felix Philippi gehört in diesem, wie in den beiden Dramen, die ich von ihm kenne, „Daniela" und „Veritas", zu den Nachempfindern und Nachahmern, er versteht es, die Gestalten, Vorwürfe und Effekte anderer Stücke in einer neuen Folge, Verbindung und Umdichtung, mit geringen Zuthaten aus eigenen Mitteln, vorzuführen. So ist seine Heldin in ihrer Erscheinung, Handlungsweise und Leichtfertigkeit eine treue Copie der Iza aus Dumas' Schauspiel „Der Fall Clemenceau". Originneller ist die Schilderung einer Berliner Zimmervermietherin und ihrer Wirthschaft; man merkt die Anlehnung, die Philippi darin an die naturalistische Richtung sucht, in der breiten Behandlung des Zuständlichen wie in der Anwendung des Berliner Dialekts.

Das Berliner Theater hat sein Repertoire wiederum mannigfach erweitert, Hans Hopfen's Schauspiel „In der Mark" und Alexander Dumas' Lustspiel „Der Freund der Frauen", in einer Bearbeitung von Dora Duncker, sind als besonders dankenswerthe Bereicherungen zu erwähnen. Von den Neuigkeiten ziehen zwei Trauerspiele von Richard Voß, „Wehe den Besiegten", das am Donnerstag, den 29. Januar, und „Schuldig", das am Sonnabend, den 28. März, zur ersten Aufführung gelangte, die Aufmerksamkeit am stärksten auf sich. Die Beweglichkeit des Dichters hat in ihrem sprunghaften Wesen für den ruhigen Beobachter etwas Unheimliches. Hastig wechselt er seine Stoffe, seine Form und Ausdrucksweise, in keinen Charakter, in keine Idee vertieft er sich, über keinen Plan grübelt und brütet er. Gerade den Verehrern seines Talentes wird es schwer, ihm auf seinen nachtwandlerischen Irrgängen zu folgen. „Wehe den Besiegten" ist ein historisch-romantisches Drama, das in der Kindlichkeit seines Entwurfes und in dem Bombast seiner Sprache auf einen stolpernden und tastenden Anfänger schließen läßt, „Schuldig" ein sociales Volksstück in den grellsten Farben, voll roher Effecte, eine nervenzerreißende Folterung, mit der Geschicklichkeit eines erfahrenen Bühnenpraktikers ersonnen und durchgeführt. Auf der Rückkehr von Elba — dies ist der Inhalt des Drama's „Wehe den Besiegten" — bringt Napoleon seine erste Nacht auf französischem Boden in einem Felsenschlosse der Gräfin Saint-Aubonne an der Küste zu. Ihr zwanzigjähiger Sohn Mario, ein fanatischer Anhänger der Bourbonen und Officier im Heere des Königs, will den Kaiser ermorden. Napoleon aber ist sein Vater, er hat mit der jungen Gräfin im Jahre 1795 ein Liebesverhältniß gehabt, dessen Frucht Mario ist. Natürlich hat der Kaiser keine Ahnung davon, und die Gräfin muß ihm die alten Erinnerungen zurückrufen. In einer schwülstigen Rede überzeugt er den jungen, verrückten Menschen von seinem Genie, Mario wirft sich ihm zu Füßen und schwört für ihn zu sterben. Das geschieht im dritten Acte, der in Rochefort am 15. Juli 1815 spielt. Unter Napoleon's Augen wird Mario auf Befehl Ludwig's XVIII. als eidbrüchiger Officier erschossen, unmittelbar darauf schifft sich Napoleon auf dem Bellerophon nach England ein — „und ich sterbe allein," sagt die Gräfin und steht „wie in Entgeisterung". Unmöglich, dieser Thorheit gegenüber ernsthaft zu bleiben; die abenteuerlichsten Schrullen der Romantiker berühren dagegen wie Wirklichkeiten. Das Volksdrama „Schuldig" behandelt dieselbe Frage wie Wilhelm Meyer's Schauspiel „Unsichtbare Ketten" und kommt zu demselben Schlusse: der unschuldig Verurtheilte, der Jahre lang im Zuchthaus gesessen, begeht nach seiner Entlassung das Verbrechen, den Todtschlag, dessen man ihn vordem fälschlich angeklagt hatte, wirklich. Die Unklarheit und Verwirrung des Gefühls, die der trübe Bodensatz der meisten Dichtungen Vossens ist, tritt einmal wieder scharf und verletzend hervor. Wohin will er mit seiner Anklage gegen die Rechtspflege? Sollen Alle freigesprochen werden, die sich nicht selbst für schuldig bekennen? Dann liefen sieben Achtel aller Einbrecher und Mörder frei umher. An eine Unfehlbarkeit der Richter und der Geschworenen glaubt Niemand; es muß als irdische Gebrechlichkeit hingenommen werden, daß unter zehntausend Schuldigen auch ein Unschuldiger verurtheilt wird. Wenn aber dieser

Unschuldige, kaum befreit, einen Todtschlag begeht, so bekräftigt der Dichter damit nur das erste Urtheil: die Richter erkannten den bösen Willen und das jähzornige Temperament des Angeklagten, sie irrten sich allein in den Thatsachen. Der erste Act des Volksdrama's spielt im Zuchthause. Durch eine Verkettung von Zufällen, die an sich wenig wahrscheinlich, aber der Bühnenoptik trefflich angepaßt ist, kommt die Unschuld eines Verurtheilten, Thomas Lehr, der seit zwanzig Jahren in der Zelle 37 sitzt, an den Tag. Er ist wegen Mordes verurtheilt worden; jetzt wird der wahre Verbrecher, ein früherer Kamerad Lehr's, durch sein eigenes Geständniß der Schuld überführt. Die Scenen folgen und steigern sich lebendig, das scheue, wie geistesabwesende, in sich verlorene Betragen des Zuchthäuslers — Herr Ludwig Barnay spielte ihn meisterhaft — der sich nur mit Mühe und widerstrebend auf die Vergangenheit zurückbesinnt, und vor dem Gedanken, das Zuchthaus verlassen zu müssen, erschrickt, ist vortrefflich und ohne Uebertreibung der Wahrheit geschildert, seine Gegenüberstellung mit dem wirklichen Mörder hat bei aller Kraßheit einen ergreifenden Zug. Schwächer sind die beiden anderen Acte gerathen. Lehr's Familie ist tief herabgekommen, seine Frau in der Gewalt eines Zuhälters, sein Sohn auf dem Wege zum Trunkenbold, seine Tochter auf der Schwelle des Dirnenthums. Durch welche Mittel der wüste Lump Macht über die Frau gewonnen hat, was ihn an der Armseligen festhält, wird nicht ersichtlich; jetzt will er die Tochter verkuppeln und schwebt seinerseits in beständiger Gefahr, von dem jähzornigen Sohne erschlagen zu werden. In dieses Elend kehrt Lehr zurück, in eine erbärmliche Kellerwirthschaft, Alles erscheint ihm hier wie ein ängstigender Traum, seine Frau wie das Gespenst der hübschen Martha, die in seiner Erinnerung lebt. Erst allmälig wird ihm die ganze Trostlosigkeit klar, das Verderben und die Unehre, die der Zuhälter über die Seinen gebracht hat, und in wild aufflammender Wuth ergreift er ein Beil und erschlägt ihn. „Nun bin ich schuldig!" sagt er den Schutzmännern, die sich seiner bemächtigen. Die Spuren einer dichterischen Kraft zeigen sich in der Schilderung des Zuchthäuslers im ersten Act; nachher setzt die Redseligkeit, bald der Alltäglichkeit, bald der Sentimentalität, und die Malerei der Trübseligkeit ein. Statt das Unerquickliche durch die Zusammendrängung seiner einzelnen Momente zum Tragischen zu erheben, gefällt sich Voß in der breiten Beschreibung des Dumpfigen und Widerlichen und quält uns, indem er die unausbleibliche, befreiende Katastrophe durch immer neue Zögerungen hinausschiebt. Der verhängnißvolle Fehler dieses Talentes ist seine Empfänglichkeit für jeden Eindruck; widerstandslos läßt es sich von einer Frage, die auftaucht, wie jetzt die von Juristen und Parlamentariern erwogene Entschädigung unschuldig Verurtheilter, von einer Richtung, welche in der Literatur Glück macht, wie jetzt die Schmutz- und Graumalerei in Worten, fortreißen, ohne darüber nachzudenken, ob sie seinem Wesen wahlverwandt, ob sie seiner Kraft erreichbar sind. Alle, die es mit der Entwickelung des Dichters gut meinen, können ihm nur zurufen: Ruhe und Sammlung!

Ueber das Residenz-Theater und das Wallner-Theater hat eine literarische Chronik diesmal nichts zu berichten; beide leben seit vier Monaten vergnüglich von vier französischen Possen, mit und ohne Umarbeitung — Possen, die, wie „Der selige Toupinel" von Alexander Bisson, in ihrer tollen Lustigkeit den Zuschauer in der heitersten, wenn auch nicht immer in der reinlichsten Weise unterhalten, nach dem Fallen des Vorhangs aber der Betrachtung nichts als die kümmerlichen Reste eines abgebrannten Feuerwerkes darbieten.

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Mai.

Als das gesammte deutsche Volk am 26. October 1890 den neunzigsten Geburtstag des Grafen von Moltke als einen Festtag feierte, ließen die Rüstigkeit und die Geistesfrische des Generalfeldmarschalls, dem Preußen und Deutschland zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind, Niemanden befürchten, daß die freudige Genugthuung über den Besitz eines solchen Mannes sich bereits wenige Monate später in tiefe Trauer über seinen Verlust verwandeln würde. Als ob die Jahre machtlos an ihm vorüberrauschten, wandelte Graf Moltke unter uns, ein Sinnbild treuester Pflichterfüllung, gewissermaßen die Verkörperung des kategorischen Imperativs, mochte er als Begleiter des Kaisers bei militärischen Vorgängen seine scharf prüfenden Blicke über die Mannschaften des Landheeres oder der ihm noch kurze Zeit vor seinem Hinscheiden näher gebrachten Marine hinschweifen lassen, mochte er im deutschen Reichstage an den parlamentarischen Arbeiten mit nie versagender Aufmerksamkeit und Pünktlichkeit theilnehmen, mochte er endlich, schlicht und schweigsam durch die Straßen der Reichshauptstadt wandelnd, durch den bloßen Anblick die lebhafte Erinnerung an die Großthaten des deutschen Volkes in Waffen wachrufen. Mit Stolz wurde bei Gelegenheit des neunzigsten Geburtstages des Grafen Moltke in diesen Blättern daran erinnert, daß die „Deutsche Rundschau" den greisen Feldmarschall zu ihren hervorragendsten Mitarbeitern zählte. So durfte die „Deutsche Rundschau" auch an der Bahre des Hingeschiedenen einen Kranz der Trauer um den schweren Verlust niederlegen, welchen die deutsche Literatur erlitten hat. Wie mannigfach auch die unsterblichen Verdienste des Grafen Moltke nach seinem Tode in tief empfundenen Nachrufen geschildert worden sind, war es doch König Wilhelm I., der in seiner einfachen Weise nach der Capitulation von Sedan bei der Tafel im Hauptquartiere zugleich mit dem Wirken der beiden anderen Paladine dasjenige des Grafen Moltke am treffendsten charakterisirte: „Sie, Graf Roon, haben unser Schwert geschärft, Sie, Graf Moltke, haben es geleitet, und Sie, Graf Bismarck, haben Preußen seit Jahren durch Ihre Politik auf seine jetzige Höhe erhoben."

Von den drei Männern, deren geschichtliche Bedeutung der deutsche Heldenkaiser mit „taciteischer Gedrungenheit" kennzeichnete, ist nur noch Fürst Bismarck am Leben, der unlängst sich bereit erklärt hat, die ihm zu Theil gewordene Wahl in den deutschen Reichstag anzunehmen. Das reiche Maß seiner Erfahrungen in Verbindung mit seiner welthistorischen Stellung wird den früheren Reichskanzler in den Stand setzen, insbesondere in allen Fragen der auswärtigen Politik seine gewichtige Meinung in die Wagschale zu werfen. Selbst wenn Fürst Bismarck in den wirthschaftlichen Fragen besondere Wege gehen sollte, verdient er doch, alle Zeit gehört und, falls es erforderlich sein sollte, widerlegt zu werden. Wie Fürst Bismarck, des Deutschen Reiches Mitbegründer, dessen Verdienste in goldenen Buchstaben in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet stehen, als Reichstagsabgeordneter seiner vollen Verantwortlich-

keit bewußt bleiben muß, werden auch seine Gegner auf wirthschaftlichem Gebiete ihrer eigenen Verantwortlichkeit gemäß ihre Entschließungen treffen. Dem constitutionellen Régime kann es nur zum Vortheile gereichen, wenn eine Persönlichkeit von der Bedeutung des Fürsten Bismarck als thätiges Mitglied in den Reichstag eintritt. Daß Fürst Bismarck dem Vernehmen nach bei den parlamentarischen Erörterungen über den deutsch-österreichischen Handelsvertrag seine abweichende Auffassung zu begründen denkt, ist sein gutes Recht, gerade wie die Anhänger eines solchen Vertrages mit Fug ihren eigenen Standpunkt geltend machen werden. Keinesfalls kann man sich der Wahrnehmung verschließen, daß der zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn vereinbarte Handelsvertrag eine neue handelspolitische Aera für Europa einleitet, wie denn auch allem Anscheine nach dieses handelspolitische Verhältniß auf die Zolldebatten in der französischen Deputirtenkammer einen tiefen Eindruck ausübt. Allerdings hat die gegen die schroff ausgeprägten schutzzöllnerischen Bestrebungen des großen französischen Zollausschusses gerichtete Bewegung in Frankreich selbst in jüngster Zeit eine bedeutende Ausdehnung gefunden. Die Seeplätze sehen sich in ihren Lebensinteressen ebenso bedroht wie diejenigen Industriezweige, die auf die zollfreie Einfuhr von Rohstoffen angewiesen sind. Andererseits möchten jedoch die Schutzzöllner in Frankreich auf die gute Beute nicht verzichten, so daß es des Zusammenwirkens einer ganzen Reihe zwingender Momente bedürfen wird, wenn aus den gegenwärtigen Zolldebatten der französischen Deputirtenkammer nicht der Generaltarif des schutzzöllnerischen Führers Méline hervorgehen soll, sondern ein für die Nachbarstaaten annehmbarer. Daß an den deutsch-österreichischen Handelsvertrag sich zunächst ein solcher mit der Schweiz und dann mit Italien angliedern soll, so daß eine europäische Zollliga die Isolirung Frankreichs hinter seiner chinesischen Zollmauer herbeiführen würde, ist den französischen Schutzzöllnern vom Schlage Méline's doch einigermaßen zum Bewußtsein gekommen, zumal da die panamerikanischen Bestrebungen befürchten lassen müssen, daß die Vereinigten Staaten von Amerika durch Handelsverträge mit den übrigen amerikanischen Staaten der europäischen Ausfuhr noch weitere Schwierigkeiten bereiten wollen als bereits durch die Mc Kinley-Bill geschaffen worden sind. Hierzu kommt der bedrohliche Charakter der Arbeiterbewegung, der im französischen Norddépartement, in Fourmies, deutlich zur Erscheinung gelangt ist.

In Deutschland ist die socialdemokratische Maifeier ohne Ruhestörungen verlaufen. Die Thatsache, daß die deutschen Arbeiter von Anfang an darauf verzichteten, den 1. Mai selbst, einen Werktag, als Arbeiterfeiertag zu betrachten, vielmehr erst an dem folgenden Sonntage durch Ausflüge ins Freie und festliche Versammlungen zu Gunsten des achtstündigen Normalarbeitstages demonstrirten, durfte bereits als ein beruhigendes Symptom angesehen werden. Auch empfiehlt es sich, stets von Neuem zu betonen, wie das entschiedene Vorgehen des deutschen Bürgerthums, insbesondere der deutschen Fabrikanten gegenüber den im vorigen Jahre erhobenen Forderungen der Socialdemokraten diese belehrt hat, daß sie nicht ungestraft den Boden der Gesetzlichkeit verlassen dürfen. Die Vorschrift: Principiis obsta erscheint insbesondere im Hinblick auf ein solches ungesetzliches Verhalten angebracht. Ungemein bezeichnend ist, daß beinahe ausschließlich in den romanischen Ländern aus Anlaß der Maifeier der Socialdemokratie und der damit im Zusammenhange stehenden Agitation ernsthaftere Ausschreitungen erfolgten, bei denen die Anarchisten, allzeit bereit, jede Ruhestörung für ihre verbrecherischen Zwecke auszubeuten, wiederum die Hand im Spiele hatten. Man wird gut thun, dieser Thatsache die ihr gebührende Bedeutung beizumessen, weil die Gefahr derartiger Arbeiterdemonstrationen nicht so sehr in diesen selbst liegt, wie in den gegen den Staat und die Gesellschaft gerichteten Anschlägen der Anarchisten, die auf die Leichtgläubigkeit und Erregbarkeit der wirklichen Arbeiter speculiren, um dann, sobald ihr Anschlag geglückt ist, in den meisten Fällen spurlos zu verschwinden und anderwärts ihr trauriges Métier fortzusetzen. In dieser Beziehung werden die Regierungen vor Allem Aufmerksamkeit bewähren müssen, wenn anders sie nicht verhängnißvollen Ueberraschungen ausgesetzt sein wollen.

Sollen die Ausschreitungen, die aus Anlaß der socialdemokratischen Maifeier insbesondere in den romanischen Staaten verübt worden sind, nach dem Grade ihrer folgenschweren Bedeutung gruppirt werden, so muß an erster Stelle auf Italien, dann auf Frankreich, endlich auf Belgien hingewiesen werden. Hatte im Vorjahre Crispi, der damals an der Spitze der italienischen Regierung stand, von Anfang an alle öffentlichen socialistischen Kundgebungen verbieten lassen, so erwies sich das neue Ministerium Rudini-Nicotera minder ablehnend. Allerdings erließ der Minister des Inneren, Nicotera, strengen Befehl, den Ausschreitungen der Socialdemokraten mit aller Schärfe entgegenzutreten; allein der Umstand, daß eine große Volksversammlung vor Santa Croce in Gerusalemme unmittelbar beim Lateran gestattet war, sollte sich als verhängnißvoll erweisen. Die Anarchisten erschienen auf dem Plane, von denen einer dann auch das Signal zum blutigen Zusammenstoße mit der bewaffneten Macht gab. Cipriani, der berüchtigte Volksverführer, der seine Legitimation als Demagoge der niedersten Gattung daraus herleitet, daß er einst wegen Mordes auf der Galeere war, hatte bereits in einem eigens für den Tag zusammengestellten revolutionären Blatte: „Il primo maggio", den Auftact gegeben, indem er gegen die Bourgoisie wüthete: „Das Capital," schrieb er, „geboren aus Gewalt, lebend und aufrecht erhalten durch Gewalt, kann nur durch Gewalt gestürzt werden, ihr allein wird es nach langem und blutigem Kampfe weichen. Es fürchtet die unschuldige Demonstration des 1. Mai; denn in seinen Eingeweiden hört es schon das Murren jener Revolution, die, indem sie es zerstört, die Producenten befreit." Ließ diese Sprache bereits keinen Zweifel über den „unschuldigen" Charakter der Kundgebung bestehen, so deutete der galeotto Cipriani zugleich an, in welcher Richtung sich seine Erwartungen bewegten, indem er, auf die Eventualität hinweisend, daß ein blutiger Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht erfolgen könnte, sich in halb ausgesprochenen Drohungen erging: „Aber wenn diese Eure Brüder vom Heere, der Bande vergessend, die sie an Euch fesseln, zu feuern wagten . . ." Der zur römischen Maifeier aus Frankreich eingetroffene Anarchist Landi, der später, als das Unheil geschehen, spurlos verschwunden war, jedoch nach einigen Tagen aufgegriffen wurde, schürte die bereits erregten Volksleidenschaften bis zum Aeußersten. Jeden Augenblick bezeichnete er als den richtigen, die eigene Kraft zu messen, ohne daß es dazu einer besonderen Organisation bedürfte. „Wohlan denn, messen wir unsere Kraft heute, morgen, wenn Ihr wollt!" Die Berichte, welche in den römischen Blättern über diese wüsten Vorgänge vorliegen, gemahnen unwillkürlich an die römischen Volksscenen, wie sie Shakespeare im „Julius Cäsar" mit Meisterhand geschildert hat. „Heute, heute noch!" schrie die erbitterte Menge, als der Anarchist Landi an ihre wilden Leidenschaften appellirt hatte. „Sei's denn!" rief der Anarchist und stieg zum Volke herab, nicht um an dessen Spitze seine Brust den Bajonetten oder den Kugeln der bewaffneten Macht darzubieten, sondern um zu verschwinden. In dem Gewühle und Handgemenge erfolgten dann zahlreiche Verwundungen, von denen diejenigen Cipriani's und des irredentistischen Abgeordneten Barzilai jedenfalls am meisten verdient waren. Gilt doch insbesondere in Bezug auf den Letzteren der Ausspruch Molière's: „Que diable allait-il faire dans cette galère?" Ein Polizeibeamter, der lediglich seine Pflicht erfüllte, wurde durch einen Dolchstich getödtet, so daß Barzilai, nachdem er sich muthwillig in die Gefahr begeben hatte, keine Ursache hatte, über sein verhältnißmäßig geringes Mißgeschick in der Presse und in der Deputirtenkammer ein lautes Lamento anzustimmen. Wenn aber dieser Widersacher der Tripelallianz seine Unverletzlichkeit als Abgeordneter anrief, so wurde ihm mit Fug entgegnet, daß die Deputirten in die Kammer, nicht aber in anarchistische Volksversammlungen gehören.

Es muß auf diese Vorgänge hingewiesen werden, weil sie auch für die gegenwärtige Regierung eine heilsame Lehre darstellen, in Zukunft von Anfang an dem anarchistischen Treiben keinen Vorschub zu leisten. Diesmal konnte das Ministerium Rudini-Nicotera sich noch darauf berufen, daß es im Sinne der Freiheit zu handeln glaubte, als es das Maimeeting unter freiem Himmel gestattete; von jetzt an wird dieses Schlagwort aber nicht mehr gelten können. Für die Verhältnisse der inneren

Politik Italiens bezeichnend erscheint, daß unmittelbar nach den ersten Meldungen über die Ruhestörungen verlautete, Nicotera werde von seinem Posten als Minister des Inneren zurücktreten müssen. Die äußerste Linke motivirte dies mit den in Folge der Anordnungen des Ministers angeblich verübten Gewaltthätigkeiten der bewaffneten Macht, während von anderer Seite ganz im Gegentheil hervorgehoben wurde, daß die Regierung vor dem 1. Mai und bei dem Meeting selbst die erforderliche Entschiedenheit habe vermissen lassen. So durfte man dem Verlaufe der in der italienischen Deputirtenkammer eingebrachten Interpellation mit großem Interesse entgegensehen. Das Vertrauensvotum, das dem Ministerium Rudini mit großer Mehrheit ertheilt wurde, darf aber durchaus nicht so aufgefaßt werden, als ob die Maßnahmen Nicotera's von Anfang an gebilligt werden sollten; vielmehr galt dieses Vertrauensvotum nur der Entschiedenheit, mit welcher die weiter drohenden Gefahren im entscheidenden Augenblicke abgewendet wurden. Dagegen fand das Verhalten der Truppen wiederum die allgemeine Billigung der Kammer. Mußten doch selbst die Gegner anerkennen, daß die bewaffnete Macht, die an ihre Ordre gebunden war, innerhalb dieser ihr gezogenen Grenzen alle nur irgend möglichen Rücksichten walten ließ. So gab der Commandirende der italienischen Elitetruppe, der Persaglieri, als er durch Steinwürfe im Gesichte und am Arme verwundet war, keineswegs seinen Truppen den Befehl, zu feuern; vielmehr bewahrte er auch dann noch Zurückhaltung, um unabsehbares Unheil zu verhüten. Wie am 23. April 1891, aus Anlaß der furchtbaren Pulverexplosion vor der Porta Portese, haben die italienischen Officiere und Mannschaften auch am 1. Mai ihre Pflicht in vollem Maße gethan, so daß Italien im Vertrauen auf seine Armee der Zukunft ruhig entgegensehen darf.

In Frankreich nahmen die Dinge einen anderen Verlauf, so daß die französischen Blätter zum Theil wenigstens, auch nachdem die Deputirtenkammer ihr Votum abgegeben hat, die Regierung und die Armee für den blutigen Zusammenstoß in Fourmies, der einer größeren Anzahl Personen, darunter drei Kindern, das Leben kostete, verantwortlich machen. In Fourmies, einer im Norddépartement gelegenen Fabrikstadt, die erst in den letzten Jahrzehnten einen größeren Aufschwung genommen hat, entwickelte sich der Conflict zwischen der Arbeiterbevölkerung und der bewaffneten Macht aus verhältnißmäßig geringfügigen Ursachen; Arbeiter, die sich im Ausstande befanden, wollten andere an der Arbeit verhindern, so daß die Behörde diese vi armata schützen zu müssen glaubte. Wie berechtigt auch ein solches Einschreiten erscheinen mag, erfolgten doch von Seiten der Truppen Mißgriffe, die auch dadurch nicht wettgemacht werden können, daß der Minister des Inneren, Constans, in der Deputirtenkammer erklärte, er fühle sich gedrungen, dem französischen Heere seinen Dank und den betheiligten Officieren seine volle Hochachtung auszudrücken. Sicherlich ist es durchaus ungehörig, daß der Abgeordnete Roche hierauf dem Minister die Beleidigung: „Mörder" entgegenschleuderte; andererseits war aber der Dank des Ministers in einem Falle déplacirt, in dem Unschuldige, insbesondere auch Kinder, um das Leben gekommen waren. Durchaus unparteiische Pariser Blätter hoben namentlich hervor, daß im Hinblick auf das neue, rauchfreie Pulver bei derartigen Tumulten ganz andere Vorsichtsmaßregeln Platz greifen müßten als früher. Nicht ohne Ironie weist eines dieser Blätter darauf hin, daß die neuen technischen Errungenschaften in militärischer Hinsicht bisher nicht so sehr dem eigentlichen Zwecke wie der Vernichtung französischer Landsleute gedient haben. Nun besteht aber in solchem Falle die Gefahr hauptsächlich darin, daß das Publicum nicht wie früher, durch den lauten Knall der in die Luft abgegebenen Schüsse gewarnt, im entscheidenden Augenblicke noch davon eilen kann. Hieraus wird es erklärt, daß völlig Unbetheiligte als Opfer gefallen sind. Der Leitung der bewaffneten Macht wird überdies der Vorwurf gemacht, daß sie nicht zunächst durch Cavallerie die Straßen räumen, ja nicht einmal die gesetzlich vorgeschriebenen „sommations" ergehen ließ. Auf diese Einzelheiten muß Gewicht gelegt werden, weil andernfalls der von der Deputirtenkammer gefaßte Beschluß ganz unverständlich wäre. Die Kammer beschloß nämlich mit einer Mehrheit von 371 gegen 48 Stimmen eine

von der Regierung acceptirte Tagesordnung, die jedoch nicht als ein wirkliches Vertrauensvotum angesehen werden kann, da des Ministeriums selbst mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Vielmehr erklärt die Majorität, durch das Unglück von Fourmies tief bewegt zu sein, sowie in ihrer patriotischen Fürsorge und in ihren innigen Sympathien die Arbeiter Frankreichs und die nationale Armee zu vereinigen. Zugleich erklärt die Kammer ihren festen Willen, auf friedlichem Wege die socialen Reformen zu Stande zu bringen. Bezeichnend ist, daß eine nicht unbeträchtliche Minorität von 172 Abgeordneten für die Einsetzung eines besonderen Untersuchungsausschusses stimmte. Der Unterschied zwischen diesem Votum und dem Vertrauensvotum, welches jüngst der italienischen Regierung ertheilt wurde, springt in die Augen. Offenkundig erfreut sich die französische Armee im Parlamente nicht desselben zuversichtlichen Vertrauens wie die italienische, deren Verhalten bei Gelegenheit der jüngsten Ausschreitungen allgemeine Billigung fand. Nicht minder charakteristisch ist, daß die Abgeordneten des Arrondissements Avesnes, in welchem Fourmies gelegen ist, unverzüglich einen inzwischen abgelehnten Antrag auf Amnestie für alle Verurtheilungen wegen der Vorgänge eingebracht haben, die sich daselbst am 1. Mai abspielten. Ebenso hat der Pariser Gemeinderath bereits 10 000 Francs für die Familien der Opfer von Fourmies bewilligt und eine Resolution zu Gunsten einer den Familienangehörigen der Getödteten zu gewährenden Pension genehmigt, während die Kinder, insofern die „Opfer" solche hinterlassen haben, auf Staatskosten erhalten werden sollen.

Obgleich die jüngsten socialistischen und anarchistischen Ruhestörungen in Italien, Frankreich und Belgien, abgesehen von ihrem Zusammentreffen an den kritischen Maitagen, keinen bestimmten Zusammenhang aufweisen, ist es doch um so mehr geboten, sie als Gesammterscheinung ins Auge zu fassen, weil die Arbeiter selbst, wie der internationale Bergarbeitercongreß in Paris gezeigt hat, immer mehr die Solidarität der Socialdemokratie in allen Ländern betonen. In Rußland wird nach den Anerbietungen, die unablässig von französischer Seite gemacht werden, um das russisch-französische Bündniß zu Stande zu bringen, nicht geringe Ueberraschung geherrscht haben, als die Meldungen über die in Paris vollzogene Verbrüderung zwischen den französischen und deutschen Grubenarbeitern eintrafen. Diese Thatsache wird den Zar belehrt haben, wie nur die revolutionären Elemente in Rußland gestärkt werden würden, falls die Allianz mit der französischen Republik gefördert wird, in der die radicalen und ultraradicalen Elemente schließlich so sehr das Uebergewicht erlangen werden, daß jetzt bereits trotz allen Revanchegelüsten die französischen Grubenarbeiter mit den deutschen offen fraternisiren.

Für die Solidarität der Socialdemokratie aller Länder bezeichnend ist auch der Ausbruch des Strike in Belgien. Obgleich die Grubenarbeiter in Paris in Bezug auf diese Solidarität keineswegs eine endgültig bindende Resolution gefaßt haben, erklärten die belgischen Genossen doch den Ausstand, als die Delegirten der rheinisch-westfälischen Grubenarbeiter diesen beschlossen hatten. Auch als sich nachher zeigte, daß die weit überwiegende Mehrzahl der rheinisch-westfälischen Grubenarbeiter nicht gewillt war, den eigenen Delegirten Heeresfolge zu leisten, hielten die Belgier an ihrem Beschlusse fest. Hervorgehoben zu werden verdient, daß im Gegensatze zu den deutschen Grubenarbeitern, die sich ihren eigenen Führern nicht anschlossen, die belgischen an dem Ausstande festhielten, obgleich ihre Chefs zunächst von diesem abriethen. Insbesondere war es das leitende Organ „Le Peuple", welches die belgischen Grubenarbeiter warnte, sich in diesem Sinne vorzuwagen. Das Blatt betonte anfangs insbesondere, daß das von den Arbeitern geplante Revisionswerk der Verfassung Schiffbruch leiden könnte, falls die Regierung in der Lage wäre, auf socialistische Ausschreitungen hinzuweisen, um die Unreife der Arbeiter für das allgemeine Stimmrecht zu erhärten.

Während die belgischen Grubenarbeiter die Frage des Normalarbeitstages mit derjenigen der Einführung des allgemeinen Stimmrechts in seltsamer Weise verquicken, beabsichtigt das klerikale Ministerium, die sich immer mehr als unumgänglich nothwendig erweisende Verfassungsrevision so zu gestalten, daß die ultramontanen Interessen nicht

geschädigt werden. Das Referendum als ein neues Vorrecht der Executivgewalt soll gewissermaßen das Correctiv der geplanten Verfassungsrevision bilden. Im Gegensatze zu dem in der Schweiz üblichen Referendum, welches die in einzelnen Cantonen übliche Volksabstimmung über Gesetzvorschläge bezeichnet, handelt es sich bei dem von dem klerikalen belgischen Ministerium empfohlenen Referendum um neue Befugnisse, die angeblich der Krone, in Wirklichkeit aber der gegenwärtigen ultramontanen Regierung gewährt werden sollen. Die Executivgewalt soll nämlich in den Stand gesetzt werden, direct in Verbindung mit dem Wahlkörper zu treten, um diesen zu befragen, sei es vor einer parlamentarischen Debatte über die Art der einer politischen oder socialen Frage zu gebenden Lösung, sei es nach einer solchen Debatte über die Opportunität der vom Parlamente gefaßten Beschlüsse. Der Leiter des klerikalen Ministeriums betonte denn auch in der mit der Prüfung der Vorlage über die Verfassungsrevision betrauten Centralsection der Repräsentantenkammer die Vorzüge eines derartigen Verfahrens und hob hervor, daß nur aus Anlaß der wichtigsten Fragen davon Gebrauch gemacht werden würde, daß auch die Entschließungen der Executivgewalt in keiner Weise gebunden werden sollten, da der Wahlkörper keine Entscheidung treffen, sondern nur seine Ansicht über eine bestimmte Frage äußern würde. Löst die Regierung in einer bedeutsamen politischen oder socialen Frage die Kammer auf, so ist das spätere Votum des Wahlkörpers, wie der Ministerpräsident ausführte, stets vom Parteigeiste beeinflußt, wie es denn auch schwierig sei, aus den Neuwahlen selbst ein klares Bild über die Beweggründe der Wähler zu gewinnen. Ferner wurde von Seiten der klerikalen Regierung betont, daß das geplante Referendum keineswegs so weit gehen sollte wie in der Schweiz, so daß die belgischen Bürger, gleichviel in welcher Anzahl, nicht etwa in der Lage wären, die Volksabstimmung zu verlangen, die vielmehr nur von der Executivgewalt herbeigeführt werden könnte.

Der bewährte liberale Parteiführer Frère-Orban bekämpfte das von der Regierung gebilligte System mit aller Entschiedenheit als eine dauernde Einrichtung, welche darauf abziele, das Plebiscit in der Weise einzuführen, daß das in Belgien verfassungsmäßig bestehende repräsentative und parlamentarische System in gewissem Maße beseitigt würde. Gegenwärtig ernennt der König der Belgier seine Minister und entläßt sie, die den Kammern verantwortlich sind. Auch besitzt der König das Veto, so daß er die Sanctionirung eines von den Kammern beschlossenen Gesetzes verweigern kann, wie ihm ebenso das Recht zusteht, die Kammern aufzulösen. Der neue Vorschlag, dem Könige die Befugniß zur Einholung eines Plebiscits zu ertheilen, wurde von Frère-Orban als ein verhängnißvolles Geschenk bezeichnet, da die Anwendung eines solchen Mittels die ganze Oekonomie des repräsentativen und parlamentarischen Régime umstürzen würde. Würde der Wahlkörper vor der Debatte über eine wichtige politische oder sociale Debatte befragt, so wäre dem Parlamente jede Freiheit der Entschließung genommen; erfolgte das Plebiscit aber nach der Debatte, so hieße dies: das parlamentarische Régime ohne jede Nothwendigkeit erschüttern. Mit Recht wies der liberale Parteiführer auf die Gefahren einer solchen directen Berufung an die Masse hin, die z. B. in Fragen wie denjenigen der nationalen Vertheidigung, der Bewilligung von Millionen für neue Befestigungen sich ablehnend verhalten würde, während das Parlament seine eigene Verantwortlichkeit zu würdigen vermag. Nicht minder betonte Frère-Orban, daß das Unterrichtsgesetz z. B. von der großen Masse abgelehnt worden wäre. Dieser Hinweis zeigt unter Anderem, daß das klerikale Ministerium, welches den Einfluß der Geistlichkeit auf die große Masse der belgischen Bevölkerung sehr wohl kennt, sich das Referendum vorbehalten möchte, um nach der unvermeidlichen Verfassungsrevision noch immer einen Ausweg behufs Verhinderung liberaler Beschlüsse der Repräsentantenkammer zu behalten. So verhindern die maßlosen Forderungen der belgischen Arbeiter in Verbindung mit den Ansprüchen der klerikalen Regierung eine gedeihliche Verfassungsrevision, welche andererseits als die Voraussetzung der ruhigen Entwicklung des Landes selbst betrachtet werden muß.

Literarische Rundschau.

Grillparzer's Gedichte.

Gedichte von Franz Grillparzer. Jubiläums-Ausgabe zum hundertsten Geburtstage des Dichters (1791. 1891). Mit dem Bildnisse des Dichters. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Wir erhalten hier die Gedichte Grillparzer's in einer monumentalen Ausgabe, durch welche der Herausgeber, Herr Professor August Sauer in Prag, und die Verlagshandlung sich den Dank weiter Kreise gesichert haben. Der gewichtige Band, der Gelegenheit angemessen höchst würdig ausgestattet und mit einem feinen Porträt des Dichters (nach dem Gemälde Oeffinger's gestochen von Prof. Jacoby) tritt in eine Lücke, welche jeder Literaturfreund längst gefühlt hat. Es gab bisher keine Ausgabe, die sich auf einen authentischen Text gestützt hätte. Man war von der Voraussetzung ausgegangen, daß Grillparzer niemals eine Sammlung seiner Gedichte geplant oder vorbereitet habe. Die erste Ausgabe, durch den trefflichen Jos. Weilen, der noch des Dichters persönliches Vertrauen besaß, nicht lange nach dessen Tode besorgt (1872), leistete, was unter den Umständen und beim Mangel einer kritischen Vorarbeit möglich war. Der dritten und vierten Ausgabe konnte schon eine Handschrift zu Grunde gelegt werden, welche, wenn sie nicht von Grillparzer direct herrührte, doch zu seiner Zeit und in seinem Freundeskreise entstanden war: aber auch sie, der in Emendationsversuchen und biographischen Angaben ein Verwandter des Dichters, der Freiherr von Rizy Jahre liebevoller Arbeit gewidmet hatte (1877), reichte nicht hin, den Text kritisch festzustellen, wie sie weit entfernt war von Vollständigkeit und einer correcten Gruppirung des Einzelnen. Jetzt erfahren wir, daß Grillparzer selbst eine Sammlung seiner Gedichte wirklich veranstaltet hat: sie hat sich, die Jahre von 1817 bis 1840 umschließend, von fremder Hand zwar geschrieben, jedoch von seiner eignen verbessert, für eine in den vierziger Jahren projectirte Gesammtausgabe, die nicht zu Stande kam, in seinem Nachlaß gefunden: und sie ist es, welche nunmehr thatsächlich die erste Abtheilung der gegenwärtigen Ausgabe bildet. In der zweiten, für welche der Herausgeber, wie er sich ausdrückt, allein verantwortlich ist, werden uns diejenigen Gedichte, die zwar aus der Zeit von 1817—1840 stammen, aber in des Dichters Auswahl fehlen, sodann die Masse der seit 1840 entstandenen in einer Anordnung vorgelegt, die sich in ihren Grundzügen der der ersten Abtheilung anschließt. Dies vornehmlich ist das Verdienst des Herrn Prof. Sauer; denn nicht minder hoch als die Arbeit des Philologen, die den Text vervollständigt und von jeder Willkürlichkeit gereinigt hat, schlagen wir es an, daß wir hier, in seiner Sammlung, Grillparzer haben wie er war, einheitlich und ganz, soweit er sich augenblicklich geben ließ. Es existieren Epigramme von ihm, die vielleicht niemals veröffentlicht werden können. Aber gerade bei diesem Theile der Sammlung, der nach Gehalt und Umfang einer

ihrer bedeutendsten ist, kommt die Methode des Herausgebers zur vollen Geltung: indem diese wuchtigen Verszeilen in geschlossenen Linien vorrücken, empfangen wir nicht nur den stärkeren Eindruck, sondern auch das bessere Verständniß. Hier, wenn irgendwo, lernen wir den Einsamen kennen, der von der Höhe seines Stübchens in der Spiegelgasse herab dem Laufe der Welt folgt und Tag um Tag mit einer Bemerkung begleitet. Die Bitterkeit des Zurückgesetzten mag seinen Blick und sein Wort geschärft haben. Aber niemals verleugnet er weder den feurigen Eifer für die Wahrheit und das Schöne noch den heiligen Zorn und die heilige Liebe für das Vaterland. Innig mit diesem verwachsen, ein guter Oesterreicher und ein loyaler Patriot, schmeichelt er doch so wenig der Regierung wie dem Volk und findet für jede Dissonanz den erlösenden Ausdruck im Epigramm. Es sind Selbstbekenntnisse; nur für sich selbst hat Grillparzer diese „Spott- und Stachelverse" geschrieben, von deren größerer Anzahl freilich das „indignatio facit" gilt. Doch der Unwille spannt die Saiten seines Innern auf den höchsten Ton: nicht verdrossen, wie man glauben möchte, „mit den ewigen Göttern gemeinsam" sitzt er dort oben, in den stillen Räumen, welche die Pietät der Wenigen, die seinem Herzen nahe standen, lange noch bewahrt hat, wie er sie verlassen: mit all' ihren Erinnerungen, mit den Büchern auf dem Schreibtisch und den Bildern an den Wänden, mit dem alten Flügel, den einst Schubert's Finger berührt, mit den Kränzen, die spät erst, fast zu spät gekommen waren. Von der Menge Gunst und Ungunst nicht berührt, spricht er sein Verdict; und eben die vollkommene Rücksichtslosigkeit, mit der ein überlegener Geist sich an den Erscheinungen der Zeit mißt, verleiht den Sinnsprüchen Grillparzer's ihren unvergänglichen Werth: sie werfen ihr durchdringendes Licht nicht nur auf ästhetische Fragen, auf politische Persönlichkeiten und Ereignisse; sie beleuchten auch die geheimsten Seelentiefen des Dichters, der Menschen und Dinge also betrachtet, zeigen ihn uns in seiner ganzen, stolzen Eigenart und werden darum immer eine der wichtigsten Quellen zu seiner Charakteristik bleiben.

R.

Graf Caylus.

Essay sur le comte de Caylus. Par Samuel Rocheblave. Paris, Hachette & Cie. 1889.

Von Winckelmann verdunkelt, von Lessing abfällig beurtheilt, von seinen revolutionären Landsleuten gehaßt, ist Graf Caylus früh beinahe vergessen worden. Neuerdings haben ein paar Alterthumsforscher, zumal Stark („Handbuch der Archäologie der Kunst") auf seine Verdienste hingewiesen; aber eine genaue Behandlung, wie sie der bedeutende Archäolog werth ist, hat er erst in dem vorliegenden äußerst interessanten Buch von Rocheblave gefunden.

Der Verfasser zeigt, wie Caylus im Gegensatz zu früheren Antiquaren die Kunst als ein gesondertes Gebiet der geistigen Welt heraushob; wie er ihre Entwicklung durch die Völkergeschichte hin nach neuen Methoden zu studiren suchte. Er ist es also, auf dessen Schultern unser großer Winckelmann steht; mögen seine Anschauungen im Einzelnen auch denen des Deutschen geradezu entgegengesetzt sein. Dieser vergötterte die absolute Schönheit der antiken Werke; sie waren ihm höchste Offenbarungen, die man nicht kritisirt, sondern über die man Commentare schreibt und predigt; Caylus dagegen haßte „allgemeine Theorien über die Monumente" und urtheilte scharf von seinem jüngeren und berühmteren Nebenbuhler: „der erhitze sich für die Kunst, verstehe aber nichts davon." Die Sentenz war ungerecht, aber enthielt eine richtige Ahnung: daß man kunstgeschichtliche Zusammenhänge nicht aufspürt durch das Ausdeuten künstlerischer Ideen, sondern bloß durch Kenntniß der künstlerischen

Technik. Deshalb konnte auch dem gelehrten Grafen eine unscheinbare ägyptische oder etruskische Bronze lehrreicher erscheinen, als eine große Bildsäule der römischen Kaiserzeit; und eben Reste antiker Kleinkunst sammelte er mit Vorliebe. Dem entsprachen dann die Themen seiner Vorlesungen in der „Académie des inscriptions“: „Vom Porzellan der Aegypter“, „Von der Perspective der Alten“, „Von der enkaustischen Malerei“ u. s. w. Rocheblave mag schon recht haben, wenn er meint, seine technischen Kenntnisse habe Winckelmann sich aus den Werken des Grafen Caylus geholt.

Aber auch Lessing hat viel von seinem Gegner gelernt. Der lockt Betrachtungen geradezu hervor, wie sie im „Laokoon“ ausgesponnen sind. Man beachtete früher zu wenig, daß es schon bei Caylus („Tableaux tirés de l'Iliade et de l'Odyssée d'Homère et de l'Enéide de Virgile“, pag. XXIII, Ed. an 1757) heißt: „Im Uebrigen hat die Poesie, älter als die Malerei, dieser gegenüber große Vortheile .... Sie malt die Zeitenfolge, sie drückt die Bewegung, die flüchtigen Uebergänge, die Verkettung von Handlungen aus. Die Malerei ... kann den Augen nur den einen glücklichen Moment darstellen.“

Aber andererseits betont der Verfasser vielleicht zu wenig, wie vereinsamt solch' guter Gedanke in dem systemlosen Geiste des französischen Antiquars steht. Ein paar Seiten darüber liest man jenes Urtheil, das Lessing zur Polemik reizte: man könne wohl die Anzahl der einem Poeten zu entnehmenden Gemälde als Prüfstein benutzen für die Größe seines Genius. Das sind Einfälle eines originellen Kopfes, dem es auf etliche Widersprüche nicht ankommt.

Auch blieb Caylus immer ein wenig Dilettant; Archäolog — und der griechischen Sprache unkundig: schon das ist bezeichnend. Und der vornehme Herr kümmerte sich noch um eine Menge schöner Dinge neben der Kunstgeschichte und Aesthetik. In erster Linie zeichnete und gravirte er mit vielem Fleiße; seine Kupferstiche schafften ihm einen Sitz in der Malerakademie zu Paris, wo er denn, schon seiner persönlichen Verbindungen wegen, in kurzer Zeit das einflußreichste Wort sprach, und diese Macht benützte er, um auf die Zukunft der französischen Kunst kräftig einzuwirken; wenn der Verfasser, den ich hier nicht controliren kann, recht haben sollte: entscheidend.

Die Forderungen, welche Caylus an jüngere Maler und Bildhauer stellte und denen er zum Siege half, sind in der That bedeutsam genug: statt der akademischen Vorbilder sollen lebende Modelle gezeichnet, statt der italienischen Epigonen die Meister der leoninischen Periode und die Alten nachgeahmt, statt der Phantasiegewänder historische Kostüme gewählt werden. Das Alles drang durch; aber es lag wohl überhaupt in der Zeit. Rocheblave faßt das Lebenswerk des Grafen nach dieser Seite kurz zusammen: „Caylus bildete Vien aus; Vien wird David bilden.“

Schon aus dem Bisherigen ergibt es sich, daß wir mit einem bedeutsamen Buche zu thun haben, welches kein Kunsthistoriker künftig wird vernachlässigen dürfen. Eine ganz besondere Freude aber muß dieser „Essai“ dem Psychologen bereiten. Denn eine bizarre und kräftige Persönlichkeit ist mit fester Hand derart gezeichnet, daß sie vor unseren Blicken auf- und abgeht. Caylus war in den Ueberlieferungen des siebzehnten Jahrhunderts aufgewachsen und fand sich nicht in eine neu werdende Welt; zumal seit dem Tode seiner Mutter war er einsam, selbst in der buntesten Umgebung; voll von Widerwillen gegen das „Geschwätz der Autoren“ stieß er Voltaire zurück und gerieth zu Diderot in die grimmigste Gegnerschaft; aber für einen Eremiten fehlten ihm wichtige Eigenschaften. „Dieser Aristokrat in Wasserstiefeln“ mußte zu Zeiten ein gewaltsames Temperament entladen; in Arbeit und Genuß. Wie sich ein solcher Mensch entwickeln wird, ist von Anfang vorauszusehen: über ihn kommt verlassenes und vergrilltes Alter, indem er sich stets mehr verhärtet und nach allen Seiten hin abschrofft. Rocheblave charakterisirt den Gemüthszustand gut: „Rauh, doch wohlwollend, reicher ohne Zweifel an Herz als an Seele.“ So ist der seltsame Mann seines Weges gegangen; ihm an der Hand eines kundigen Führers nachzugehen, war der Mühe reichlich werth.

C. G. Bruno.

Zur englischen wissenschaftlichen Literatur.

1. Letters of David Hume to William Strahan. Now first edited, with notes, index etc. By G. Birkbeck Hill, D. C. L., Pembroke College. — Oxford, Clarendon Press. 1888.

David Hume ist den Deutschen und wohl der gebildeten Welt überhaupt außerhalb Englands heute nur noch als Philosoph bekannt, ja in England selbst hat das Interesse an seinen philosophischen Schriften das an seinem Geschichtswerk, der History of England, völlig zurückgedrängt; das lehrt als bezeichnendes Beispiel das gute Buch von Professor Huxley über Hume, worin von 206 Seiten 160 der Philosophie des schottischen Denkers gewidmet sind. Wir sehen in Hume einen Vorläufer Kant's, aber einen Vorläufer von so eigenthümlicher Schärfe und Nüchternheit des Denkens, daß ganz verschieden geartete psychologische Studien an seine Anregungen sich schließen und dieselben fortbilden können, so die englische Logik der Gegenwart. Hume würde ob dieses Schicksals seiner Werke erstaunt sein; denn wenn er gleich seines Berufes als Philosoph sicher war und dies besonders durch seine Aufnahme in Frankreich bestätigt fand, sogar seine letzten Sorgen der Drucklegung philosophischer Aufsätze zuwandte, so maß er doch seiner „Geschichte Englands" sehr viel größere Bedeutung bei und hat sie durch mehrere Jahrzehnte mit peinlicher Sorgfalt verbessert und wieder verbessert, sie galt ihm als sein Lebenswerk.

Das erfährt man nirgends deutlicher als in der vorliegenden Briefsammlung. Sie enthält die Zuschriften Hume's an den berühmten Drucker und Verleger William Strahan in London, den Freund Benjamin Franklin's und vieler der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit. Durch zwanzig Jahre, von 1756 bis zum Tode Hume's 1776, währte diese Correspondenz, welche Lord Rosebery neulich angekauft und dadurch vor der Zerstreuung an Autographenjäger behütet hat. Ihren Mittelpunkt bildet Drucklegung und Correctur der verschiedenen Auflagen von Hume's Geschichtswerk. Verfasser und Buchhändler bestreben sich gleichermaßen, das Werk möglichst zu vervollkommnen: Hume durch sachliche und stilistische Besserungen, nicht minder Strahan, den ein wohlgebildetes Sprachgefühl und lange Uebung zu einem trefflichen Berather in Bezug auf Reinheit und Eleganz des Ausdruckes machten. Seltsam muthet es den Leser an, welcher über der Massenproduction unserer Tage die Empfindung nicht bloß für das Geschmackvolle, sondern auch für das einfach Richtige einzubüßen droht, wenn er hier einzelne Worte und Phrasen mit mühevoller Achtsamkeit abwägen sieht. Und doch hielt Samuel Johnson, das stilistische Orakel des Jahrhunderts, Hume keineswegs für einen guten Schriftsteller und warf ihm französische Constructionen vor; freilich urtheilte Horace Walpole mit mehr Recht um Vieles günstiger über Hume als der Schöpfer jener mächtigen Perioden, die uns so schwerfällig dünken wie die schleppenden Brokatmassen eines alten Prachtgewandes. Im Ganzen ist Hume's Schreibart leicht und elegant, in seinen philosophischen Schriften von bewunderungswürdiger Klarheit.

Aber nicht von Auflagen, Druckbogen und Correcturen allein handeln diese Briefe; je näher sich die Freunde rücken, desto mehr tritt die Politik der Zeit in ihre Correspondenz ein. Allerdings ausschließlich englische Politik und daneben englische Literatur. Hier ist es, wo die Leistung des Herausgebers am besten gerühmt werden kann. Dr. Birkbeck Hill hat sich schon wiederholt mit Schriftstellern des achtzehnten Jahrhunderts beschäftigt, seine sechsbändige Ausgabe von Boswell's Life of Johnson ist ein Denkmal mühsamsten Fleißes und jetzt die fast allein benutzbare. Mit ähnlicher Sorgfalt hat er diesen Briefwechsel edirt und das Buch durch seine, jedem Stück folgenden Anmerkungen zu einer wahren Fundgrube für die Kenntniß englischer Dinge im vorigen Jahrhundert gemacht. Auch die unbedeutendsten Blättchen gewinnen durch diese Umrahmung, und scheinen die Notizen gelegentlich zu weitschweifig, wiederholt

sich Manches zu häufig, so kann das doch den Dank für die Fülle der gespendeten Belehrung nicht beeinträchtigen.

Hume's Charakter erscheint uns in diesen Briefen, wie er sonst im Leben sich gab. Nicht frei von Schwächen: etwas selbstgefällig und ruhmgierig, leicht reizbar und dann ungerecht, aber doch wieder voll Gutmüthigkeit, liebenswürdig, rücksichtsvoll und menschenfreundlich. Seine politischen Ansichten sind die des eingefleischten Tory, immerhin sehr geklärt durch seine natürliche Klugheit und historische Bildung. Einsichtsvoll schreibt er z. B. über den Conflict Englands mit den amerikanischen Colonien, und ganz merkwürdig bestimmt sagt er den Ausgang des Kampfes vorher S. 288 f., 308. Und wie hat dieser Mann, der als Epikuräer verspottet wurde, arbeiten können! Niemand wird ohne Rührung das vergilbte Blatt betrachten, welches S. 342 die letzten Zeilen Hume's an Strahan facsimilirt wiedergibt: Hume verzeichnet Correcturen zu einzelnen seiner philosophischen Schriften und theilt dann mit, Dr. Black habe ihm versprochen, daß bald Alles mit ihm vorbei sein werde; das sei gute Nachricht, denn während der letzten Zeit hätte sich sein Zustand so verschlimmert, daß ihm das Leben zur Last werde. „Adieu, then, my good and old friend" schließt der Brief. In der That werden nicht viele Menschen ihrer Auflösung mit solcher Ruhe entgegengeblickt haben wie dieser große „Ungläubige".

Das vortreffliche Werk darf allen ernsten Lesern, denen das Staatsleben und Schriftthum Englands im achtzehnten Jahrhundert Interesse einflößt, auf das Lebhafteste empfohlen werden.

2. Essays by the late Mark Pattison. Collected and arranged by Henry Nettleship. Two Vols. Oxford, Clarendon Press. 1889.

Ein großer Vorzug, dessen die Naturwissenschaften heute genießen, ist, daß sie in genauem Wechselverkehr der Forscher verschiedener Nationen bearbeitet werden: die Untersuchung eines Problems, welche etwa ein Deutscher begonnen hat, wird von einem Engländer fortgesetzt, daran knüpft ein Franzose an, ein Russe erwidert darauf, u. s. w. In dieser Art fördern sich die Völker, und Alles kommt der gemeinsamen Sache zu gute. Die Voraussetzung, welche dieses Zusammenarbeiten ermöglicht, wird durch die Methoden der Bearbeitung und Forschung gebildet, die überall dieselben sind und nationale Eigenthümlichkeiten fast ganz ausschließen. Nicht so liegen die Dinge bei Philologie und Geschichte. Da bildet nicht bloß die Verschiedenheit der Sprachen ein Hinderniß, das hier wie dort leicht überwunden werden könnte. Wichtiger sind die Differenzen in der Methode, der ganzen Betrachtungsweise, der Erfassung von Aufgaben und Zielen, der Vorbildung, ja in dem gesammten wissenschaftlichen Apparat. Noch mehr erweitert sich die Kluft durch eine gewisse Abneigung — welche um so stärker wird, je enger der Gesichtskreis der Betheiligten ist — die Verdienste und Leistungen der fremden Mitforscher gebührend anzuerkennen. Ist es mir doch erst unlängst begegnet, als ich in einer Schrift die Bedeutung englischer und amerikanischer Denker für das Geistesleben der Gegenwart hervorhob, daß ich von einem Freunde dahin belehrt wurde: „Die Deutschen, das Volk Wilhelm's von Humboldt, hätten es nicht nöthig, ihre Köpfe anglo-amerikanisch frisiren zu lassen." Ich halte solches Urtheil für die Eingebung unbegründeten und schädlichen Hochmuthes. Man hat Alles dankbar anzunehmen, was uns in Wissenschaft und Bildung fördert, woher es auch komme; jede Engherzigkeit ist vom Uebel und rächt sich in der Folge durch Erstarrung und Zurückbleiben: mir scheint es wirklich keine Auszeichnung für uns, daß es deutsche Philosophen und Sprachforscher gibt, welche meinen, ihre wissenschaftliche Existenz mit anderthalb Gedanken aus dem unerschöpflichen Schatze Wilhelm's von Humboldt bestreiten zu können. Heute steht die Philologie in England niedrig genug, aber die großen englischen Forscher, welche sich um die Reinigung altclassischer Texte bleibende Verdienste erworben haben, die Bentley, Porson, Dobree, Markland, Emsley u. A. sind hoffentlich unserem Gedächtnisse noch nicht entschwunden, und es muß die Freude

an der genialen „Einleitung in die attische Tragödie" des Herrn von Wilamowitz-Möllendorf erheblich steigern, daß sich darin diese bedeutenden, aber entlegenen Leistungen rückhaltslos anerkannt finden.

Um solche gerechte Würdigung möchte ich auch für den Mann werben, dessen „Essays", durch die Sorgfalt seiner Freunde ausgewählt, nunmehr in zwei Bänden vorliegen. Mark Pattison, der 1813 geborene, 1884 verstorbene Rector des Lincoln College an der Universität Oxford, war wirklich ein Kenner der deutschen Literatur, insbesondere auf den Gebieten der Theologie, Philosophie und classischen Philologie. Er hatte genau die Einrichtungen des deutschen Schulwesens studirt, und seine für Oxford zum Theil geplanten, zum Theil durchgeführten Reformen waren vornehmlich auf die Erfahrungen Deutschlands gegründet. Er besaß als Lehrer eine sehr bedeutende Wirksamkeit, auch nachdem sein frischester Eifer durch die Intriguen einer Rectorswahl am Lincoln College 1851 gedämpft worden war. Mit ihm zu verkehren, gewährte die reichste Anregung: denn aus der Fülle eines ungemein ausgedehnten und wohlgeordneten Wissens stiegen ihm seine Gedanken auf, durchdringende Einsicht war ihm eigen und ein scharfes Urtheil, das sich aber in milde Form kleidete. So sehr war Pattison von dem Werthe eines gebildeten persönlichen Austausches überzeugt, daß er meinte, die recht und voll wirkenden Bücher würden nur von solchen Gelehrten verfaßt, die zwischen der nothwendigen Einsamkeit ihrer Studien und zwischen edler Geselligkeit abwechselten; man könnte es den Büchern sogar anmerken, ob ihre Autoren nach einer von beiden Richtungen sich zu sehr hätten gehen lassen. Pattison selbst hat zwar unermüdlich gelernt und gearbeitet, aber wenig geschrieben. Am bekanntesten werden seine commentirten Ausgaben von Pope's, „Essay on Man" und „Satires and Epistles" (1869. 72), sowie besonders sein „Milton" (1879) sein; dieser kleine Band ist durch Reife und Tiefe ein Schmuckstück der English Men of Letters. Hingegen erfreut sich unter den Philologen sein „Casaubon" (1875), um dessentwillen man Pattison für das Vorbild von Dorothea's Gatten in George Eliot's „Middlemarch" gehalten hat, großer Achtung. Und doch ist dieses weitgreifende und eindringliche Buch nur der Ausschnitt einer Arbeit über Joseph Scaliger, von welcher uns leider kaum Bruchstücke (Essays 1, 197—243) übrig blieben. Die jetzt gesammelten Aufsätze lassen in ihrer schönen Sprache die Gründlichkeit von Pattison's Bildung und die Weite seiner Anschauung einigermaßen erkennen. Das Hauptgewicht des ersten Bandes liegt auf den Darstellungen aus der Geschichte der Philologie (Scaliger, die Stephani, Muretus, Huet, F. A. Wolf); im zweiten tritt die Theologie in den Vordergrund, so besonders in den ausgezeichneten Studien über Calvin, über die Tendenzen des religiösen Geisteslebens in England von 1688—1750, daneben die kritischen Aufsätze über Pope und seine Herausgeber, über Buckle. Pattison's Essays knüpfen zumeist an erschienene Bücher an, sie enthalten aber keineswegs nur Recensionen, sondern bringen des Kritikers eigene Auffassung der Personen und Verhältnisse hinzu, die fast ausnahmslos den Schriften überlegen ist, welche ihm als Ausgangspunkte dienten.

Mark Pattison strebte mit vorsichtiger, methodischer Forschung überall nach geschichtlichem Verständniß, nach bestimmter Einsicht in den Zusammenhang der geistigen Phänomene: aus ihr erst folgt die gerechte Würdigung. Er war nicht immer so weit gewesen und hat, gemäß seinen eigenen Worten (Memoirs 1885) einen langen Weg dahin durchgemacht. Er war ein Schüler und Freund des späteren Cardinals Newman und hat 1841 die „Catena Aurea" des Thomas von Aquino übersetzt, ist aber nicht katholisch geworden und hat aus der tiefgreifenden religiösen Bewegung jener Tage nur größere Unbefangenheit des Urtheiles davongetragen. Ihm war das Leben der Arbeit wegen werthvoll, es war ihm ein stetes Fortschreiten, eine ununterbrochene Entwicklung zur besseren Erkenntniß, zur Wahrheit. Auch in dieser Hinsicht bezeichnen die Essays die Stationen eines Lebens, welches durch die Reinheit seiner Absichten und die Reife seiner Früchte zu den edelsten Beispielen unserer Zeit gehört.

Anton E. Schönbach.

Antike Städtebilder im Süden Kleinasiens.

Städte Pamphyliens und Pisidiens. Unter Mitwirkung von G. Niemann und E. Petersen herausgegeben von Karl Grafen Lanckoronski. Erster Band: Pamphylien. Mit 2 Karten und 2 Plänen, 31 Kupfertafeln und 114 Abbildungen im Text. Wien. Prag, Leipzig, F. Tempsky. 1890.

Wir haben mehrfach Anlaß gehabt, die Leser der „Deutschen Rundschau" auf die merkwürdigen Reste antiker Besiedelung hinzuweisen, welche in der südwestlichen Berglandschaft Kleinasiens, im alten Lykien, sich erhalten haben (Bd. XXXVI S. 51, Bd. XLIII S. 317, Bd. LXIII S. 468). Die östlich unmittelbar daran stoßenden Gebiete, das Küstenland Pamphylien und das Bergland Pisidien zeigen ein anderes, beinahe noch wunderbareres Gepräge: auf einem Raume, welcher ungefähr der halben Provinz Westphalen gleich kommt, liegt da etwa ein Dutzend ansehnlicher, zum Theil bedeutender antiker Städte von einer Erhaltung ohne Gleichen. Nicht Menschenhände, sondern die Zeit hat sie geschädigt, vor Allem jene gewaltigen Erdbeben, welche das Alterthum in Trümmer schlagen halfen vor dem Anbruch und gleichsam für den Neubau einer neuen Zeit. Dann hat die zunehmende Ungesundheit den heißen und theilweise versumpften Küstenstrich verödet: so erklären wir uns die Thatsache, daß hier fast nirgends der antike Name an den Städteruinen haften blieb; aber in der Höhe darüber, im bergigen, gesünderen, sicherern Pisidien richtete, wie es scheint, eine stark zusammengeschmolzene Bevölkerung sich wohnlich in den Trümmern ein: retteten sich doch über alle Wechselfälle und Aenderungen von Herrschaft, Glauben und Sprache die alten Namen in modernem Gewande hinüber bis in unsere Zeit. Auf solche Zeichen sind wir angewiesen, da jede andere Ueberlieferung für etwa anderthalb Jahrtausende unterbrochen ist. Dann aber, seit kaum zwei Menschenaltern, stiegen vor den ersten europäischen Besuchern jene verschollenen Städte, deren Namen erst noch wiederzusuchen waren, empor wie Erscheinungen aus einer versunkenen Welt. Der treffliche August Schönborn ist auch hier vor fünfzig und vierzig Jahren als einer der ersten wissenschaftlichen Reisenden umhergewandert, fast zu gleicher Zeit der englische Rev. Daniell, der aber alsbald den Anstrengungen jenes Landes und jener Zeit erlag. Gereizt durch die beinahe märchenhaften Berichte hat dann der Schreiber dieser Zeilen mit dem Baumeister Hermann Eggert in den Frühlingswochen des Jahres 1874 jene Landschaften durchzogen und kurz über sie berichtet. In der That erschien die Mächtigkeit der Trümmer, die Güte des Materials, die Meisterschaft in der Bewältigung und dem Aufbau großer Massen erstaunlich und wunderbar, zumal gemessen am heutigen Bilde des Landes, wo eine ganz geringe, vielfach nur nomadisirende Bevölkerung in Zelten oder elenden Hütten ein armseliges Dasein mit Viehzucht und nothdürftigem Ackerbau hinfristet. Von einer ausführlicheren Darstellung hat mich dann zuerst die Leitung der olympischen Ausgrabungen abgehalten, später der Eintritt in eine ungewohnte akademische Thätigkeit. Inzwischen richtete sich die allgemeine Aufmerksamkeit immer mehr auf Kleinasien, und damit wuchs die Aussicht, wie auch der Anspruch auf eine umfassendere Lösung der Aufgabe, als der schnelle Durchzug von ein paar Reisenden sie zu bieten vermag. Und in der That hatte schon im Jahre 1882 der für Kunst und Alterthum begeisterte Graf Karl Lanckoronski Pamphylien kennen gelernt — auch dies im Anschlusse an die so folgenreichen österreichischen Unternehmungen — und sofort den Plan einer gründlichen Durchforschung der Ruinenstätten gefaßt. Hochherzig und einsichtig zugleich hat er alsdann die Herren Eugen Petersen und George Niemann als Archäologen und Architekten gewonnen, ist mit diesen und einem ganzen Stabe von Gelehrten, Künstlern, Topographen in den Jahren 1884 und 1885 ausgezogen, und die Gesellschaft hat insgesammt etwa sechs Monate hindurch in Pamphylien und Pisidien untersucht, gemessen und aufgenommen, gezeichnet

und photographirt. Eine dritte Expedition mußte leider unterbleiben; aber auch so sind fast ein Dutzend Städte mehr oder weniger gründlich durchforscht, und die fünf pamphylischen Adalia, Perge, Sillyon, Aspendos, Side behandelt der eben ans Licht getretene erste Band.

Einleitend gibt Graf Lanckoronski nach einer kurzen Geschichte des Unternehmens eine warm geschriebene Schilderung des Landes. Dann läßt er ausschließlich Petersen und Niemann das Wort; dieser hat die Einzelbauten beschrieben, und zudem die Vorlagen für einen großen Theil der Tafeln und eingestreuten Ansichten hergestellt, hervorragende, oft meisterhafte Arbeiten, die nicht bloß das Auge des Alterthumsforschers zu erfreuen vermögen und den Kenner des Landes häufig in Staunen versetzen durch die treffende Charakteristik der Natur und der Kunstwerke. So fügen sich diese Bilder als ein ungewöhnlich wichtiges Element in die Darstellung des Archäologen, um so vielsagender als dieser sich bestrebt hat, Natur, Denkmäler und Geschichte jeder Art zu einheitlichen Bildern zusammenzufügen. In Wahrheit ist eine solche Fassung der Aufgabe die höchste und schönste, welche sich denken läßt; wir verkennen dabei nicht, daß die Verhältnisse in Pamphylien und Pisidien ungewöhnlich günstig liegen, viel günstiger als der flüchtige Reisende erkennen kann, der nur den Zustand einer Zeitepoche, der späteren römischen Kaiserzeit, zu sehen glaubt. In Wirklichkeit liegen dort fast überall gleichsam mehrere Epochen in den Denkmälern in deutlicher, scharf gezeichneter Schichtung über einander, und die Ruinenstätten gewähren damit den unendlich anziehenden Reiz, der mit jedem Einblick in das Werden der Dinge verbunden ist. Und eben dieser Einblick ermöglicht die fruchtbarste, die genetische Behandlung.

Zwölfhundert Quadratkilometer etwa umfaßt das Rechteck, welches sich um die pamphylischen Städte beschreiben läßt, das ist wenig mehr als die Provinz Hohenzollern oder das Fürstenthum Waldeck: und auf diesem Raume lagen fünf blühende Städte; in den großartigen Theatern von dreien derselben fanden 7—8000, 11 000, 13 000 Menschen Raum, fürwahr ein sprechendes Zeugniß für Volksmenge und allgemeinen Lebenszuschnitt in diesem so abgelegenen Gebiete, auch wenn wir annehmen, daß dort eine besondere Vorliebe für die Schaubühne geherrscht habe.

Zwei der Städte, Adalia und Side, liegen am Meere; nur Adalia ist lebendig geblieben, ein bescheidener Hafen im geschütztesten Winkel des Landes; die anderen drei längst verlassenen Städte thronten zuerst auf bequemen, ebenen und geräumigen Hügeln, losgetrennten Stücken der Terrassen, in welchen das Land vom Meere aus aufsteigt. Trägt die Wahl solchen Platzes den unverkennbaren Stempel der ältesten, der Gründungszeit, und ist der kleinste Ort, Sillyon, in seinem ganzen Charakter wenig darüber hinausgekommen — daher von alterthümlich eigenartigem Reize — so sind die anderen beiden, Perge und Aspendos, dem Zuge einer späteren, milderen Zeit gefolgt; sie sind auch in die Ebenen hinabgestiegen, und ihre Anordnung wie diejenige von Side spricht beredt von der Zeit, in welcher die Seleukiden, die Könige Syriens, auch diese Theile beherrschten. Beinahe nirgends liegt das Gesammtbild antiker Städte so übersichtlich vor Augen wie hier. Die Stadtanlage der Alten in ihrer allmäligen Entwicklung zu verfolgen, ist überhaupt so reizvoll und lehrreich, daß man sich nur wundern kann über die geringe Beachtung, welche diese Seite des antiken Lebens bisher gefunden hat. Zeitlich und örtlich verschieden geartet, kann die Stadtanlage zu einem geschichtlichen und nationalen Unterscheidungsmerkmal ersten Ranges werden. Vielleicht ist es mir später einmal vergönnt, die Leser dieser Zeitschrift in die Wirklichkeit antiker Städte einzuführen. Hier sei nur gesagt, daß die Griechen erst in der Zeit des Perikles fortschritten von ungeordnetem Aufbau ihrer Städte zu kunstmäßigen Anlagen aus einem Gusse; eine analoge Forderung ist dann erst wieder in der Epoche der Renaissance gestellt worden. Den Griechen kam die neue Art von Osten zu: aufgekommen muß sie sein, wo ganze Städte auf einen Schlag anzulegen waren; wir möchten an das Mittelstromland denken, an Babylon und Assur, wo jeder Herrscher mit seinem Palaste seine ganze Hauptstadt verlegt zu haben scheint. Babylon wenigstens

wird später als sehr regelmäßig beschrieben. Den Griechen bot sich die Aufgabe erst häufig, als die Nachfolger Alexander's des Großen, die Diadochen und Epigonen, den dörflichen Charakter ihrer Länder systematisch in einen städtischen umwandelten. Die Anordnung ist sehr einfach: den Mittelpunkt, bisweilen auch den wirklichen, bilden die Anlagen, wo das öffentliche Leben sich abspielt, die „Märkte" in antikem Sinne; auf diese münden von allen Seiten die Straßen, die sich übrigens rechtwinklig kreuzen wie in den modernsten Theilen unserer Städte; die antiken erhalten ihren Hauptreiz häufig durch die Unebenheiten ihres Bodens, welcher ein malerisches Bild auf- und absteigender Terrassen verursacht, wo in buntem Wechsel Hallen, Theater, Tempel und andere öffentliche Bauten eingestreut liegen. Auf ebenem Boden sind dann Säulenstraßen, wie sie vereinzelt schon früh vorkommen, zum bestimmenden Zuge, man kann sagen, gleichsam zum festen Gerüst des Inneren der Städte geworden; so vor Allem in Syrien, in Antiochia, auch in Palmyra, und so auch hier, in Perge und Side, wo die Hallenstraßen mit ihren Steigen für die Fußgänger, mit ihren rückwärtigen Verkaufsräumen — ähnlich den „Lauben" z. B. von Bern — wie die wunderschön aufgebauten Mauern und Thürme die Epoche der Epigonen bezeugen.

Die römische Zeit setzt die gewaltigen Bauten hinein, die überall gleichsam ihre Fußspur bilden: Inschriften beweisen freilich, daß diese hier wie fast überall im griechischen Osten nicht von den römischen Machthabern, sondern von einheimischen Patrioten errichtet sind, Patrioten, deren werkthätigem Ehrgeiz die kleinasiatischen Städte überhaupt ihre späte Blüthe zum größesten Theile verdanken. Hier handelt es sich neben Thermen vor Allem um Theater, unter welchen das von Aspendos das besterhaltene der alten Welt ist und nun zum ersten Male im Bilde vollendet vor uns liegt. Eigenthümlich sind die Nymphaeen, reiche palastartige Façaden, aus denen vielfache Wasserstrahlen in geräumige Bassins herabsprudelten, und deren Vorbild vielleicht auch von Osten stammt: wenigstens sind Beispiele in Antiochia und Heliopolis (Baalbek) sicher, in Bostra und Gerasa mir wahrscheinlich. Einzig im Osten der alten Welt steht die Wasserleitung von Aspendos da, die nach dem Gesetz der communicirenden Röhren angelegt ist; eine gewaltige Leistung, und für eine Stadt, die, wie alle pamphylischen, welche noch meßbar sind, an Flächeninhalt weit z. B. hinter Worms (540 000 Quadratmeter, 19 000 Einwohner) zurückbleibt, während Side mit seinen 416 000 Quadratmetern Luxemburg (16 700 Einwohner) sehr nahe kommt; seine 13 000 Theaterplätze geben daher viel zu denken auf. Fruchtbar für viele Zweige des antiken Lebens werden diese genauen und, man möchte sagen, liebevollen Untersuchungen werden. Der letzte und schönste Erfolg liegt aber wohl auch in diesem Falle wieder darin, daß an Stelle vager und zusammenhangsloser Vorstellungen bestimmte Anschauung und lebendige Bilder treten können.

Königsberg i. Pr. Gustav Hirschfeld.

λτ. **Geschichte der Preußischen Garde.** Von Oskar Häring. Berlin, Kurt Brachvogel. 1891.

Wir begrüßen grundsätzlich jedes Buch, welches einen Theil unserer Heeresgeschichte in allgemein verständlicher Form wiedergibt, mit aufrichtiger Freude: die Geschichte unserer Armee ist so eng und unlöslich mit der Geschichte unseres ganzen Vaterlandes verwachsen, daß jedes Buch, welches sich mit jener beschäftigt, der Verallgemeinerung besserer Kenntnisse über die letztere dient. Und in welchem Maße dies nothwendig ist, welche Lücken leider der Schulunterricht gerade auf dem Gebiet der vaterländischen Geschichte läßt, weiß Jeder, der durch seinen Beruf in die Lage kommt, sich mit unserer Jugend zu beschäftigen. Wir begrüßen das vorliegende Buch mit doppelter Freude, weil uns der Gedanke ein äußerst glücklicher schien, gerade die Geschichte der preußischen Garde gewissermaßen als den Grundstock einer Armeegeschichte in weiterem Sinne zu benutzen; ist die Garde doch an fast allen Ruhmesthaten unseres Heeres in hervorragender Weise betheiligt gewesen. — Leider hat das Buch uns enttäuscht. Es ist zweifellos in der redlichsten, besten Absicht geschrieben, ein warmes patriotisches Empfinden leuchtet überall aus ihm hervor, und auch der Grundton, auf den es gestimmt ist: eine volksthümliche Darstellung der Heldenthaten der Garde zu geben, scheint dem Verfasser leidlich richtig vorgeschwebt zu haben. Ferner wollen wir von vornherein anerkennen, daß Herr Häring fast stets gute Quellen benutzt und überaus fleißig Material gesammelt hat. Fügen wir noch hinzu, daß der Verleger das Buch hübsch ausstattete, so ist damit aber auch Alles, was wir zum Lobe desselben sagen können, erschöpft. Eine volksthümliche Darstellung der Geschichte der Garde muß auf einem höheren Standpunkt stehen, als aus dem Buch spricht: sie darf sich nicht damit begnügen, eine Aneinanderreihung der Kriege, Schlachten und Gefechte zu geben, zu denen Preußens Fahnen entfaltet wurden; sondern sie muß, von dem organischen Zusammenhang zwischen Heer, Volk und Herrscher ausgehend, der fortschreitenden Ausgestaltung des Heeres gerecht werden. Das ist gerade der Vorzug, welchen die Geschichte der Garde bietet, daß diese nicht nur die Geschicke der Söhne einer Provinz widerspiegelt: aus allen Gauen des Hohenzollernstaates mit einem bevorzugten Ersatz rekrutirt; unter den Augen der obersten Kriegsherrn selbst ausgebildet; bei der Erprobung aller Neubewaffnungen, aller Neuausrüstungen, aller neuen Reglements wesentlich betheiligt; allezeit von einem besonders ausgesuchten Officiercorps geführt, wurde sie eine Mustertruppe nicht im Sinne der Napoleonischen Garden, welche durch Auswahl der Mannschaft aus den Truppentheilen des übrigen Heeres gebildet waren und gewissermaßen eine Dynastietruppe darstellten, sondern als bevorzugtes Glied des ganzen Heeres, als prima inter pares. Jene, die Garden Napoleon's, waren an die Person des Kaisers und an seinen Thron gefesselt, sie galten als seine Schlachtenreserve, als das Instrument für den Massenstoß, der meist die Entscheidung seiner siegreichen Schlachten auszeichnete, und sie ernteten oft mit leichter Mühe die Lorbeeren, welche eigentlich die Masse des Heeres schon vorher in muhevollem, langwierigem Kampfe errungen hatte: das preußische Gardecorps aber kämpfte stets Schulter an Schulter mit allen übrigen Theilen der Armee, ihm ward im Kriege, mindestens in der neueren Zeit, keinerlei Bevorzugung, sei es im Hinblick auf Entbehrungen und Lasten, sei es in Bezug auf das Ziel des Kampfes, zu Theil. Von all dem, was hier nur mit flüchtigen Worten angedeutet werden kann und was eingehend zu entwickeln und auszuführen Aufgabe einer wirklichen Geschichte der Garden wäre, sagt das vorliegende Buch fast nichts: um nur ein Beispiel anzuführen: die Reorganisation des preußischen Heeres durch König Wilhelm wird auf 9 (!) Zeilen abgefertigt. Dagegen führt das Werk genau auf, daß etwa das Grenadier-Bataillon Kleist bei Leuthen siebenundvierzig Mann oder das Garde-Husaren Regiment bei Königgrätz zwei Officiere und drei Mann verlor, es geht fast überall auf Kleinigkeiten ein und verliert die weiteren Gesichtspunkte, die doch allein von Bedeutung sind. Zu alledem kommt, daß die Schreibweise des Verfassers wenig ansprechend ist: Ausdrücke wie „dazumal" oder „unter'm" — Sätze gleich: „Eine Vernichtungsschlacht war der Erfolg nicht gewesen, es klappte diesmal nicht recht" (S. 22) — „es treten dem Bündniß das deutsche Reich bei" (S. 19) — „nach einer fruchtlosen Kanonade machte der Herzog Kehrt vor den Höhen von Valmy; der Herzog machte Kehrt und räumte Frankreich" (S. 83) — „Gegen diese Aufstellung ging der Empereur vor" (S. 90) — „Auf die Südfront war im lebhaften Tempo weiter kanonirt worden. Deren Forts waren arg beschädigt" (S. 347) — finden sich häufig.

Wenn man über die Geschichte der preußischen Garde schreiben wollte, so war das nach zwei Richtungen hin möglich: entweder in Gestalt eines ernsten, auf eingehendem Studium aufgebauten, die Heeresorganisation und die Kriegsgeschichte kritisch berücksichtigenden Werkes, oder in Gestalt eines volksthümlichen, für weitere Kreise berechneten Buches. Nur ein solches kann Herrn Häring vorgeschwebt haben; er ist aber auch dieser durchaus dankenswerthen Aufgabe nicht gewachsen gewesen. Wirklich volksthümlich schreiben ist nicht leicht, ist sogar sehr schwer. Wer nicht die Befähigung dazu in sich fühlt, läßt besser die Hand davon. Der gute Wille allein thut es nicht.

ax. **Imperial Germany.** By Sidney Whitman. Tauchnitz Edition. 1890.

Das Kaiserliche Deutschland. Von Sidney Whitman. Aus dem Englischen von O. Th. Alexander. Zweite Auflage. Berlin, F. Ulrich & Comp. 1890.

Dieses merkwürdige und lehrreiche Buch ist schon in allen deutschen Zeitungen eingehend besprochen worden, so daß hier nichts Anderes erübrigt, als an einen kurzen Bericht den Wunsch zu knüpfen, die Leser dieser Blätter möchten,

sofern ihnen die Schrift bisher entgangen sein sollte, nicht weiter zögern, sie kennen zu lernen. Der Verfasser behandelt seinen Stoff, die Schilderung der inneren Verhältnisse des deutschen Reiches unserer Zeit, in vierzehn Capiteln, unter denen bezeichnender Weise diese drei die stärksten sind und in der Mitte stehen: Eine väterliche Regierung, Fürst Bismack, die Armee. Er will die Gesammterscheinung des heutigen Deutschland, dessen Auftreten für viele Engländer etwas Plötzliches und Unbegreifliches an sich hat, seinen Landsleuten verständlich machen. Wir denken, daß ihm dies wohl gelungen ist. Es liegt in der Natur der Sache, wenn Mr. Whitman sich am eingehendsten mit denjenigen deutschen Einrichtungen und Eigenschaften befaßt, welche von den entsprechenden Punkten des englischen Wesens am weitesten abstehen. Er hat im Ganzen eine sehr günstige Vorstellung von der deutschen Art, ohne deswegen im Einzelnen sein gesundes und klares Urtheil gefangen zu geben. Jedenfalls ist bisher noch niemals und von keinem Ausländer ein Buch über Deutschland geschrieben worden, das mit solcher Sachkenntniß, so sorgsam und nachempfindend den Charakter des deutschen Volkes und die Organisation des neuen Reiches darstellt; ja auch von der älteren Literatur, seit Madame de Staël, ist nichts dieser Arbeit zu vergleichen. Für uns ist es am nützlichsten, in diesem uns vorgehaltenen Spiegel die Abbildung unserer Schwächen zu studiren, und darum seien die Capitel 9—13, vornehmlich aber das elfte: ‚Der Philister', besonders hervorgehoben. — Das Buch erschöpft die Sache nicht, wie dies weder beabsichtigt war noch verständiger Weise gefordert werden kann: Preußen, als das Rückgrat des deutschen Organismus, gewährt mit Recht die Grundlage der gesammten Beschreibung, doch ist darüber Süddeutschland unleugbar zu kurz gekommen. Das ist insofern schade, als daraufhin manche Engländer, wenn sie überdies noch die ungemeine Verbreitung des geistreich-thörichten Buches „Rembrandt als Erzieher" erwägen, wirklich die Ansicht gewinnen könnten, die Axe der deutschen Cultur gehe heute durch Ritzebüttel; indeß in Wahrheit es zwar — Gott sei Dank — eine einheitliche deutsche Cultur gibt, aber keine deutsche Landschaft die andere darum ausschließen dürfte. Daß Mr. Whitman der deutschen Wissenschaft zwar öfters rühmend gedenkt, aber ihr in seinem Buche keinen besonderen Abschnitt widmet, wird man ganz begreiflich finden, da gerade sie und die deutschen Universitäten dem englischen Publicum wiederholt sind achtungsvoll vorgestellt worden. Wir können nur wünschen und hoffen, daß „Imperial Germany" in England zu starker und dauernder Wirkung gelange; das wird allerseits zum Vortheile gereichen. — Die deutsche Uebersetzung ist durch die Beigabe eines autographirten Briefes von Feldmarschall Moltke ausgezeichnet worden, welcher Mr. Whitman seine Anerkennung ausgesprochen hat. Wenngleich bei dieser Uebertragung manche Feinheiten und Spitzen der englischen Fassung verloren gegangen sind, so ist es doch eine gute Arbeit und darf deutschen Lesern nachdrücklich empfohlen werden.

εγ. **Erlebnisse eines Feldgeistlichen im Kriege 1870—71.** Von Dr. Eduard Pfleiderer, Professor der Philosophie in Tübingen. München, C. H. Beck. 1890.

Die Beck'sche Verlagshandlung in Nördlingen und München hat die Darstellungen unseres großen Nationalkriegs aus der Feder von Mitkämpfern, von welchen eine Reihe hübsch ausgestatteter Bändchen vorliegt — das jüngste ist das von Dinkelberg, „Erlebnisse eines Kaiser-Alexander-Grenadiers" — durch ein ganz eigenartiges Büchlein vermehrt. Während bisher Mitkämpfer im eigentlichsten und engsten Sinn das Wort ergriffen haben, bietet uns diesmal der zweite Feldgeistliche der württembergischen Felddivision, Dr. Eduard Pfleiderer, — von 1873—77 o. ö. Professor der Philosophie in Kiel, seit 1877 in Tübingen — eine Schilderung seiner Erlebnisse dar, welche ihren Reiz nicht bloß durch die Sache, das Hereingreifen des Ewigen und Friedevollen in den erbarmungslosen Völkerkampf, sondern auch durch die Persönlichkeit des Erzählers empfängt. Pfleiderer ist allerdings eine in sittlich-religiöser Hinsicht scharfkantige und in sich geschlossene Persönlichkeit; aber so entschieden und bestimmt in seinen Ueberzeugungen er ist, so duldsam ist er gegen Andere. Das Amt des Feldpredigers hat er in dem Geiste des Apostels übernommen, welcher „den Griechen ein Grieche, den Juden ein Jude, Allen Alles" sein wollte, und so hat er für jede seiner Pastoration übergebene Seele den rechten Ton, für jede Lage das treffende Wort aus der Schrift und dem eigenen Herzen gefunden: taktund wirkungsvoller konnte das hohe und schwere Amt nicht wohl versehen werden. Ein Theologe und Philosoph sieht Manches, was dem Krieger entgeht; so wird das vorliegende Büchlein auch im Allgemeinen dazu beitragen, daß das große Jahr unserer Geschichte in immer vollere Beleuchtung tritt.

εγ. **Aus den Erinnerungen eines schleswig-holsteinischen Officiers.** Von F. A. von Levetzow. Schleswig, Jul. Bergas. 1890.

Ein gut deutsch und gut schleswig-holsteinisch gesinnter Edelmann, welcher seiner Zeit als Premierlieutenant und Adjutant in der schleswig-holsteinischen Reiterbrigade gedient hat, fühlt sich gedrungen, in diesen Erinnerungen die, soweit seine Kenntniß der Sache reicht, wahre Geschichte des Kampfes der Elbherzogthümer gegen die Dänen zu schreiben und vor Allem der ihn empörenden Auffassung entgegenzutreten, als ob 1848 ein „Aufruhr" gegen den gesetzlichen Herrscher stattgefunden. Er wendet sich dabei mit großer Schärfe gegen die eiderdänischen Politiker, welche 1848 das Heft in die Hände bekamen, und charakterisirt ihre rücksichtslose Parteipolitik mit einer leidenschaftlichen Energie, welcher man das quaeque ipsa miserrima vidi sehr wohl anmerkt. Gegen die Person Friedrich's VII. und gegen die Herrschaft des Oldenburger Mannsstammes war die Erhebung des Volkes vom Jahre 1848 in keiner

Weise gerichtet: mit verschwindenden Ausnahmen hielt man an der Verbindung mit Dänemark fest, solange ein Sproß des Oldenburger Mannsstammes zugleich König und Herzog war. Aber ebenso tief fühlte das Volk die Pflicht, seinen Herzog daran zu hindern, daß er in seiner gleichzeitigen Eigenschaft als König von Dänemark die beschworene Treue gegen seine angestammten deutschen Lande breche (S. 209). Wir glauben den Verfasser versichern zu können, daß — wenn schon in den Herzogthümern selbst nach seiner Aussage diese Auffassung erstaunlicher Weise von einem Theil der jüngeren Geschlechter verkannt wird — sie doch im übrigen Reich von allen Urtheilsfähigen stets getheilt worden ist und heute noch getheilt wird. Wir haben jetzt Sybel's klassische Darstellung der schleswig-holsteinischen Frage und ihrer Lösung. Daneben wird eine so charaktervolle Schilderung eines wackeren Mitkämpfers gewiß ihre gebührende Stelle finden.

7. **Stanley's Nachhut in Yambuya, unter Major Edm. M. Barttelot.** Herausgegeben von Major G. Barttelot. Autorisirte Uebersetzung von E. Oppert, Hamburg, Verlagsanstalt u. Buchdruckerei Actiengesellschaft (vormals J. F. Richter). 1891.

Ein volles Jahr nach seiner Rückkehr aus Afrika trat Stanley plötzlich mit den schwersten Anklagen gegen den Leiter der von ihm am Aruwimi zurückgelassenen Nachhut hervor. Dieser war bekanntlich Major Edm. M. Barttelot, welcher in Aruwimi im Lager von Bomalya ermordet wurde. Es waren Anklagen so schwerer Art, daß sich der Bruder des Ermordeten veranlaßt gesehen hat, zu dessen Rechtfertigung das Tagebuch des Todten herauszugeben, trotzdem es nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt war. Selbstverständlich mußte die Nachlaßschrift redigirt werden; aus diesem Grunde, weil der Herausgeber mit dem Verstorbenen durch so enge verwandtschaftliche Bande verknüpft war, ist das vorliegende Buch als Beweismittel nicht ganz einwandsfrei. Es läßt den Leser im Zweifel, ob nicht doch die auch hier wiederholt betonte Heftigkeit Barttelot's die Ursache zu seiner Ermordung war: ob es nicht möglicher Weise auch hier heißt: cherchez la femme. Das Eine aber spricht aus jeder Zeile von Major Barttelot's Tagebuch, daß wir es mit einem durchaus ehrenhaften, wahrheitsliebenden Charakter zu thun haben, mit einem Mann voller Gemüth, Energie und Thatkraft. Soldat mit Leib und Seele, gehen ihm Ehre und Pflicht über Alles. Sein Vorleben beweist uns, daß Tapferkeit und Muth zu seinen hervorragenden Eigenschaften zählten und daß er ein echter Gentleman war. Auf keinen Fall ist er der unfähige Mann, als welchen ihn Stanley gegen bessere Ueberzeugung erscheinen zu lassen sich bemüht. Stanley war von Barttelot's großem Werthe überzeugt, ebenso davon, daß er bei einer solchen Expedition ganz an seinem Platze stand, und dies genügte, um den ganzen Haß und die volle Eifersucht des ruhmsüchtigen Stanley zu erregen. — Das Buch ist übrigens mehr als ein Versuch, die von Stanley angegriffene Ehre des Ermordeten wieder herzustellen, es ist eine einzige große Anklage gegen Stanley selbst, so daß dieser seinerseits darauf wird bedacht sein müssen, sich von dem zu reinigen, was ihm der empörte Bruder ins Gesicht schleudert. Es ist außerdem für die Geschichte der denkwürdigen Stanley'schen Emin Pascha-Expedition nach jeder Richtung vom höchsten Interesse, besonders auch was die eigentlichen Motive derselben angeht, und trägt mehr zur Klärung jener Ereignisse bei, als irgend eine andere Publikation.

8. **La politique française en Tunisie.** Le Protectorat et ses origines, par P. H. X. Paris, Librairie Plon. 1891.

In unseren Tagen allgemeiner und beständig zunehmender Theilnahme an colonialen Fragen verdient das vorliegende Buch die Aufmerksamkeit der deutschen Lesewelt. Einmal als Beitrag zur Kenntniß eines interessanten, wenig beachteten Kapitels neuerer Geschichte und des durch dasselbe bedingten unversöhnlichen Gegensatzes zwischen Frankreich und Italien: vornehmlich aber als Auseinandersetzung über Wesen und Eigenthümlichkeit des Protectorats-Systems, welches die Pariser Regierung in ihren sämmtlichen neuen Erwerbungen (Madagascar, Tonking Annam und Tunesien) zur Ausführung gebracht hat. Dieses System steht zu den Ueberlieferungen französischer Colonialpolitik und französischer Verwaltungspraxis in so ausgesprochenem Gegensatz, daß seine Anwendung auf lebhaften Widerspruch gestoßen und lediglich wegen seiner finanziellen Bequemlichkeit von der Volksvertretung zugelassen worden ist. Seine angebliche „Halbheit" bildet noch gegenwärtig den Gegenstand heftiger Anfeindungen der radicalen Partei, welche als Vertreterin der „Logik und Consequenz in politischen Dingen" durchaus annexionistisch gesinnt ist. — Das vorliegende Buch kennzeichnet sich als Schutzschrift des Protectorats und der Männer, die dasselbe auf Tunesien angewendet haben (Ferry, Cambon, Massicault), indem es die schweren Nachtheile und Zeitverluste, welche mit der Annexion Algeriens und den in diesem Lande versuchten administrativen Experimenten verbunden gewesen waren, zu den raschen, wohlfeil errungenen Erfolgen des in Tunesien befolgten Systems in Gegensatz stellt. Der Natur der Sache nach geht es dabei ohne einzelne Schönfärbungen nicht ab; in der Hauptsache behält der ungenannte Verfasser dagegen unzweifelhaft Recht, wenn er behauptet, die Aufrechterhaltung der Autorität des Bey und der überkommenen Landes-Organisation Tunesiens habe sich vortheilhaft bewährt, den Betheiligten (Franzosen, Berbern und Arabern) die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse wesentlich erleichtert und unerwartet günstige Resultate erzielt. Die von der finanziellen, wirthschaftlichen und militärischen Lage Tunesiens handelnden letzten Abschnitte (hundertundfünfzig Seiten des einunddreißig Bogen starken Werks) verdienen besondere Berücksichtigung, weil sie eine Zusammenfassung sonst verstreut publicirter Daten und Actenstücke enthalten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anzengruber. — Die Kameradin. Eine Erzählung von Ludwig Anzengruber. Zweite Auflage. Dresden u. Leipzig, Heinrich Minden. 1891.

Arent. — Aus dem Großstadtdrodem. Von Wilhelm Arent. Mit einem Geleitswort von Lucian von Prager. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1891.

Bamberger. — Zum Jahrestag der Entlassung Bismarck's. Von Ludwig Bamberger. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1891.

Blum. — Der Kanzler von Florenz. Von Hans Blum. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Brann's, Emil, Briefwechsel mit den Brüdern Grimm und Joseph von Laßberg. Herausgegeben von R. Ehwald. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1891.

Brentano's, Clemens, Frühlingskranz aus Jugendbriefen ihm geflochten, wie er selbst schriftlich verlangte. Berlin, Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1891.

Büchner. — Fremdes und Eignes aus dem geistigen Leben der Gegenwart. Von Prof. Dr. Ludwig Büchner. Zweite Auflage. Leipzig, Max Spohr. 1891.

Carus. — The soul of man. An investigation of the facts of physiological and experimental psychology. By Dr. Paul Carus. Chicago, The Open Court Publishing. 1891.

Chabot. — Katharina Edwere's Wittwenschaft. Eine Kritiknovelle von C. Chabot. Konstanz, W. Meck's Buchhandlung. 1891.

Deutschlands Schule im Jahre 2000. Der Traum eines Pädagogen. Berlin, Walther & Apolant. 1891.

Devrient. — Meine Erinnerungen an Felix Mendelssohn-Bartholdy und seine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. Dritte Auflage. Leipzig, J. J. Weber. 1891.

Die Erziehung der Eltern. Meines Bruders Hüter. Zwei Laienpredigten vom Verfasser von John Halifax, Gentleman. Autorisirte Uebersetzung von Hedwig Weiß. 2. Auflage. Berlin, J. H. Schorer.

Die kaiserliche Rede und die Schule der Zukunft. Vom Standpunkte eines jüngeren Fachgenossen aus beleuchtet. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung (R. Strider). 1891.

Die Libertad. Novelle. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1891.

Dóczi. — Letzte Liebe. Schauspiel in vier Acten von Ludwig Dóczi. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Dóczi. — Maria Szécsy. Schauspiel in drei Acten von Ludwig Dóczi. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Elster. — Eine Reichstagsrede. Roman von O. Elster. Leipzig, B. Elischer Nachfolger (W. Windler). 1891.

Falkenhorst. — Schwarze Fürsten. Bilder aus der Geschichte des dunklen Welttheils. Von C. Falkenhorst. Erster Theil: Fürsten des Sudan. Leipzig, Ferdinand Hirt & Sohn. 1891.

Fenner. — Heinrich Leuthold. Eine kritisch-biographische Skizze von Heinrich Fenner. Basel, Benno Schwabe.

Frizzoni. — Arte Italiana del Rinascimento. Saggi critici di Gustavo Frizzoni. Milano, Fratelli Dumolard. 1891.

Galitzin. — Der Rubel. Roman aus der Gesellschaft von Fürst Dimitry-Galitzin. Einzig autorisirte Uebersetzung von Adele Berger. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Gnauck-Kühne. — Das Universitätsstudium der Frauen. Ein Beitrag zur Frauenfrage v. E. Gnauck-Kühne. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung (A. Schwartz). 1891.

Gregorovius. — Die Verwendung historischer Stoffe in der erzählenden Literatur von Leo Gregorovius. München, Buchholz & Werner. 1891.

Hillern. — Die Geier-Wally. Eine Geschichte aus den Tyroler Alpen von Wilhelmine von Hillern, geb. Birch. Sechste Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel. 1891.

Hoffmann's von Fallersleben Gesammelte Werke. Herausgegeben von Dr. Heinrich Gerstenberg (Hamburg). Zweiter Band: Lyrische Gedichte. Kinderleben. Die vier Jahreszeiten. Berlin, F. Fontane. 1891.

Holland-Rockstro. — Jenny Lind. Ihre Laufbahn als Künstlerin 1820—1851. Nach Briefen, Tagebüchern ꝛc. von H. S. Holland und W. S. Rockstro. Autorisirte deutsche Uebersetzung von Hedwig J. Schrell. 2 Bde. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Holmblad. — Professor Sylvan's junge Ehe und andere Novellen von Alexandrine von Holmblad. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1891.

Indicator. — Die Entwicklung unserer Staats-Eisenbahnen von Indicator. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1891.

Keiter. — Fr. W. Weber, der Dichter von „Dreizehnlinden". Eine Studie von Heinrich Keiter. Dritte vermehrte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1891.

Kerstan. — Sapere aude! Roman von Kerstan. Zweite Auflage. 3 Bde. Leipzig, Max Spohr. 1891.

Kleinwächter. — Die Staatsromane. Ein Beitrag zur Lehre vom Communismus und Socialismus von Dr. Friedrich Kleinwächter. Wien, M. Breitenstein. 1891.

Koopmann. — Raffael's erste Arbeiten. Entgegnung auf Herrn von Seidlitz' Besprechung meiner Raffael-Studien von Dr. W. Koopmann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1891.

Kühn. — Goethe's Leben und sein Faust. Eine Untersuchung von Wilhelm Kühn. Berlin, Mayer & Müller. 1891.

Laban. — Der Gemüthsausdruck des Antinous. Ein Jahrhundert angewandter Psychologie auf dem Gebiete der antiken Plastik von Ferdinand Laban. Berlin, W. Spemann. 1891.

Madách. — Die Tragödie des Menschen. Dramatisches Gedicht von Emerich Madách. Aus dem Ungarischen übersetzt von Ludwig Dóczi. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger. 1891.

Manfrin. — Gli Ebrei. Sotto la dominazione romana. Par P. Manfrin. 2 vols. Roma, Fratelli Bocca.

Medicus. — Illustriertes Pflanzenbuch. Anleitung zur Kenntnis der Pflanzen nebst Anweisung zur praktischen Anlage von Herbarien von Dr. Wilh. Medicus. 1 Lfg. Kaiserslautern, Aug. Gotthold.

Müllberger. — Studien über Proudhon. Ein Beitrag zum Verständniß der socialen Reform von Dr. Arthur Müllberger. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1891.

Münz. — Aus Quirinal und Vatican. Studien und Skizzen von Sigmund Münz. Berlin, Paul Hüttig. 1891.

Niecks. — Friedrich Chopin als Künstler und als Mensch von Friedrich Niecks. Aus dem Englischen von Dr. W. Langhans. Zwei Bände. Leipzig, F. E. C. Leuckart (Constantin Sander). 1890.

Paul. — Ueber die Wege des Denkens. Von Dr. J. Paul. Leipzig, Otto Wigand. 1891.

Pomezny. — Nicht rasten und nicht rosten! Jahrbuch des Schöffel-Bundes in Oesterreich für 1891. Geleitet von Franz Pomezny. Wien, A. Hartleben's Verlag. 1891.

Recueil des Actes du Comité de Salut public avec la correspondance officielle des représentants en mission et le registre du conseil exécutif provisoire. Publié par F.-A. Aulard. Tome troisième. Paris, Imprimerie Nationale. 1890.

Rindfleisch. — Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch. 1870—71. Herausgegeben von E. Ornold. Dritte Auflage. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 1891.

Sandvoß. — Für praktisches Christenthum. Gedichte von R. Sandvoß. Wernigerode, B. Angerstein.

Schaible. — Standes- und Berufspflichten des deutschen Offiziers. Bearbeitet von Schaible. Berlin, R. Eisenschmidt. 1891.

Schliemann. — Bericht über die Ausgrabungen in Troja im Jahre 1890. Von Dr. Heinrich Schliemann. Mit einem Vorwort von Sophie Schliemann und Beiträgen von Dr. Wilhelm Dörpfeld. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1891.

Schott. — Neue Gedichte von Sigmund Schott. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1891.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Paul Lindenberg in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING SLIP JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.67

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY